p.
3
/2

gel

Opp.
553 v (2

Verschmiert!
8.3.63
Züchner

A BRIEF

<36600493200017

<36600493200017

Bayer. Staatsbibliothek

FRIEDRICH SCHLEGEL

1794—1802

SEINE PROSAISCHEN JUGENDSCHRIFTEN

HERAUSGEGEBEN

VON

J. MINOR

ZWEITER BAND

ZUR DEUTSCHEN LITERATUR UND PHILOSOPHIE

WIEN 1882

VERLAG VON CARL KONEGEN

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Adolf Holzhausen in Wien,
k. k. Hof- und Universitäts-Buchdrucker.

Vorrede.

Der vorliegende zweite Band der Friedrich Schlegel'schen Jugendschriften enthält die Schriften zur deutschen Literatur und Philosophie, denen sich je ein Aufsatz zur ausländischen Philosophie (über Condorçet) und Literatur (über Boccaccio) chronologisch anschliesst.

«Die Deutschen sind ein recensirendes Volk; und in den sämmtlichen Werken eines deutschen Gelehrten wird man eine Sammlung von Recensionen eben so zuversichtlich suchen, als eine Auswahl von Bonmots in denen eines Franzosen»: so sagt Friedrich Schlegel in dem Aufsatz über Forster. Eine Sammlung von Recensionen beginnt daher zweckmässig diesen Band. Von der chronologischen Ordnung abweichend, nach welcher die philosophischen Kritiken über Condorçet und Kant hätten vorhergehen müssen, habe ich die Angriffe gegen Schiller obenan gestellt, weil sie dem ganzen Bande und Schlegels Auftreten auf diesem Gebiete seine Signatur geben und den wichtigsten Wendepunkt in der Geschichte der Romantik bezeichnen.

Seinen jugendlichen Grundsatz, nie anonym zu schreiben, hat Friedrich Schlegel bald aufgegeben. Bei der Ausscheidung der ihm zugehörigen anonymen Recensionen aus dem Journal Deutschland bin ich selbständig vorgegangen; aber im ganzen zu denselben Resultaten gekommen, in denen schon Koberstein (Grundriss IV[5] 618, 72) und Haym (201 Anm. 3) übereinstimmten. Auf eigene Autorität schreibe ich Friedrich Schlegeln die wichtige Recension des 2. bis 5. Horenheftes 1796 zu. Es ist hier zunächst ein anderer Recensent zu constatiren als der im 3. Stück von «Deutschland» das 10. bis 12. Horenheft 1795 besprochen hatte; denn dieser findet die Charaktere in Engels Lorenz Stark

verzeichnet, während unser Recensent gerade die feine Charakterzeichnung rühmend hervorhebt. Trotz der gut masquirten Unpartheilichkeit, mit welcher A. W. Schlegels Beiträge besprochen werden, verräth sich Friedrich bald als den Verfasser der Recension: wenn er seinen Liebling Aristophanes den Prüfstein unter den alten Klassikern nennt der den seichten Schwätzer und den Kenner unterscheidet; wenn er für die zergliedernde Kritik Parthei nimmt, womit das Lyceumfragment 57 (S. 191) zu vergleichen ist; wenn er sich ganz im Sinne des Athenäumsfragmentes 172 (S. 230) und des Aufsatzes über Wilhelm Meister (S. 177 Z. 26—28) über die Unergründlichkeit der Werke des Genius auslässt; wenn er ganz übereinstimmend mit der Recension des Niethammer'schen Journals es als die oberste Aufgabe der Kritik hinstellt den Werth eines Werkes zu bestimmen. Der Ausspruch «Goethe schwelge zu sehr im Genusse seines vollendet schönen selbst» ist der Rest seines frühern Hasses gegen den in Selbstvergötterung gesunkenen Goethe (Haym 874). Die schreienden Härten und empörenden Nacktheiten, welche der Recensent bei Shakspeare findet, der Satz dass erhabene Verzweiflung die Seele des Hamlet sei und die folgende Parallele zwischen Hamlet und Faust verrathen deutlich den Verfasser der Schrift «über das Studium», von welcher das vorhergehende Heft des Journals Deutschland einen Auszug aus den ersten 10 Bogen gebracht hatte. So stimmt auch der Ausspruch dass die Schönheit das Gesetz und Ziel der antiken Poesie gewesen sei und die S. 15 geäusserte Ansicht über das griechische Kunsturtheil ganz mit «die Griechen und Römer» (vgl. Bd. I 168) überein. Endlich weist der Ausdruck durchaus auf Schlegel: die Gedanken «lustwandeln» (vgl. Raich 84) den leichten Gang eines ruhigen Gesprächs; der Ausdruck ist «fröhlich», oder «bis zur Vollendung ausgefeilt und von bewunderungswürdiger Eurhythmie»; es dämmert in den Köpfen der «Vernünftler» — man erkennt hieraus leicht Friedrich Schlegels Jargon und Lieblingswendungen.

Für die Recension des Xenienalmanaches haben wir neuerdings ein direktes Zeugnis erhalten. Novalis berichtet (bei Raich 24) dass er das zehnte Stück Deutschland erhalten habe: «Die *[es folgt ein unleserliches Wort]* . . . kannt ich schon und Du weisst dass ich sie sehr bewundere. Die Bruderrettung wird

man Dir, wie dem Timoleon den Brudermord, aufmutzen.» Diese Stelle kann sich nur auf die Recension des Xenienalmanaches beziehen, worin A. W. Schlegels Pygmalion «gerettet» wird. Eine eigenthümliche Ironie liegt darin, dass sowol das «naive Epigramm», wie die Epigramme auf Reichardt, welche Schlegel in der Absicht Schiller zu kränken so beissend durchliess, nach Carolinens späterer Erfahrung (Waitz I 185) von Goethe herrühren. Die Recension der letzten Horenstücke erhält durch die Erwähnung des Streites mit Woltmann (bei Raich 37) ein neuerliches äusseres Zeugnis; Karoline läugnete irgend welchen Antheil daran zu haben (Waitz I 191).

Die Recension von Herders Humanitätsbriefen gehört entschieden Friedrich Schlegeln an; man vergleiche das S. 43 Z. 24—27 über den Gang der modernen Poesie gesagte mit dem Gespräch über die Poesie S. 353 Z. 25—28. Die Recension der Fülleborn'schen Schriften betreffend füge ich den von Haym geltend gemachten Gründen den Ausdruck «ausschweifen» (S. 48 Z. 36) in jener übertragenen Bedeutung hinzu, welche sofort Friedrich Schlegel verräth. Er sagt Bd. I S. 22 Z. 31: «wer in Marmor ausschweift, erstarrt»; er redet a. a. O. S. 171 Z. 22 von den «Ausschweifungen des wahrhaft grossen Künstlers» etc.

Abzusprechen ist Friedrich Schlegeln die Recension über eine poetische Epistel Mansos im 8. Stück Deutschland, welche auf Grund des Briefwechsels der Brüder A. W. Schlegeln angehört (Haym 744 Anm.). Diesem war irrthümlich auch Friedrichs Aufsatz über Goethe zugeschrieben worden (vgl. Bd. I S. 114). Das 5te Stück Deutschland brachte die Probe einer neuen Uebersetzung von Shakespeares Werken (Romeo und Julie V 3), mit «A. W. Schlegel» unterzeichnet. Wilhelm hatte die Absicht eigene Aufsätze für «Deutschland» zu liefern, war aber wegen des Honorars besorgt; Friedrich beruhigte ihn zwar hierüber, rieth aber wegen des Verhältnisses zu Schiller zur Ueberlegung (Caroline I 176). Friedrich, der im entlehnen fremder Gedanken nicht faul war, wollte deshalb Wilhelms und Carolinens Gedanken über W(ieland?) mit seinen eigenen Zusätzen vermehrt unter seinem Namen bei Reichardt erscheinen lassen, der auch Wilhelm als seinen Verbündeten betrachtete. Wirklich scheint nun Wilhelm, da er die Recension der Manso'schen Epistel als sein

Eigenthum anerkennt, anonym für «Deutschland» geschrieben zu haben. Das macht bei dem Ideencommunismus der beiden Brüder die Autorschaftsfrage noch schwieriger und ganz unmöglich wäre es nicht, dass A. W. etwa auch an der Recension Herders oder Fülleborns gearbeitet und sich Friedrichs Ideen und Ausdrücke zu eigen gemacht hätte.

Die Recension über Garve, von der Haym 744* spricht, ist Manuscript geblieben. «Deutschland» bringt im 8. Stück (S. 169—176) einen Abschnitt «Ueber die Musse» aus Garves eben erschienenen vermischten Aufsätzen und verspricht seinen Lesern nächstens eine umständlichere Anzeige, die aber nicht erfolgt ist. Auf diese Veranlassung ist wol ein Aufsatz Friedrichs über Garve zurückzuführen; er ist aber, wie gesagt, Manuscript geblieben (Aus Schleiermachers Leben IV 62) und Friedrich Schlegel fühlte sich später durch Schleiermachers Notiz weit übertroffen (a. a. O. III 138).

Wo Friedrich Schlegel, wie er behauptet, gegen die Recensenten der Horen in der Allgemeinen deutschen Bibliothek und Jakobs Annalen geschrieben hat (Haym 890), war mir unmöglich ausfindig zu machen.

Die philosophischen Kritiken über Condorçet und Kant, beide noch in Dresden geschrieben und beide ursprünglich für Niethammers philosophisches Journal bestimmt (Haym 908; Waitz, Caroline I 177), bilden den Uebergang zu der glänzenden Reihe von Charakteristiken und Kritiken, welche den positiven Kern dieses Bandes ausmachen und die sogenannten eleganten Philosophen, d. h. die welche zugleich auf Philosophie und Poesie Anspruch machen, zum Gegenstand haben. Auf Condorçets Esquisse, der damals allgemeines Aufsehen erregte, wurde Friedrich von Carolinen aufmerksam gemacht; deren Bemerkungen wenigstens der Einwurf, wie flüchtig Condorçet die Sittlichkeit berühre, seine Entstehung verdankt (Waitz I 160). Auch A. W. Schlegel hatte vor über Condorçet zu schreiben (Haym 908); er bietet im November 1795 Schillern einen Aufsatz darüber für die Horen an, Schiller antwortet, derselbe werde ihm willkommen sein (Preussische Jahrbücher XIX 203. Böcking, Briefe Schillers und Goethes an A. W. Schlegel S. 8) — gleichwol ist die Sache unterblieben: man sollte fast meinen, dass er nur Friedrichs Aufsatz in die

Horen einschmuggeln wollte, so unbestimmt drückt er sich über den Verfasser aus.

Die ersten Keime der Recension des Woldemar finden sich in den philosophischen Fragmenten bei Windischmann. Für das Journal «Deutschland» hatte Fichte eine Anzeige zugesagt; und solange Reichardt von diesem eine solche zu erhalten hoffte, ging er auf die Anträge von «zweien seiner besten Verbündeten» (offenbar der Brüder Schlegel) nicht ein. Erst nach wiederholter Anfrage von Seiten der Schlegel, die sich diesen kritischen Braten nicht wollten entgehen lassen, fragt er bei Fichte (am 6. Juli 1796) definitiv an, ob er von ihm eine Anzeige hoffen dürfe oder ob Fichte es vielleicht lieber sähe, wenn er (Reichardt) sie anderen, wie er glaube, auch guten Händen übergebe (Fichte's Leben II^2 519). Jakobi verfiel Friedrichs «guten Händen».

Ueber den «neuen Orpheus», an dem Kant viel Vergnügen fand (Holtei, dreihundert Briefe III 165), über die Recension des Niethammerschen Journals und den Lessingaufsatz haben wir neuerdings ausgezeichnete Urtheile von Novalis erhalten (Raich 24. 32 f. 46 f.). Die erste Anregung zu dem Aufsatze über Wilhelm Meister gibt das Lyceumsfragment 120 an: «Wer Goethe's Meister gehörig charakterisirte, der hätte damit wohl eigentlich gesagt, was es jetzt an der Zeit ist in der Poesie. Er dürfte sich, was poetische Kritik betrifft, immer zur Ruhe setzen.»

An diese positive Wirksamkeit Friedrich Schlegels in den Charakteristiken schliesst sich die negative in den Fragmenten unmittelbar an. Hier wird es wol kaum einer Entschuldigung bedürfen dass ich die Fragmente des Athenäums vollzählig wieder habe abdrucken lassen. Friedrichs Geist lebt in ihnen allen; und die Autorschaftsfrage ist kaum zu entscheiden. Friedrich Schlegel sucht aus Schleiermachers Rhapsodien Fragmente heraus; er fordert Caroline auf aus Friedrichs, Wilhelms und Novalis' Briefen, woher sie wolle, aus Himmel und Hölle Fragmente zu excerpiren, denn wenn sie gleich keine Fragmente machen könne d. h. wolle, so wisse doch gewiss niemand besser Fragmente auszuschneiden. Wie könnte man entscheiden, wer in solchen Fällen der Verfasser ist? Die vorliegende Ausgabe druckt diejenigen Fragmente, welche anderen Verfassern entschieden zugehören, mit kleinen Lettern; grosser Druck bedeutet nur dass kein anderer

Verfasser nachgewiesen ist, weist also gewiss in den meisten Fällen, aber durchaus nicht immer auf Friedrich. Der Verfasser ist sichergestellt erstlich, wo die Varianten einen zweiten Druck aufweisen, in diesem Falle steht die Chiffre des zweiten Druckortes unmittelbar neben dem Namen des Verfassers. Bei dem Abdruck in B, der nur dann Werth hat wenn er mit S zusammentrifft oder durch Wilhelms eigene Aufzeichnungen autorisirt ist, ist immer zu ersehen, auf wessen Autorität hin er geschehen ist. Ausser den zalreichen und wenig benützten Fragmenten von Novalis habe ich alle Fragmentsammlungen durchnummerirt (S und B waren es schon), und jeder Seitenzahl die Nummer des Fragmentes in Klammer beigesetzt. Es versteht sich von selbst dass ich zu den Fragmenten von Wilhelm, Schleiermacher und Novalis keine Varianten gebe, obwol Böckings überschätzte Ausgabe der Werke Wilhelms solche eher herausfordern als entbehrlich machen könnte.

Wo im andern Falle der Verfasser eines Fragmentes mit Hilfe eines äussern oder innern Zeugnisses constatirt werden konnte, findet man die Quelle oder Parallelstelle unter den Lesarten im Cursivdruck neben dem Namen des Verfassers angegeben. Ich habe hiebei von den älteren Untersuchungen Siegwarts u. A., welche auf mangelhaftem Material beruhen, ganz abgesehen und mich an die von den Handschriften unterstützten neueren Forschungen Dilthey's und Hayms gehalten, hie und da auch etwas aus eigenem hinzugegeben.

Ist nun in den Athenäumsfragmenten mehr als Friedrich Schlegels Eigenthum geboten worden, so habe ich die unfruchtbare Mühe, die wenigen in Novalis' Blüthenstaub (Athenäum I 1) unserem Autor angehörenden Fragmente (Haym 901) herauszusuchen, bald aufgegeben. Ein künftiger kritischer Herausgeber des Novalis mag hier ebenso verfahren wie ich mit den Athenäumsfragmenten. Ebenso habe ich die wenigen Stellen in A. W. Schlegels «Reichsanzeiger» (Athenäum II 2), welche nachweislich Friedrich Schlegeln zugehören (Caroline I 256. 280), hier weggelassen, weil sie aus dem Zusammenhange gerissen ohne Wirkung und Verständnis bleiben müssen. Wilhelm Schlegel hat dafür auch zu Friedrichs «Ideen» beigesteuert: nach Schleiermachers Briefwechsel III 119. 135 soll er drei Fragmente in den

Druck gegeben haben, von denen eines später zurückgezogen wurde. Ich habe auch hier die Auswahl bald aufgegeben.

Den Brief über die Philosophie schrieb Friedrich im August 1798 in Dresden, ohne Materialien und Geräth ausser einem Octavblättchen Chiffren, bis auf wenige Worte gleich so hin wie er blieb. Schlegel meinte so populär habe er noch nie geschrieben und wurde mit neuer Zuversicht erfüllt: ein Felsen war ihm von der Brust genommen und eine neue Episode in seiner Schriftstellerei sollte damit beginnen (Aus Schleiermachers Leben III 90. 93 f. u. Anm.). In der Form eines Frauenbriefes, die ihm leicht und anzüglich schien, wollte er zunächst fürs Athenäum über die Griechen schreiben und den Brief an Caroline adressiren (Caroline I 222). Dann wollte er an die Constitution der Popularität in dem Briefe über die Philosophie anschliessend zunächst eine moralische Rede fertig machen; ganz allgemein, blos ein Aufgebot an alle gebildeten Menschen in Masse, über ihre Menschheit und Bildung menschlich und gebildet reden zu hören (Caroline I 256 f.).

An dem Gespräch über die Poesie arbeitete Friedrich vom Herbst 1799 bis Mitte Januar 1800 (Aus Schleiermachers Leben III 119. 121. 140. 151.). Die Form des Gespräches überkam er von Wilhelm, der sie in den Gemäldegesprächen angewendet hatte. Der eingeschaltete Aufsatz über die «Epochen der Dichtkunst» versucht auf Basis einer ausgebreiteteren Kenntniss der romantischen Dichtkunst, wovon der im Frühjahr 1801 entstandene Aufsatz über Boccaccio ein Zeugnis ist, eine nochmalige Lösung der in der Abhandlung «über das Studium» gestellten Aufgabe. Der Aufsatz «über den verschiedenen Stil in Goethe's Werken» geht auf eine Vorlesung zurück, welche Friedrich im Frühjahr 1799 hielt (Caroline I 257). Auf das Fragment «Ueber Meister» sollten noch zwei Portionen folgen; Friedrich wollte sich für die Fortsetzung darnach richten, wie Goethe den Anfang nehme. Caroline gab ihm Nachricht (Caroline I 216), dass Goethe auch besonders die ironischen Stellen, auf die sich Friedrich etwas zu Gute that, gefasst habe und munterte zu baldiger Fortsetzung auf. Noch ehe Friedrich diese Nachricht empfangen hatte, war er voll neuen und frischen Muthes seinen Versuch über Meister fortzusetzen oder vielmehr gleich in einem Stück

zu endigen. Dennoch blieb die Arbeit liegen. Jetzt benützte Friedrich den genannten Vortrag als Leitfaden und suchte alle einzelnen guten Gedanken, die er in seinem Heft über Goethe niedergeschrieben hatte, zusammen, um das über Meister auf eine indirekte Art, die er nunmehr für besser hielt als die direkte, fortzusetzen. Der «Brief über den Roman» greift gleichfalls in die Berliner Zeit zurück, wo Friedrich viele Romane las und Richter liebgewann (Caroline I 223). In einem Briefe an Caroline vom März 1799 heisst es (I 247): «Ebenso würde ich auch nicht gern mit einer Frau über Romane reden, von der ich nicht notorisch wüsste, dass sie alle Engländischen Romane verabscheut, oder was ich noch vorziehen würde, keinen derselben gelesen hat.« An Caroline haben wir uns demnach den Brief über den Roman gerichtet zu denken.

Auch der Aufsatz über die Unverständlichkeit geht auf einen alten Essay zurück, den Friedrich in Berlin machte als Schleiermacher in Potsdam war (Frühjahr 1799). In der «Fuge von Ironie», welche Friedrich Ende Juni 1800 zum Abschlusse des Athenäums lieferte, war dieser Essay so ziemlich in Kochstückchen zerhackt (Aus Schleiermachers Leben III 190 f.).

Die Fortsetzung des Lessing-Aufsatzes hatte Schlegel nach dem Bruche mit Reichardt für das Athenäum in Aussicht genommen (Aus Schleiermachers Leben III 72). Schon im August 1798 aber bestimmte er sie für ein Bändchen kritischer Schriften, in welchem der Woldemar, Forster, die Lyceischen Fragmente mit dem abgeschlossenen Aufsatz über Lessing vereint erscheinen sollten (a. a. O. III 86). Es ist der erste Gedanke der «Charakteristiken und Kritiken», zu deren Herausgabe sich Friedrich später mit seinem Bruder vereinigte und welche, nachdem sie zuerst Unger angeboten worden waren, 1801 bei Nikolovius in Königsberg erschienen. Mitte Februar 1801 war Friedrich auch entschlossen den Lessing-Aufsatz in den Charakteristiken und Kritiken mit dem Gedichte «Herkules Musagetes» zu schliessen. Dieser Abschluss des Lessing-Aufsatzes, der gar nicht von Lessing sondern von Friedrich Schlegel handelt und den ersten Theil nicht fortsetzt sondern einfach abbricht, erscheint hier am Schlusse dieses Bandes als selbständiger Aufsatz, als welcher er durchaus zu betrachten ist. Statt einer Charakteristik Lessings gibt Schlegel

Lyceumsfragmente, an die Stelle Lessings setzt er sich selbst. An den Abschluss dieses Aufsatzes knüpft Schlegels fernere literarhistorische und kritische Thätigkeit an, er bildet den Höhepunkt der Paradoxie Friedrich Schlegels in der Fragmentenepoche und weist zugleich in die Zukunft: darum bildet er einen geeigneten Abschluss für diese Epoche, welche mit Schlegels Abgang nach Paris schliesst. Was Friedrich auf Schleiermachers Vorwurf der Formlosigkeit zu erwidern hatte, liest man «aus Schleiermachers Leben» III 269 f.

Weitere Auslassungen, als die oben (S. VIII f.) angegebenen geringfügigen, finden sich in diesem Bande nicht. Die philosophischen Fragmente, welche Windischmann herausgegeben hat, enthalten den Keim zu fast allen grösseren Arbeiten Friedrich Schlegels aus der folgenden Zeit und gehören als Vorarbeiten ebenso wenig in eine Sammlung seiner Schriften als die fragmentarischen Aufzeichnungen zu einer Vertheidigungsschrift «Für Fichte».

Ueber die Ausgabe von 1822 (W) habe ich seit dem Abschlusse des ersten Bandes näheres erfahren aus der Ankündigung der Verlagsbuchhandlung (Jakob Mayer & Comp. in Wien), welche dem 6ten Bande des im Besitze der k. k. Universitätsbibliothek in Wien befindlichen Exemplares beigegeben ist. Darnach war diese Ausgabe auf 15 Bände angelegt, von denen neun 1823 gedruckt wurden. Für den zehnten Band, der erst 1825 erschien, aber nach Angabe der Ankündigung damals (1823) bereits unter der Presse war, hatte Schlegel zuerst die Schrift «Ueber die Weisheit der Indier» in Aussicht genommen. Die folgenden Bände sollten enthalten: «vermischte Schriften — ästhetische und literarische Aufsätze — philosophische Lehrjahre, kleine philosophische und historische Schriften — Geschichte der neuern Zeit». Schon damals muss ein Stocken der Ausgabe, welches Friedrich Schlegel in den Briefen an Tieck zu leugnen sucht, gedroht haben, denn die Ankündigung schliesst: «Wegen Zweifler und Ueberbesorglicher wird bemerkt, dass der Verfasser unablässig mit Beendigung der Manuscripte sich beschäftigt und dass in diesen Werken durchaus nichts gestrichen ist, sondern selbe getreu so gedruckt worden sind, wie sie der Verfasser niedergeschrieben hat». Es erschienen 5 Ausgaben auf verschiedenem Papier; von den feineren wurden indessen nur wenige Exemplare gedruckt.

Der Druck des vorliegenden zweiten Bandes hat durch hartnäckig wiederkehrende Krankheit und meine Uebersiedlung nach Mailand mannigfache Störungen erlitten. Trotzdem ich auf der Mitte des Weges meinen treuen Gehülfen eingebüsst habe, hoffe ich dass die Correktur und Reinheit des Textes in nichts gelitten haben. Nachzutragen habe ich blos dass die Lyceumsfragmente 20 (S. 185) und 48 (S. 190) gleichfalls im Aufsatze über die Unverständlichkeit (S. 391) abgedruckt sind, was unter den Lesarten anzumerken wäre. Band I S. 25 Z. 15 und 16 sollte wol «ahndet» (statt «ahnt») in den Text gesetzt sein, welches die bei Schlegel durchstehende Form ist.

Für gütige Mittheilung von Drucken und Handschriften bin ich den Bibliotheksverwaltungen in Wien (Universitäts-Bibliothek), München und Dresden zu Danke verpflichtet.

Und nun möge der paradoxe Freund sich im neunzehnten Jahrhundert, von welchem er die Anerkennung aller seiner Doctrinen erwartete, einen aufmerksamen, wenn auch nicht immer strenggläubigen Leserkreis zu erobern suchen!

Mailand, 29. Mai 1882.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite

*[Recensionen:] 1
*Schillers Musenalmanach auf 1796 (1796) 1
*Schillers Horen 1796. 2. bis 5. Stück (1796) 7
*Schillers Horen 1796. 6. Stück (1796) 17
*Schillers Horen 1796. 7. Stück (1796) 20
*Schillers Musenalmanach auf 1797 (1796) 22
*Schillers Horen 1796. 8. bis 12. Stück (1797) 33
*Herders Humanitätsbriefe. 7. 8. Sammlung (1796) 41
*Fülleborns kleine Schriften (1796) 48
*Condorçet, Esquisse d'un tableau (1795) 50

[Charakteristiken und Kritiken:] 57
*Versuch über den Begriff des Republikanismus (1796) 57
*Jakobi's Woldemar (1796) 72
*Der deutsche Orpheus (1796) 92
*Niethammers philosophisches Journal (1797) 100
*Georg Forster (1797) 119
*Ueber Lessing (1797) 140
Ueber Goethe's Meister 1798 165

*[Fragmente:] 183
*Lyceumsfragmente (1797) 183
*Athenäumsfragmente (1798) 203
*Ideen (1799) 289

*[Notizen:] 308
*Ueber Schleiermachers Reden (1799) 308
*Ueber Tiecks Don Quixote (1799) 314

*Ueber die Philosophie. An Dorothea (1798) 317

Gespräch über die Poesie 1800 338
Epochen der Dichtkunst 343
Rede über die Mythologie 357
Brief über den Roman 367
Versuch über den verschiedenen Stil in Goethe's früheren und späteren Werken 376

*Ueber die Unverständlichkeit (1800) 386

Nachricht von den poetischen Werken des Johannes Boccaccio 1801 . 396

*[Abschluss des Lessing-Aufsatzes] (1801) 415
*Eisenfeile 417
Herkules Musagetes 430

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

[Recensionen.]

An den Herausgeber Deutschlands,

Schillers
Musen-Allmanach betreffend.

(Fungar vice cotis.)

Gewöhnliche Zeitschriften denken, wenn sie ein Werk beurtheilt haben, wie der König Ahasverus:

„Jetzt hab' ich es beschlossen,
Nun geht's mich nichts mehr an.“

In der Voraussetzung, dass Deutschland auch in dieser Hinsicht, wie in jeder andern, keine gewöhnliche Zeitschrift sey, irre ich gewiss nicht. Ob ich aber im Stande sey, nach der geistreichen Rezension im 3ten Stücke noch etwas Bedeutendes, des Gegenstandes und des Ortes Würdiges über den Schillerschen Allmanach zu sagen, das müssen Sie entscheiden.

Nur deswegen wünsche ich vorzüglich mit Ihnen über diese deutsche Angelegenheit unbefangen zu reden, weil der männliche Geist der Freiheit und Gerechtigkeit, welcher Ihre Zeitschrift (349) belebt, mir Hochachtung, Zuneigung und Vertrauen einflösst.

Zuvor muss ich Ihnen noch den Gesichtspunkt andeuten, aus dem ich urtheilen werde. Er wird Ihnen zugleich sagen: warum ich glaube, dass vorzüglich über einen Allmanach mehrere Stimmen reden können; warum ich ihrem wackern Rezensenten nicht beystimmen kann, wenn er die Epigramme, die er so treffend charakterisirt, aus einem Allmanache verbannt wünscht; und warum ich es für unschicklich hielt, einen Neuffer oder Hölderlin und einen Schiller nach demselben Maassstabe zu würdigen.

A: Deutschland. Zweiter Band. Berlin 1796. bei Johann Friedrich Unger. Sechstes Stück. Nr. III. S. 348—360.

B: Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Erste Abtheilung: Schiller. Zweiter Band. Leipzig 1882. S. 190—196. *(Abdruck von A, mit Auslassungen; nicht berücksichtigt.)*

Ein Musen-Allmanach ist eine poetische Ausstellung, wo zugleich der jüngere Künstler durch seine Versuche den aufmerksamen Kenner zu interessanten Vermuthungen veranlasst, und der erfahrne Meister sich nicht auf eine bestimmte Gesellschaft einschränkt, sondern seine Werke dem öffentlichen Urtheile aller Liebhaber unterwirft. Ein fruchtbarer[a]) Vereinigungspunkt für alle Freunde der Poesie, wenn eine strenge Auswahl, wie in dieser Sammlung, den Kunstrichter, welcher eigentlich nie ohne Rücksicht auf Art, Styl und Ton des Werks, Charakter, Kraft und Bildung des Künstlers, urtheilen soll, nur selten an die Pflicht der Schonung erinnert; wenn viele Meisterstücke auch die höchsten Erwar-(350)tungen des ächten Liebhabers befriedigen, der, ohne alle Nebenrücksicht, nach dem reinen Gesetze der Schönheit, weit strenger würdigt!

Sehr wenige Stücke dieser Sammlung sind so arm an anziehender Kraft, dass es einen Entschluss kostet, bei ihnen zu verweilen, wie die Gedichte von Conz; noch wenigere so beleidigend, dass man gern bey ihnen vorübereilt. Auch diese enthalten doch irgend etwas Aussöhnendes; kaum eins oder das andere gehört wirklich nicht in die gute Gesellschaft, wie das 62- 66- und 73ste Epigramm. Was sich der Schalk (Epigr. 61) insbesondre bey dem letzten gedacht haben mag, lässt sich schwerlich errathen.

Die Auswahl ist aber nicht bloss strenge, sondern auch (ein ungleich seltneres Verdienst!) liberal: nicht etwa bloss auf einen gewissen Ton gestimmt und auf eine Manier einseitig beschränkt, sondern dem Interessanten jeder Art gleich günstig. Eben daher die reiche Mannichfaltigkeit, durch welche sich der Schillersche Allmanach unterscheidet.

Wie viel Abwechselung gewähren nicht allein die charakteristischen Nationallieder dieser Sammlung! — Das Vorzüglichste darunter, Madera, erreicht durch den einfachen Ausdruck stolzer Empfindsamkeit, ganz den Ton der schönsten Spanischen Romanzen. Das Ross aus dem Berge (351) würde ihm den Preis entreissen, wenn die letzte Hälfte dem vortrefflichen Anfang entspräche. Sidselil[b]) von Kosegarten könnte rührend seyn, wenn es von einigen widerlichen Zügen gereinigt, und weicher gehalten wäre. Einige andre, empfindungsvolle Gedichte desselben Verfassers, sind von Überspannung und Überfluss nach seiner Art ungewöhnlich frey. Das Lied eines Gefangnen ist die immer noch anziehendste, aber weniger ergreifende Nachbildung eines alten Spanischen Volksliedes, von dessen Anfang sich im Bürgerschen Allm. 92 eine Übersetzung findet.

An Epigrammen jeder Art ist die Erndte so reich, dass sich eine vollständige Theorie dieser merkwürdigen kleinen Dichtart, welche selbst durch Herder noch nicht erschöpft ist, daraus entwickeln liesse. Eins der schönsten Beispiele ist Kolumbus: unter

[a]) furchtbarer A [b]) Sidsekil A

den Beiträgen des Herausgebers das vollendetste. Schillers Hang zum Idealen hat sich auch in dieser Form nicht verläugnet, und eine sehr glückliche Mischung veranlasst. Man könnte dies Gedicht, in der Kunstsprache des Verfassers selbst, ein sentimentales Epigramm nennen. Zu dieser, wo ich nicht irre, ganz neuen Gattung gehören auch einige andre, sehr gute aber weniger vollendete Schillersche Epigramme, wie Odysseus, und Zeus und Herkules. Eben so vollkommen in einer (352) durchaus verschiednen Art, ist das innre Olympia, ein didaktisches Epigramm, von allen Gedichten der Ungenannten vielleicht das vollkommenste. Fehlte es diesen Dichtern nicht fast immer an sinnlicher Stärke, oft an Lebenswärme, selbst bei glänzender Farbengebung wie in Parthenope, so könnten sie auf den ersten Rang Ansprüche machen: denn diese Zartheit des Gefühls, Biegsamkeit des Ausdrucks und Bildung des Geistes, sind des grössten Meisters werth.

* *
*

Für ein Epigramm scheint der Tanz zu lang und gleichsam zu ernstlich, denn selbst das schönste Epigramm ist mehr ein der Aufbewahrung würdiges Bruchstück eines Gedichts, in einer verzeihlichen Spielart, als ein vollendetes Kunstwerk, in einer ursprünglich vollgültigen Art. Für eine Elegie ist die Einheit im Tanze nicht poetisch genug, und der Ton vereinigt die Weitschweifigkeit des Ovid, mit der Schwerfälligkeit des Properz. Überhaupt scheint die Elegie, welche ein sanftes Überströmen der Empfindungen fordert, Schillers raschem Feuer und gedrängter Kraft nicht angemessen. Seine kühne Männlichkeit wird durch den Überfluss, wozu selbst der Rhythmus lockt, wie verzerrt. Fast könnte es scheinen, dass er in der schönen Zeit seiner ersten (353) Blüthe die ihm angemessene Tonart und Rhythmen unbefangner zu wählen und glücklicher zu treffen wusste. Würde er sich damals wohl ein Gedicht wie Pegasus verziehn haben? Ohne ursprüngliche Fröhlichkeit, und eine wie von selbst überschäumende Fülle sprudelnden Witzes, können komische und burleske Gedichte nicht interessiren, und ohne Grazie und Urbanität müssen sie beleidigen. Die Meisterzüge im Einzelnen, wie die erste Erscheinung des Apollo, söhnen mit der Grellheit des Ganzen nicht aus. — In Langbeins Legende fehlt es wenigstens nicht an muntrer Laune, welche man nur hie und da von einigen Gemeinheiten befreyen möchte. —

Doch darf dies niemanden die Freude über Schillers Rückkehr zur Poesie verderben! Noch zur rechten Zeit ist er, mit gewiss unversehrter Kraft, aus den unterirdischen Grüften der Metaphysik wieder ans Tageslicht emporgestiegen. Der begeisterte Schwung, der hinreichende Fluss, welcher einige frühere Gedichte dieses grossen Künstlers zu Lieblingen des Publikums machte, wird auch den Idealen viel warme Freunde verschaffen. An Bestimmtheit

und Klarheit hat seine Einbildungskraft unendlich gewonnen. Ehedem war seine üppige Bildersprache „ein streitendes Gestaltenheer“, wie eine im Werden plötzlich angehaltne Schöp-(354)fung. Jetzt hat er den Ausdruck in seiner Gewalt. Nur selten finden sich noch solche nicht reif gewordne Gleichnisse, wie in der dritten Strophe der Macht des Gesanges; und Erinnerungen an jene sorglose Kühnheit, mit welcher er, was sich nicht gutwillig vereinigen liess, gewaltsam zusammenfügte. Um die „Knoten der Liebe“ und die „Säule der Natur“ aus den Idealen zu tilgen, gäbe ich gern die Würde der Frauen. Diese im Einzelnen sehr ausgebildete und dichterische Beschreibung der Männlichkeit und Weiblichkeit, ist im Ganzen monoton durch den Kunstgriff, der ihr Ausdruck geben soll. Entweder Voglers Musik ist nicht geschmacklos, oder der Gebrauch des Rhythmus zur Mahlerey solcher Gegenstände lässt sich nicht rechtfertigen. Strenge genommen kann diese Schrift nicht für ein Gedicht gelten: weder der Stoff noch die Einheit sind poetisch. Doch gewinnt sie, wenn man die Rhythmen in Gedanken verwechselt und das Ganze Strophenweise rückwärts liest. Auch hier ist die Darstellung idealisirt; nur in verkehrter Richtung, nicht aufwärts, sondern abwärts, ziemlich tief unter die Wahrheit hinab. Männer, wie diese, müssten an Händen und Beinen gebunden werden; solchen Frauen ziemte Gängelband und Fallhut.

Wer kehrt nicht gern zu den Idealen zurück! — Das Ende könnte vielleicht manchem (355) beim ersten Eindrucke mager dünken. Aber der Meister in der Kunst lässt sich durch den leicht zu befriedigenden Hang, recht voll zu schliessen, nicht über die Gränze der Wahrheit locken. Wider die letzte Strophe, glaube ich, lässt sich nichts einwenden. Nur in der vorletzten scheint ein kleiner Drucker, der oft sehr viel wirken kann, zu fehlen. Der Dichter mag es bei der Freundschaft verantworten, dass er sie als einen blossen Nothbehelf so dürftig nachhinken lässt. Vielleicht ist es die „erstarrte Frucht“ in der zweiten, und das „finstere Haus“ in der vorletzten Strophe, was die Störung ursprünglich veranlasst. Der Schmerz über den Verlust der Jugend, die Furcht vor dem Tode sind, so nackt und roh wie sie hier gegeben werden, nicht dichterisch. Überdem stimmt jenes mit der wehmüthigen, aber immer noch genussreichen Erinnerung, die im Ganzen herrscht, überein. (Eine ähnliche Störung macht die prosaisch geäusserte Furcht vor dem „kalten Besinnen“ im Frühlinge, dem schönsten Stücke von Sophie Mereau, deren Gedichte sich sonst durch liebliche Fülle und leichten Schwung auszeichnen[a]). Mehr als diese kleinen Flecken schaden den Idealen wohl die vierte und fünfte Strophe. Was hier dargestellt wird, ist nicht die frische

[a]) *Statt der Klammern in A Gedankenstriche; und vor der Einschaltung beginnt ein neuer Abschnitt.*

Begeisterung der rüstigen Jugend, sondern der Krampf der Ver-(356) zweiflung, welche sich absichtlich berauscht, zur Liebe foltert und mit verschlossnen Augen in den Taumel eines erzwungnen Glaubens stürzt. Zwar kann diese unglückliche Stimmung auch mit der höchsten Jugendkraft gepaart seyn, wo vernachlässigte Erziehung die reinere Humanität unterdrückte. Doch ist sie hier nicht poetisch behandelt und mit dem Ganzen in Harmonie gebracht. Schillers Unvollendung entspringt zum Theil aus der Unendlichkeit seines Ziels. Es ist ihm unmöglich, sich selbst zu beschränken und unverrückt einem endlichen Ziele zu nähern. Mit einer, ich möchte fast sagen, erhabnen Unmässigkeit, drängt sich sein rastlos kämpfender Geist immer vorwärts. Er kann nie vollenden, aber er ist auch in seinen Abweichungen gross.

Meisterhaft und einzig sind vorzüglich in der dritten Strophe der[a]) Ideale, wie auch in der Würde der Frauen, ja in allen Schillerschen Gedichten, abgezogne Begriffe ohne Verworrenheit und Unschicklichkeit belebt. An dieser gefährlichen Klippe werden noch manche scheitern. Wer kann ernsthaft bleiben, wenn der Dichter Lappe in die begeisterte Frage ausbricht: S. 47. Wann dehnt sich meiner Seele Flügel? Wann schlüpf ich aus der Sinnlichkeit?

Glücklicher ist Woltmann in der Kunst. Uebrigens ist er seiner alten Vorliebe für die Elfen (357) treu geblieben. Nur finden sich hier zur Abwechslung auch Sylphen. Giebt es weder Geister noch Gespenster, so kann man doch sicher auf Duft und Dämmerung rechnen. Schade, dass die schöne und seltne Gabe der Weichheit in zarten Bildern und Empfindungen, in fliessender Sprache und gefälligen Rhythmen, hier mit einer, wie es scheint, hartnäckig bleibenden Unreife gepaart ist. In Meyers wunderbar süssen Tändeleien hingegen, ist das leiseste Gefühl mit der feinsten Ausbildung vereinigt. Seine vorzüglichsten Stücke sind Biondina[b]), und die Boten: im Weltgeist vermisse ich Wärme und eine dem Stoffe gewachsene Kraft. —

* * *

Schillers erste der Stanzen an den Leser ist wunderschön[c]). Aber auf diesen Anfang voll Wärme und wahrer Würde, erscheinen die folgenden Strophen, ihrer Anmuth ohngeachtet, unschicklich, weil man etwas mehr als eine leere Verbeugung erwartet.

Unter Göthe's Gedichten scheint mir der Besuch das vorzüglichste. Andre, selbst das so anziehende Meeresstille, würden vielleicht erst in dem vollständigen Zusammenhang, aus dem sie entrückt seyn mögen, ihre volle Wirkung thun. Die (358) Kophtische Weisheit erinnert an vieles, unter andern auch an die harmonische Ausbildung des Adlichen und Komödianten, worüber

a) die A b) Bioddina A c) *Die drei Sterne in A nach diesem Satze.*

der liebenswürdige Wilhelm im dritten Bande der Meisterischen Lehrjahre so gutmüthig schwatzt. Die Epigramme, in denen der grösste Dichter unsrer Zeit unverkennbar ist, sind in der That eine Rolle reichlich mit Leben ausgeschmückt „voll der lieblichsten Würzen“.

Am meisten Ähnlichkeit hat die Würze dieser Epigramme mit dem frischen Salze, welches im Martial, nur zu sparsam, ausgestreuet ist. In andern, wie im 87sten, athmet eine zarte Griechheit, und überall jener ächt deutsche, unschuldige, gleichsam kindliche Muthwillen, von dem sich in einigen epischen Stücken der Griechen etwas Gleiches findet. Man recensirt an diesem Büchlein nicht lange, aber im Lesen kommt man nicht davon. Es ist eine äusserst ergötzliche Unterhaltung, bei der man sich nur vor allzugläubiger Nachsicht zu hüten hat.

Schiller und Göthe neben einander zu stellen, kann eben so lehrreich wie unterhaltend werden, wenn man nicht bloss nach Antithesen hascht, sondern nur zur bestimmtern Würdigung eines grossen Mannes, auch in die andre Schaale der Wage, ein mächtiges Gewicht legt. Es wäre (359) unbillig, jenen mit diesem, der fast nicht umhin kann, auch das geringste in seiner Art rein zu vollenden, der mit bewundernswürdiger Selbstbeherrschung, selbst auf die Gefahr uninteressant und trivial zu seyn, seinem einmal bestimmten Zwecke treu bleibt, als Dichter zu vergleichen. Schillers Poesie übertrifft nicht selten an philosophischem Gehalte sehr hochgeschätzte wissenschaftliche Werke, und in seinen historischen und philosophischen Versuchen bewundert man nicht allein den Schwung des Dichters, die Wendungen des geübten Redners, sondern auch den Scharfsinn des tiefen Denkers, die Kraft und Würde des Menschen. Die einmal zerrüttete Gesundheit der Einbildungskraft ist unheilbar, aber im ganzen Umfange seines Wesens kann Schiller nur steigen, und ist sicher vor der Flachheit, in die auch der grösste Künstler, der nur das ist, auf fremdem Gebiete, in Augenblicken sorgloser Abspannung, oder muthwilliger Vernachlässigung, in der Zwischenzeit von jugendlicher Blüthe zu männlicher Reife, oder im Herbste seines geistigen Lebens versinken kann.

Nebst ihm hat Göthe die meisten Beiträge zu dieser Sammlung geliefert. Für die Fortsetzung derselben erregt beider glückliche Vereinigung die lebhaftesten Wünsche und die angenehmsten Hoffnungen. Überhaupt und auch in der Kunst darf (360) nur durch eine günstige Veranlassung die vernachlässigte Mittheilungsfähigkeit der Deutschen geweckt werden, und die Höhe unsrer vereinzelten Bildung wird sich überraschend zeigen.

Friedrich Schlegel.

Die Horen. II. Stück.

1. Herr Lorenz Stark. Fortsetzung. Eine fast dramatische Anschaulichkeit und feine Charakterzeichnung. Nur wünschte ich, der Erzähler wäre so enthaltsam, sich mit dem Darstellen allein zu begnügen, und die Zergliederungen seiner Darstellungen dem Leser zu überlassen. Einige der dargestellten Charaktere, besonders der Sohn, erregen schon beim Anschauen keine wohlthätige Empfindung; geschweige, wenn sie zergliedert werden.

2. Versuch über die Dichtungen. Die Übersetzung eines schlechten Originals, womit die berüchtigte Stael ein Bändchen kontrerevoluzionärer Poesie nach französischer Art begleitete. Die versprochnen Bemerkungen müssen sehr trefflich seyn, um einen so wässerigen Text entschuldigen zu können.

3. Fortsetzung der Briefe über Poesie, Silbenmaass und Sprache. Vierter Brief. (75) Nachdem der Verfasser im dritten Briefe die ursprüngliche Anlage der menschlichen Natur zum Rhythmus aus ihrem thierischen Vermögen und geistigen Bedürfnissen abgeleitet, und die erste Veranlassung seiner wirklichen Entstehung erklärt hat; bemerkt er im Anfange des vierten, dass, was man vor der Erfindung eines ordnenden Zeitmasses mit dem Namen Gesang und Tanz beehrt habe, von dem Freudensprunge und dem Geschrey der Thiere nicht wesentlich verschieden sey; dass aber kein Thier die Freiheit seiner leidenschaftlichen Äusserungen durch den Rhythmus beschränke, und dass dieser also aus einer dem Menschen eignen geistigen Beschaffenheit herrühren müsse. — Verderbliches Übermass der Leidenschaften unterscheidet den ganz rohen Menschen vom Thier, und Ausschweifungen sind die ersten Äusserungen seiner Vernunftmässigkeit. Ungezügelte Freiheit ist das höchste Gut des Wilden. Der Mensch hätte also ewig im Stande der Wildheit beharren müssen, wenn die wohlthätige Hand der Natur nicht das Bedürfniss zum Rhythmus in seine Natur gepflanzt, und ihn dadurch genöthigt hätte[a]), den Ausdruck seiner Leidenschaften zu bändigen. Der Ausdruck aber wirkt nach innen zurück, und mildert das Gefühl selbst. Eine treffende Bemerkung! Auf diese mildernde Rückwirkung und bildende Kraft des Rhythmus weiss (76) der Verfasser die Sage vom Orpheus sinnreich zu deuten. Die ganze Stelle ist sehr lesenswerth. — Bisher war der Ursprung und die Rückwirkung des Rhythmus nur aus den Anlagen und Bedürfnissen des einzelnen Menschen

A: Deutschland. Dritter Band. Berlin 1796. bei Johann Friedrich Unger. — Siebentes Stück. Nr. VI: „Notiz von deutschen Journalen." S. 74—97.

[a]) hatte A

entwickelt. Aber schon in den frühesten Zeiten des geselligen Standes (und wann lebte der Mensch wohl völlig einsam?) musste das Beisammenseyn einer Anzahl von Menschen in leidenschaftlichem Zustande ein neues Bedürfniss, das eines ordnenden Zeitmaasses der gemeinschaftlichen Äusserungen, erregen, wodurch denn Gesang und Tanz zu einem Bande friedlicher Geselligkeit umgeschaffen ward. (Doch darf man nicht denken, was hier unterschieden wird, sey auch der Zeit nach auf einander gefolgt; die Menschen hätten erst eine Weile solo gesungen und gesprungen, ehe sie es haufenweise thun lernten: denn wenn Rhythmus entstehen soll, muss der Trieb einen vorübergehenden, beschränkten, eignen Zustand festzuhalten, zu verbreiten und mitzutheilen schon vorhanden, und die Geselligkeit also schon erwacht seyn.) Dass aber der gesellschaftliche Gebrauch der rhythmischen Künste allein den in der menschlichen Natur ursprünglich gegründeten Trieb zum Putz erweckt, und den Verstand veranlasst habe, allmählich das Gefallende zu wählen, kann ich nicht zugeben. Schon die blosse Wiederholung desselben Ausdrucks einer Lei-(77)denschaft, gab der Neigung zum Schmucke Spielraum und musste sie wecken; diese Wiederholung aber ist eine nothwendige Folge des Hanges, einem Gefühl Dauer zu geben, welcher die Entstehung des Rhythmus veranlasst. Auch ist Putz, weil er besonnene Wahl voraussetzt, darum nicht auch schon ein Geschäft des Verstandes. Der Wilde wählt nicht nach deutlichen Begriffen, sondern nach deutlichen Gefühlen, nicht um einen bestimmten Zweck zu erreichen, sondern um ein unbestimmtes Verlangen zu befriedigen. Überhaupt fängt die Untersuchung hier an ein wenig zu eilen. Nach einer vorläufigen Andeutung über die wichtigen Folgen des ersten Aufdämmerns des vorher schlafenden Triebes nach Schönheit für die drei rhythmischen Künste, schliesst der Brief mit dem Resultat: Die ältesten Gesänge waren von der Art, welche man in der Kunstsprache lyrische Poesie nennt, (freilich mehr die erste Äusserung der lyrischen Anlage, die rohen Bestandtheile der lyrischen Kunst, als eigentliche Poesie;) und wurden immer improvisirt. Die angeführten Gründe sind nicht entscheidend. Vorbereitung lässt sich ohne Absicht nicht denken. Aber nicht alle Absicht ist künstlich; es giebt eine Art von Absicht, welche man kaum dem Thier, gewiss aber selbst dem rohesten Menschen nicht absprechen kann. Und da derselbe sich auch zu andern (78) Handlungen, wozu ihn gleichfalls Bedürfniss treibt, und die er leidenschaftlich verrichtet, vorbereitet, so wüsste ich nicht, warum es mit seinen Gesängen anders seyn sollte, wenn sich keine äussere Gründe dafür finden. — Der Ausdruck ist rein, klar, bestimmt genug, und nicht ohne Anmuth, zwar nicht so fröhlich, wie im dritten Brief, aber doch auch nicht gar so trocken, wie der Briefsteller selbst zu fürchten scheint. Die Gedanken gehn, oder lustwandeln vielmehr, den leichten Gang eines ruhigen Gesprächs.

4. Der Ritter von Tourville. Diese gedehnte Erzählung muss verborgne Reize haben, weil sie, wie man sagt, vielen gefällt. Ich bin keiner von diesen vielen: aber ich kann mich doch auch schon darum in keinen Streit mit ihnen einlassen, weil der Ritter von Tourville nicht sowohl einen widrigen, als ganz und gar keinen Eindruck auf mich gemacht hat.

IIItes Stück.

1. Elegien von Properz. 10.—16te. Jede nur leidliche, nur bessere Übersetzung eines grossen Klassikers ist mir sehr willkommen: denn nicht zufrieden, dass schon einzelne alte Dichter trefflich verdeutscht sind, wünschte ich, dass alle klassischen gut übersetzt, und auch bei uns so all-(79)gemein wie bei den Franzosen gelesen werden möchten. Und so war mir denn auch diese, bis eine bessere erscheint, sehr willkommen. Freilich von einer poetischen Übersetzung, der es an Eurhythmie mangelt, darf man die gewissenhafteste Treue und die sorgfältigste Sprache fordern. Hier finden sich oft genug ungebetne Ausschmückungen, und dann fehlen dafür wieder Züge, welche ein nur nicht allzu nachgiebiger Freund des Alten sich nicht wird rauben lassen. Verse wie:

„Du auch folge der Leiche mit wundentblössetem Busen.“

und:

„Deinem Muthwill’ entschlüpf’ leichter der üppige Scherz;“

muthen dem Leser etwas mehr zu, als billig ist. — Zwischen dem vierten und fünften Distichon der 14ten Elegie kann ich keinen Zusammenhang ergründen. Sollte man die beiden Disticha, welche in der Vulgata die letzten der 10ten Elegie sind, hier das 4te und 23te, man mag sie nun zusammen versetzen, wohin man will, von einander trennen dürfen?

2. Der Ritter von Tourville. Fortsetzung.

3. Über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten. Der Geschmack, meint der Ver-(80)fasser, könne zwar allerdings durch seinen Einfluss nie etwas Sittliches erzeugen, aber doch die Sittlichkeit des Betragens begünstigen, und dem Menschen gleichsam zur Tugend verhelfen, indem er die Neigungen entferne, welche sie hindern, und diejenigen erwecke, welche ihr günstig sind. Er lehre die rohen Ausbrüche der Natur bändigen, seine Leidenschaften beherrschen, und unter die Gesetze des Anstands fügen. Er könne der wahren Moralität in keinem Fall schaden, sey aber der Legalität unsres Betragens im höchsten Grade beförderlich. Unsre Moralität sey zufällig, und unzuverlässig. Solle die Weltordnung bestehn, so müsse der Mensch durch Religion und ästhetische Gesetze gebunden werden. — Die Legalität hat ganz und gar keinen moralischen, aber wohl unbedingten politischen Werth. Dass

ästhetische Sitten den civilisirten Menschen Beherrschung der Leidenschaften lehren, und dadurch zur Tugend vorbereiten können, ist unleugbar. Aber eben dieselben verführen ihn auch, immer scheinen zu wollen, was er nicht ist, und erwecken also allerdings auch böse Neigungen. — Für das Bestehen der Weltordnung aber lassen wir die Vorsehung sorgen! Der Mensch kann dem Allmächtigen nicht ungestraft ins Handwerk pfuschen, und muss über jeden Eingriff in Gottes Amt eigne Pflichten versäumen, (81) und heilige Rechte verletzen. Nichts ist ungeschickter und verderblicher in der praktischen Philosophie als die Nützlichkeit des unbedingt Nothwendigen zu preisen, und zu erörtern.

4. Szenen aus Romeo und Julie von Shakespear. Den Freund des Shakespear, welcher den Dichter bisher nur in prosaischen Übersetzungen lesen, aber doch lieben konnte, wird diese treue metrische Übersetzung einiger der schönsten Szenen aus Romeo in ein frohes Erstaunen setzen, wie über die plötzlich eröffnete Aussicht in eine neue Welt. Gelehrtere Kenner des Englischen werden die überwundnen Schwierigkeiten noch besser zu schätzen wissen, wie unser einer. Erhalten wir einen deutschen Shakespear, wie ihn diese Probe verspricht, so bin ich der erste, welcher die Urschrift den Schriftgelehrten überlässt, oder doch wenigstens nur für das seltnere Nachschlagen und fürs Studium zurücklegt. Denn in der Muttersprache rückt doch alles vertraulicher heran, und die geringste Fremdheit stört unvermeidlich den unmittelbaren Genuss[1].

IVtes Stück.

1. Benvenuto Cellini. Ein Auszug aus der eignen Lebensbeschreibung eines merkwürdigen italienischen Künstlers, welcher im 16ten Jahrh. lebte. Diese äusserst lebendige Darstellung wird jedem, der sich gern an nackter Natürlichkeit ergötzt, eine köstliche Unterhaltung gewähren. Äusserst merkwürdig ist dieser Charakter als echter Repräsentant der damaligen italienischen Menschennatur und Sitten; als solcher wird er uns hier auch wohl nur aufgestellt.

2. Etwas über William Shakespeare bei Gelegenheit Wilhelm Meisters. Gedankengang und Ausdruck wie in den Briefen über Poesie; nur ist die Sprache wärmer und kräftiger, und die Übergänge sind kühner. Bei der so gefällig dramatisirten Auslegung und Beurtheilung des Shakespear in Wilhelm Meisters Lehr-

[1]) *Hier folgt in A folgende Anmerkung Reichardts:* Im fünften Stück von Deutschland haben wir unsern Lesern die vortreffliche Übersetzung der schönen Grabesszene aus Romeo und Julie von derselben Hand mitgetheilt, und wir dürfen wohl dem deutschen Publikum eine vollständige Übersetzung der Werke Shakespears von dieser erwünschten Hand versprechen. A. d. H.

jahren erinnert sich der Verfasser an die vielen kritischen Pfuscher, welche sich so oft und so sehr an Shakespear versündigt haben, (denn der Gothische Sophokles ist unter den modernen Dichtern, was Aristophanes unter den alten klassischen: der Prüfstein, welcher den seichten Kunstschwätzer und den echten Kenner unterscheidet;) mit so viel Unwillen, dass er sich zu einem kleinen Ausfall gegen die Kritik selbst hinreissen lässt, und sogar das gemeine Vorurtheil (83) beschönigt, als störe sie den Genuss. Wenn sich die Kritik nur auf ursprüngliche Anlagen und wesentliche Gesetze des menschlichen Geistes gründet, so wird sie ihren vollen Werth behalten, die Kritiker mögen sich sammt und sonders so verächtlich machen, wie sie wollen. Die Kritik ist weit mehr als eine blosse ästhetische Auslegungs Kunst, zu der sie hier herabgewürdigt wird; obgleich im edelsten Sinne des Worts, für die Kunst, den grossen Sinn schöpferischer Werke rein und vollständig mit scharfer Bestimmtheit zu fassen und zu deuten: denn dieser Sinn ist oft tief verborgen, und bedarf eines Auslegers. Es giebt nehmlich in den Werken des Genius eine Art von Unergründlichkeit, welche von der Verworrenheit kraftloser und ungeschickter Künstler durchaus verschieden ist, welcher mit der grössten Klarheit bestehen kann, und wie die Unergründlichkeit der Natur, bloss aus der Unerschöpflichkeit des innern eignen Lebens entspringt. Aber auch in diesem höheren Sinne ist die ästhetische Auslegungskunst nur ein einziger, und nicht der wichtigste auch nicht der seltenste (wiewohl an sich sehr seltne) Bestandtheil des kritischen Genies, dessen einziges Geschäft es ist, den Werth oder Unwerth poetischer Kunstwerke zu bestimmen. Um dies zu können, muss man freilich alle Schönheiten derselben mit Liebe ganz empfin-(84)den, ihren Geist gefasst haben, und gültige Grundsätze richtig anwenden. Die Wirkungen aber der Kunstwerke zu erklären ist die Sache des Psychologen, und geht den Kritiker gar nichts an.

Meisters Gedanken über den Hamlet findet der Verfasser durchaus treffend, und erinnert nur bei Gelegenheit des Geistes etwas über die kleinen poetischen Lizenzen, die Ein Dichter sich mit den Absichten eines andern herausnehmen durfte. Nur die eine grosse poetische Lizenz hat er vergessen, dass Göthe den Shakespear überhaupt mildert. Göthe schwelgt viel zu sehr im Genusse seines vollendet schönen Selbst, (wenigstens nach der im Meister herrschenden Stimmung) als dass er die schreienden Härten, die empörenden Nacktheiten des zu aufrichtigen Shakespear ertragen könnte, und sich nicht verhüllen müsste. Er ist auch wohl zu sehr Dichter, als dass er sich seiner Schöpferkraft ganz entäussern, und mit der treuen Enthaltsamkeit eines bescheidnen Forschers die Werke eines andern Dichters erklären könnte. (So fremdartig ist im Grunde auch der kleine Theil des kritischen Geschäfts, welcher nach des Verfassers Bemerkung noch am ersten einige Ähnlichkeit

mit dem Wirken des dramatischen Genius selbst zu haben scheint! Man möchte beinahe fragen: wer ist ungeschickter Gedichte zu beurtheilen, als ein Dichter?) Wie sollte diese harmonische Ruhe (85) zu der erhabnen Verzweiflung stimmen, welche so sehr die Seele des Hamlet ist, dass derjenige, bei dem jenes Gefühl nie bis zur Begeistrung stieg, das merkwürdigste aller modernen Dramen schwerlich verstehn kann? Wie Göthe den Werther schrieb, da ersetzte jenen Mangel die Jugend, ihre wehmüthigen Ahnungen, ihre weissagenden Thränen. Nachher liess ihn das Geschick, zu nachsichtig, mit seinem Genius allein. — Auch dem, was hier über den Charakter des Hamlet, über den Sinn des ganzen Werks, und seine Ähnlichkeit mit Göthens Faust gesagt wird, muss ich mehr Schärfe und Klarheit wünschen; so willkommen mir auch die einzelnen Bemerkungen über die Bedeutung des Fortinbras, und weiter unten über Hamlets Prosa waren. Die Ähnlichkeit der beiden Gedichte entspringt ganz und gar nicht aus der Ähnlichkeit der beiden Helden, welche nicht verschiedner von einander seyn können. Fausts unersättliche Begier, die gleich zur That wird, will das Unendliche in der Sinnenwelt selbst gleichsam mit Händen greifen, entbrennt nach jeder kurzen Täuschung nur ungestümer, und reisst ihn selbst und alle seine übrigen herrlichen Kräfte von Abgrund zu Abgrund mit sich fort. Dem zarten Hamlet fehlt es zwar nicht an Kraft: sonst könnte er seine königliche Mutter nicht durch die Dolche seiner Rede zermalmen, seine Geliebte nicht mit kalter Be-(86)sonnenheit wahnsinnig foltern, und wenn ihn die Laune anwandelt, seine ungeheure Überlegenheit so drückend fühlen lassen; andrer kleinen Heldenzüge und der selbstständigen Festigkeit und Tiefe seines ganzen Wesens zu geschweigen. Er handelt nicht, weil sein grosser aber unglücklich gerichteter Verstand seine Kraft bindet, unthätig und für den ersten allgemeinen Blick unsichtbar macht. Er vereinigt tiefe Vernunft und scharfen Verstand mit Witz und Geist; er kennt die Menschen und die Menschheit; er weiss, möchte ich sagen, alles, nur das nicht, was man zunächst braucht. Er hat die Fäden verloren, wodurch er das Unendliche mit dem Endlichen verknüpfen, und das was seyn soll, mit dem, was ist, in Übereinstimmung bringen könnte; daher steht er still, obgleich er will, was er soll, und kann, was er will, und hört noch lebend auf zu leben. Seine grossen Kräfte sind feindlich gegeneinander gerichtet, hemmen sich gegenseitig, und heben sich auf. — Der Haupteindruck, das Herz beider Gedichte ist: dass alles Wirkliche nichtswürdig, und alles Würdige und Göttliche leer und wesenlos sey; nicht etwa bloss ein müssiger Gedanke, als blosse Aufgabe für den Verstand des Forschers, als Keim ruhiger Betrachtungen, sondern zugleich der tiefste und lebendigste Schmerz, welchen die anschaulichste Darstellung dieses Gedankens erregen kann. Das ist die (87) Ähnlichkeit beider Dramen: ihre Verschiedenheit liegt in

der Verschiedenheit der Hauptmittel zu diesem Endzweck, der beiden Helden selbst. Hamlet muss seiner Natur nach langsam vergehn, und wie von selbst aufhören: Faust hingegen muss mit Krachen zur Hölle herabstürzen. Das ist denn freilich prächtiger, und auch poetischer! Um die Ausführung aber Klopstokisch zu vergleichen: so dürfen wir, wenn wir die Kraft und Kunst, welche den Hamlet vollendete, auf hundert schätzen, die, welche den Faust entwarf, nicht wohl über sieben ansetzen.

Wilhelms Übersetzung war, nach einigen Bruchstücken zu urtheilen, prosaisch. Dies giebt Gelegenheit, nach einer kurzen Übersicht der bisherigen deutschen Übersetzungen Shakespears, und ihrer Wirkungen, das Bedürfniss einer neuen metrischen Übersetzung fühlbar zu machen. — „Man darf kühnlich behaupten (S. 79.) dass Shakespear nächst den Engländern keinem Volke so eigenthümlich angehört, wie den Deutschen, weil er von keinem im Original und in der Kopie so viel gelesen, so tief studirt, so warm geliebt, und so einsichtsvoll bewundert wird. Und dies ist nicht etwa eine vorübergehende Mode; es ist nicht, dass wir uns auch einmal zu dieser Form dramatischer Poesie bequemt hätten, wie wir immer vor andern Nationen geneigt und fertig sind, uns in (88) fremde Denkarten und Sitten zu fügen. Nein, er ist uns nicht fremd: wir brauchen keinen Schritt aus unserm Charakter herauszugehn, um ihn ganz unser nennen zu dürfen. Was er sich hie und da erlaubt, findet bei uns am leichtesten Nachsicht, weil uns eine gewisse gezierte Aengstlichkeit doch nicht natürlich ist, wenn wir sie uns auch anschwatzen lassen; die Ausschweifungen seiner Phantasie und seines Gefühls (giebt es anders dergleichen) sind gerade die, denen wir selbst am meisten ausgesetzt sind, und seine eigenthümlichen Tugenden gelten einem edlen Deutschen unter allen am höchsten. In Allem, was aus seiner Seele geflossen, lebt und spricht altväterliche Treuherzigkeit, männliche Gediegenheit, bescheidne Grösse, unverlierbare heilige Unschuld, göttliche Milde.“ — Das: nächst den Engländern; ist wohl viel zu wenig gesagt: denn wenn die Engländer auch wirklich nicht unfähig seyn sollten den Shakespear zu verstehen und mit Einsicht zu bewundern, so sind doch unstreitig die Deutschen ungleich geschickter dazu. Und nur die Deutschen können ihn ganz nutzen, wegen der Allgemeinheit des Geschmacks und aller der Eigenschaften, um derentwillen ich sie ein kritisches Volk nennen möchte; nur sie dürfen es wagen, über seinen Werth zu entscheiden.

(89) „Soll und kann Shakespear (S. 81.) nur in Prosa übersetzt werden, so müsste es allerdings, bei den bisherigen Bemühungen so ziemlich sein Bewenden haben. Allein er ist ein Dichter, auch in der Bedeutung, da man diesen Namen an den Gebrauch des Silbenmasses knüpft. Wenn es nun möglich wäre ihn treu und zugleich poetisch nachzubilden? Schritt vor Schritt dem Buchstaben

des Sinnes zu folgen, und doch einen Theil der unzähligen, unbeschreiblichen Schönheiten, die nicht im Buchstaben liegen, die wie ein geistiger Hauch über ihm schweben, zu erhaschen? Es gilt einen Versuch. Bildsamkeit ist der ausgezeichnetste Vorzug unserer Sprache, und sie hat in dieser Art schon vieles geleistet, was andern Sprachen misglückt, oder weniger gelungen ist. Man muss an nichts verzweifeln.“ — Von den prosaischen Übersetzungen des Shakespear gilt ganz besonders, was Lessing von allen prosaischen Übersetzungen englischer Dichter sagt: „Dass der Gebrauch der kühnsten Tropen und Figuren, ausser einer gebundenen kadenzirten Wortfügung uns an Besoffene denken lässt, die ohne Musik tanzen.“ (Dramat. I. 153.) „Die Poesie des Stils (sagt unser Verfasser S. 101.) kann ohne geordnete Verhältnisse der Bewegung gar nicht bestehn. Der wiederkehrende Rhythmus ist der Pulsschlag (90) ihres Lebens. Nur dadurch, dass die Sprache sich diese sinnlichen Fesseln anlegen lässt und sie gefällig zu tragen weiss, erkauft sie die edelsten Vorrechte, die innere höhere Freiheit von allerlei irdischen Obliegenheiten. Soll das Silbenmaass im Drama nicht Statt finden, so muss es ja bei der schlichtesten Prosa sein Bewenden haben. Denn sonst wird unvermeidlich eine sogenannte poetische Prosa entstehen, und poetische Prosa ist nicht nur überhaupt sehr unpoetisch, sondern vollends im höchsten Grade undialogisch. Sie hat die natürliche Leichtigkeit der Prosa verloren, ohne die künstliche der Poesie wieder zu gewinnen, und wird durch ihren Schmuck nur belastet, nicht wirklich verschönert. Ohne Flügel, um sich kühn in die Lüfte zu heben, und zu anmaassend für den gewöhnlichen Gang der Menschenkinder, fährt sie, unbeholfen und schwerfällig, wie der Vogel Strauss, zwischen Fliegen und Laufen über dem Erdboden hin.“ — Mit den triftigsten Gründen vertheidigt der Verfasser den Gebrauch des Silbenmaasses im Drama überhaupt, selbst nach den Grundsätzen derjenigen Poesie, welche noch bloss die charakteristische Nachahmung interessanter Wirklichkeit ist, und insbesondre die Mischung von Poesie und Prosa in Shakespears Dialog. Er trägt dabei gelegentlich eine Theorie des poetischen Dialogs vor, welche (91) viel neue Wahrheiten enthält, und zu der sich wohl, so lange man die Poesie nur aus jenem Gesichtspunkte betrachtet, nicht viel hinzusetzen lässt. — Betrachtet man aber die Poesie als eine schöne Kunst, als das nothwendige Mittel, um das unbedingte Gebot der Schönheit zu erfüllen, so gehört die Nothwendigkeit des Metrums und seines allgemeinen Gebrauchs unter die wenigen Wahrheiten, über die in der Wissenschaft selbst kein Zweifel mehr Statt findet, mag es auch in den Köpfen einzelner Vernünftler noch so sehr dämmern. Da nun Schönheit wirklich Ziel und Gesetz der antiken Poesie war, so wünschte ich, der Verfasser hätte uns keine Veranlassung zu dem Argwohn gegeben, er hielte den allgemeinen Gebrauch des Silben-

maasses bei den Alten nicht für eine wesentliche Eigenschaft der klassischen Kunst, sondern für Zufall und Nothbehelf. Hier muss ich noch einen Irrthum rügen: „Das Ansehn der Alten, (sagt der V. S. 91.) soll nichts mehr gelten, als die Gründe, welche sie selbst bei dem oder jenem Verfahren für sich hatten.“ Ist dies wahr, so kann das Ansehn der Alten überhaupt gar nichts gelten: denn was ist bekannter, als dass die alten Künstler nicht nach wissenschaftlichen Grundsätzen dichteten, und sich um die Meinungen der Philosophen gar nicht bekümmerten? Dass ihre theoretischen Versuche in der (92) Philosophie der Kunst sich nie auch nur von ferne der Wissenschaftlichkeit genähert haben? Die alten Dichter thaten in gewissem Sinn alles aus Nothwendigkeit und nichts aus Wahl. — Bei dem gemeinen Haufen war und ist das Ansehn der Alten nichts anders als ein blindes Vorurtheil für das heilige Herkommen, welches man mit Recht gänzlich verwarf. Aber liesse es sich nicht denken, dass ein prüfender Alterthumsforscher (wenn es etwa einen solchen gäbe), weil er, was die Natur die alten Dichter lehrte, sehr oft mit den Kunstgesetzen der reinen Vernunft wunderbar übereinstimmend fand, weil er die Gründe einsieht, warum diese Übereinstimmung möglich und wirklich war, dieselbe nun auch da vermuthete, wo sie nicht gleich einleuchtet? dass er sich wenigstens nicht übereilte, eine allgemeine Eigenschaft der Klassiker für eine bloss zufällige Abweichung zu erklären; besonders wenn es einen Gegenstand beträfe, über den die Meinungen der Denker noch nicht bis zur Wissenschaft (welches viel sagen will) gediehen wären?

Den Schluss machen einige Bemerkungen über die Schwierigkeiten, Gesetze und Freiheiten einer nach diesen Grundsätzen entworfnen Übersetzung des Shakespear.

* * *

(93) Vtes Stück.

1. Benvenuto Cellini. Fortsetzung. Möchte doch hier der Auszug etwas kürzer seyn! Es gehört schon ein starker Magen dazu, sich an naiven Mordthaten zu belustigen. Das ewige Einerlei dieser Raufereien muss aber auch einen solchen ermüden.

Dieser Auszug ist überhaupt bis jetzt eine wörtliche Übersetzung aus dem eignen Leben des alten Künstlers, welches im italienischen Original einen starken Quartanten, in Nugents englischer Übersetzung zwei starke Oktavbände beträgt. Diese Lebensbeschreibung hat in vielen Rücksichten, besonders für den philosophischen Geschichtsforscher und Kunstfreund hohes Interesse. Allein die Weitschweifigkeit, mit der Benvenuto von seinen unzähligen blutigen Händeln spricht, ist für den Leser schon in seiner Geschichte selbst ermüdend,

in einem Auszuge für die Horen aber wohl gar zweckwidrig. In der ersten Hälfte des Auszuges hat der Übersetzer bloss die Einleitung des Verfassers weggelassen, in welcher dieser mit vieler Naivität von seinen Voreltern, und mit Künstlerstolz von der grossen Wichtigkeit der Selbstbiographen spricht, unter andern auch eine Anekdote erzählt, die so naiv und bedeutend ist, und seinen Vater und dessen Erziehungsweise so lebendig charakterisirt, dass es (94) zu verwundern ist, wie der deutsche Übersetzer sie weglassen konnte. Hier ist sie:

„Als ich ohngefähr fünf Jahr alt war, befand sich mein Vater einst in einem kleinen Zimmer, in welchem man gewaschen hatte, und wo eben ein tüchtiges Feuer brannte. Er sang und spielte dazu auf der Geige, dicht ans Feuer gerückt; das Wetter war empfindlich kalt. Als er in die Flammen hineinsah, wurde er ein kleines Thier gewahr, wie eine Eidechse gestaltet, das in der dichtesten Fluth des Feuers lebte. Er merkte sogleich was es war, rief meine Schwestern und mich, und nachdem er uns das Geschöpf gezeigt hatte, gab er mir eine Ohrfeige. Ich fing an zu weinen; er aber schmeichelte mir, bis ich stille ward. Dann sagte er diese Worte: Liebes Kind, ich gab dir diese Ohrfeige nicht, weil du irgend ein Versehen begangen hättest, sondern damit du dich stets erinnern möchtest, dass das kleine Geschöpf, welches du hier in den Flammen siehst, ein Salamander ist, den man, so viel mir bekannt ist, bis jetzt nicht mit Augen gesehen hat. Indem er dies sagte, umarmte er mich, und gab mir etwas Geld."

Auf diese Anekdote folgt nun sogleich das, womit der Übersetzer seinen Auszug anfängt.

Zwischen der ersten Lieferung und der Fortsetzung ist nur Ein Abschnitt ganz übergangen, in (95) welchem Benvenuto von seinem Zwiste mit einem Ludwig Pulci spricht. Da der Übersetzer so gewissenhaft ist, uns mit allen übrigen Schritten und Fortschritten des Helden bekannt zu machen, so hätte er auch wohl nicht ganz übergehen sollen, dass Benvenuto in diesem Kapitel erzählt, wie er sich darauf gelegt habe, die künstlich gearbeiteten, mit Gold ausgelegten stählernen Griffe an türkischen Dolchen nachzuahmen und zu übertreffen. —

Übrigens machen die beiden Aufsätze in den Horen noch kaum den fünften Theil der ganzen Lebensbeschreibung aus, die an Interesse gewiss nicht abnimmt, und die, wenn der Übersetzer so fortfährt, einen ansehnlichen Theil der Horen füllen wird.

2. Die Pulververschwörung in England im Jahr 1705. Der Gegenstand bekannt, die Behandlung gewöhnlich.

3. Elegie. Über diese kann ich aus einer sonderbar scheinenden, aber sehr triftigen Ursache kein Urtheil fällen: aus nichts wird nichts.

4. Eine Nachahmung der ersten Satire des Juvenal. Hie und da ein guter Einfall, ein glücklicher Ausdruck. Im

Ganzen nicht fröhlich, oder nicht leidenschaftlich genug. Und welche Verse!

(96) 5. Sehnsucht nach Frieden (nach dem Tibull). Mit Liebe, und oft sehr glücklich, doch einigemal nicht enthaltsam genug übersetzt.

6. Die Chariten. Theokrits sechzehnte Idylle. Bis zur höchsten Vollendung ausgefeilt und von bewundernswürdiger Eurhythmie. — Will man die klassischen Dichter unter alle Liebhaber des Schönen verbreiten, so ist es nicht genug, sie tadellos zu übersetzen. Es sind durchaus Anmerkungen nöthig, nicht etwa um mythologische und andre Anspielungen zu erläutern, sondern um den modernen Leser mit Geist und Art des Ganzen vertraut zu machen: vorzüglich um das, was ihm anstössig seyn muss, aber der antiken Poesie wesentlich ist, erklärend zu rechtfertigen, und um ihn auf dasjenige wahrhaft Bedeutende, was er sonst aus Modernheit gewiss übersehen wird, aufmerksam zu machen. Sollen diese Anmerkungen so klar und vollständig seyn, dass sie dem Liebhaber alles erklären, und ihn noch mehr zu wissen reizen, und doch dabei durch ihre scharfe und kurze Bestimmtheit selbst den Kenner des Alterthums erfreuen; so mögen sie leicht eben so schwer seyn, als eine tadellose Übersetzung selbst, aber sie sind dennoch unentbehrliche Begleiter derselben.

So wie im Anfange die philosophischen Aufsätze, dann die Gedichte in den Horen das Überge-(97)wicht hatten, so jetzt die historischen Aufsätze und prosaischen Erzählungen. Sind sie, wie sie seyn sollen, so können sie auch gewiss am ersten die schwere Aufgabe erreichen, zugleich den Vielen und den Wenigen Genüge zu leisten.

Die Horen; Sechstes Stück. I. Benvenuto Cellini, Fortsetzung. II. Die Zauberin, Theokrits zweite Idylle. III. Szenen aus Shakespeare's Sturm. IV. Ein Nachtrag zu der Untersuchung über Idealisten und Realisten. Aus Platons Theätetus. V. Das Geständnis. VI. Unbenutztes Wissen. VII. An Cäcilia (aus dem Englischen). VIII. Der neue Orpheus.

Nichts kan verschiedner sein, als die Gegenstände, der Zweck und die Art der Darstellung in den drei ersten Nummern; und doch haben sie alle etwas gemein: naive Wahrheit; jede versetzt uns in eine eigne Welt, die uns entweder durch das kräftigste Leben beschäftigt, oder durch stillen Reiz an sich zieht, oder durch hohe Schönheit bezaubert.

A: Deutschland. Dritter Band. Berlin 1796. bei Johann Friedrich Unger. Achtes Stück. Nr. X: Notiz von deutschen Journalen. S. 217—221.

Benvenuto Cellini besteht immerfort alle gefährlichen und lustigen Abenteuer seines bunten Lebenswandels mit der Kraft und Geistesgegenwart eines Bravo, und mit der Gewandtheit eines Tausendkünstlers; beichtet Gutes und Böses mit derselben schalkhaften Treuherzigkeit. Er vereinigt das wilde, rasche Feuer eines Degenknopfs und lockern (218) Gesellen, die Pralsucht eines Avantüriers mit dem emsigen, ausdauernden Fleis eines ehrgeizigen Virtuosen, mit dem Leichtsinn eines Kindes, und mit der Offenheit und Zuversicht eines biedern Mannes. Vornehmes und gemeines Gesindel; Päbste und Banditen; Schwarzkünstler und Kupplerinnen; Kardinäle und Kurtisanen malt er mit groben, aber mit den kräftigsten Farben, zwar von einem niedern Standpunkt, aber wie aus dem Leben gestohlen. Sehr belustigend ist sein Liebeshandel mit der Sizilianerin, besonders das plötzliche Ende. Eben so belustigend sein Verkehr mit dem Schwarzkünstler, und sehr karakteristisch seine Ehrfurcht vor demselben. Sein Trotz gegen den Pabst, und die naive Dreistigkeit, mit der er Sr. Heiligkeit ihr grosses Unrecht zu Gemüthe führt, ist beinahe edel. Freilich können auch nur häufige und entschiedene Züge von natürlichem Edelmuth mit Benvenuto's Rohigkeit und Ausschweifungen aussöhnen, weil diese doch nur dem Bravo angehören, und mit dem Talent des Künstlers in wenigem oder gar keinem Zusammenhange zu stehn scheinen. Das Naive seiner Erzählung, so belustigend es auch ist, reicht doch allein nicht hin, ein lebhaftes Interesse für seine Person zu erregen, weil es weder aus Unschuld noch aus Grösse entspringt.

Vielleicht athmet kein andres Werk der sizilischen Muse so heisse Leidenschaft, wie der lyrisch-epische Monolog des Theokrit: Die Zauberin. Der Reichthum an bedeutenden und lebendigen Zügen im erzählenden Theil des Gedichts, diese reizende homerische Umständlichkeit lindert den schmerzlichen Eindruck jener klagenden Akzente, welche aus der innersten Tiefe eines, von unbefriedigter Glut verzehrten, weiblichen Herzens so voll und laut hervordringen, mit denen das Ganze beginnt und endigt, und in die auch die Erzählung immer wieder zurückfällt. Ganz unverkennbar ist in dem Jüngling die eigenthümlich Dorische Mischung von Härte und Zartheit, von derber Rohigkeit und der weich-(219)sten Bildung. In frölicher Kraft schreitet der Schöne einher, wie er dem Mädchen zuerst erscheint; mit Zuversicht tritt er in das Gemach der Liebeskranken, setzt sich breit, und redet gar naiv über ihr Zuvorkommen: doch vergilt er diesen Übermuth bald durch die süssesten Schmeicheleien und Liebkosungen. — So adelt echte Kunst auch gemeine Natur, nackte, unverhohlne Sinnlichkeit!

Wenn man unmittelbar nach diesem Stück: die Szenen aus Shakespeare's Sturm liest, so fühlt man, so abstechend wie nur immer möglich, den Unterschied zwischen blos verschönernder Nachahmung des Wirklichen und Gegebenen, und selbstständiger Darstellung

einer, durch die Schöpferkraft des Dichters hervorgezauberten, Welt. Und welch' eine Welt, die das Höchste und Tiefste der Menschheit umfasst? Man versinkt in Bewundrung und Liebe, wenn man erwegt, wie derselbe Künstler, welcher sich mit dem kühnsten Schwunge bis an die äussersten Grenzen der menschlichen Natur wagen durfte, und im Kaliban den schmutzigsten Auswurf seiner Gattung noch mit Wahrheit darzustellen vermochte, dennoch auch im Allerheiligsten des menschlichen Herzens so zu Hause, und mit der Unschuld so innig vertraut war, wie seine Darstellungen der Miranda, des Ferdinando und Prospero beweisen.

Übersetzungen, welche in ihrer Art so vollendet sind, wie II. und III., lobt man am besten, wenn man ihrer, als Übersetzungen, gar nicht erwehnt, nur das Werk selbst geniesst oder erforscht, und sich erst hintennach mit Dank an den erinnert, welcher es zuerst auf deutschen Boden verpflanzte.

Die Übersetzung aus dem Plato IV. ist, im Ganzen genommen, lesbar; aber doch etwas weitschweifig, und auch nicht frei von ganz verfehlten Ausdrücken; wie Kameradschaften (für ἑταιρεῖαι, Fakzionen, politische Klubs) und Orden (für das schöne χορός, welches hier beibehalten werden musste), wovon das erste gar keinen bestimm-(220)ten, das letzte einen durchaus falschen Sinn giebt. — Auch die Überschrift ist etwas ungerecht gegen die Realisten, da die Schilderung, welche Sokrates im Gegensatz mit dem echten Philosophen von durchaus eigennützigen Rhetoren und Demagogen entwirft, doch nur die niedrigsten ihrer Gattung trifft. Es wäre, als wollte man das Bild eines Fantasten einen Beitrag zur Karakteristik der Idealisten nennen. — Überdem gilt die Vergleichung des Platonischen Sokrates nur für sein Volk und für seine Zeit, und müsste theils erweitert, theils beschränkt werden, um allgemein wahr zu sein. Alle, welche nach dem Göttlichen streben, scheinen denen, die an der Erde kleben, rasend oder einfältig; beide Gattungen leben in einer eignen Welt, und wissen sich nicht zu benehmen, sobald sie diese verlassen. Dies gilt vom Solon, Aristides und Timoleon, vom Sophokles nicht weniger, als vom Sokrates. Weil aber bei den Griechen der unbedingte Werth der Gemeinschaft, Gerechtigkeit und Freiheit, die Heiligkeit des Schönen öffentlich anerkannt war: so sonderten sich hier die, welche an Ideen hingen, von denen, die an der Materie hingen, nicht so schneidend ab, wie die griechischen Philosophen wirklich thaten, und thun mussten, wenn sie ihre Würde rein bewahren wollten. Sie entzogen dadurch auch der Menschheit nichts: denn die griechischen Staaten waren doch nicht zu retten, und allgemeinere Verbreitung philosophischer Bildung war durchaus unmöglich. Bei den Neuern hingegen, wo alles Gute von Wissenschaft und Aufklärung ausgeht, wo ihr unbedingter Werth wenigstens überwiegende, wenn auch noch nicht öffentliche Meinung ist, ist es eine heilige

Pflicht des Philosophen, sich wenigstens in so weit unter den Haufen zu mischen, als es die Beförderung dieses grossen Zwecks erfordert, und sobald sich nur eine Möglichkeit zeigt, dass das Gute in den Staaten die Oberhand behalten könne, darf und soll er auch politisch thätig sein, wenn es sonst schicklich ist.

Das Geständniss V. ist ein in Gährung gerathener Vorrath von Kunstwörtern der Empfindelei; dazwischen genugsame, rein prosaische Brocken, und einige Erinnrungen an Klopstock. Nichts kan unweiblicher und unzarter sein, als Theano's lange Beschreibung einer Umarmung und der Wallungen ihres Bluts in dem Liede, wo sie ihre Gegenliebe zuerst gesteht.

Die Horen. Siebentes Stück.

1796.

1) Benvenuto Cellini. S. 1. Fortsetzung.

2) Ekloge S. 60.

Auf die Frage eines Freundes, welcher ein Lobredner der Stadt ist, wie der Dichter so fern von den Freuden der Städte, „am Gestade des wogenden Meeres“ seine Tage und Abende verlebe, antwortet er mit einer umständlichen Beschreibung seiner ländlichen Wohnung und seiner Lebensweise. Die Einleitung ist nicht ohne Steifheit, und der unangenehme Eindruck der Wendung:

„Dieses alles begehrst du von mir ausführlich zu wissen.
Wiss' es denn, mein Guter, und neide den glücklichen Siedler!“

wird durch die Wiederholung (S. 63) verdoppelt. Dadurch kündigt sich das ganze Gedicht gleich so schwerfällig und pflichtmässig an, und sucht allzu ehrlich, auch nicht einmal den Schein eines freien Ergusses unwillkührlicher Empfindungen. Man glaubt einen schreibenden Mann zu erblicken, der ernstlich daran geht, von seinem Thun und Lassen gründliche Rechenschaft zu geben; oder wenn man vermuthet, dass der gute Freund nur zu fragen bemüht werde, damit man ihm antworten könne: so denkt man doch nicht an einen Dichter, den sein Gefühl treibt, sondern an einen Gelehrten, der sich vornimmt, eine Ekloge auszuarbeiten. Auch wird man oft und stark an Vorbilder erinnert, wenn ei-(68)nem auch dieser und jener Dichter nicht frisch im Gedächtnis sind; schon dadurch erinnert, weil der Verfasser oft genug beschreibt, nur um zu beschreiben, ohne die Beschreibung durch eine durchschimmernde Empfindung oder Laune zu beseelen; vermuthlich also blos, weil seine Vorstellungen von der einmal gewählten Dichtart es so mit sich brachten. So das Gemählde des Schreibtisches (S. 76.); und

A: Deutschland. Vierter Band. Berlin 1796. bei Johann Friedrich Unger. Zehntes Stück. Nr. VI. „Notiz von deutschen Journalen.“ S. 67—70.

die Aufzählung der Gegenstände seiner Spekulazion (S. 66). Einige Gedanken scheinen sogar ihren Urheber durch eine recht naive Beibehaltung seines ganz eigenthümlichen Gepräges laut zu nennen. Zum Beispiel (S. 70.) von den Wirkungen der schönen Kunst:

„In seligem Bunde
Gatten sich Neigung und Pflicht; es huldigt der Trieb dem Gedanken;
Und zur Nothwendigkeit klimmt der gezeitigte Mensch durch die Freiheit."

Die Anordnung des Ganzen entspricht dem Anfange. Ausser einem einzigen, welcher dichterisch genannt zu werden verdient (S. 71), kennt der Verfasser keine andern Übergänge, als: — „schon" — „jetzund" — „indess" — „nun" — „nun" — „dann" — „wieder nun" — „aber schon" — „nun" — „hurtig nun" — „jetzt" — „nunmehr" — „nun" — „schon" — „nun". — Eine Verschiedenheit seiner Morgenbeschäftigung führt er durch das trockne „ein anderesmal" ein, und eine zweite durch ein zweites „ein anderesmal". — Mit Spaziergängen ist er nicht sparsam, und mit der Gottheit wirft er um sich, wie manche Dichter mit Musen und Grazien. —

Einige der glücklicheren Stellen mögen als Beleg hier stehn, dass das Gedicht streng beurtheilt zu werden würdig ist. —

Die Beschreibung des allgemeinen ländlichen Lermens schliesst mit dem Zuge:

„Das Mägdlein
Kauert indessen am Eimer; und singt sich ein lustiges Stückchen."

Vom Morgen:

„Die wachsende Helle
Reget mir leise die Wimper, und sanft erwach' ich ins Leben."

Bei seinen Studien würde ihn am Pulte der Mittag ereilen, träte nicht bald dieser bald jener herein, und unterbräche ihn:

„Dann mein süssschmeichelndes Wienchen,
Um zu warten der Puppen, der niedlichen, welche sie sorgsam
Vor des Bruders zerstörendem Grimm auf mein Zimmer geflüchtet,
Wo sie mit Plato und Kant und Gibbon sich friedlich vertragen.
Doch es dauert nicht lange, so kömmt der zerstörende Gottfried
Selber heraufgepoltert u. s. w."

Ferner das Betragen des rüstigen Kutschers, auf der sorgenden Hausfrau Mahnen und Flehen

„Doch ehrbahr zu fahren und langsam.
Freundlich nikket der Schalk, und thut nach eignem Belieben."

Von misglückten Ausdrücken und harten Versen liessen sich so viele Beispiele anführen, dass sie sich jeder nach eignem Geschmack wählen mag.

3) Theodorich, König der Ostgothen. S. 90.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wir behalten uns unser Urtheil vor, bis der Aufsatz vollendet ist.

Musenalmanach für das Jahr 1797. Herausgegeben von Schiller. Tübingen in der Cottaischen Buchhandlung. S. 303. kl. 8.

Mit schmeichelnder Gewalt senkt sich Alexis und Dora, ein frisches und glühendes Gemälde,

„wie sich Jammer und Glück wechseln in liebender Brust,"

tief in das Herz; der Eindruck würde unauslöschlich bleiben, wenn man es auch nur Einmal hörte, und dann nie wieder. Auch der Hörer, (denn ein solches Gedicht kan man nicht lesen, ohne es zu hören) sagt sich, selbst wenn der Gesang schweigt, und ihn zu sich zurückkehren lässt, entzückt, wie Dora, ein leises Ewig. Auch ihm bleibt diese Stunde, während so manche andre kunstvolle Gedichte ihm kalt verschwinden. Auch seine Erinnerung hält diesen Einen Augenblick fest umschlossen, in welchem die erste Anerkennung der Seele und das gegenseitige Geständnis, die Vereinigung und die Trennung zusammengedrängt sind. Diese kühne und glückliche Anlage hatte die grosse Schwierigkeit, dass sich Dora so geschwinde geben, und (84) dem reisefertigen Jüngling, dadurch dass sie ihn aufhielt, mit einem stummen Bekenntnisse ihrer Liebe entgegen kommen musste. Aber ihre Anrede, mit der ihr Herz verrathenden Anspielung auf die reichen Matronen, ihr Zögern, ihre Hingebung, ihr köstliches „Ewig" gehören nicht nur zu dem Schönsten im ganzen Gedicht: sondern eben das, was seine grösste Schwierigkeit war, ist gebraucht worden, um es schöner zu runden und zu schliessen. Durch einen äussern Umstand sollte das Gedicht nicht geendigt werden; und doch war die Leidenschaft zu heftig, um verhallen zu können; sie musste also zuletzt noch bis auf den höchsten Gipfel steigen, um dann plötzlich abbrechen zu dürfen. Dazu dient nun Dora's schnelle Hingebung als ein Zunder für das Mistrauen des Liebenden. Schön ist es, dass Alexis in Gesang ausbricht, so wie ihm die letzte Spur von Dora's Heimat verschwindet: aber ist dieser Augenblick nicht noch zu früh für einen besonnenen Entschluss, bei den Musen Linderung zu suchen? Freilich deuten nur die Schlussverse auf dieses Absichtliche, da sein Gesang sonst durchaus ein unwillkürlicher Erguss der Empfindung zu sein scheint. Wäre es durch die Worte:

„Alle Gedanken sind vorwärts gerichtet, wie Flaggen und Wimpel,
Nur Ein Trauriger steht, rückwärts gewendet, am Mast,
Sieht die Berge schon blau, die scheidenden, sieht in das Meer sie
Niedersinken, es sinkt jegliche Freude vor ihm;"

A: Deutschland. Vierter Band. Berlin 1796. bei Johann Friedrich Unger. — Zehntes Stück. Nr. VII: Neue deutsche Werke. S. 83—102.

B: Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Erste Abtheilung: Schiller. Zweiter Band. Leipzig 1882. S. 196—207. *(Abdruck von A, mit Auslassungen; nicht berücksichtigt.)*

ausdrücklich bestimmt, wie nahe Alexis jenem Augenblicke war: so würde die ruhige Fülle in manchen Stellen auf eine grössere Entfernung deuten. Stellen der Art sind:

„Klage dich, Armer, nicht an! — so legt der Dichter ein Räthsel,
(85) Künstlich mit Worten verschränkt, oft der Versammlung ins Ohr!
Jeden freut die seltne Verknüpfung der zierlichen Bilder,
Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt:
Ist es endlich gefunden, dann heitert sich jedes Gemüth auf,
Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn."

und:

„Öfter sah ich dich gehn zum Tempel, geschmückt und gesittet,
Und das Mütterchen ging feierlich neben dir her."

und:

„da drückte der wackere Vater
Segnend die würdige Hand mir auf das lockige Haupt:
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel."

und:

„Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verschafft dein Geliebter;
Was ein häusliches Weib freuet, das bringt er dir auch.
Feine wollene Decken, mit Purpursäumen, ein Lager
Zu bereiten, das uns traulich und weichlich empfängt,
Stücke köstlicher Leinwand. Du sitzest und nähest und kleidest
Mich und dich und auch wohl noch ein Drittes darein."

Aber eben diese Mischung epischer Fülle mit lyrischer Glut ist die eigenthümliche Schönheit des Gedichts, und das wesentliche Merkmal der Idylle (86) im griechischen Sinne des Worts, in welchem diese Dichtart gar nicht auf ländliche Gegenstände allein beschränkt ist, und mit der Darstellung vollkommner Unschuld, worein sie bei den Römern auszuarten anfing, nichts gemein hat. Sehr bedeutend, und echt idyllisch ist auch die reichliche und äusserliche Güte und Schönheit, wodurch alles Lebendige und Leblose, was die Liebenden auch nur von fern berührt, und in den Zauberkreis des Dichters eintritt, von dem wackern Vater bis auf den kostbaren Schmuck, oft nur durch einen Zug veredelnd ausgezeichnet wird. Das herrliche Blau, „wodurch die trennende Woge den Himmel nur lügt," und selbst die südlichen Früchte versetzen uns in das üppigste Land unter dem heitersten Himmel. Das Gedicht athmet den ganzen Frühling: oder vielmehr es athmet zugleich das frische Leben des Frühlings, die mächtige Glut des Sommers, und die reife Milde des Herbstes.

Welcher Abstand von Alexis und Dora, wo die Erfindung ihr reichstes Füllhorn ausgeschüttet, die Empfindung ihren höchsten Schwung genommen hatte, bis zu dem Heiligen und Heiligsten von demselben Verfasser; wo der Dichter nichts that, als den würdigsten Gedanken durch Maas und Bilder fester zusammendrängen und mit einer Einfassung umgeben!

„Was ist heilig? Das ists, was viele Seelen zusammen
Bindet, bänd' es auch nur leicht, wie die Binse den Kranz.
Was ist das Heiligste? Das, was heut und ewig die Geister
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht."

Gedanken, wie dieser, welche mehr sind als blosse Erzeugnisse des reinen Verstandes, welche sich nur dem Edlen im Leben und durchs Leben bewähren, der sie handelnd findet, bedürfen (weil sie so gefunden, einzeln scheinen) und verdienen auch am mei-(87)sten die Art von Mischung, welche ihnen die dichterische Einkleidung geben kan.

In einigen der Distichen von Göthe S. 28—31 wird diese gnomische Einfachheit durch irgend einen muthwilligen Zug fröhlich belebt, und dadurch zugleich eine gesellige Stimmung über das Gedichtchen verbreitet, so dass es[a]) als Bruchstück einer muntern Unterhaltung erscheint. So hat in dem:

„Der Erste.
Wer ist denn wirklich ein Fürst? Ich hab' es immer gesehen;
Der nur ist wirklich Fürst, der es vermochte zu sein."

das Berufen auf eigne Anschauung nicht nur viel Salz, weil die gesagte eine von denjenigen Wahrheiten ist, die sich von selbst verstehen, aber doch erst aus langer Erfahrung erlernt zu werden pflegen: sondern diese schalkhafte Altklugheit, dieses Hervorgucken eines feinen Weltmanns unter der Maske des treuherzigen Dichters hat auch eine eigene Urbanität, welche sich besser empfinden als beschreiben lässt. Durch eine ähnliche Wendung wird der Chinese in Rom zu einem eben so reizenden kleinen dichterischen Gesellschaftsstück, wie manche Horazische Satire.

Noch weiter entfernt sich von jener gnomischen Einfachheit die Eisbahn. Es redet darin ein theilnehmender Zuschauer, der die lebendigen Gestalten eines mannichfaltigen Schauspiels bald mit den Eigenheiten der Menschen sinnreich, bald mit der Bestimmung des Menschen gefühlvoll, vergleicht. Die Tabulae votivae von G. und S. kündigen schon durch ihre Überschrift einen noch grössern Antheil der Empfindung, eine noch nähere Beziehung auf das Leben, und zwar auf ein individuelles, eignes Leben, an. Aber freilich entsprechen nicht alle dieser Ankündigung. Manche sind nicht sowohl Gedanken der Art, die aus dem Leben entsprungen, (88) ihren Eigenthümer auch wieder, wie lebendige Freunde, durchs Leben begleiten, als versifizirte Antithesen und Gemeinplätze, die von den Vorposten oder aus dem Train irgend einer philosophischen Rede desertirt zu sein scheinen. — Wir würden uns unter den guten folgende als die liebsten auswählen. Das erste Distichon gefällt durch seine schmucklose Herzlichkeit. An *:

„Theile mir mit, was du weisst, ich werd' es dankbar empfangen;
Aber du giebst mir dich selbst: damit verschone mich, Freund!"

a) er A

Nicht blos treffender, sondern auch heitrer Spott. *Das blinde Werkzeug.* Wie das Distichon: *Was nutzt*, durch den einfachen Ausdruck gesunder Empfindung beseelt. *An die Muse.* Freimüthig, und doch nicht übermüthig.

Glaubwürdigkeit.

„Wem zu glauben ist, redliche Freunde, das kan ich euch sagen.
Glaubt dem Leben; es lehrt bessér, als Redner und Buch.“

Der komische Anstrich in dem Feierlichen der Anrede und Ankündigung hebt die herzliche Lehre sehr. *Das Schooskind.* Ein sinnreiches Bild. *Metaphysiker und Physiker:*

„Alles will jetzt den Menschen von innen, von aussen ergründen:
Wahrheit, wo rettest du dich hin vor der grausamen Jagd?“

Die Versuche.

„Dich zu greifen ziehen sie aus mit Netzen und Stangen,
Aber mit leisem Tritt schreitest du mitten hindurch.“

(89) *Letzte Zuflucht.*

„Vornehm schaut ihr im Glück auf den blinden Empiriker nieder,
Aber seid ihr in Noth, ist er der delphische Gott.“

Alles ein Wort zu seiner Zeit! Doch ist auch hier das *Wie* noch mehr werth, als das *Was*. Der Kunstfreund, der das Vollendete und Einzige auch an solchen kleinen Meisterstücken zu schätzen weiss, wird sie sich nicht oft genug wiederholen können, und nicht müde werden, sich an ihnen zu freuen. *Meine Antipathie*, und *Der Strengling und der Frömmling* sind voll komischen Unwillens gegen die (in Deutschland so zahlreichen) Ausrufer und Lohnbedienten der Tugend. *Theophagen. Der Philosoph und der Schwärmer. Das irdische Bündel.* Drei genialische Einfälle! Poetischer noch ist die Ausführung eines eben so genialischen Einfalls in dem Distichon: *Der wahre Grund:*

„Was sie im Himmel wol suchen, das, Freunde, will ich euch sagen;
Vor der Hand suchen sie nur Schutz vor der höllischen Glut.“

Nun noch zwei, beide des Inhalts, das erste auch des kecken Ausdrucks wegen:

Das Mittel.

„Willst du in Deutschland wirken als Autor, so triff sie nur tüchtig,
Denn zum Beschauen des Werks finden sich wenige nur.“

Deutsche Kunst.

„Gabe von obenher ist, was wir Schönes in Künsten besitzen.
(90) Wahrlich! von unten herauf bringt es der Grund nicht hervor.
Muss der Künstler nicht selbst den Schössling von aussen sich holen?
Nicht aus Rom und Athen borgen die Sonne, die Luft?“

Ungleich individueller scheinen die von G. und S. *Vielen* gewidmeten Distichen. Die schönste unter so manchen schönen Blumen mag hier den ganzen Kranz repräsentiren.

H. W.

„Schön erhebt sich der Agley und senkt das Köpfchen herunter.
Ist es Gefühl? Oder ists Muthwill? Wir wissen es nicht.“

Aus den Einer gewidmeten Distichen von G. und S. lassen sich füglich zwei verschiedne und ungleichartige Kränze flechten. Wir wählen uns den einen, ohne jedoch irgend jemand in seiner Freude an dem andern stören zu wollen.

Einer.

„Manuskripte besitz' ich wie kein Gelehrter noch König,
Denn mein Liebchen, sie schreibt, was ich ihr dichtete, mir.

Raum und Zeit, ich empfind' es, sind blosse Formen des Denkens,
Da das Eckchen mit dir, Liebchen, unendlich mir scheint.

Sorge! sie steiget mit dir zu Pferde, sie steiget zu Schiffe;
Viel zudringlicher noch packet sich Amor mir auf.

(91) Schwer zu besiegen ist schon die Neigung, gesellet sich aber
Gar die Gewohnheit zu ihr, unüberwindlich ist sie.

Welche Schrift ich zweimal, ja dreimal hinter einander
Lese? das herzliche Blatt, das die Geliebte mir schreibt.

Wer mich entzückt, vermag mich zu teuschen. O! Dichter und Sänger,
Mimen! lerntet ihr doch meiner Geliebten was ab!

Alle Freude des Dichters, ein gutes Gedicht zu erschaffen,
Fühle das liebliche Kind, das ihn begeisterte, mit.

Ein Epigramm sei zu kurz, mir etwas herzlichs zu sagen?
Wie? mein Geliebter, ist denn nicht noch viel kürzer der Kuss?

Kränken ein liebendes Herz, und schweigen müssen! Geschärfter
Können die Qualen nicht sein, die Rhadamanth sich ersinnt.

Leben muss man und lieben! Es endet Leben und Liebe!
Schnittest du, Parze, doch nur beide die Fäden zugleich!"

Bei Schönheiten der Art hindert der Genuss selbst an einer vollständig zergliedernden schulgerechten Beurtheilung. Man kan nicht dazu kommen, und sich nicht dazu zwingen, den Eindruck ins Verhör zu nehmen und zu protokolliren. Ein dankbares Stillschweigen ist hier des Künstlers und auch des Kunstfreundes würdiger, als ein rednerisches Lob. Ohnehin erlaubt uns der fast beispiellose Reichthum (92) dieser Sammlung durchaus keine durchgängige Zergliederung. Eine Rezension braucht ja nicht stetig zu sein, wie ein Heynischer Kommentar! — Dieser Reichthum nöthigt uns nur Eines und das Andre auszuheben, und manches sehr bedeutende oder merkwürdige Gedicht, eben darum, weil es das ist, lieber ganz mit Stillschweigen zu übergehn, als ihm kein Genüge zu leisten. Dies gilt unter andern auch ganz besonders von den Breiträgen des Herausgebers. Die untadeliche Sittlichkeit in den von der Weiblichkeit handelnden Gedichten (S. 88—91), die sichtbare Kunst in Pompeji und Herkulanum, die versteckte Klugheit in den politischen Gnomen S. 32. 33, der glänzende Schmuck, die elegante Pracht des Ausdrucks in der Klage der Ceres, verdienen wirklich nicht blos im Allgemeinen bewundert, sondern aufs genaueste entwickelt zu werden; wozu wenigstens hier der Ort nicht ist.

Es war kaum möglich einige im VII. und VIII. Bande der Herderschen Briefe zur Beförderung der Humanität vorgetragene

Gedanken über Reim, Verstand und Dichtkunst sinnreicher und reizender zu dramatisiren, als in folgendem Gedichte, von V.

„Verschwunden war die Dichtkunst von der Erde,
Verödet lag ihr schönes Vaterland:
Da traten auf den Platz mit Ritterthumsgeberde
Ein Araber, der Reim; ein Normann, der Verstand.
Sie kämpften lang mit wechselnder Beschwerde,
Und wurden dann im Streit vertraulich und galant.

Die Dichtkunst kam. Wem wird der Preis gebühren? —
Thut eure Kappen ab. Wie heissest du? — Verstand? —
Und du? — Der Reim. — Ihr Herrn, ihr müsst nicht Kriege führen;
Gebt euch, der Reim zuerst, einander treu die Hand.
Wollt ihr mir dienen; so muss Ich regieren;
Du reite hinten, Reim; du vor mir her, Verstand!

(93) Sie zogen. Doch der kühne Normann-Reiter
Durchstrich so wild und kreuz und quer das Land.
Die Dichtkunst rief. Umsonst. — Dort folg' ich ihm nicht weiter,
Sprach sie, und neigte sich anmuthig, und verschwand. —
So bin ich Dichtkunst, sprach der Reimbegleiter,
Und treff' ich ihn, ergreif' ich hurtig den Verstand."

Der sich leider selten treffen lässt, und wenn er so verfolgt wird, sehr schnellfüssig flieht; könnte man mit Rücksicht auf die zahllosen Reimereien hinzusetzen, deren Karakter durch so witzig beschriebne Jagd nur allzuwahr bezeichnet wird. Noch mehr gerechten Unmuth als jenes Gedicht gegen die Zunft der Reimer athmet, verräth die verschiedne Weise der Moral von V. durch seinen rascheren Gang, lebhaftere Farben und kühnere Wendungen gegen jene herzlosen Vernünftler, welche so gern im Namen der Tugend gebieten und schmählen, welche dem Buchstaben unverbrüchlich treu, die heiligen Grenzen der Schule nie durch einen freien Blick ins Leben verletzen. Besonders im Anfange ist das spanische Einherschreiten des stolzen Imperativus in Sprache, Maas und Klang ganz nach dem Leben dargestellt.

„Auf ofnem Markte mit Gebieterton
Erschien in Herscherpracht der Gott Imperativus. —
Ich bin das Ich, der echten Weisheit Sohn,
Ein Vocativ der Pflicht, des Rechts Nominativus.
Wer von der Würde wich, erzittre meinem Thron;
Ich bin der kleinsten Schuld Fiskal-Akkusativus,
Und hinter mir dort steht zu Büttelstraf' und Lohn
Ein dunkler Schlussstein noch, der Gott Infinitivus. —
Doch wer bist du? —

Ich bin der armen Menschheit Sohn,
Ein Flehender, der blöde Optativus,
Doch selbst mein Wunsch, mein Streben wird mir Lohn:
(94) Denn hier ist mein Genoss, der helfende Dativus,
Ein guter Mann. —

Ihm werd' ein Bettlerlohn,
Und rufet lauter aus mit Pauken und Drommeten:
Der Menschheit Würde wird befohlen, nicht erbeten. —
Vorüber zog der Lärm u. s. w."

Die Gefälligkeit, ein reizendes Gedicht von O. besitzt selbst im hohen Grade die Eigenschaft, von der es benannt ist.

Der sorgfältigen Ausbildung der Versifikazion und Sprache in Schlegels Pygmalion wird jeder leicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, wer sich nur irgend auf technische Vollkommenheit eines Gedichts versteht. Aber nur in der reinsten Stimmung wird ein feiner Geschmack für diese sanfte Wärme, für dieses milde Gefühl empfänglich sein, welches die ganze Erzählung beseelt, und ihm eine echt dichterische Einheit giebt. Pygmalion ist voll von Beziehungen auf Sehnsucht des Künstlers nach reiner Schönheit, auf seine Begeistrung, seine Schöpferkraft, seine Liebe und sein Glück. Er giebt viel zu denken, aber er ist nicht auf einen einzigen Gedanken beschränkt, und auch eben darum nicht so leicht zu karakterisiren. Bei einer bestimmten, deutlich ausgesprochenen Allegorie hingegen ragen gleichsam die Ecken des herschenden Begriffs allenthalben unter der Hülle der Erzählung hervor, und sind eben so viele Handhaben, an denen sich das Ganze bequem fassen und tragen lässt. Ohne den Geist der alten Sage, deren Schönheit Achtung verdiente, zu entstellen, hat der Dichter sich dieselbe durch die glücklichsten Änderungen zuzueignen gewusst; und (mir scheint das kein geringes Lob) er gewinnt durch die Vergleichung mit dem Ovid ungemein (S. die Klopstockische Übersetzung der Ovidischen Stelle S. 265—268 der grammat. Gespr.). Die glückliche Wendung, den Pygmalion alle Sehnsucht und Unruhe vor Schaffung des Bildes emp-(95)finden zu lassen, macht anschaulich, was ihn trieb und fähig machte, etwas so ausserordentliches hervorzubringen, warum, und wie der Bildner sein Werk, worin das angebetete Urbild dargestellt und wirklich erreicht war, lieben musste, und verwandelt die Belebung aus einem zufälligen Wunder gleichsam nur in den natürlichen Lohn des Künstlers, den höchsten Gipfel seiner Freude an dem dargestellten Urbilde. Diese Freude ist eben so verschieden von der Selbstbewundrung eines eitlen Narcissus, als von der gar nicht künstlerischen, sondern durchaus männlichen Liebe des Ovidischen Pygmalion, welcher durch den Schein von Leben in seinem Werke geteuscht, in demselben nicht die reine himmlische Schönheit, sondern ein wirkliches, irdisches Weib liebt.

„Und es ergriff ihn Neigung zu seinem Werke, zum wahren
Jüngferlichen Gesicht; sie schien zu leben, und wehrte
Dieses ihr die Blöde nur nicht, sich bewegen zu wollen;
So verbarg er die Kunst durch seine Kunst. Der Bewundrung
Voll, von der Liebe Feuer entflammt zum geähnlichten Leibe,
Fasset er oft sein Werk mit prüfender Hand, ob es Leib sei?
Oder ob Marmor? gesteht den Marmor nicht zu; und er küsset;
Glaubt, er werde geküsst, und redet an, und umarmet.“ u. s. w.

So schildert der römische Dichter Pygmalions Liebe; und ausser der sehr reizend beschriebnen Verwandlung selbst, hat er alles

übrige bei Seite liegen lassen, wozu diese Sage ihm Stoff und Veranlassung darbot, und nur allein diese höchste Stufe der an Wahnsinn gränzenden Teuschung recht mit Liebe ausgemahlt; ein Gegenstand, welcher freilich für seinen spielenden Witz eine unwidersteh-(96)liche Lockung sein musste. Dagegen der deutsche Dichter.

„Höher strebt sein einziges Begehren.
Hingeschmiegt an einen zarten Leib
Würde dennoch Sehnsucht ihn verzehren:
Was ihm fehlt, gewährt kein irdisch Weib.
Nicht um Blumen, gleich dem Schmetterlinge,
Auf zur Sonne mit des Adlers Schwinge
Schwebt sein Geist, und athmet reine Luft,
Unberauscht von süssem Duft.

Zur Geliebten hat er sich erlesen,
Die noch nie ein sterblich Auge sah;
Nur ein Schatte, doch ein mächtig Wesen,
Ist sie fern ihm, und doch ewig nah.
Tief in seines Innern heil'ger Stille
Pflegt die Dichtung sie mit reger Fülle,
Und umarmt das göttlich schöne Bild,
Halb von eignem Glanz verhüllt."

Diese Liebe höherer Art macht den Jüngling anfangs ernst, entfernt ihn von der Freude, und er verirrt sich sogar in thörichte Gebete an die Unsterblichen. Aber bald erwacht in ihm die selbstständige Kraft des Künstlers.

„Nur die Kraft kan seinen Wunsch gewähren,
Die zuerst dem Wunsche Flügel gab.
Hoffst du Labung ausser dir? Vergebens!
In dir fliesst die Quelle schönes Lebens;
Schöpfe da, und fühle froh geschwellt
Deine Brust, dein Aug' erhellt.

Eine Stimme, tröstend im Versagen,
Flüstert' in die Seel' ihm diesen Rath.
Nein! nicht länger will er schmachtend zagen:
Träume reifen zu Entschluss und That.
Muthig, was er liebt, sich zu erschaffen,
(97) Schärft er seines Geistes goldne Waffen;
Still verheisst dem Sinnenden die Kunst
Hülfe, statt der Götter Gunst."

Das blosse namenlose Sehnen zur unsichtbaren Schönheit kan den Jüngling nicht plötzlich, wie durch eine Schöpfung aus nichts, in einen Meister der Kunst verwandeln. — Überdem musste der Dichter, um anschaulich darzustellen, wie die Liebe zur höchsten Schönheit in einer echten Künstlerseele, unter den günstigsten Umständen, von dem ersten unbestimmten Verlangen bis zur höchsten Befriedigung sich äussre und wirke, das Unlernbare in der Kunst, welches allein aus jener Liebe entspringt, von dem Lernbaren, welches auch ohne sie besteht, so bestimmt als möglich absondern. Dazu war es nothwendig, die alte Sage zu ergänzen. Dieses Dichterrechts hat sich der Dichter aufs glücklichste bedient, indem

er sagt, Dädalus habe den Jüngling in der Kunst unterrichtet; Pygmalion habe, schon vor seiner Liebe, die Götter gebildet, zwar als edle, aber doch der Unsterblichkeit beraubte Wesen, als fröliche Gesellen der Menschen. Dass er die Kunst zuerst vernachlässigte, da „der Wahn des nie erblickten Schönen ihn mit Allvergessenheit berauschte“, ist der Natur so ganz gemäss, als dass sich, da die reife Geburt der Begeistrung sich nun ans Licht drängt, seinem Gesichte die Bilder rings in der Werkstatt in verklärtem Lichte zeigen, dass sich ihm plötzlich „Gottheit enthüllt, wie er sie nimmer sah.“ Dies Pantheon gehört zu dem Schönsten im ganzen Gedicht. In dieser ganzen Stelle hatte der Dichter wol am meisten Schwierigkeiten zu überwinden: und eben hier erscheint der ganz eigenthümliche Sinn, in welchem er die Sage vom Pygmalion genommen hat, aufs bestimmteste und klarste. Aber auch die Darstellung des vollendeten Urbildes, nachdem das Ziel des Künstlers nun endlich erreicht worden, ist ihres Gegenstandes würdig:

(98) „Vor ihm blüht das liebliche Gebilde,
Gleich der Rose, die der Frühlingsmilde,
Welche webend, athmend um sie floss,
Kaum den Purpurkelch erschloss.

Hüllenlos, von Unschuld nur umgeben,
Scheint sie sich der Schönheit unbewusst;
Ihre leicht gebognen Arme schweben
Vor dem Schooss und vor der zarten Brust,
Reine Harmonie durchwallt die Glieder,
Deren Umriss, von der Scheitel nieder
Zu den Sohlen, hingeathmet fliegt,
Wie sich Well' in Welle schmiegt.

Schön begrenzt ihr Dasein stille Gnüge,
Friedlich wohnet es in sich daheim;
Und es ruht im Spiel der linden Züge
Unentfaltet künft'ger Liebe Keim.
Gleich als ob sie nimmer traur' und zürne,
Lacht' ihr heller Blick, die ebne Stirne;
Ihre halbgeschlossne Lippe schwoll
Süsser Tön' und Küsse voll.

Der Dichter konnte und musste bei seiner Behandlung die allemal störende Unschicklichkeit, dass Pygmalion die Götter um ein Wunder bittet, vermeiden. Urania fodert hier die Belebung des Bildes vom Vater der Götter, als einen Lohn für den reinsten und treusten Dienst, den er allein unter allen Erdensöhnen ihr geweiht habe.

Die *Musen und Grazien in der Mark* von *Göthe* sind eine durchaus vortreffliche Parodie. So viel Zeilen, so viel witzige Einfälle, und alles mit der unnachahmlichen Leichtigkeit und Klarheit ausgeführt, die nur aus der Vollendung entspringt, und sich dem kindlichsten, wie dem gebildetsten Gemüth sogleich unauslöschlich einprägt, und doch nie zu viel wiederholt werden kan.

(99) Auf der in den Distichen dieser Sammlung schon vorhin bemerkten Stufenleiter der Lebendigkeit stehen die *Xenien* oben

an. Sie bedürfen keines Rezensenten. Verkündigen wird sie das Virgilische Ungeheuer,

„des Schlimmen
Und Erdichteten treue Verkündigerin, wie des Wahren,“

Es kan heissen:

„Gleich verbreitete sich in Germaniens Städten die Sage.
Sie, das schnellste der Übel, lebt durch Regsamkeit; Kräfte
Giebt ihr der Lauf; im Beginn behutsam und klein, doch auf Einmal
Hebt sie sich, geht auf dem Boden, verbirgt das Haupt in der Wolke.“

Karakterisiren mögen sie sich selbst.

„Xenien (an den ästhetischen Thorschreiber).

Distichen sind wir. Wir geben uns nicht für mehr noch für minder;
Sperre du immer, wir ziehn über den Schlagbaum hinweg.

Der Glückstopf.

Hier ist Messe; geschwind, packt aus und schmücket die Bude,
Kommt Autoren und zieht, jeder versuche sein Glück.

Affiche.

Stille kneteten wir Salpeter, Kohlen und Schwefel,
Bohrten Röhren; gefall' nun auch das Feuerwerk euch.

(100) Zur Abwechslung.

Einige steigen als leuchtende Kugeln, und andere zünden,
Manche auch werfen wir nur spielend das Aug' zu erfreun.

Das Privilegium.

Dichter und Kinder, man giebt sich mit beiden nur ab, um zu spielen;
Nun so erbosset euch nicht, wird euch die Jugend zu laut.

An den Leser.

Lies uns nach Laune, nach Lust, in trüben, in frölichen Stunden,
Wie uns der gute Geist, wie uns der böse gezeugt.

Gewissen Lesern.

Viele Bücher geniesst ihr, die ungesalznen; verzeihet,
Dass dies Büchelchen uns überzusalzen beliebt.

Die Adressen.

Alles ist nicht für alle, das wissen wir selber; doch nichts ist
Ohne Bestimmung, es nimmt jeder sich selbst sein Paket.

Warnung.

Unsrer liegen noch tausend im Hinterhalt, dass ihr nicht etwa,
Rückt ihr zu hitzig heran, Schultern und Rücken entblösst.

Xenien. (Auf Martials Frage: Xenien nennet ihr euch? Ihr gebt euch für Küchenpräsente? Isst man denn, mit Vergunst, spanischen Pfeffer bei euch?)

Nicht doch! Aber es schwächten die vielen wässrigen Speisen
(101) So den Magen, dass jetzt Pfeffer und Wermuth nur hilft.“

Die heilige Majorität wird diese Xenien oft belachen, und zuweilen verstehn. Der gelehrte Geck weiss von allen alle wahren und alle falschen Beziehungen, wusste sie schon, ehe sie noch vorhanden waren. Seine bedeutenden Winke verrathen, dass er noch mehr weiss: es gebe eine geheime Gesellschaft des Muthwillens; man sehe hier nur einige Fäden eines unermesslichen Gewebes; die Verschwörung der Lustigkeit sei reif: man werde ehestens das

Unglaubliche erfahren. Dem Metaphysiker sind die Xenien eine erwünschte Veranlassung, über die nothwendigen Grenzen der Ungezogenheit bücherlang a priori zu vernunften. Der Kunst- und Sprachkenner wird den leichtfertigen Spässen die Silben einzeln nachwiegen, und gelegentlich die Orthographie einer oder der andern geschriebnen Ohrfeige ernsthaft billigen, oder gründlich berichtigen. Für den Freund der Alten wird diese antike Frechheit ein köstlicher Leckerbissen sein; ich sehe ihn mit wahrer Üppigkeit in den klassischen Grobheiten schwelgen. Wenn sie nur thun, wie die Alten auch thaten, so fragt er weiter nicht, ob es etwas sei, was nur dort an seiner Stelle war, oder was allenthalben an seiner Stelle war; ob es etwas sei, was nur dort Übermuth freier und starker Naturen war, hier nur als ein Mittelchen der spekulirenden Eitelkeit gebraucht werde. Er würde auch einer Prügelei begierig zusehen, wenn sie nur echt attisch wäre; und wäre treuherzig genug, sich an einem solchen Gastmahle, wie das gegenwärtige, höchlich zu ergötzen, wenn auch vier Fünftheile der salzigen Küchenpräsente an ihn adressirt wären. Manche gutherzige Seele hingegen wird, weil sie in einigen blos aus Galle und Erde zubereiteten Xenien nur den nackten Hass zu hören glaubt, alle unbedingt verwerfen; vor ihnen drei Kreuze machen, wie vor dem kleinen A zu einem langen Alfabet hässlicher (102) Zänkereien; mit Unwillen und Abscheu bemerken, dass hier nichts geschont sei, auch das Schonungswürdigste nicht, dass hier ein hohnlachendes Zeichen (S. 285. 4tes Dist. u. s. w.) sogar an das Grab eines edeln Unglücklichen gesteckt sei, der wenigstens verdient habe, dass die Erde auf seiner unbesudelten Asche leicht ruhe. Dagegen könnte man einwenden, dass wenn auch nichts andres, doch Eines geschont sei: die Minerva von Archenholz.

„Trocken bist du und ernst; doch immer die würdige Göttin,
Und so leihest du auch gerne den Namen dem Heft.“

Die Chorizonten werden den Kenner fragen, ob denn nicht wenigstens das an sie gerichtete Distichon, die Aufgabe:

„Wem die Verse gehören? Ihr werdet es schwerlich errathen,
Sondert, wenn ihr nun könnt, o Chorizonten, auch hier!“

ein vollkommnes Beispiel eines naiven Epigramms sei? Denn wenn die Trojaner auch überall sonst in Gefahr wären, den für sein Heil zu dreisten Patroklus der geborgten Rüstung wegen mit dem grossen Peliden zu verwechseln: so erkennt doch jeder leicht die Stimme dessen, der hier frolockt, dass er der andre scheinen kan. Zu dieser ungleichartigen Gesellschaft interpretirender, moralisirender und jubilirender Beurtheiler tritt endlich wol auch noch ein Profet, (es giebt ihrer ja genug in Deutschland) mit den kurzen Worten: „Heuer spanischen Pfeffer, übers Jahr Asa foetida.“

Die Horen. Achtes Stück, 1796.

I. Theoderich, König der Ostgothen. (Schluss.)

In der schönen Darstellung des Einzelnen den Gibbon zu übertreffen, war bei der Behandlung dieses würdigen Stofs vielleicht schwer. Indess ist die fleissige Kunst seiner historischen Mosaik gewiss kein unerreichbar vollkommenes Urbild. Überdem lässt ihn seine entschiedene Vorliebe für südliche Natur nordischen Werth leicht verkennen, und die durchgängige Beziehung auf den Verfall des römischen Alterthums zeigt die Gegenstände oft in einem falschen Lichte, oder doch nur von Einer Seite. — Für die vertrautere Bekantschaft mit Theoderich ist in diesem Aufsatze nur wenig gewonnen; es lässt sich auch wol nichts befriedigendes erwarten, bis die Untersuchungen angestellt sind, welche der Verfasser in einer gleich anzuführenden Stelle selbst angedeutet hat. Jedoch enthält er hie und da eine treffende, auch wol eine schwankende Bemerkung, die sich im Gibbon nicht findet; manchen merkwürdigen Zug, den er sparsam in die Anmerkungen verwies, oder mit Stillschweigen überging. Selbst alles das, was auch Gibbon hat, suchte der Verfasser sich durch eine durchaus verschiedene Anordnung zuzueignen: aber in Rücksicht auf kunstvolle Darstellung möchte er selten den Vergleich mit ihm aushalten; und wo er sich unterscheidet, ist es oft nur durch eitlen Zierrat, oder durch den Mangel derjenigen Sorgfalt im Ausdruck, welche man (351) hier erwarten und fodern darf. Er berichtigt den Gibbon oft; freilich nicht immer mit entscheidenden Gründen. — Wenn Gibbon Unrecht hat, von einem Vertrage des Theoderich und Odoaker zu reden, Italien mit gleicher und ungetheilter Gewalt zu beherschen: so durfte der Verfasser die bescheidene, auf Zeugnisse und Gründe gestützte, Vermutung einer Treulosigkeit des Theoderich doch nicht unkritisch nennen, und durch diesen Machtspruch, oder durch eine sehr gewaltsame Erklärung einer Stelle, selbst das nichts weniger als kritische Bestreben verrathen, seinen Helden von allen Fehlern möglichst zu reinigen. — Von „den durch Kassiodor im Namen des Königs geschriebenen, öffentlichen Briefen," welche der Verfasser mit Spittler eine unschätzbare Urkundensammlung nennt, sagt Gibbon: „sie hätten unbedingtern Glauben gefunden, als sie verdienen dürften. Sie stellten mehr die Formen, als das Wesen der Regierung dar; und vergebens würden wir unter der Deklamazion und Gelehrsamkeit des Sophisten, den Wünschen des römischen Senators, den gebräuchlichen Redensarten des Amts, und den unbestimmten Versicherungen, aus denen an jedem Hofe und

A: Deutschland. Vierter Band. Berlin 1796. bei Johann Friedrich Unger. Zwölftes Stück. Nr. VIII: Notiz von deutschen Journalen S. 350—361.

bei jeder Gelegenheit die Sprache vorsichtiger Minister zusammengesetzt ist, nach den echten und eigenthümlichen Gesinnungen des Barbaren suchen." — Dagegen der Verfasser: „Gibbon's Tadel heisst so viel wie nichts gesagt; denn in so fern ein Regent zur wirklichen Ausführung seiner Verordnungen wirken kan, ist auch Theoderich's Einwirkung in ihr beschrieben. Eine umständliche Schilderung Italiens unter dem neuen König würde auch deshalb hier nicht am rechten Orte sein, weil selbst in der besten Ausgabe von Kassiodors Werken, durch Garet, der Kritik wenig vorgearbeitet ist, und man sich nothwendig in ihre Untersuchungen einlassen müsste, wenn man ein solches Gemälde entwerfen wollte." — Nur zwei Stellen zur Vergleichung. — Beim Verfasser heisst es Seite 11: „Alle Pracht, allen Nachdruck (352) der Sprache wandte er auf, um mit Anastasius im Frieden verharren zu können; es wäre nicht gut, äusserte er, wenn Länder Kriege gegen einander führen sollten, die einst unter Einem Beherscher glücklich waren: aber seine Plane waren zu umfassend für den griechischen Hof, der Veranlassungen zu mancherlei, als dass sein Wunsch erfüllt werden konte. An der dacischen Grenze kam es zum Kriege, in welchem Theoderich der Beschützer eines Nachkommen von Attila wurde. Die Niederlage des griechischen Heers war ein Triumf für die gothische Tapferkeit: aber dass die Leichname auf dem Schlachtfelde nicht beraubt wurden, weil der Anführer nicht das Zeichen zum Plündern gegeben hatte, zeigte, mit welcher Kraft Theoderich seine strenge Ordnung durchzuführen gewusst." — Beim Gibbon: „Seine Sprache gegen den morgenländischen Thron war ehrfurchtsvoll und zweideutig; in prächtigen Ausdrücken feierte er die Eintracht der beiden Republiken, pries seine eigene Herrschaft als das vollkommenste Ebenbild eines einzigen und ungetheilten Reichs, und foderte denselben Vorrang über die Könige der Erde, welchen er der Person, oder dem Stande des Anastasius bescheiden einräumte." — „Die Grösse eines Dieners, welcher treulos genannt ward, weil er glücklich war, weckte die Eifersucht des Kaisers Anastasius. Da entbrante ein Krieg an der dacischen Grenze, durch den Schutz, welchen der gothische König, nach dem Wechsel der menschlichen Dinge, einem Abkömmling Attila's bewilligt hatte." — „In den Gefilden von Margus wurde die morgenländische Macht durch die geringere der Gothen und Hunnen geschlagen; die Blüte und selbst die Hofnung der römischen Heere wurde unwiederbringlich zerstört; und so strenge war die Ordnung, welche Theoderich seinen siegreichen Schaaren eingeflösset hatte, dass, weil ihr Führer kein Zeichen zum Plündern gegeben, die reiche Beute des Feindes unberührt zu ihren Füssen lag." —

(353) Die Reue und den Tod Theoderich's beschreibt der Verfasser folgendermassen: „Unglücklicher, als beide, (Symmachus und Boethius) war Theoderich; die Schatten seiner Freunde verfolgten

ihn, wohin er ging, und zerrütteten seine Fantasie. Bei einem Abendessen erblickte er auf der Tafel den Kopf eines grossen Fisches, welcher den Rachen aufgesperrt hatte. So drohend, glaubte er, müsse das Haupt des alten Symmachus, die Zähne in die untern Lippen gedrückt, ihn ansehen. Er sprang auf von der Tafel, seine Glieder zitterten; er stürzte sich in seine Kammer, und befahl, dass eine Last von Decken über ihn auf das Bett geworfen werden sollte. So fand ihn sein Arzt, welchem er mit Thränen seine Grausamkeit gegen Boethius und Symmachus gestand; drei Tage nachher starb er. Dass ein solches Leben sich so endigen musste!“ — Bei Gibbon: „Der Menschenfreund wird geneigt sein, jede Sage zu befördern, welche die Gerichtbarkeit des Gewissens und die Reue der Könige bezeugt: und dem Forscher ist es nicht unbekant, dass die furchtbarsten Gespenster zuweilen durch die Stärke einer verwirrten Einbildung, und durch die Schwäche eines zerrütteten Körpers erzeugt werden. Nach einem tugendhaften und ruhmvollen Leben stieg Theoderich nun mit Schuld und Schande zum Grabe hinab: seine Seele ward gedemütigt durch die Vergleichung mit dem Vergangenen, und durch die unsichtbaren Schrecken der Zukunft mit Recht geängstigt. Eines Abends, wie erzählt wird, als der Kopf von einem grossen Fische auf die königliche Tafel aufgetragen ward, rief er plötzlich aus: er erblicke die zornige Geberde des Symmachus, seine Wut und Rache funkelnden Augen, und seinen mit langen scharfen Zähnen bewafneten Mund, der ihn zu verschlingen drohe. Der Monarch zog sich augenblicklich in seine Kammer zurück, und wie er, zitternd vor Fieberfrost, unter einer Last von Betten da lag, drückte er seinem Arzte, Elpidius, in gebrochenen Lauten seine tiefe Reue aus, über (354) die Ermordung des Boethius und Symmachus. Seine Krankheit nahm zu, und nach einer Dysenterie, welche drei Tage dauerte, gab er im Schlosse zu Ravenna seinen Geist auf, im drei und dreissigsten, oder wenn wir von dem Einfalle in Italien an rechnen, im sieben und dreissigsten Jahre seiner Regierung. Als er sein sich annäherndes Ende fühlte, theilte er seine Schätze und Länder zwischen seinen zwei Enkeln, und bestimmte die Rhone als ihre gemeinschaftliche Grenze.“ —

II. Elegien, aus dem Englischen des J. Scott.
Gewöhnliche descriptive poetry.

III. Briefe auf einer Reise nach dem Gotthard.

Zur Karakteristik der einfach schönen Schreibart, welche treue Bestimmtheit mit jugendlicher Wärme vereinigt, nur ein einziges, etwas längeres Beispiel: „Leukerbad, am Fusse des Gemmiberges. — Ich bin an die Thüre getreten; ich habe dem Wesen der Wolken eine Weile zugesehn, das über alle Beschreibung schön ist. Eigentlich ist es noch nicht Nacht, aber sie verhüllen abwechselnd

den Himmel, und machen dunkel. Aus den tiefen Felsschluchten steigen sie herauf, bis sie an die höchsten Gipfel der Berge reichen; von diesen angezogen, scheinen sie sich zu verdicken, und, von der Kälte gepackt, in Gestalt des Schnee's niederzufallen. Es ist eine unaussprechliche Einsamkeit hier oben, in so grosser Höhe doch noch wie in einem Brunnen zu sein, wo man nur vorwärts durch die Abgründe einen Fusspfad hinaus vermutet. Die Wolken, die sich hier in diesem Sacke stossen, die ungeheuren Felsen bald zudecken, und in eine undurchdringliche öde Dämmerung verschlingen, bald wieder einzelne Theile davon, als Gespenster, sehen lassen, geben dem Zustande ein trauriges Leben. Man ist voller Ahnung bei diesen Wirkungen der Natur. Die (355) Wolken, eine dem Menschen von Jugend auf so merkwürdige Lufterscheinung, ist man in dem platten Lande doch nur als etwas fremdes, überirdisches anzusehn gewohnt. Man betrachtet sie nur als Gäste, als Strichvögel, die, unter einem andern Himmel geboren, von dieser oder jener Gegend bei uns augenblicklich vorbei gezogen kommen; als prächtige Teppiche, womit die Götter ihre Herrlichkeit vor unsern Augen verschliessen. — Hier aber ist man von ihnen selbst, wie sie sich erzeugen, eingehüllt, und die ewige innerliche Kraft der Natur fühlt man sich ahnungsvoll durch jede Nerve bewegen." — „Wie in jedem Menschen, auch selbst dem Gemeinen, sonderbare Spuren übrig bleiben, wenn er bei grossen, ungewöhnlichen Handlungen etwa einmal gegenwärtig gewesen ist, und er sich von diesem einen Flecke gleichsam grösser fühlt, unermüdet eben dasselbe erzählend wiederholt, und dadurch einen Schatz für sein ganzes Leben gefunden hat: so ist es auch dem Menschen, der solche grosse Gegenstände der Natur gesehen hat, und mit ihnen vertraut geworden ist. Er hat, wenn er diese Eindrücke zu bewahren, sie mit andern Empfindungen und Gedanken, die in ihm entstehen, zu verbinden weiss, gewiss einen Vorrath von Gewürze, womit er den unschmackhaften Theil des Lebens verbessern, und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben kan." —

Erst gegen das Ende dieser Briefe scheint der Reisende für häufigere, eigene Betrachtungen, für Erzählungen von Menschen, und Bemerkungen über sie, Musse und Raum zu gewinnen. Doch bleibt auch da die Beschreibung der Natur Hauptsache. Diese Beschreibung besteht aber nicht bloss aus abgerissenen Ansichten und todten Studien: sie ist ein sanft fortgleitendes, lebendiges und bewegliches Gemälde alles dessen, was der Wanderer sah und lieb gewann. Wenn man von jedem, der eine Reisebeschreibung, die keinen wissenschaftlichen oder andern ernsthaften Zweck hat, sondern zur Unterhaltung be-(356)stimmt ist, öffentlich bekant macht, fodern darf, dass er, was sonst nur unzusammenhangendes Stückwerk bleiben muss, durch den herschenden Ton einer eigenthümlichen Empfindung oder Laune zu einem Ganzen bilde: so

könte es scheinen, als fehle diesen Briefen gerade das, was ihnen allein Haltung und Einheit geben könne. Aber auch nur denen könte es so scheinen, welche nichts wahrnehmen, als was ihnen mit Geräusch entgegen springt. Die feinern Eigenheiten eines selbständigen, geistigen Wesens sind nicht so leicht vernehmlich und laut, als ein lebhaftes Gefühl, eine bestimmte Laune. Daher müssen diese Briefe auch beim zweiten Lesen mehr Vergnügen gewähren, als beim ersten. Eben der durchgängig in ihnen herschende, liebenswürdige Ernst, der die merkwürdigen Gegenstände so gern, nicht wie sie einer vorübergehenden Stimmung erscheinen, sondern wie sie sind, so rein und klar, wie möglich, darstellen möchte, giebt ihnen ein gemeinschaftliches Gepräge, und beweiset, dass sie aus Einem Geiste entsprangen. Dieser Ernst verräth sich in den häufigen Klagen über die Unzulänglichkeit und Schwierigkeit aller Beschreibungen. Seite 47: „Meine Beschreibung fängt an, unordentlich und ängstlich zu werden; auch brauchte es eigentlich immer zwei Menschen, einen, der's sähe, und einen, der's beschriebe." — S. 48: „Es ist immer eine Resoluzion, als wie wenn man in's kalte Wasser soll, ehe ich die Feder nehmen mag, zu schreiben." — S. 53: „Was soll ich ihnen die Namen von den Gipfeln, Spitzen, Nadeln, Eis- und Schneemassen vorerzählen, die ihnen doch kein Bild, weder vom Ganzen noch vom Einzelnen, in die Seele bringen?" — (S. S. 58. 65.) Er verräth sich ferner durch das, bei dieser dichterischen Darstellung merkwürdige, wiederholte Berufen auf die Landkarte, (S. 29. 30. 61.) und selbst durch die auffallende Kürze der Perioden. Überall sind Spuren, dass den Briefsteller nicht sowohl das Angeschaute, als das Anschauen, und die Vollkommenheit der Anschauung (357) interessirt. In folgender Stelle aber ist der Künstler ganz unverkennbar. S. 40: „Und immer wieder zog die Reihe der Eisgebirge das Auge und die Seele an sich. Die Sonne wendete sich mehr gegen Abend, und erleuchtete ihre grösseren Flächen gegen uns zu. Schon was für schwarze Felsrücken, Zähne, Thürme und Mauern in vielfachen Reihen, von dem See auf, vor ihnen aufsteigen! wilde, ungeheure und undurchdringliche Vorhöfe bilden! Wenn sie dann erst selbst in der Reinheit und Klarheit in der freien Luft mannichfaltig da liegen, man giebt da gern jeden Anspruch an's Unendliche auf, da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anschauen und Gedanken fertig werden kan." — In der zarten Beschreibung, S. 45. 46: „Auch hier schien es uns wieder so, als wenn die Sonne die leisesten Ausdünstungen von den höchsten Schneegebirgen gegen sich aufzöge, und diese ganz feinen Dünste von einer leichten Luft, wie eine Schaumwolle, durch die Atmosfäre gekämmet würden;" glaubt man einen Landschaftsmaler zu hören, der aber auch das, was sich nicht malen lässt, in der Natur liebt, und der auch reden kan. In der Vergleichung, S. 43: „Leichte, einzelne Nebel stiegen

aus den Felsritzen aufwärts, als wenn die Morgenluft junge Geister aufweckte, die Lust fühlten, ihre Brust der Sonne entgegen zu tragen, und sie an ihren Blicken zu vergolden;“ glaubt man einen kühnen Dichter reden zu hören: und die feste und bestimmte Zeichnung des katholischen Paters in wenigen und hingeworfenen, aber sichern Zügen, verräth einen geübten Darsteller der menschlichen Natur. — Wo der Wanderer beschreibt oder erzählt, scheint er ein Künstler, wo er aber eigene Empfindungen äussert, nur ein froher und offener Mensch, von einer Gesundheit des Geistes und des Gefühls, die sich bei Künstlern wol selten finden mag. Zum Beispiel S. 39: „Es sind keine Worte für die Grösse und Schönheit dieses Anblicks; man ist sich im Augenblicke selbst kaum bewusst, dass man sieht, (358) man ruft sich nur gern die Namen und alten Gestalten der bekanten Städte und Orte zurück, und freut sich in einer taumelnden Erkenntnis, dass das oben die weissen Punkte sind, die man vor sich hat.“ — S. 57: „Wir kletterten daran herum, setzten uns dabei nieder, und wünschten ganze Tage und gute Stunden des Lebens dabei zubringen zu können. Auch hier wieder, wie so oft auf dieser Reise, fühlten wir, dass grosse Gegenstände im Vorübergehen gar nicht empfunden und genossen werden können.“ — S. 66: „Bei allen diesen Gegenständen wünscht man nur länger sich verweilen, und an solchen Orten mehrere Tage zubringen zu können, u. s. w.“ — (S. auch S. 76. und S. 90.) Merkwürdig ist es, wie dieser Wanderer sich allenthalben gleichsam häuslich niederlässt, und jedes Obdach, jede Hütte durch sein schönes Gefühl zu einer freundlichen Heimat beseelt und erhöht.

IV. Gemil und Zoe, neugriechisches Sittengemälde.

Neuntes bis elftes Stück.

Jetzt scheint für die stets wechselnden, und oft von ihrer Bahn abweichenden, Horen die Periode der Übersetzungen gekommen zu sein. Ausser drei beträchtlichen Fortsetzungen vom Cellini enthalten diese Stücke: Zwei grosse Gedichte aus dem Theokrit, von einer unverkennbaren Meisterhand; zwei Elegien des Properz, deren eine sich mehr Freiheit erlaubt, „als mit guten und schönen Sitten verträglich ist,“ und sogar eine Erzählung aus dem Dekameron des Boccaz. Da der Auszug aus Benvenuto’s Leben jetzt erst ungefehr bis auf zwei Drittheile des Originals gekommen ist: so hat der Leser, wenn der Auszug verhältnismässig fortschreitet, noch manche Fortsetzung von einer schönen Länge zu hoffen. Die Verdeutschung des, in so vieler Rücksicht lehrreichen und unterhaltenden Originals, konte gewiss in keine bessere Hände fallen. (359) Aber wie zuversichtlich muss nicht der Herausgeber darauf rechnen, dass das Publikum sich alles gefallen lässt,

um ein übersetztes Werk von solcher Länge in eine Monatschrift von dem Plane der Horen zerstückeln zu dürfen? — Von dieser Vernachlässigung, womit glänzend begonnene Unternehmungen, denen man nicht gewachsen ist, gewöhnlich endigen, enthalten die letztern Stücke der Horen, durch die Aufnahme so manches äusserst unbedeutenden oder durchaus schlechten Beitrages, vorzüglich viele Beweise. Weder die Beschreibung von dem Kabinette, in welchem die Prinzessin Altieri auf einer Tigerhaut zu sitzen pflegt, (Nr. 3 des 9ten Stücks) noch die Reise von Grottaferrata, u. s. w. (im 10ten Stück) haben auch nur eine Spur von der anziehenden und liberalen Form, die man bei einem solchen Stoffe hier erwarten durfte. In Theon an Theano (Nr. 1 des 10ten Stücks) sind nur einige wenige Stellen auf eine unterhaltende Weise schlecht. Noch nie haben wol Bürger und Schiller in ihrer ganzen entgegengesetzten Eigenheit so nahe und so dicht neben einander gestanden, als in folgenden beiden Versen:

„Des Kampfes satt, des langen Haders müde,
Schliesst mit dem Triebe der Gedanke Friede etc.“

Der bedeutendste und anziehendste Aufsatz unter allen originaldeutschen, die seit geraumer Zeit in den Horen gestanden haben, ist wol Agnes von Lilien. Es wäre voreilig, vor der Vollendung ein Urtheil zu fällen. Vielleicht kan die weitere Ausführung manches, was bei dem hohen Werthe des übrigen befremdet, erklären und rechtfertigen. Dahin gehören die nicht selten gewaltsamen Übergänge, auch in dem Gespräche des Fremden und des Geistlichen, hie und da ein üppiger, oder gar ein schielender Ausdruck. Auffallend sind auch Agnesens analysirende Betrachtungen über ihre Krankheit, über das erste Empfinden ihrer vollen Weiblichkeit, (S. 30.) und ihr vorzügliches Interesse für (360) die Kenntnis von der politischen Welt, (S. 66.) während sie den Freund, dem sie sich bestimmt wusste, an einem Orte zu vergessen scheint, wo alles an ihn erinnert. Von den beiden Gedichten (Nr. 5. und 6. im 11ten Stücke) ist das erste durchaus frostig, noch unterm Gefrierpunkte; das andre unklar.

Zwölftes Stück.

I. Reise von Grottaferrata nach dem fucinischen See und Monte-Cassino; im Oktober, 1794. (Fortsetzung.)
II. Der Pilger.
III. Agnes von Lilien.

Leider hat sich in dieser Fortsetzung die liebliche Agnes dem Mittelmässigen, ja mit unter dem Gemeinen genähert. — Einzelne Ungeschicklichkeiten und Nachlässigkeiten in der Anlage und im Ausdrucke haben wir auch im ersten Stücke bemerkt, und schon oben

berührt. Hier sind sie so häufig, dass wir uns aufs Einzelne nicht einlassen können. Die Entwickelung der Karaktere, die bei ihrer ersten Erscheinung Interesse erregten, steht still; oder vielmehr, die gut angelegten Umrisse sind durch eine Menge kleinlicher und unzusammenhangender Züge wieder verwirrt und verwischt. Die interessanten Situazionen und leidenschaftlichen Momente sind ohne Maass und Ziel verschwendet, und nie mit echtem Künstlergeiste genutzt. Dagegen wird die Neugier sehr beschäftigt: aber freilich ist dies so sehr Hauptsache, dass diese Triebfeder bei Lesern, die höhere Foderungen und Bedürfnisse haben, zuletzt die Spannkraft beinahe verliert. Die Nachbildung eines bekannten Vorbildes stört hier den Leser, statt ihn zu erfreuen: denn sie zeigt sich nicht mehr in schöner Freiheit, sondern in der schwachen, leidenden Kopie bestimmter Gestalten. Demunge-(361)achtet ist noch immer viel Verständiges und Anziehendes in dieser Erzählung, aber bei der zuerst erregten Erwartung kan man, um gerecht zu sein, sie nur mit sich selbst vergleichen.

IV. Über Wilhelm Meisters Lehrjahre. (Aus einem Briefe an den Herausgeber der Horen.)

Es finden sich hier, besonders unter den Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Personen, einige sehr feine, die einen echten Kunstfreund verrathen, und weitere Entwickelung verdienen. Für eine Beurtheilung wäre allerdings vieles zu oberflächlich und unreif, und wir wünschten nicht, dass man glaubte, wie man doch das Ende misverstehen könte, jenseit dieses Briefs sei im Meister alles unergründlich, tief und ewig geheim. Die anziehende Unbefangenheit des Aufsatzes, ohne den geringsten störenden Seitenblick auf Autor und Publikum, muss dafür schadlos halten, dass er durch einige pedantische Ausdrücke, und durch die Linnëisirende Zerlegung des lebendigen Ganzen, für einen Brief zu schwerfällig ist.

Die in diesem Jahre zu den Mitarbeitern der Horen neu hinzugekommenen Schriftsteller sind: v. Knebel, Gerber, Reinwald, Horner, Kosegarten, Bürde, Halem, Fr. Brun und Boje.

Die Übersetzungen in diesem Jahrgange betragen, wenn man den Theoderich, um billig zu sein, zur Hälfte auch für eine Übersetzung rechnet, welche durch den gewöhnlichen Kunstgrif, den Autor, der im Texte geplündert wird, in den Noten herabzuwürdigen, nur schlecht maskirt ist, ungefehr anderthalb Alfabet und zwei Bogen, also beinahe die Hälfte des Ganzen. Man hat vortrefliche, mittelgute und auch schlechte Originale aus dem Französischen, Englischen, Italienischen, Lateinischen und dem Griechischen vortreflich, auch mittelmässig und auch schlecht übersetzt.

Briefe zur Beförderung der Humanität. Herausgegeben von J. G. Herder. Siebente Sammlung, S. 162. Achte Sammlung, S. 188. Riga, bei Hartknoch. 1796. 8.

Die in diesen beiden Sammlungen enthaltenen Fragmente über den Geist und Werth der modernen Poesie sind nicht etwa vollendete Bruchstücke eines unvollendeten Ganzen: sie sind auch im Einzelnen fragmentarisch, wie die nachlässiger geschriebenen Briefe auch des geistvollsten Schriftstellers wohl sein können, und sein dürfen. Der Verfasser begnügt sich oft, einen Gegenstand nur leise zu berühren, den er vielleicht durchaus erforscht hat; einen Gedanken nur eben anzulegen, den vielleicht niemand glücklicher ausführen würde, als er. Freilich werden einigemal Namen von Kunstwerken und Schriftstellern, ohne Karakteristik und Würdigung aufgehäuft, und ohne dass die Beziehung und die Stelle, in und an den sie genannt werden, diese schon in sich enthielte. Das Für und Wider in den Fragmenten gleicht dann und wann dem Gange eines Pilgrims, der erst drei Schritte vorwärts und dann wieder zwei rückwärts geht; und in den Nachschriften redet oft mehr ein milder Vater, der die streitenden Meinungen zum Frieden und zum göttlichen Vergleich ermahnt, als ein strenger Richter, der ihre gegenseitigen Rechte scharf bestimmt. Wenn man sich indessen das Ganze in Gedanken mehr zusammendrängt, so darf man sich dabei immer noch an die besten kritischen Schriften des Herausgebers erinnern; d. h. an Schriften, welche den (327) geistvollsten und zartesten Ausdruck mit der reichsten Fülle von Gedanken und Gedankenkeimen vereinigen.

Poesie wird hier in einem weiten Verstande als Kultur zum Schönen (S. 2. 4.) genommen; Geschichte der Dichtkunst als eine Geschichte menschlicher Einbildungen, Leidenschaften und Empfindungen (S. 137—139.). „In die Augen springend und unverkennbar ist der Unterschied in der Poesie der alten Griechen und Römer in Vergleich aller neuen europäischen Völker; wir mögen italienische, spanische, französische, englische, deutsche Dichter, aus welchen Zeiten wir wollen, lesen.“ (S. 2.) Und doch ist es schwer, diesen unleugbar wahrgenommenen Unterschied durchgängig zu bestimmen, und vollständig zu erklären! — „Im Boëthius und in mehrern Dichtern der Zeit des allgemeinen Verfalls der römischen Sprache und Poesie, gehet bereits sichtbarer Weise ein neuer Geschmack hervor. Auson ist gleichsam wechselsweise Christ und Heide. (S. 17. S. 18.)“ (Das Antike und

A: Deutschland. Dritter Band. Berlin 1796. bei Johann Friedrich Unger. Neuntes Stück. Nr. X: Neue deutsche Werke. S. 326—336.

Moderne ist in mehrern Alten der späten Zeit so unvermischt beisammen. Eine Indikazion, welcher der künftige Geschichtschreiber der modernen Poesie mit der grössten Aufmerksamkeit nachgehen muss. Um aber den Ursprung der neuern Poesie in den Alten suchen und finden zu können, muss er freilich schon streng bestimmte Begriffe vom Antiken und Modernen mitbringen.) „Den christlichen Hymnen lagen jene alten Ebräischen Psalmen zum Grunde, welche wegen ihrer Popularität, ein Gesangbuch für alle Zeiten genannt werden können — (S. 21.—25.)“ — „Neue Gedanken, Anmuth der Empfindung, die Schönheit eines klassischen Ausdrucks erwartet man vergebens in jenen altchristlichen Gesängen. Einfalt und Wahrheit ist es, wodurch sie rühren. Hier tönt die Sprache eines allgemeinen Glaubens; ein populärer Inhalt in wenigen grossen, immerwiederkehrenden Absätzen (S. 25.—29.)“ Sie enthielten einen Keim, der den heidnischen Ge-(328)sängen den Tod bringen sollte. Die spielende Einbildungskraft selbst, die festliche Freude des Volks ward von den Christianern als eine Schule böser Geister verdammt, der Bürgerruhm selbst als eine glänzende Sünde verachtet; auch was von der Poesie zur alten Religion gehörte, war ein Werk des Teufels.“ (S. 29. 30) (Dieser interessante Kampf des Alten und des Neuen, in welchem die beiden Hauptheile der Geschichte der Menschheit sich begegnen und scheiden — man könnte ihn einen bürgerlichen Krieg im Reiche der Bildung nennen — wird hier nur aus seinen äussern Veranlassungen erklärt: aus seinen innern Gründen könnte es auch erst dann geschehen, wenn die Begriffe des Antiken und Modernen schon fixirt und aus der menschlichen Natur selbst hergeleitet wären; Begriffe, die hier erst aufgesucht werden.) Diese neue christliche Poesie war universell nicht nazional, wie der christliche Glaube selbst. (S. 31.) „Statt eingeschränkter irdischer Hoffnungen sang man eine grosse Hoffnung, die Erwartung der Ankunft des Richters über Lebendige und Tode. (S. 32.)“ (So lächerlich und geschmacklos sich dieses Trachten nach dem Reich Gottes in der christlichen Poesie offenbaren mochte: so wird es dem Geschichtsforscher doch eine sehr merkwürdige Erscheinung, wenn er gewahr wird, dass eben dieses Streben, das absolut Vollkommne und Unendliche zu realisiren, eine unter dem unaufhörlichen Wechsel der Zeiten und bei der grössten Verschiedenheit der Völker bleibende Eigenschaft alles dessen ist, was man mit dem besten Rechte modern nennen darf.) Die ganze Litteratur wird christianisirt. (S. 33.) Weil der Inhalt der christlichen Gesänge so allgemein war, so ging die Musik dabei ihren Gang für sich, wurde herschend und musste nothwendig, früher oder später für sich selbst ein Gebäude der Harmonie ausbilden. (S. 33. 34.). In der Sprache ward der Genius fast aller Völker mit einander vermischt, und an die Stelle des alten (329) klassischen Rhythmus, trat nun, weil auf Popularität alles gerechnet war,

der Wohlklang des plebejischen Ohrs (S. 35. 36.) Das Latein des Mittelalters: die Mönchssprache. Verachtung der Wissenschaften aus Mystizismus, dessen Natur (S. 38.—40.) so treffend karakterisirt, als seine Leerheit (S. 41.) in der Kürze dargethan wird. — Die altchristlichen Verse sind (S. 45.) nicht zu lesen, sondern mit der ihnen gebührenden Musik zu hören; und dieser ist denn auch wol die Süssigkeit und hohe Würde, welche der Verfasser an denselben (S. 42.—44) lobt, wo nicht ganz doch grösstentheils zuzurechnen. Die Allegorien, welche die ältern unter den neuen Dichtern so karakteristisch auszeichnen, werden (S. 58.). aus der Dämmerung erklärt, in welche sich die gegenwärtige Welt zu verlieren pflegt, wenn der Blick stets auf die künftige gerichtet ist. Sie beweisen aber auch zugleich dass die dichtende Einbildungskraft, welche sie hervorbrachte, nicht frei spielte, sondern auf einer ihr vom Verstande vorgezeichneten Bahn wandelte. — Die religiöse Farbe aller menschlichen Handlungen und Leidenschaften, und die Sentimentalität (S. 60.) verhalten sich doch wol nicht wie Ursache und Wirkung zu einander, sondern wie Merkmale derselben Eigenschaft. Dass es eine Sentimentalität der Stände war, wird nur eben berührt. — Wie wichtig war nicht der Einfluss der verschiedenen Stände auf den Gang und Geist der modernen Poesie? — Die ständische Entwicklung des modernen Geistes zeigt sich auch in diesem Theile der Bildung. Man könnte von der modernen Poesie sagen; sie sei zuerst ein Werkzeug des geistlichen, dann ein Zeitvertreib des adlichen, ein Gewerbe des bürgerlichen, und endlich eine Wissenschaft und Kunst des gelehrten Standes gewesen. — „Alle deutsche Nazionen, die das römische Reich unter sich theilten, kamen mit Heldenliedern von Thaten ihrer Vorfahren in die ihnen neue Welt (S. 62)." „Sehr nützlich wäre es, (330) wenn wir diese alten Wurzeln des Stammes der Denkart und Sprache unserer Vorfahren noch besässen." (S. 63.) „Nordische Einsilbigkeit aller deutschen Mundarten." (S. 64.—66.) „Den Tönen nach verhallten jene alten Helden-Melodien in der sanfteren Luft der südlichen Länder. Dabei aber gingen nicht sofort auch die Erzählungen selbst, jene Heldensagen, zu Grunde, die gleichsam die Seele dieser Völker, ihr Trank und ihre geistige Speise waren. Sie konnten nicht zu Grunde gehn, weil diese Völker abenteuerlich dachten, und entweder gar nicht, oder im Abenteuer lebten." — Hat aber die Abenteuerlichkeit des Mittelalters nicht einen ganz eignen, von der Lebensart und Denkart der Griechen im heroischen Zeitalter durchaus verschiednen Karakter? Und lässt sich dieses Eigne blos daraus erklären, dass jene Völker von wenigen aber starken Begriffen und Leidenschaften getrieben wurden? War es etwa jene Sentimentalität, deren Keim die nordischen Ankömmlinge schon im Christianismus vorfanden?" — „Die Provençal-Poesie ward das Organ des galanten Rittergeistes

in allen Zweigen seiner Denkart (S. 36.).“ „Die Kunst der Troubadoren hatte den Namen der frölichen Wissenschaft, so wie auch ihr entschiedner Zweck fröliche, angenehme Unterhaltung war (S. 78.).“ — Dieses könnte eine Misdeutung veranlassen, und sollte wol bestimmter standesmässiger Zeitvertreib heissen, welcher von einem Bürgerfeste, und einem schönen Spiele durchaus verschieden ist, von dem man doch jenen Ausdruck verstehen könnte. Beim Spiel kan die höchste Thätigkeit aller Seelenkräfte statt finden, wenn diese Thätigkeit nur frei ist: Zeitvertreib hingegen setzt immer eine gewisse Passivität voraus, welche von den frühesten Zeiten der modernen Poesie bis jetzt das Verhältnis des Publikums zu ihr bezeichnet. Noch jetzt suchen die Menschen, mit Ausnahme weniger echter Liebhaber, die Poesie nur als Zeitvertreib, in fugam vacui, aus Abscheu vor (331) dem Nichts in ihrem Innern. — S. 94. drückt sich der Verfasser auch sorgfältiger aus: „Die neuere europäische Dichtkunst war eine amüsirende Hofverskunst in gereimten Formen.“ — „Durchaus unverkennbar ist der Arabische Genius in den Versuchen der Provençalen (S. 87.).“ „Von den ältesten Zeiten an war es bei den Arabern die gewöhnliche Regel eines Gedichts, von Gott und vom Profeten anzufangen, sodann der Liebe ihren Zoll zu entrichten, und darauf gegen Freund oder Feind seine Tapferkeit zu bezeugen. Diesem poetischen Herkommen bequemten sich nun auch die Christen. (S. 89.).“ (Wenn gleich die Araber den Cyklus der romantischen Empfindungen näher bestimmten und feiner ausbildeten: so scheint es doch nicht rathsam, eine so auffallend allgemeine Erscheinung blos aus der Individualität eines Volks und der zufälligen Ausbreitung eines Nazionalkarakters herzuleiten, bis man untersucht hat, ob der Grund derselben nicht in nothwendigen Bedingungen des Zeitalters liegen könne.) Die Reimgalanterie der Araber, die wir nur in der Poesie noch beibehalten haben, und jene Fantome asiatischer Einbildungskraft, welche durch sie zu uns gekommen sind, nennt der Verfasser gebrannte Wasser in der Poesie (S. 93—97.). Was S. 98—100. über den Reim gesagt wird: „Er gehöre für Kirchen- und andre Volkslieder, für Denksprüche, lebhafte Antworten und mehrere Gattungen angenehmer Konversazionspoesie;“ lässt doch noch manche Einwendungen und Fragen übrig. Giebt es nicht Gedichte in Sprachen, welche reimlose Versarten erlauben, die gar nicht blos fürs ungebildete Volk oder für die gesellschaftliche Unterhaltung bestimmt sind, sondern den ganzen Verstand, die volle Liebe des Denkers und des Kenners in Anspruch nehmen, in denen der Reim dennoch sehr bedeutend ist, ja fast unentbehrlich scheint? Warum vermieden die Alten den Reim, die einzigen prosaischen Sprüchwörter ausgenommen, und dichteten (332) auch in solchen Dichtarten, wie hier genannt werden, in den einfachsten Hymnen, den kunstlosesten Volksliedern, Gnomen

und Mimen reimlos? Die Übereinstimmung so verschiedner Nazionen, wie die Neu-Römer und Neu-Griechen, die neuern Europäer und Araber, scheint vielmehr eine Indikazion zu sein, dass der Gebrauch des Reims, ohne Rücksicht auf Nazionalkarakter, der modernen Poesie, wenigstens während der ersten Epochen dieser Ausbildung wesentlich sei, nicht „blos eine arabisch-provençalische Konvenzion.“ (S. 116.). — Manche Dichter können den Reim nicht entbehren. (S. 101. 103.) Er ist ihnen ein Steuer, ein Ruder der Rede, ein Erwerbmittel der Gedanken, eine Werbtrommel, Bilder zu versammeln. „Nehmen Sie Pope, Cowley und ihren fünf Brüdern den Reim: so haben sie ihnen Moses und die Profeten genommen.“ So auch manche Sprachen, besonders die Französische, nach Voltaire's Zeugnis S. 103. — „Die Silbenmasse der Griechen und Römer, so oft sie versucht worden, haben in Italien, Spanien und Frankreich ihr Glück nie machen mögen (S. 110.).“ — „Ein grosser Nachtheil für die europäische Kultur war die allenthalben mit fremden Sprachen vermischte, in ihr selbst verfallne römische Bauernsprache (S. 143.).“ „Die Sprache des Heiligthums war und blieb die lateinische.“ (S. 103.) In jener gemeinen Sprache (lingua volgare), in der man längst Prose gesprochen hatte, ehe man sie durch Versarten mit abgezählten Silben und Reimen zu veredeln suchte (S. 104.), konnte mit Mühe und Noth auch nur eine vulgare Dichtkunst aufkommen (S. 143.). Dagegen entwickelte sich durch und mit ihr Freiheit der Gedanken, wie die in der Provençalsprache entstandene erste Reformazion beweist (S. 106. 107.). „Die Poesie der Italiener ist akzentuirte Konversazion (S. 113.).“ Gesang und gesellschaftliche Unterhaltung sind in ihr ursprünglich herschend (S. 114—117. 122.) „Sie hat etwas sich Anneigendes, Freundliches und Hol-(333)des, dem die vielen weiblichen Reime angenehm zu Hülfe kommen, und es der Seele sanft einschmeicheln (S. 115.).“ — Erzälung und Repräsentazion sind die beiden entschiedensten Karakterzüge der französischen Poesie. (S. 112—131.) in allem herscht das Gesetz einer nazionellen Konvenzion (S. 130). S. 144—155. ein Für und Wider über die drei Ingredienzien des Romans, Andacht, Tapferkeit und Liebe. „Die Hochachtung und zarte Behandlung des weiblichen Geschlechts, welche Araber und Normänner in Romane und Poesie brachten, die sich auch mit dem Dienst der heiligen Jungfrau und dem Christenthum überhaupt wohl vertrug, eine eigenthümliche Blume, welche Griechen und Römer eben nicht vorzüglich kultivirten (S. 159).“ Durch die Bekantschaft der neuern Poesie mit den Wissenschaften, nimmt sie Theil an dem Wachsthum und dem Fortschreiten des menschlichen Geistes (S. 156. 157.). — Aber bei aller Galanterie der Liebe, Ritterwürde und übertriebner Andacht fehlte es der Poesie des Mittelalters an Geschmack (VIII. Samml. S. 1. 6—9.). Ihn zu erlangen, gab es nur Ein Mittel, die Wiedererweckung der Alten (S. 2.). „Sei es, dass

die ersten Nachahmungen zu sklavisch waren, dass die erste Kritik sich zu sehr an die Worte hielt (S. 5.): man schrieb doch nicht blos lateinisch, sondern man dachte auch hie und da klassisch (S. 3. 4.). Selbst die neuere lateinische Poesie beförderte den Geschmack der Alten unter uns, und eine Gesellschaft der edelsten Männer aus allen Nazionen wurde durch sie zusammengebracht (S. 11. 12) u. s. w. Einwendungen dagegen S. 15 folg. In jenen Zeiten, welche wir barbarische nennen, vor der sogenannten Erweckung der Alten, gab es einen Dante (S. 15. 16.). Shakespear nahm in seinen rührendsten Stücken Form und Inhalt nicht aus den Alten, sondern aus der Denkart des Volks, und seinem Geschmack in seinen und den mittleren Zeiten (S. 17.). Die gelehrtesten Kenner (334) der Alten sind oft die unglücklichsten Schöpfer gewesen; wie Trissino, Gravina, Maffei u. s. w. Cowley, der Vater jener geschmacklosen einer abenteuerlichen Einbildung vom Pindar nachgemachten Odengattung (S. 17. 18.). „Wahre Kenner der Alten hat es immer nur wenige gegeben! — Am öftesten schauen wir sie wie Narcisse an, denken darauf was Wir über Sie zu sagen haben, und bewundern unsre Gestalt in dem flüssigen Spiegel der alten heiligen Quelle (S. 22. 23.).“ Vortrefflich bemerkt und gesagt! — Was S. 24.—40. über den Werth der Alten und des Studiums der Alten gesagt wird, muss hier schon um des Raums willen übergangen werden. Die einzige Bemerkung S. 39.: dass in den Alten nicht blos eine poetische, sondern auch eine logische und ethische Regel enthalten sei, enthält Stoff nicht zu Einem, sondern zu vielen Büchern, wenn die Gültigkeit und Echtheit der Regel nicht blos legalisirt sondern legitimirt werden soll. — „Merkwürdig ist es, dass in eben dem Jahrhunderte, in dem das Lumpenpapier in Gebrauch kam, auch jene längeren Romane hervortraten, die vorher Jahrhunderte lang kurze Volksmährchen oder Lieder und Fabeln gewesen waren (S. 48.).“ Wirkungen der Buchdruckerei (S. 50.—62). — „Alles lieset alles (S. 59.).“ „Aus allen Völkern wird für alle Völker, aus allen Sprachen für alle Sprachen geschrieben; die subtilste Abstrakzion und die niedrigste Popularität finden in demselben Buch, oft auf derselben Seite neben einander Raum (S. 58.).“ Wirkungen der Reformazion S. 65. folg. „Katholische Völker, Italiener, Spanier und andre hielten an ihrer alten Dichterweise (S. 67.).“ In der protestantischen Welt dagegen kam eine neue Poesie auf. Philosophische Freimüthigkeit Engländischer Dichter. Die Reflexion ist die Muse der Britten (S. 67.—70.). — „Alles was die Engländer Humour nennen, ist ein verzeihlicher Naturfehler der nur zu einer Nazional- und Zeitschönheit werden kan (S. 75.).“ (335) (Dass das eigentliche Wort Engländisch ist, deutet schon darauf, dass auch die Sache hier zur weitesten Herrschaft und feinsten Ausbildung gelangt sei. Doch ist auch der Witz andrer neuern

Völker humoristisch; und wenn Humour nichts andres, als sentimentaler Witz ist, so kan man den Werth desselben und die Grenzen seines Gebiets nicht enger einschränken, als die des sentimentalen überhaupt.) Die beschreibende Poesie wird S. 75. folg. streng aber nicht ungerecht gewürdigt. Dass Pope gezeigt habe, worinn die Poesie der Neueren am natürlichsten bestehe, nehmlich in versifizirtem gesundem Verstande (S. 91.); lässt sich doch wol nicht behaupten, da alles, was unter den Neuern ohne Rücksicht auf fremde Muster und Theorie gedichtet ist, auf das Publikum am lebendigsten gewirkt hat, und von den Kennern am meisten bewundert wird, grade das Entgegengesetzte von dem ist, was Pope und seines Gleichen sind, und sein wollen. — S. 107. „Wir Deutsche kamen zu spät. Der Karakter unsrer Poesie ist Nachahmung (S. 108.)." — „Dies war Natur der Sache: denn wir fanden viel Vortreffliches nachzuahmen (S. 113.)." — „Wenn wir nur mit Besonnenheit nachahmten, und von allen Völkern ihr Bestes uns eigen machten: so wären wir unter ihnen das, was der Mensch gegen alle die Neben- und Mitgeschöpfe ist, von denen er Künste gelernt hat (S. 114.)" Bildsamkeit der deutschen Sprache. S. 115—117. wird Wieland mit der Ananas verglichen, die tausend feine Gewürze in ihrem Geschmack vereint. — „Es ist unwahr, dass die Deutschen so ganz karakterlos nachahmen. Allenthalben findet man denselben Reichthum an lehrenden Sprüchen und Sprüchwörtern, rechtlichen Verstand und treuherzigen Witz S. 118—120. „Woher fiel das Nachahmen der Deutschen oft so ungeschickt aus? Weil sie es allenthalben zu ehrlich meinten. (S. 120.)"! — Klopstock und Milton stehn einander gegenüber, wie Moses und Christus, wie das alte und neue Testament. Eine seiner Oden ist nach (336) dem Richtmaas der Alten mehr werth, als sämtliche hochaufgethürmte brittische Odengebäude (S. 126—128.). „Wieland ein echter Jünger jener alten frölichen Wissenschaft; welchen der Geist der Sokratischen Schule selten verliess." „Göthe habe sich der Form der Alten durch eine theilnahmlose, genaue Schilderung der Sichtbarkeit und durch eine thätige Darstellung seiner Karaktere genähert (S. 140.)." (Freilich wird man bei Göthe nie mit blosser Theilnahme abgefertigt, wo man die Sache verlangt, und jede bis zum klassischen vollendete Darstellung muss gefühllos scheinen, aber darum nicht eben auch sein, wie viele Gedichte Göthens beweisen können.) „Mangel an Kritik sollte die Krankheit nicht sein, an der der Deutsche litte; unsre Langsamkeit, unsre ruhige Überlegung macht uns, dächte ich, zu gebohrnen Kunstrichtern (S. 147)." — „Die Reformazion, die von Deutschland ausging, war eine laut und scharf gesagte Kritik über eine Menge damals geltenden Unfugs (S. 148.)." Kritischer Geist der deutschen Philosophie. Leibnitz, Kant u. s. w. — „Auch die Kritik ist ohne Genius nichts. Nur ein Genie kan das andre beurtheilen und

lehren (S. 162.)." „Seit geraumer Zeit, sind wir mit den schätzbarsten Produkten des Auslandes selbst im Felde der Kritik sehr unbekant geblieben. Für die Bekantschaft mit der engländischen Litteratur ist uns mit Georg Forster viel gestorben (S. 162—164.)." — Das Resultat (S. 171. folg.) leugnet, dass die Poesie verschiedner Zeiten und Völker verglichen werden könne, ja sogar, dass es einen allgemeinen Maasstab der Würdigung gebe. Aber ist dieses auch erwiesen? — Wenn noch kein tadelloser Versuch, das Feld der Poesie einzutheilen vorhanden ist, muss diese Eintheilung darum überhaupt unmöglich sein? — Die Methode (S. 182.), jede Blume der Kunst, ohne Würdigung, nur nach Ort, Zeit und Art zu betrachten, würde am Ende auf kein andres Resultat führen, als dass alles sein müsste, was es ist und war.

Breslau und Leipzig, bei Korn: Kleine Schriften zur Unterhaltung, von Georg Gustav Fülleborn. Erste Sammlung. 1797. 8. 286 S.

Die Vorrede macht, so kurz sie ist, schon einen unterhaltenden Theil dieser kleinen Schriften aus, welche Unterhaltung als ihren Zweck ankündigen. Es werden darin verschiedne Meinungen über die beliebtesten Schriftsteller Deutschlands aufgeführt, mit denen man gern seine eignen vergleichen wird. Vielleicht möchte es sogar Räthsel dabei zu lösen geben, wie zum Beispiel die Rede und Redensart, die sich der Verfasser selbst in den Mund legt: „Mir hat Meister (Wilhelm Meister) nie auf den Fuss treten dürfen." Über die Zusammenstellung mit Spiess, der die Hefen der geschmackverderbenden Lektüre liefert, könnte sich Friedrich Schulz mit Recht beklagen. Das Kostum der wunderlichen Urtheile ist wenigstens vollkommen dabei beobachtet. Der Geist der Sammlung selbst, strebt dem guten Geschmack in nichts entgegen. Das Philosophische in derselben ist leicht, und das blos leichte nicht unbedeutend behandelt. „Etwas gutes" (siehe die Vorrede) wird gewiss ein jeder, und „viel Schlimmes" schwerlich irgend einer davon zu sagen haben, ungeachtet sich die Neigung des Schreibers nicht verkennen lässt, viel, viel Schlimmes von der Welt und „den Herren X. Y. Z." zu glauben. (226) Doch ist in seiner Satire nichts, was über die Gebühr ausschweifte, und Mässigung in allen Dingen, auch in der Unterhaltung, die er gewährt, zeichnet ihn mehr als Eigenthümlichkeit aus. Man kan ihm leicht verschiedne Manieren nachweisen, obwohl die Schreibart immer fein, und durchgehends rein und gefällig ist. Keine Vorliebe für Jean

A: Deutschland. Vierter Band. Berlin 1796. bei Johann Friedrich Unger. Elftes Stück. Nro. XI: „Neue deutsche Werke". S. 225—227.

Paul ist, wie uns dünkt, in Milloah dem frommen, und der wiewohl blühenden, doch abgeschiednen Welt sichtbar, womit er ihn umgeben hat. Die Schlesischen Mährchen erinnern an Musäus, und die kleinen allegorisirenden Dichtungen unter den vermischten Sachen an Herder. Je zahlreicher diese Deutungen der alten Fabel werden, um so schwieriger ist es freilich, Einfachheit in ihnen zu bewahren, und sich dabei vor allzusinnreicher und verwickelter Zusammensetzung zu hüten. So sind die Seufzer etwas tief heraufgehohlt. In dem Aufsatze über Lustigkeit, Höflichkeit, Ton u. s. w. findet sich manche wahre und feine Beobachtung, wie unter andern die von der ästhetischen Humanität, S. 249. Man kan sich indessen nicht enthalten, zu bemerken, dass die Breslauer Gelehrten einen grossen Hang haben müssen, über Ton, Lebensart und Liebe zu sprechen. Es liessen sich hier ebenfalls Vorbilder angeben. Die Skizzen zu Karakteren für Komödien bedürften, um auf dem Theater gute Masken abzugeben, wol noch einer sehr markirten Ausführung. Das Bild, das Bion S. 109 von sich selbst entwirft, ist dagegen meisterhaft zusammenhängend, und scheint zum Sprechen ähnlich zu sein. Man sieht lebendig einen weichen kränklichen Philosophen vor sich, der sich ängstlich nach einer festen Stelle in der gesellschaftlichen Welt, in den Büchersälen und seinem eignen Gewissen umsieht. Schon allein um dieses treffenden Bekentnisses willen, kan es niemanden gereuen, diese Sammlung zur Hand genommen zu haben; deswegen heben wir auch keine einzelnen Stellen derselben aus. Die hie und da eingestreuten Lieder, welche man die (227) Zugabe nennen könnte, und die morgenländischen Blumenstücke haben Wohllaut und Wohlgeruch. Der Dichter ist aber glücklicher in der Bildersprache des Orients, als in der launigen Gattung: seine Mährchen gewinnen durch seine Verse nicht.

Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain. Ouvrage posthume de Condorçet. 1795. 8.

Ein interessanter Versuch, zu beweisen: die bisherige Geschichte der Menschheit sei ein stetes Fortschreiten gewesen, und der künftige Gang des menschlichen Geschlechts werde ein gränzenloses Vervollkommnen sein. Die Schrift empfiehlt sich durch eine einfache, klare und edle Schreibart; durch ernsten Eifer für Wahrheit und Erkenntniss, durch reines Gefühl für Sittlichkeit, und durch einen edeln Hass der Vor-(162)urtheile, der Heuchelei, der Unterdrückung, und des Aberglaubens.

Diese Skizze giebt (S. 19) „nur die Massen, ohne bei den Ausnahmen zu verweilen, sie deutet nur die Gegenstände und die Resultate an, deren Ausführung und vollständige Beweise das Werk selbst darlegen sollte." — Sie enthält einen grossen Reichthum an neuen und geistreichen Ansichten, treffenden Urtheilen und fruchtbaren Gedankenkeimen. Die meisten derselben gehören zwar ins Gebiet der Geschichte selbst, und also auch ihre Prüfung. Doch enthält sie auch einige merkwürdige Andeutungen wissenschaftlicher Principien für die Behandlung der Geschichte der Menschheit. Diese wollen wir hier zur Prüfung ausheben.

Man könnte zwar darauf anwenden, was der Vf. selbst (S. 108) von einem Gedanken des Aristoteles sagt: „Es war mehr der Fund eines Genies." Sie sind nicht das Resultat eines bestimmten aus einer festen Grundlage hergeleiteten Räsonnements: wesswegen auch der hingeworfene Keim eine isolirte Ansicht geblieben ist, und fast gar keine von den reichen Früchten getragen hat, die sich einst aus ihm entwickeln müssen. Aber die Philosophie der Geschichte ist noch so weit davon entfernt, eine Wissenschaft zu sein, dass auch der unvollkommenste Versuch, sie diesem Ziele näher zu bringen, Aufmerksamkeit verdient.

A: Philosophisches Journal einer Gesellschaft Teutscher Gelehrten. Herausgegeben von Friedrich Immanuel Niethammer, Professor der Philosophie zu Jena. Dritten Bandes Zweytes Heft. 1795 bei dem Hofbuchhändler Michaelis in Neu-Strelitz. III. Literarische Anzeigen. S. 161—172. *(Im vierten Heft des siebenten Bandes, wo die Verfasser aller Recensionen des Journals genannt werden, wird S. 336 Friedrich Schlegel als der Verfasser dieser Recension angegeben.)*

Der Verf. hat, zwar nicht aus Gründen bestimmt gewusst, aber doch richtig gefühlt, dass es Gesetze der menschlichen Geschichte geben müsse. Er sagt S. 309: „Der einzige Grund der Ueberzeugung in den Naturwissenschaften ist der Gedanke, dass die allgemeinen Gesetze der Erscheinungen nothwendig und beharrlich sind; und warum sollte dies Princip für die Entwickelung der geistigen und sittlichen Fähigkeiten des Menschen weniger wahr sein?“ — (163) S. 3: „Die allmähliche Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten der ganzen Gattung ist ewigen Gesetzen unterworfen.“ — und S. 12: „Bemerkungen über diese Entwickelung sind der einzige Führer der Untersuchung im ältesten Zeitalter der Geschichte der Menschheit.“

Die Lehre von der künftigen gränzenlosen Vervollkommnung der menschlichen Gattung trägt der Verf. ganz dogmatisch vor. Er war aber dennoch weder über die Nothwendigkeit noch über die Erkennbarkeit der Gesetze der Geschichte aufs Reine gekommen: denn S. 13 scheint ihm die „Beharrlichkeit der Naturgesetze für die Fortschritte der künftigen Generationen Gewähr zu leisten,“ und S. 309 werden auch unbekannte Gesetze erwähnt. Er unterscheidet zwar einmal (S. 312) die Analyse des Ganges des menschlichen Geistes und der Entwickelung seiner Fähigkeiten, von der Erfahrung des Vergangnen, und der Beobachtung der bisherigen Fortschritte. Aber sowohl mehrere Andeutungen von Grundsätzen (S. 17. 309. 310), als die Vermischung aller Gründe im Verfahren selbst beweisen, dass er die Erwartung des Aehnlichen, wozu die blosse Wahrnehmung vergangener Erscheinungen ohne Kenntniss ihrer Gesetze veranlasst, und die Vorherbestimmung des Nothwendigen, wozu die Erkenntniss der Gesetze der Erfahrung die Vernunft berechtigt, nicht gehörig unterschieden hat.

Der Begriff der Geschichte ist durchaus unrichtig bestimmt. — „Wenn man (S. 2) sich auf die Erkenntniss der allgemeinen Thatsachen und beharrlichen Gesetze der Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten in dem, was sie bei allen verschiedenen Individuen des menschlichen Geschlechts Gemeinsames hat, einschränkt: so trägt diese Wissenschaft den Namen der Metaphysik. Betrachtet man eben diese Ent-(164)wickelung in Rücksicht auf die Masse der gleichzeitigen und auf einander folgenden Individuen u. s. w. so ist sie der Gegenstand der Geschichte.“ (S. 3). Nicht dieselbe, sondern eine ganz verschiedene Art der Entwickelung ist Gegenstand der Geschichte und der reinen Wissenschaft. Die letzte hat es nur mit der bloss gedachten Veranlassung des menschlichen Vermögens durch den äussern Anstoss des Schicksals (über den sich der Verf. (S. 1) ziemlich glücklich ausdrückt) zu thun, mit der das Bewusstsein, und die Zeit selbst erst anfängt. Die Geschichte der Menschheit hingegen mit der wirklichen Entwickelung des menschlichen Vermögens in der äussern Welt und

in der Zeit. Die beharrlichen Eigenschaften des Menschen sind Gegenstand der reinen Wissenschaft, die Veränderungen des Menschen hingegen, sowohl des einzelnen als der ganzen Masse, sind der Gegenstand einer wissenschaftlichen Geschichte der Menschheit. —

Der Titel des Werks lässt nur eine Geschichte des menschlichen Verstandes erwarten. Nun werden zwar die Fortschritte zur Glückseeligkeit (S. 4) und die sittlichen Fähigkeiten des Menschen (S. 20) mit in den Zweck des Werks aufgenommen: aber S. 1. 2 wird das Begehrungsvermögen mit Stillschweigen übergangen, und ohne Beweis vorausgesetzt, das gesammte menschliche Vermögen sei durch das Vorstellungsvermögen und Gefühlsvermögen erschöpft; und überdem sind alle Bemerkungen über die sittliche Bildung (den schwierigsten Theil des Ganzen) so mager und unbedeutend, dass wir nicht dabei verweilen können. Er betrachtet die sittliche Bildung nicht als einen specifisch verschiednen Bestandtheil der gesammten menschlichen Bildung, sondern als einen Anhang der intellectuellen und politischen Bildung (S. 343—345). Der sittliche Zustand keiner Stufe ist mit Bestimmtheit und Sorgfalt angegeben. Ueber-(165)haupt scheint es an einem klaren und richtigen Begriff von Sitten, sittlicher Vollkommenheit, sittlicher Bildung, durchaus zu fehlen (S. 238). Bei der Charakteristik einer jeden Stufe werden alle Züge einzeln nach einander aufgezählt, ohne die geringste Spur von Unterscheidung der wesentlichen Bestandtheile, und der äussern Bedingungen der Bildung; ohne Andeutung des innern Zusammenhanges derselben; ohne vollständige Uebersicht aller Bestandtheile der Bildung. Ja es fehlt sogar an einem bestimmten und vollständigen Begriff vom Ganzen aller menschlichen Wissenschaften, von dem Zusammenhang der Theile, von den Gränzen der Gattungen, Arten, und Unterarten.

Die successive Eintheilung ist auf ein falsches Princip gegründet. Die Epochen einer wissenschaftlichen Geschichte der Menschheit müssen nicht nach glücklichen äussern Veranlassungen, und daraus erfolgten merkwürdigen äussern Revolutionen, sondern nach den nothwendigen Stufen der innern Entwickelung eingetheilt werden.

Wie im Ganzen so auch im Einzelnen. Nur einige Beispiele. „Nach den allgemeinen Gesetzen der Entwickelung unsrer Fähigkeiten, sagt der Verf. (S. 15. 16) sehr wahr, mussten auf jeder Stufe der Bildung gewisse Vorurtheile entstehen.“ Aber bei der Ausführung vergisst er die Absicht (S. 84): „den Ursprung der Fehler der griechischen Philosophie aus dem natürlichen Gang des menschlichen Geistes zu entwickeln;“ und declamirt bloss (S. 62 ff.), nach Art der gemeinen französischen Lockianer, wider die bekannten Fehler der griechischen Physik, und dogmatischen Metaphysik. Die grosse Revolution hingegen, da durch die systematische

Tendenz und die logikalische Methode der ältesten Ionischen und Dorischen Philosophen die Wissenschaft (166) eigentlich zuerst entstand, indem es vorher nur wissenschaftlichen Stoff unter der Herrschaft der Einbildungskraft gab: da der Verstand die Anordnung der Masse und den Gang der Untersuchung selbstständig bestimmte: hat er nicht wahrgenommen. — Er schiebt alle nicht reelle Wissenschaften, d. h. wie aus dem Ganzen des Werkes klar genug wird, alle diejenigen Untersuchungen, welche in Locke's engem System keinen Raum finden, bei Seite (S. 84). — Er tadelt nicht nur die Kühnheit übersinnlicher Untersuchungen, sondern sogar das Streben nach vollendeter Einheit der Kenntnisse (S. 72): und doch sind selbst jene Fragen nur „vielleicht (S. 76) für immer unbeantwortlich."

So weit ist der Verf. in dieser Geschichte der Menschheit selbst hinter den Grundsätzen, die er hie und da angiebt, zurückgeblieben. Aeusserst selten nur erhebt er sich bis zum nothwendigen Gesetz der erklärten Erscheinungen. Gewöhnlich giebt er uns für den ganzen Grund nur eine Veranlassung, oder auch eine erdichtete Ursache. Eine besondre Absicht, ein besondrer Trieb einzelner Menschen ist aber in der Erklärung der Erscheinungen der Geschichte der Menschheit ganz genau das, was eine „qualitas occulta" in der Physik. Wenn man z. B. einen Theil des Skepticismus bloss aus der Wuth, sich durch bizarre Meinungen auszuzeichnen, herleiten will, (S. 106): so ist es leicht alles zu erklären. Diese fehlerhafte Methode täuscht uns mit einer scheinbaren Befriedigung, und macht den Denker träge: nur die Voraussetzung, dass alle Erscheinungen nothwendig seien, kann dahin führen, den Grund immer mehrerer zu erforschen.

„Seit der Epoche, wo die alphabetische Schrift in Griechenland bekannt wurde," sagt der Verf. (S. 13.), „hat die Philosophie nichts mehr zu errathen; es ist genug, (167) die Thatsachen zu sammeln, zu ordnen, und die nützlichen Wahrheiten zu zeigen, welche aus ihrer Verkettung und aus ihrem Ganzen hervorgehn." Gewiss ist es „genug". Möchte doch bald ein Philosoph die Masse der Geschichte nur vollständig ordnen! Sie zu ergänzen würde dann leicht sein.

Der Verf. eilt zu früh, nachdem er die Thatsachen nur flüchtig und lückenhaft gefasst, kühn aber oft schief combinirt hat, zu einer willkürlichen Erklärung der isolirten Erscheinungen, und zur Ergänzung des Unbekannten, ehe noch das Bekannte völlig verarbeitet ist. — Wenn die Geschichte der Menschheit einmal ihren Newton finden wird, der mit gleicher Sicherheit den verborgenen Geist des Einzelnen zu treffen, und sich in dem unübersehlichen Ganzen zu orientiren weiss; der bei unverrücktem Streben den allgemeinen Gesichtspunkt im Einzelnen zeigen und aus dem Einzelnen den allgemeinen Gesichtspunkt hervorgehen zu lassen, dennoch die

Thatsachen nicht verfälscht und verstümmelt, sondern rein und vollständig fasst, sich die scheinbaren Widersprüche nicht verschweigt, sondern die rohe Masse unermüdet so lange durcharbeitet, bis er Licht, Uebereinstimmung, Zusammenhang und Ordnung findet: dann wird man in der Vorherbestimmung des künftigen Ganges der menschlichen Bildung (die ich sehr weit entfernt bin, für chimärisch zu halten) sichrer und weiter gehen können, als alle bisherigen Philosophen und der Verf. selbst.

Inzwischen ist es schon kein geringes Verdienst dieses geistvollen Products, das grosse Resultat — die stete Vervollkommnung der Menschheit — durch historische Gründe (so weit sich überhaupt aus dem was bisher geschehen ist, auf das was in der Folge geschehen werde, ein solcher Schluss machen (168) lässt!) zu einem so hohen Grad der Evidenz erhoben zu haben. Die gewöhnlichen Vorurtheile sind doch widerlegt; zu einem künftigen vollständigen Beweis sind wenigstens treffliche Beiträge geliefert. Allerdings aber könnte die Deduction der immer fortschreitenden Ausbildung des Menschengeschlechts, aus der Natur der menschlichen Fähigkeiten und den Gesetzen ihrer Entwickelung (S. 330), bündiger und schärfer sein.

Die Anwendung dieses Gesichtspunkts auf die Geschichte, der historische Beweis, dass die Vergangenheit ein stetes Fortschreiten gewesen sei, kann überhaupt in einer Skizze nur unvollständig ausfallen. Aber diese Skizze ist nicht bloss unvollständig; sondern die ganze Untersuchung hat hier eine schiefe Richtung genommen, die bei der Manier des Verf., lückenhaft und isolirt zu erzählen, willkürlich zu combiniren, und zu erklären, um so mehr versteckt bleibt: nämlich die grossen Schwierigkeiten, auf deren Beantwortung es eigentlich ankommt, zu läugnen oder doch bei Seite zu schieben. Das eigentliche P r o b l e m der Geschichte ist die Ungleichheit der Fortschritte in den verschiedenen Bestandtheilen der gesammten menschlichen Bildung, besonders die grosse Divergenz in dem Grade der intellectuellen und der moralischen Bildung; die Rückfälle und Stillstände der Bildung, auch die kleinern partiellen; besonders aber der grosse totale Rückfall der gesammten Bildung der Griechen und Römer. „Dass die Fortschritte der Sittlichkeit immer die der Aufklärung begleitet haben“ (auch in Griechenland, wo die Wissenschaft noch in der Wiege lag, als Sitten, Staat und Kunst schon völlig entartet waren!) wird (S. 94) wider alle Erfahrung behauptet; und gleichwohl eine unermessliche Verschiedenheit der Fortschritte unsers Zeitalters in der sittlichen und wissenschaftlichen Bildung anerkannt (S. 303), aber freilich nicht erklärt. Die (S. 213. 214) angedeuteten Mo-(169)mente würden nur die besondre Veranlassung, nicht das allgemeine Gesetz der Ungleichheit der Fortschritte der modernen Wissenschaften erklärt haben. — Die Meinung von dem nothwendigen Verfall der Menschheit war nicht bloss „das

Vorurtheil einiger Grammatiker“ (S. 133), sondern Stimme des gesammten Alterthums, Resultat der ganzen alten Geschichte. — Wie viel mehrere und grössere Widersprüche würde der Verf. erst gesagt haben, wenn ihm seine völlige Unkenntniss der Griechen und Römer, bei der Absicht, zu läugnen was er nicht erklären konnte, zu verschweigen was ihn widerlegte, nicht so gute Dienste geleistet hätte.

Hätte er das Problem nicht zu umgehen sondern zu beantworten gesucht, so würden sich Zweifel bei ihm geregt haben: ob die unendliche Perfectibilität (von deren Gültigkeit als Idee Rec. völlig überzeugt ist) allein ein hinreichendes Princip der Geschichte der Menschheit sey? und diese Zweifel hätten ihn zur grossen Auflösung führen können. — Ueberhaupt ist das Darstellen in Masse, das Skizziren, und das Verfertigen historischer Gemälde in der wissenschaftlichen Geschichte der Menschheit eine äusserst gefährliche Sache, und wenigstens für jetzt noch viel zu früh. Kann die Philosophie der Geschichte von der Geschichte selbst nicht ganz getrennt werden,[1] so ist umfassende Gelehrsamkeit und (170) scharfe Kritik, das vollständigste und sorgfältigste Detail, durchaus nothwendig.

Ich habe, mit Rücksicht auf die Stelle, die diese Recension in einem philosophischen Journal einnimmt, absichtlich nur die Principien und Methode des Verfassers geprüft, ohne mich über den Werth einzelner trefflicher Materialien zu verbreiten. Doch sei es mir vergönnt, noch auf einige der fruchtbarsten Andeutungen des Verf. aufmerksam zu machen.

Der glückliche Gedanke (S. 12. f.), bis zur Erfindung der alphabetischen Schrift die Thatsachen aus der Geschichte der verschiedenen Völker zusammen zu nehmen, und daraus die (171) Geschichte eines einzigen hypothetischen Volks zu bilden; ist ein Beispiel einer äusserst sinnreichen historischen Methode, durch welche sich noch grosse Entdeckungen machen lassen.

Die Stelle (S. 321—323), welche die Gründe der Ungleichheit, der Abhängigkeit und des Elends, und die Mittel der künftigen Gleichheit entwickelt, gehört unter die trefflichsten. Mit Vergnügen bemerke ich wenigstens einen Keim des wichtigen Begriffs der Wechselwirkung der Bildung S. 329. 357. Nur ein Geist, der seinem Zeitalter zuvoreilt, kann (S. 346. 347) „die gänzliche Vertilgung der Vorurtheile, welche die selbst dem begünstigten Theile gefährliche Ungleichheit der Rechte beider Geschlechter begründen, unter die wichtigsten bevorstehenden Fortschritte des menschlichen Geschlechts“ rechnen.

[1]) *Die in A an dieser Stelle folgende längere Anmerkung Niethammers, welche über den historischen Künstler eigene Gedanken entwickelt, lasse ich eben deshalb weg.*

„Der Augenblick wird also kommen,“ heisst es S. 320, „wo die Sonne nur freie Menschen, die keinen andern Herrn als ihre Vernunft anerkennen, bescheinen wird; wo die Despoten und die Sklaven, die Priester und ihre blödsinnigen oder heuchlerischen Anhänger, nur noch in der Geschichte oder auf der Bühne vorhanden sein werden; wo man sich nicht weiter mit ihnen beschäftigen wird, als um sich durch den Abscheu an ihren Unthaten in einer heilsamen Wachsamkeit zu erhalten, damit man die ersten Keime des Aberglaubens und des Despotismus, wenn sie je wieder zu erscheinen wagen sollten, zu ersticken wisse.“

Wer kann der erhabenen Selbstständigkeit dieses den Wissenschaften zu früh entrissnen Denkers seine Bewunderung versagen, wenn er an die Situation denkt, in der dies (172) geschrieben wurde? — Noch grösser und erhabener ist der Schluss des ganzen Werks:

„Wie sehr gewährt dieses Gemälde des von seinen Ketten befreiten, der Herrschaft des Zufalls und aller Feinde seiner Fortschritte entrissnen, auf der Bahn der Wahrheit der Sittlichkeit und Glückseligkeit mit festem und sicherem Schritt wandelnden menschlichen Geschlechts dem Philosophen ein Schauspiel, welches ihn über die Irrthümer, Verbrechen und Ungerechtigkeiten, von denen die Erde noch befleckt ist, tröstet? In der Betrachtung dieses Gemäldes empfängt er den Lohn seiner Anstrengung für die Fortschritte der Vernunft, und für die Vertheidigung der Freiheit. Er wagt es dann, sie an die ewige Kette der menschlichen Bildungsgeschichte anzuknüpfen, und findet eine ächte Belohnung in dem Vergnügen, ein dauerndes Gutes, welches kein Schicksal mehr zerstören kann, bewirkt zu haben. Diese Betrachtung ist für ihn eine Zuflucht, wohin ihn die Erinnerung an seine Feinde nicht verfolgen kann. Hier lebt er in Gedanken mit dem in seine Rechte, wie in die Würde seiner Natur wieder eingesetzten Menschen, und vergisst denjenigen, welchen Habsucht, Furcht oder Neid martern und verderben; hier existirt er eigentlich mit seinen Brüdern in einem Himmel, den seine Vernunft sich zu schaffen wusste, den seine Menschenliebe mit den reinsten Freuden schmückte.“

Versuch über den Begriff des Republikanismus.

Veranlasst durch die Kantische Schrift zum ewigen Frieden.

Von Friedrich Schlegel.

Der Geist den die Kantische Schrift zum ewigen Frieden athmet, muss jedem Freunde der Gerechtigkeit wohlthun, und noch die späteste Nachwelt wird auch in diesem Denkmahle die erhabene Gesinnung des ehrwürdigen Weisen bewundern. Der kühne und würdige Vortrag ist unbefangen und treuherzig, und wird durch treffenden Witz und geistreiche Laune angenehm gewürzt. Sie enthält eine reichliche Fülle fruchtbarer Gedanken und neuer Ansichten für die Politik, Moral und Geschichte der Menschheit. Mir war die Meinung des Verfassers über die Natur des Republikanismus und dessen Verhältniss zu andern Arten und Zuständen des Staats, vorzüglich interessant. Die Prüfung derselben veranlasste mich, diesen Gegenstand von neuem zu durchdenken. So entstanden folgende Bemerkungen.

(11) „Die bürgerliche Verfassung, sagt Kant S. 20. „in jedem Staate soll republikanisch seyn. — Die erstlich nach Prinzipien der Freiheit der Glieder einer Gesellschaft (als Menschen); zweitens nach Grundsätzen der Abhängigkeit aller von einer einzigen gemeinsamen Gesetzgebung (als Unterthanen); drittens, die nach dem Gesetz der Gleichheit derselben (als Staatsbürger) gestiftete Verfassung ist die republikanische.“ Diese Erklärung scheint mir nicht befriedigend. Wenn die rechtliche Abhängigkeit schon im Begriffe der Staatsverfassung überhaupt liegt (S. 21. Anm.), so kann sie kein Merkmahl des spezifischen Charakters der republikanischen Verfassung seyn. Da kein Prinzip der Eintheilung der Staatsverfassung überhaupt in ihre Arten angegeben ist, so

A: Deutschland. Dritter Band. Berlin 1796. bei Johann Friedrich Unger. Siebentes Stück. Nr. II. S. 10—41.

fragt sichs, ob durch die Merkmahle der Freiheit und Gleichheit der vollständige Begriff der republikanischen Verfassung erschöpft sey? Beide sind nichts Positives, sondern Negationen. Da nun jede Negation eine Position, jede Bedingung etwas Bedingtes voraussetzt, so muss ein Merkmahl (und zwar das wichtigste, welches den Grund der beiden andern enthält) in der Definition fehlen. Die despotische Verfassung weiss von jenen negativen Merkmahlen (Freiheit und Gleichheit) nichts: sie wird also auch durch (12) ein positives Merkmahl von der republikanischen Verfassung verschieden seyn. Dass der Republikanismus und Despotismus nicht Arten des Staats, sondern der Staatsverfassung seyn, wird ohne Beweis vorausgesetzt, und was Staatsverfassung sey, nicht erklärt. — Die angedeutete Deduktion des so definirten Republikanismus ist eben so wenig befriedigend, als die Definition. Es scheint wenigstens, als würde S. 20 behauptet: die republikanische Verfassung sey darum praktisch nothwendig, weil sie die einzige ist, welche aus der Idee des ursprünglichen Vertrags hervorgeht. Aber worauf gründet sich denn diese Idee, als auf das Prinzip der Freiheit und Gleichheit? Ist das nicht ein Zirkel? — Alle Negationen sind die Schranken einer Position, und die Deduktion ihrer Gültigkeit ist der Beweis, dass die höhere Position, von welcher die durch sie limitirte Position abgeleitet ist, ohne diese Bedingung sich selbst aufheben würde. Die praktische Nothwendigkeit der politischen Freiheit und Gleichheit muss also aus der höhern praktischen Position, von welcher das positive Merkmahl des Republikanismus abgeleitet ist, deduzirt werden.

Die Erklärung der rechtlichen Freiheit: Sie sei die Befugniss, alles zu thun, was man will, wenn man nur keinem Unrecht thut; erklärt der Verfasser für leere Tautologie, und erklärt sie dagegen als (13) „die Befugniss, keinen äussern Gesetzen zu gehorchen, als zu denen das Individuum seine Beistimmung habe geben können." — Mir scheinen beide Erklärungen richtig, aber nur bedingt richtig zu seyn. Die bürgerliche Freiheit ist eine Idee, welche nur durch eine ins Unendliche fortschreitende Annäherung wirklich gemacht werden kann. So wie es nun in jeder Progression ein erstes, letztes und mittlere Glieder giebt; so giebt es auch in der unendlichen Progression zu jener Idee ein Minimum, ein Medium und ein Maximum. Das Minimum der bürgerlichen Freiheit enthält die Kantische Erklärung. Das Medium der bürgerlichen Freiheit ist die Befugniss, keinen äussern Gesetzen zu gehorchen als solchen, welche die (repräsentirte) Mehrheit des Volks wirklich gewollt hat, und die (gedachte) Allgemeinheit des Volks wollen könnte. Das (unerreichbare) Maximum der bürgerlichen Freiheit ist die getadelte Erklärung, welche nur dann eine Tautologie seyn würde, wenn sie von der moralischen und nicht von der politischen Freiheit redete. Die höchste politische Freiheit würde der moralischen

adäquat seyn, welche von allen äussern Zwangsgesetzen ganz unabhängig, nur durch das Sittengesetz beschränkt wird. Eben so ist, was Kant für äussere rechtliche Gleichheit überhaupt erklärt, nur das Minimum in der unendli-(14)chen Progression zur unerreichbaren Idee der politischen Gleichheit. Das Medium besteht darin, dass keine andre Verschiedenheit der Rechte und Verbindlichkeiten der Bürger Statt finde, als eine solche, welche die Volksmehrheit wirklich gewollt hat, und die Allheit des Volks wollen könnte. Das Maximum würde eine absolute Gleichheit der Rechte und Verbindlichkeiten der Staatsbürger seyn, und also aller Herrschaft und Abhängigkeit ein Ende machen. — Aber sind diese Wechselbegriffe nicht wesentliche Merkmahle des Staats überhaupt? — Die Voraussetzung, dass der Wille nicht aller einzelnen Staatsbürger mit dem allgemeinen Willen stets übereinstimmen werde, ist der einzige Grund der politischen Herrschaft und Abhängigkeit. So allgemein sie aber auch gelten mag, so ist ihr Gegentheil wenigstens denkbar. Sie ist überdem nur eine empirische Bedingung, welche den reinen Begriff des Staats zwar näher bestimmen, aber eben darum selbst kein Merkmahl des reinen Begriffs seyn kann. Der empirische Begriff setzt einen reinen, der bestimmtere einen unbestimmteren voraus, aus dem er erst abgeleitet wurde. Also nicht ein jeder Staat (S. 30.) enthält das Verhältniss eines Oberen zu einem Unteren, sondern nur der durch jenes faktische Datum empirisch bedingte. Es lässt sich allerdings ein (15) Völkerstaat ohne dies Verhältniss denken, und ohne dass die verschiedenen Staaten in einen einzigen zusammenschmelzen müssten: eine nicht zu einer besondern Absicht bestimmte, sondern nach einem unbestimmten Ziel strebende (nicht hypothetisch, sondern thetisch zweckmässige) Gesellschaft im Verhältniss der Freiheit der Einzelnen und der Gleichheit Aller, unter einer Mehrheit oder Masse von politisch selbstständigen Völkern. Die Idee einer Weltrepublik hat praktische Gültigkeit und charakteristische Wichtigkeit.

Das Personale der Staatsgewalt, (S. 25.) die Zahl der Herrscher kann nur dann ein Prinzip der Eintheilung seyn, wenn nicht der allgemeine, sondern ein einzelner Wille der Grund der bürgerlichen Gesetze ist (im Despotismus). — Wie stimmt die Behauptung: „der Republikanismus sey das Staatsprinzip der Absonderung der ausführenden Gewalt von der gesetzgebenden“; mit der zuerst gegebnen Definition, und mit dem Satz, „dass der Republikanismus nur durch Repräsentation möglich sey“ (S. 29.) zusammen? — Wäre die gesammte Staatsgewalt nicht in den Händen von Volksrepräsentanten, aber zwischen einem erblichen Regenten und einem erblichen Adel so getheilt, dass der erste die ausübende, der letzte die gesetzgebende Macht besässe; so würde der Trennung un-(16)geachtet, die Verfassung nicht repräsentativ, also (nach des

Verfassers eigner Erklärung) despotisch seyn, da ohnehin die Erblichkeit der Staatsämter (S. 22. 23. Anm.) mit dem Republikanismus unvereinbar ist. — Der Gesetzgeber, Vollzieher (und Richter) sind zwar durchaus verschiedene *politische* Personen (S. 26.), aber es ist physisch möglich, dass eine *physische* Person diese verschiedenen politischen Personen in sich vereinigen könne. Es ist auch *politisch möglich*, d. h. es ist nicht widersprechend, dass der allgemeine Volkswille beschlösse, auf eine bestimmte Zeit Einem alle Staatsgewalt zu übertragen (nicht abzutreten). Unstreitig ist die Trennung der Gewalten die Regel des republikanischen Staats; aber die Ausnahme von der Regel, die *Diktatur*, scheint mir wenigstens möglich. (Ihre treffliche Brauchbarkeit wird vorzüglich aus der alten Geschichte offenbar. Das menschliche Geschlecht verdankt dieser scharfsinnigen griechischen Erfindung viele der herrlichsten Produkte, welche das politische Genie je hervorgebracht hat). Die Diktatur ist aber nothwendig ein *transitorischer Zustand*: denn wenn alle Gewalt auf unbestimmte Zeit übertragen würde, so wäre das keine Repräsentation, sondern eine Cession der politischen Macht. Eine *Cession der Souveränetät* ist aber politisch unmöglich: denn der allgemeine Wille kann (17) sich nicht durch einen Akt des allgemeinen Willens selbst vernichten. Der Begriff einer dictatura perpetua ist daher so widersprechend, wie der eines viereckigen Zirkels. — Die transitorische Diktatur aber ist eine *politisch mögliche Repräsentation* — also eine *republikanische*, vom Despotismus wesentlich verschiedne *Form*.

Überhaupt ist vom Verfasser kein *Prinzip* seiner Eintheilung der Arten und Bestandtheile des Staats auch nur angedeutet. — Folgender provisorische Versuch einer *Deduktion des Republikanismus* und einer *politischen Klassifikazion* a priori, scheint mir der Prüfung des Lesers nicht ganz unwürdig zu seyn.

Durch die Verknüpfung der höchsten praktischen Thesis (welche das Objekt der praktischen Grundwissenschaft ist) mit dem theoretischen Datum des Umfangs und der Arten des menschlichen Vermögens, erhält der reine praktische Imperativ so viel spezifisch verschiedene Modifikationen, als das gesammte menschliche Vermögen spezifisch verschiedne Vermögen in sich enthält; und jede dieser Modifikationen ist das Fundament und das Objekt einer besonderen praktischen Wissenschaft. Durch das theoretische Datum, dass dem Menschen, ausser den Vermögen, die das rein isolirte Individuum als solches besitzt, auch noch im Verhältniss zu andern Indi-(18)viduen seiner Gattung, das *Vermögen der Mittheilung* (der Thätigkeiten aller übrigen Vermögen) zukomme; dass die menschlichen Individuen durchgängig im *Verhältniss* des gegenseitigen *natürlichen Einflusses* wirklich stehen, oder doch stehen können, — erhält der reine praktische Imperativ eine *neue*

spezifisch verschiedne Modifikation, welche das Fundament und Objekt einer neuen Wissenschaft wird. Der Satz: das Ich soll seyn; lautet in dieser besondern Bestimmung: *Gemeinschaft der Menschheit soll seyn*, oder *das Ich soll mitgetheilt werden*. Diese abgeleitete praktische Thesis ist das Fundament und Objekt der *Politik*, worunter ich nicht die Kunst verstehe, den Mechanismus der Natur zur Regierung der Menschen zu nutzen (S. 71), sondern (wie die griechischen Philosophen) eine *praktische Wissenschaft*, im *Kantischen Sinne* dieses Worts, deren Objekt die *Relazion* der praktischen Individuen und Arten ist. Eine jede menschliche Gesellschaft, deren Zweck Gemeinschaft der Menschheit ist (die Zweck an sich, oder deren Zweck menschliche Gesellschaft ist) heisst *Staat*. Da aber das Ich nicht bloss im Verhältniss aller Individuen, sondern auch in jedem einzelnen Individuo seyn soll, und nur unter der Bedingung absoluter Unabhängigkeit des Willens seyn kann; so ist *politische Freiheit* (19) eine nothwendige Bedingung des *politischen Imperativs*, und ein wesentliches Merkmahl zum Begriff des Staats: denn sonst würde der reine praktische Imperativ aus dem sowohl der ethische als der politische abgeleitet ist, sich selbst aufheben. Der ethische und der politische Imperativ gelten nicht bloss für dies und jenes Individuum, sondern für *jedes*; daher ist auch *politische Gleichheit* eine nothwendige Bedingung des politischen Imperativs, und ein wesentliches Merkmahl zum Begriff des Staats. Der politische Imperativ gilt für *alle* Individuen; daher umfasst der Staat eine ununterbrochne *Masse*, ein koexistentes und sukzessives *Kontinuum* von Menschen, die *Totalität* derer, die im Verhältniss des physischen Einflusses stehn, z. B. aller Bewohner eines Landes, oder Abkömmlinge eines Stammes. Dies Merkmahl ist das *äussere Kriterium*, wodurch der Staat sich von politischen Orden und Assoziationen, welche *besondre* Zwecke haben, also auch nur gewisse besonders modifizirte Individuen angehn, unterscheidet. Alle diese Gesellschaften umfassen keine Masse, kein totales Kontinuum, sonder verknüpfen nur einzelne zerstreute Mitglieder. — Die Gleichheit und Freiheit erfordert, dass der *allgemeine Wille* der Grund aller besondern politischen Thätigkeiten sey (nicht bloss der Gesetze, sondern auch (20) der anwendenden Urtheile und der Vollziehung.) Dies ist aber eben der Charakter des *Republikanismus*. Der ihm entgegengesetzte *Despotismus*, wo der Privatwille den Grund der politischen Thätigkeit enthält, würde also eigentlich gar kein wahrer Staat seyn? So ist es auch in der That, im strengsten Sinne des Worts. Da aber alle politische Bildung von einem besondern Zwecke, von Gewalt (Vergl. die treffliche Entwicklung S. 69.) und von einem Privatwillen — von Despotismus — ihren Anfang nehmen, und also *jede provisorische Regierung* nothwendig *despotisch* seyn muss;

da der Despotismus den Schein des allgemeinen Willens usurpirt, und wenigstens für einige ihm interessante Civil- und Kriminalfälle die Gerechtigkeit tolerirt; da er sich von allen andern Gesellschaften durch das dem Staat eigne Merkmahl der Kontinuität der Mitglieder unterscheidet; da er neben seinem besondern Zwecke [1]) das heilige Interesse der Ge-(21)meinschaft wenigstens nebenbei befördert, und wider sein Wissen und Wollen den Keim eines ächten Staats in sich trägt, und den Republikanismus allmählich zur Reife bringt: so könnte man ihn als einen *Quasistaat*, nicht als eine echte Art, aber doch als eine *Abart des Staats* gelten lassen.

Aber wie ist der Republikanismus möglich, da der allgemeine Wille seine nothwendige Bedingung ist, der absolut allgemeine (und also auch absolut beharrliche) Wille aber im Gebiete der Erfahrung nicht vorkommen kann, und nur in der Welt der reinen Gedanken existirt. Das Einzelne und das Allgemeine ist überhaupt durch eine unendliche Kluft von einander geschieden, über welche man nur durch einen Salto mortale hinüber gelangen kann. Es bleibt hier nichts übrig, als durch eine *Fikzion* einen empirischen Willen als *Surrogat* des a priori gedachten absolut allgemeinen Willens gelten zu lassen; und da die reine Auflösung des politischen Problems unmöglich ist, sich mit der *Approximation* dieses praktischen x zu begnügen. Da nun der politische Imperativ kategorisch ist, und nur auf diese Weise (in einer endlosen Annäherung) wirklich gemacht werden kann: so ist diese höchste fictio juris nicht nur ge-(21)rechtfertiget, sondern auch praktisch nothwendig; jedoch nur in dem Fall gültig, wenn sie dem politischen Imperativ (der das Fundament ihrer Ansprüche ist) und dessen wesentlichen Bedingungen nicht widerspricht. — Da jeder empirische Wille (nach Heraklits Ausdrucke) in *stetem Flusse* ist, absolute Allgemeinheit in *keinem* angetroffen wird; so ist die despotische Arroganz, seinen (väterlichen oder göttlichen) Privatwillen zum allgemeinen Willen selbst, als demselben völlig adäquat zu sankzioniren, nicht nur ein wahres Maximum der Ungerechtigkeit, sondern auch baarer Unsinn. Aber auch die Fikzion, dass der individuelle Privatwille z. B. einer gewissen Familie für alle künftige Generazionen als Surogat des allgemeinen Willens gelten solle, ist widersprechend und ungültig: denn sie würde dem politischen Imperativ (dessen wesentliche Bedingung die Gleichheit ist), ihr eignes Fundament,

[1]) Jeder Staat, der einen besondern Zweck hat, ist *despotisch*, mag dieser Zweck auch anfänglich noch so unschuldig scheinen. Wie viele Despoten sind nicht vom Zweck der *physischen Erhaltung* ausgegangen? Er ist aber *allemahl* bei glücklichem Erfolg in den der Unterdrückung ausgeartet. Den praktischen Philosophen können die schrecklichen Folgen jeder auch gutgemeinten Verwechslung des Bedingten und Unbedingten nicht befremden. Das Endliche darf die Rechte des Unendlichen nicht ungestraft usurpiren.

und also sich selbst aufheben. Die einzig gültige politische Fikzion ist die auf das Gesetz der Gleichheit gegründete: Der *Wille der Mehrheit* soll als Surrogat des allgemeinen Willens gelten. *Der Republikanismus ist also nothwendig demokratisch*, und das unerwiesne Paradoxon (S. 26.) dass der Demokratismus nothwendig despotisch sey, kann nicht richtig seyn. Zwar giebt es einen *recht-(23)mässigen Aristokratismus*, ein echtes und von dem abgeschmackten Erbadel, dessen absolute Unrechtmässigkeit Kant (S. 22. 23. Anmerk.) so befriedigend dargethan hat, völlig verschiednes Patriziat: sie sind aber nur in einer demokratischen Republik möglich. Das Prinzip nehmlich, die Geltung der Stimmen nicht nach der Zahl, sondern auch nach dem *Gewicht* (nach dem Grade der Approximation jedes Individuums zur absoluten Allgemeinheit des Willens) zu bestimmen, ist mit dem Gesetz der Gleichheit recht wohl vereinbar. Es darf aber nicht *vorausgesetzt*, sondern es muss authentisch bewiesen werden, dass ein Individuum gar keinen freien Willen, oder sein Wille gar keine Allgemeinheit habe; wie der Mangel der Freiheit durch Kindheit und Raserei, der Mangel der Allgemeinheit durch ein *Verbrechen* oder einen direkten Widerspruch wider den allgemeinen Willen. (Armuth und *vermuthliche* Bestechbarkeit, Weiblichkeit und *vermuthliche* Schwäche sind wohl keine rechtmässige Gründe, um vom Stimmrecht ganz auszuschliessen.) Wenn die politische Fikzion ein Individuum für eine *politische Null*, eine Person für eine *Sache* gelten liesse, so würde sie eben dadurch das Gegentheil der willkührlichen Voraussetzung hindern, und also mit dem ethischen Imperativ streiten; welches unmög-(24)lich ist, weil sich beide auf den reinen praktischen Imperativ gründen. Der allgemeine Volkswille kann auch nie beschliessen, dass die Individuen über den Grad der Allgemeinheit ihres eigenen Privatwillens selbst kompetente Richter seyn, und das Recht haben sollen, sich selbst eigenmächtig zu Patriziern zu konstituiren. Die Volksmehrheit muss das Patriziat gewollt, die Vorrechte desselben und die Personen bestimmt haben, welche als *politische Edle* (solche, deren Privatwille sich dem präsumtiven allgemeinen Willen vorzüglich nähert) gelten sollen. Sie könnte vielleicht den gewählten Edlen einigen Antheil an der Wahl der künftigen überlassen, doch mit dem Vorbehalt in der letzten Instanz darüber zu entscheiden: denn die Souverainetät kann nicht cedirt werden.

Dass aber die Volksmehrheit in *Person* politisch wirke, ist in vielen Fällen unmöglich, und fast in allen äusserst nachtheilig, Es kann auch sehr füglich durch Deputirte und Kommissarien geschehen. Daher ist die *politische Repräsentazion* allerdings ein unentbehrliches Organ des Republikanismus. — Wenn man die Repräsentazion von der politischen Fikzion trennt, so kann es auch ohne Repräsentazion einen (wenn gleich technisch äusserst unvoll-

kommnen) Republikanismus geben; wenn man unter der Repräsentazion auch die Fikzion begreift, so thut man Unrecht, sie den alten Republiken (25) abzusprechen. Ihre technische Unvollkommenheit ist notorisch. Desto verworrener sind die allgemeinherrschenden Begriffe von ihrem innern Prinzip unvermeidlicher Korrupzion; desto schiefer die Urtheile über den politischen Werth dieser bewundernswürdigen, nicht bloss sogenannten, sondern echten, auf die gültige Fikzion der Allheit durch die Mehrheit des Willens gegründeten Republiken. An *Gemeinschaft der Sitten* ist die politische Kultur der Modernen noch im Stande der Kindheit gegen die der Alten, und kein Staat hat noch ein grösseres Quantum von Freiheit und Gleichheit erreicht, als der *brittische*. Die Unkenntniss der politischen Bildung der Griechen und Römer ist die Quelle unsäglicher Verwirrung in der Geschichte der Menschheit, und auch der politischen Philosophie der Modernen sehr nachtheilig, welche von den Alten in diesem Stücke noch viel zu lernen haben. — Auch ist der behauptete Mangel der Repräsentazion nicht uneingeschränkt wahr. Die exekutive Macht konnte auch das attische Volk nicht in Person ausüben: zu Rom ward sogar wenigstens ein Theil der gesetzgebenden und richterlichen Macht durch Volksrepräsentanten (Prätoren, Tribunen, Censoren, Consuln) gehandhabt.

Die Kraft der Volksmehrheit, als Proximum der Allheit und Surrogat des allgemeinen Wil-(26)lens, ist die *politische Macht*. Die höchste Klassifikation der politischen Erscheinungen (aller Kraftäusserungen dieser Macht) wie aller Erscheinungen, ist die nach dem Unterschiede des *Beharrlichen* und des *Veränderlichen*. Die *Konstituzion* ist der Inbegriff der permanenten Verhältnisse der politischen Macht, und ihrer wesentlichen Bestandtheile. Die Regierung hingegen ist der Inbegriff aller transitorischen Kraftäusserungen der politischen Macht. Die *Bestandtheile* der politischen Macht verhalten sich unter einander und zu ihrem Ganzen, wie die verschiedenen Bestandtheile des Erkenntnissvermögens unter einander und zu ihrem Ganzen. Die *konstitutive* Macht entspricht der Vernunft, die *legislative* dem Verstande, die *richterliche* der Urtheilskraft und die *exekutive* der Sinnlichkeit, dem Vermögen der Anschauung. Die *konstitutive Macht ist nothwendig diktatorisch*: denn es wäre widersprechend, das Vermögen der politischen Prinzipien, welche erst die Grundlage aller übrigen politischen Bestimmungen und Vermögen enthalten sollen, dennoch von diesen abhängig machen zu wollen; und eben deswegen nur *transitorisch*. Ohne den *Akt der Akzeptazion* würde nemlich die politische Macht nicht repräsentirt, sondern cedirt werden, welches unmöglich ist. — Die Kon-(27)stituzion betrifft die *Form der Fikzion* und die *Form der Repräsentazion*. Im Republikanismus giebt es zwar nur Ein Prinzip der politischen Fikzion, aber *zwey* verschiedene *Direkzionen* des

einen Prinzips, und in ihrer grössten möglichen Divergenz nicht sowohl zwei reine Arten, als zwey entgegengesetzte Extreme der republikanischen Konstituzion: die aristokratische, und die demokratische. Es giebt unendlich viele verschiedene Formen der Repräsentazion (wie Mischungen des Demokratismus und Aristokratismus) aber keine reine Arten, und kein Prinzip der Eintheilung a priori. Die Konstituzion ist der Inbegriff alles politisch Permanenten; da man nun ein Phänomen nach seinen permanenten Attributen, nicht nach seinen transitorischen Modifikazionen klassifizirt: so würde es widersinnig seyn, den echten (republikanischen) Staat nach der Form der Regierung einzutheilen. — Im Despotismus kann es eigentlich keine politische, sondern nur eine physische Konstituzion geben: nicht Verhältnisse der politischen Macht und ihrer wesentlichen Bestandtheile, welche absolut beharrlich seyn sollen, aber wohl solche, die relativ beharrlich sind. Wo es keine politische Konstituzion giebt, kann man nur die Form der Regierung dynamisch klassifiziren: denn die physischen Modifikazionen geben keine (28) reine Klassen. Die einzige reine Klassifikazion gewährt das mathematische Prinzip der numerischen Quantität des despotischen Personale.

Die einzige (physisch) permanente Qualität des Despotismus bestimmt die dynamische (nicht politische) Form der despotischen Regierung. Sie ist entweder tyrannisch, oligarchisch oder ochlokratisch, je nachdem ein Individuum, ein Stand (Orden, Korps, Kaste), oder eine Masse herrscht. Wenn alle herrschen (S. 25. 26.) wer wird dann beherrscht? — Im Übrigen scheint der von Kant gegebne Begriff der Demokratie, der Ochlokratie angemessen zu seyn. Die Ochlokratie ist der Despotismus der Mehrheit über die Minorität. Ihr Kriterium ist ein offenbarer Widerspruch der Mehrheit in der Funkzion des politischen Fingenten mit dem allgemeinen Willen, dessen Surrogat sie seyn soll. Sie ist — jedoch nebst der Tyranney: denn die Neronen können dem Sankülottismus den Preis recht wohl streitig machen — unter allen politischen Unformen das grösste physische Übel (S. 29.)[1]. Die Oligarchie hingegen — der orien-(29)talische Kastendespotismus, das europäische Feudalsystem — ist der Humanität ungleich gefährlicher: denn eben die Schwerfälligkeit des künstlichen Mechanismus, welche ihre physische Schädlichkeit lähmt, giebt ihr eine kolossale Solidität. Die Konzentrazion der durch gleiches Interesse Zusammengebundnen isolirt die Kaste vom übrigen menschlichen Geschlecht, und erzeugt einen hartnäckigen esprit de

[1] Wenn es hier der Ort wäre, so würde es nicht schwer seyn, zu erklären, warum bey den Alten die Ochlokratie immer in Tyranney überging, und bis zur höchsten (29) Evidenz zu beweisen, dass sie bey den Modernen in Demokratismus übergehn muss, der Menschheit also weniger gefährlich ist, als die Oligarchie.

corps. Die geistige Frikzion der Menge bringt die höllische Kunst, die Veredlung der Menschheit unmöglich zu machen, zu einer frühen Reife.

Mit argwöhnischem Blicke wittert die Oligarchie jede aufstrebende Regung der Menschheit, und zerknickt sie schon im Keime. Die *Tyranney* hingegen ist ein sorgloses Ungeheuer, welches im Einzelnen oft die höchste Freyheit, ja sogar vollkommene Gerechtigkeit übersieht. Die ganze lockre Maschine *hängt an einem einzigen Ressort*; und wenn dieser schwach ist, zerfällt sie bei dem ersten kräftigen Stoss. — Wenn die *Form der Regierung despotisch*, der *Geist* aber repräsentativ oder republikanisch ist, (S. die trefliche Bemerkung S. 26.) so entsteht die *Mo-(30)narchie*. (In der Ochlokratie kann der Geist der Regierung nicht republikanisch seyn, sonst würde es nothwendig auch die Form des Staats seyn. In der reinen Oligarchie muss der Geist des Standes despotisch seyn, wenn die Form nicht in einen rechtmässigen demokratischen Aristokratismus übergehn soll; der republikanische Geist einzelner Glieder hilft nichts, denn der *Stand*, als solcher, herrscht.) Der Zufall kann einem gerechten Monarchen despotische Gewalt überliefern. Er kann republikanisch regieren, und doch die despotische Staatsform beibehalten, wenn nehmlich die Stufe der politischen Kultur oder die politische Lage eines Staats eine provisorische (also despotische) Regierung durchaus nothwendig macht, und der allgemeine Wille selbst sie billigen könnte. Das *Kriterium der Monarchie* (wodurch sie sich vom Despotismus unterscheidet) ist die grösstmöglichste Beförderung des Republikanismus. Der Grad der Approximation des Privatwillens des Monarchen zur absoluten Allgemeinheit des Willens bestimmt den Grad ihrer Vollkommenheit. Die monarchische Form ist einigen Stufen der politischen Kultur, da das republikanische Prinzip entweder noch in der Kindheit (wie in der heroischen Vorzeit) oder wieder gänzlich erstorben ist (wie zur Zeit der römischen Cäsare) so völlig angemessen; sie gewährt in (31) dem seltnen, aber doch vorhandnen Fall der *Friedriche* und *Mark-Aurele* so offenbare und grosse Vortheile; dass es sich begreifen lässt, warum sie der Liebling so vieler politischen Philosophen gewesen, und noch ist. — Aber nach Kants treflicher Erinnerung (S. 28. Anm.) muss man den Geist der Regierung der schlechten (und unrechtmässigen S. 22. 23. Anm.) Staatsform nicht zurechnen.

Heilig ist, was nur unendlich verletzt werden kann, wie die Freiheit und Gleichheit: der allgemeine Wille. Wie Kant also den Begriff der Volksmajestät ungereimt finden kann, begreife ich nicht. Die *Volksmehrheit*, als das einzige gültige Surrogat des allgemeinen Willens, ist in dieser Funkzion des politischen Fingenten ebenfalls heilig, und jede andre politische Würde und Majestät ist nur ein Ausfluss der *Volksheiligkeit*. Der hochheilige

Tribun, zum Beispiel, war es nur im Namen des Volks, nicht in seinem eignen; er stellt die heilige Idee der Freiheit nur mittelbar dar; er ist kein Surrogat, sondern nur ein Repräsentant des heiligen allgemeinen Willens. —

Der Staat soll seyn, und soll republikanisch seyn. Republikanische Staaten haben schon um deswillen einen absoluten Werth, weil sie nach dem rechten und schlechthin gebotenen Zwecke stre-(32)ben. In dieser Rücksicht ist ihr Werth gleich. Sehr verschieden aber kann er nach den Graden der Annäherung zum unerreichbaren Zwecke seyn. In dieser Rücksicht kann ihr Werth auf zwiefache Weise bestimmt werden.

Die *technische Vollkommenheit* des republikanischen Staats theilt sich in die Vollkommenheit der Konstituzion, und der Regierung. Die technische Vollkommenheit der Konstituzion wird bestimmt durch den Grad der Approximazion ihrer individuellen Form der Fikzion und der Repräsentazion zur absoluten (aber unmöglichen) Adäquatheit des Fingenten und Fingirten, des Repräsentanten und Repräsentirten. (Damit stimmt die scharfsinnige Bemerkung S. 27. überein, wenn der Verfasser unter der Repräsentazion auch die Fikzion begreift. Möchte doch ein pragmatischer Politiker durch eine Theorie der Mittel, die Fikzion und Repräsentazion sowohl extensiv als intensiv zu vergrössern, eine wichtige Lücke der Wissenschaft ausfüllen! — Die Kantische Bemerkung über das Personale der Staatsgewalt (S. 27.) dürfte wohl nur für die exekutive, und unter gewissen Umständen vielleicht auch für die konstitutive Macht gelten: für die legislative und richterliche Macht hingegen scheint die Erfahrung die Form der Kollegien und Jury's als die beste bewährt zu (33) haben.) Die negative technische Vollkommenheit der Regierung wird bestimmt durch den Grad der Harmonie mit der Konstituzion; die positive durch den Grad der positiven Kraft, mit der die Konstituzion wirklich ausgeführt wird.

Der *politische Werth* eines republikanischen Staats wird bestimmt durch das extensive und intensive Quantum der wirklich erreichten Gemeinschaft, Freiheit und Gleichheit. Zwar ist die gute moralische Bildung des Volks nicht möglich, ehe der Staat nicht republikanisch organisirt ist, und wenigstens einen gewissen Grad technischer Vollkommenheit erreicht hat (S. 61.): aber auf der andern Seite ist *herrschende Moralität* die nothwendige Bedingung der *absoluten Vollkommenheit* (des Maximums der Gemeinschaft, Freiheit und Gleichheit) des Staats, ja sogar jeder höhern Stufe politischer Treflichkeit.

Bisher war nur vom *parziellen* Republikanismus eines einzelnen Staats und Volks die Rede. Aber nur durch einen *universellen* Republikanismus kann der politische Imperativ vollendet werden. Dieser Begriff ist also kein Hirngespinst träumender

Schwärmer, sondern praktisch nothwendig, wie der politische Imperativ selbst. Seine Bestandtheile sind:

1) Polizirung aller Nazionen; (34)
2) Republikanismus aller Polizirten;
3) Fraternität aller Republikaner;
4) die Autonomie jedes einzelnen Staats, und die Isonomie aller.

Nur universeller und vollkommener Republikanismus würde ein gültiger, aber auch allein hinlänglicher Definitivartikel zum ewigen Frieden seyn. — So lange die Konstituzion und Regierung nicht durchaus vollkommen wäre, würde, selbst in republikanischen Staaten, deren friedliche Tendenz Kant so treffend gezeigt hat, sogar ein ungerechter und überflüssiger Krieg wenigstens möglich bleiben. Der erste Kantische Definitivartikel zum ewigen Frieden verlangt zwar Republikanismus aller Staaten: allein der Föderalismus, dessen Ausführbarkeit S. 35. so bündig bewiesen wird, kann schon seinem Begriffe nach nicht alle Staaten umfassen; sonst würde er gegen Kants Meinung (S. 36—38.) ein universeller Völkerstaat seyn. Die Absicht des Friedensbundes, die Freiheit der republikanischen Staaten zu sichern (S. 35.), setzt eine Gefahr derselben, also Staaten von[a]) kriegrischer Tendenz, d. h. despotische Staaten voraus. Die kosmopolitische Hospitalität, deren Ursprung und Veranlassung durch den Handelsgeist Kant (S. 64) so geistreich entwickelt, scheint aber sogar unpolizirte Nazionen vor-(35)auszusetzen. So lange es aber noch despotische Staaten und unpolizirte Nazionen gäbe, würde auch noch Kriegsstoff übrig bleiben.

1) Der Republikanismus der kultivirten Nazionen;
2) Der Föderalismus der republikanischen Staaten;
3) Die kosmopolitische Hospitalität der Föderirten;

würden also nur gültige Definitivartikel zum ersten ächten und permanenten, wenn gleich nur parziellen Frieden, statt der bisherigen fälschlich sogenannten Friedensschlüsse, eigentlich Waffenstillstände S. 104., seyn.

Man kann sie auch als Präliminarartikel zum ewigen Frieden ansehn, den sie beabsichtigen, und an den vor dem ersten ächten Frieden gar nicht zu denken ist. — Der universelle und vollkommene Republikanismus, und der ewige Friede sind unzertrennliche Wechselbegriffe. Der letzte ist eben so politisch nothwendig, wie der erste. Aber wie steht es mit seiner historischen Nothwendigkeit oder Möglichkeit? Welches ist die Garantie des ewigen Friedens?

„Das, was diese Gewähr leistet, ist nichts Geringeres, als die grosse Künstlerin, Natur;“ sagt Kant S. 47. So geistreich die

a) vor

Ausführung (36) dieses treflichen Gedankens ist, so will ich doch freimüthig gestehn, was ich daran vermisse. Es ist nicht genug, dass die *Mittel* der Möglichkeit, die *äussern Veranlassungen des Schicksals* zur wirklichen allmählichen Herbeiführung des ewigen Friedens gezeigt werden. Man erwartet eine Antwort auf die Frage: Ob die *innere Entwickelung der Menschheit* dahin führe? Die (gedachte) *Zweckmässigkeit der Natur* (so schön, ja nothwendig diese Ansicht in andrer Beziehung seyn mag) ist hier völlig gleichgültig: nur die (wirklichen) *nothwendigen Gesetze der Erfahrung* können für einen künftigen Erfolg Gewähr leisten. Die *Gesetze der politischen Geschichte*, und die *Prinzipien der politischen Bildung* sind die einzigen Data, aus denen sich erweisen lässt, „dass der ewige Friede keine leere Idee sey, sondern eine Aufgabe, die nach und nach aufgelöst, ihrem Ziel beständig näher kommt;“ (S. 104.) nach denen sich die künftige Wirklichkeit desselben, und sogar die Art der Annäherung, zwar nicht *weissagen* (S. 65.) — thetisch und nach allen Umständen der Zeit und des Orts — aber doch vielleicht theoretisch (wenn gleich nur hypothetisch) mit Sicherheit vorherbestimmen lassen würde. — Kant macht zwar hier sonst (wie sich erwarten lässt) keinen transcenden-(37)ten Gebrauch von dem teleologischen Prinzip in der Geschichte der Menschheit (welches sogar kritische Philosophen sich erlaubt haben): jedoch in einem Stücke scheint mir der praktische Begriff der unbedingten Willensfreiheit mit Unrecht in das theoretische Gebiet der Geschichte der Menschheit herübergezogen zu seyn. — Wenn die Moraltheologie die Frage aufwerfen kann und muss: Welches der intelligible Grund der Immoralität sey? — ob sie es kann und *muss*, lasse ich hier an seinen Ort gestellt seyn — so weiss ich auch keine andre Antwort, als die Erbsünde im Kantischen Sinne. Aber die Geschichte der Menschheit hat es nur mit den *empirischen Ursachen* des *Phänomens* der Immoralität zu thun; der intelligible Begriff der ursprünglichen Bösartigkeit ist im Gebiete der Erfahrung leer und ohne allen Sinn. — Das behauptete Faktum (S. 80. Anm.) dass es durchaus keinen Glauben an menschliche Tugend gebe, ist unerwiesen; und wie kann die offenbare Bösartigkeit im äussern Verhältniss der Staaten (S. 79. Anm.) — die Immoralität einer kleinen Menschenklasse, welche aus leichtbegreiflichen Ursachen im Durchschnitt aus dem Abschaum des menschlichen Geschlechts besteht, — ein Argument wider die menschliche Natur überhaupt seyn? —

Es ist ein hier unfruchtbarer Gesichtspunkt, (38) die vollkommene Verfassung nicht als ein Phänomen der politischen Erfahrung, sondern als ein Problem der politischen Kunst zu betrachten (S. 60.); da wir nicht über ihre Möglichkeit, sondern über ihre künftige Wirklichkeit, und über die Gesetze der Progression der politischen Bildung zu diesem Ziele belehrt seyn wollen.

Nur aus den historischen Prinzipien der politischen Bildung, aus der Theorie der politischen Geschichte, lässt sich ein befriedigendes Resultat über das Verhältniss der politischen Vernunft und der politischen Erfahrung finden. Statt dessen hat Kant den nicht wesentlichen, sondern nur durch Ungeschicklichkeit zufällig entstandenen Gränzstreitigkeiten der Moral und der Politik nun einen eignen Anhang gewidmet. Er versteht nämlich unter Politik nicht die praktische Wissenschaft, deren Fundament und Objekt der politische Imperativ ist, auch nicht die eigentliche politische Kunst, d. h. die Fertigkeit, jenen Imperativ wirklich zu machen; sondern die despotische Geschicklichkeit, welche keine wahre Kunst, sondern eine politische Pfuscherey ist. Die beiden reinen Arten aller denkbaren politisch nothwendigen oder möglichen Formen sind der Republikanismus und der Despotismus. Ausserdem giebt es aber auch noch (39) zwei, dem ersten Anscheine nach sehr analoge, dem Wesen nach aber durchaus verschiedene formlose politische Zustände, deren Begriff als ein Gränzbegriff bei der Zergliederung des Republikanismus nicht übergangen werden darf. Nur der eine ist politisch; der andre bloss historisch möglich.

Die Insurrekzion ist nicht politisch unmöglich oder absolut unrechtmässig (wie S. 94—97 behauptet wird): denn sie ist mit der Publizität nicht absolut unvereinbar. Von dem (vielleicht unrechtmässigen) Herrscher (S. 96.) gilt, was Kant S. 101. sagt: „Wer die entschiedene Obermacht hat, darf seiner Maximen nicht heel haben." — Eine Konstituzion, welche jedem Individuum, wenn es ihm selbst rechtmässig schiene, zu insurgiren erlaubte, würde allerdings sich selbst aufheben. Eine Konstituzion hingegen, welche einen Artikel enthielte, der in gewissen vorkommenden Fällen die Insurrekzion peremtorisch geböte, würde sich zwar nicht selbst aufheben; aber dieser einzige Artikel würde null seyn: denn die Konstituzion kann nichts gebieten, wenn sie gar nicht mehr existirt; die Insurrekzion aber kann nur dann rechtmässig seyn, wenn die Konstituzion vernichtet worden ist. Es lässt sich aber sehr wohl denken, dass ein Artikel in der (40) Konstituzion die Fälle bestimmt, in welchen die konstituirte Macht für de facto annullirt geachtet werden, und die Insurrekzion also jedem Individuum erlaubt seyn soll. Solche Fälle sind z. B. wenn der Diktator seine Macht über die bestimmte Zeit behält; wenn die konstituirte Macht die Konstituzion, das Fundament ihrer rechtlichen Existenz, und also sich selbst vernichtet u. s. w. Da der allgemeine Wille eine solche Vernichtung des Republikanismus durch Usurpation nicht wollen kann, und den Republikanismus nothwendig will, so muss er auch die einzigen Mittel, die Usurpazion zu vernichten (Insurrekzion), und den Republikanismus von Neuem zu organisiren (provisorische Regierung), zulassen können. Diejenige

Insurrekzion ist also *rechtmässig*, deren Motiv die Vernichtung der Konstituzion, deren Regierung blos provisorisches Organ, und deren Zweck die Organisazion des Republikanismus ist. — Das zweite gültige Motiv der rechtmässigen Insurrekzion ist *absoluter* Despotismus d. h. ein solcher, welcher nicht provisorisch ist, und also bedingterweise erlaubt seyn kann, sondern ein solcher, welcher das republikanische Bildungsprinzip (durch dessen freye Entwickelung allein der politische Imperativ allmählich wirklich gemacht werden kann) und dessen Tendenz selbst zu vernichten und zu (41) zerstören strebt, und also absolut unerlaubt ist, d. h. vom allgemeinen Willen nie zugelassen werden kann. Der absolute Despotismus ist nicht einmal ein Quasistaat, sondern vielmehr ein *Antistaat*, und (wenn auch vielleicht physisch erträglicher) doch ein ungleich grösseres politisches Übel, als selbst *Anarchie*. Diese ist bloss eine Negazion des politisch Positiven; jener eine Posizion des politisch Negativen. Die Anarchie ist entweder ein *fliessender Despotismus*, in dem sowohl das Personale der herrschenden Macht, als die Gränzen der beherrschten Masse stets wechseln; oder eine unechte und *permanente Insurrekzion*: denn die echte und politisch mögliche ist nothwendig transitorisch.

Woldemar. Neue verbesserte Ausgabe; Königsberg 1796, bei Friedrich Nikolovius. Erster Theil, VI. S. und 286 S. Zweiter Theil 300 S.

„Dass es ein Vermögen der Göttlichkeit (II. 251.) im Menschen gebe, wiewohl er bis tief in das Innere seines Wesens abhängig und gebrechlich ist, und sein musste; dass Gott kein leerer Wahn sei;“ ist das grosse Thema dieses philosophischen Romans, der bis in seine zartesten Theile von dem leisesten sittlichen Gefühl, von dem innigsten Streben nach dem Unendlichen beseelt ist. Das Dasein eines uneigennützigen Triebes, einer reinen Liebe zu enthüllen, ist Hauptabsicht oder Nebenabsicht mehrerer Werke Jakobi's, der kein Philosoph von Profession, sondern von Karakter ist. In diesem, theils abhandelnden, theils darstellenden Werke of-(186)fenbart er nun wo nicht den besten, doch einen gro-[4]ssen Theil von allem, was er je über den Karakter jener freien Kraft, ihre möglichen und natürlichen Verirrungen, und über ihre einzig wahre Richtung wahrgenommen, empfunden, gedacht und geahnet hat, denen die das Genie der Liebe und der Tugend haben — den Geistersehern. (Ergiess. Horen. 95. VIII. Samml. S. 4.)

Wahr ists, man kan niemand Freiheit eingiessen, der den Keim dazu nicht in sich trägt. Aber der Keim bedarf eines äussern Anstosses, der ihn mächtig reize, seine Hülle zu zersprengen; er bedarf Pflege und Nahrung. Wo könnte er diese besser finden, als in Werken, in welchen das göttliche Prinzip des Menschen in lebendiger Wirksamkeit, ja in seinen individuellesten Äusserungen dargestellt wird? In Werken, wo die Dichtung die Ideen nur wie eine leichte Hülle zu umschweben scheint, und den unsichtbaren Gott[a]) allenthalben durchschimmern lässt? Ein solches Werk ist Woldemar!

A: Deutschland. Dritter Band. Berlin 1796. bei Johann Friedrich Unger. Achtes Stück. Nr. IX: Neue deutsche Werke. S. 185—213.

K: Charakteristiken und Kritiken. Von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Erster Band. Königsberg, bei Friedrich Nikolovius, 1801. S. 3—46. *Unter dem Titel:* „Recension von Jakobi's Woldemar nach der Ausgabe von 1796“. (*Die Varianten nach* K.)

[a]) Geist

Es ist ein grosses Verdienst dieser und mehr oder weniger aller Jakobischen Schriften, dass sie dem Unglauben an Tugend und an allen Ideen so kräftig entgegen streben. „Jede Erhabenheit des Karakters kommt von überschwenglicher Idee (Allw. 268.);" und praktische Kraft und Gültigkeit der [5] Ideen ist unnachlässige[a]), vorläufige und subjektive Bedingung aller Philosophie. — Es ist nicht zu ändern, dass alle, die ganz an der Erde kleben, glauben, man wolle sie zum besten haben, wenn man ihnen von Ideen redet, wie der alte Hornich, wenn man sein Gefühl in Anspruch nahm. (I. 4.) Ein andrer Unglaube ist aus der Philosophie entsprungen, und hat selbst diejenigen, welche zwar der höchsten Begeisterung fähig sind, aber jede Überspannung hassen, mistrauisch und furchtsam gemacht. Die Majorität der Vernünftler war nehmlich durchaus unfähig, sich nicht blos mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Herzen zu Ideen zu er-(187)heben. Sie leugneten, was über ihren Horizont war; und konsequente Denker, die auf einem zu niedrigen Standpunkt standen, und doch nichts unerklärt lassen wollten, bahnten ihnen den Weg. So gelang es ihnen, die Gemeinheit einigermassen zu systematisiren und zu sankzioniren, indem sie alle Mittelmässigen zu einer unsichtbaren Kirche vereinigten. Die Häupter der Gemeinde gehen nun wie Feuerherren umher, und wo sie etwas wittern, was wie Enthusiasmus aussieht, schreien sie: Mystizismus! Schwärmerei! — Durch Gründe die Angriffe des entschiednen Skeptikers vollständig zu besiegen, masst sich Jakobi gar nicht einmal an: aber [6] ein Werk, wie Woldemar, wird jeden der fähig ist, das Höchste zu lieben und zu wollen, durch die That lebendig überzeugen, dass diese Liebe kein Gedicht und kein Traum sei. Wenn dadurch auch nur einer jener[b]) edlen Mistrauischen Zuversicht gewinnt, so ist das kein kleiner Gewinn für die Menschheit.

Jakobi's lebendige Philosophie ist ein reifes Resultat seiner individuellen Erfahrung, und eine entschiedene Gegnerin jener todten Philosophie, welche nur mit Buchstaben, den „Gespenstern des ehemals Wirklichen," (I. 245.) ein Gewerbe treibt, eine Form, welche ihren Geist überlebt hat, der Schlamm und die Grundsuppe menschlicher Erkenntniss ist, und „aus dem geilsten Missbrauch des Vermögens willkürlicher Bezeichnung entsprang" (Allw. S. 16.). — Die gänzliche Trennung und Vereinzelung der menschlichen Kräfte, welche doch nur in freier Vereinigung gesund bleiben können, ist die eigentliche Erbsünde der modernen Bildung. Der allgemein verbreitete und ungeheure Unfug kalter Vernünftler ohne Sinn, Herz und Urtheil liegt am Tage, und selbst unsere grössten Denker sind nicht ganz frei von Abgötterei mit der Vernunft. Gegen solche despotische Eingriffe nimmt Jakobi die Rechte des

[a]) unnachlässliche [b]) jener: seiner A

Herzens in Schutz, und macht die grosse Wahrheit [7] einleuchtend, dass „die Tugend sich nicht erklügeln (188) lasse“ (I. 126.). In dieser polemischen Rücksicht können Jakobi's Schriften sehr günstig wirken, da die Natur ohnehin dafür gesorgt hat, dass sein Vernunfthass in unserem Zeitalter wenigstens keine allgemeine Epidemie werden kan.

Diese neue Ausgabe des Woldemar ist ein erfreulicher Beweis, wie empfänglich das deutsche Publikum für Ideen ist, und eine Bestätigung, wie sorgfältig der Verfasser seine Werke zu feilen, wie geschickt er sie auszubilden versteht; denn alle seine Änderungen sind auch Verbesserungen.

Gleich vorn sind die vielen Motto's, die sich sonst vor dem Eingange des Heiligthums drängten, wie Schweizer an der Pforte eines Schlosses paradiren, sämtlich verabschiedet. So auch das statt Vorrede zum 2ten Theil, und die Dedikazion „an den alten Freund, an den Mächtigen, der ihm einst liebend, zürnend, drohend zurief: nicht länger zu gaffen; sondern in die eigenen Hände zu schauen die Gott auch gefüllt hätte mit Kunst und allerlei Kraft.“ Die hinzugekommene, vorläufige Karakteristik Woldemars (S. 14—16.) ist voll der wichtigsten Aufschlüsse nicht blos über ihn, sondern über den Geist und die Entstehung des ganzen Werks. „Heftig ergriff sein Herz alles, wovon es [8[berührt wurde, und sog es in sich mit langen Zügen. Sobald sich Gedanken in ihm bilden konnten, wurde jede Empfindung in ihm Gedanke, und jeder Gedanke wieder Empfindung. Was ihn anzog, dem folgte seine ganze Seele; darin verlor er jedesmal sich selbst“ u. s. w. „So kam er seinem Gegenstande immer näher; so entfernte, in gleichem Masse, sein Gegenstand sich immer mehr von ihm.“ Durch eine zweckmässige Versetzung, (S. 45—76. d. neuen Ausg. u. 36—63. d. alt.) durch die Erklärung und Geschichte von Hornichs Hass gegen Woldemar, welcher sich beim Tokadille zuerst entwickelt, (S. 41.) und auf Veranlassung eines kalekutischen Hahns (S. 106.) die höchste Blüte erreicht, und durch das Tischgespräch (189) bei Dorenburg ist das Ganze ungleich deutlicher, runder und vollständiger geworden: hätte der Künstler dazu nur nicht solcher Figuranten bedurft, wie der widerliche[a]) Alkam und der unbedeutende[b]) Sidney. Dieser Engländer ist durchaus nichts, als ein Schüler des treflichen Thomas Reid und Ferguson's, durch dessen Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft Woldemar zuerst zur „Feuertaufe“ gelangte, (S. 80.) „da ihn bisher nicht nur die neuern Weisheitslehrer, sondern auch die grossen Alten nur mit Wasser getauft hatten.“ Sehr merk-[9]würdig hingegen ist der Karakter Hornichs, der,[c]) wiewohl ihr entschiedener Gegenfüssler, doch nicht ohne Familienähnlichkeit mit der heiligen Gemeinde ist. Auch dieser alte Wechsler ist auf seine Weise besessen: er

a) den widerlichen b) den unbedeutenden c) *fehlt* A

schwärmt für das Philisterthum, und seine knechtische Vergötterung des Buchstabens möchte sich auch gern aufschwingen. — Dass Henriettens Thränen bei Vorlesung von Woldemars Brief (S. 27. d. alt. Ausg.) das mehrmalige Wechseln ihrer Farbe, und die endlich bleibende Blässe weggelassen sind, ist gut, aber nicht hinreichend. Denn wiewohl die grossen Beiden ihren erhabenen Abscheu, sich

„Wie es im Menschengeschlecht der Männer und Weiber Gebrauch ist,"

zu vereinigen, beständig im Munde führen; so sind doch nicht wenig Züge stehen geblieben, welche diesen Betheurungen widersprechen, und nur aus Geschlechtsliebe entspringen und auf Ehe abzielen können. — Vieler kleiner Änderungen nicht zu erwähnen (I. S. 194. 208. 218. 254. 273. II. S. 13. 14. 74. 100. 136. 220. 221.), wird im 2ten Bande, ausser einigen für die Deutlichkeit vortheilhaften Zusätzen (S. 157. 160. 186.), auch der Plutarch in den Familienkonvent, wo über das Herz des gefallnen Woldemar eine medizinische Konsultazion gehalten wird, mit etwas mehr Vorbereitung eingeführt. [10] (S. 187—190.) Da Biederthal glücklicherweise eine Abschrift von Woldemars Auszug besitzt, so braucht die arme Henriette, die nur eben ohnmächtig war, (190) und während der ganzen Sitzung eine lange Rede nach der andern aus dem Stegreife gehalten hat, das dicke Buch nicht mehr so lange auf dem Schoosse zu haben.

Es gehört eine vertraute Bekanntschaft mit dem Buche dazu, um alle Widersprüche, um die Vermischung des Vortreflichen mit dem Gefährlichen[a]) und Widrigen darinn ganz einzusehn, obgleich von beidem auch auf den ersten Blick so manches auffällt. Nothwendig ist es, das eine vom andern strenge zu scheiden: denn mit dem blossen Streben nach dem Unendlichen ist die Sache doch gar nicht gethan. Ein Werk kan bei dieser hohen Tendenz dennoch durch und durch unlauter und verkehrt sein, und wer, was er als Unphilosophie und Unschicklichkeit erkennt, zu beschönigen sucht, ist unwürdig, dass man auf sein Urtheil achte, oder weiss nicht, was er will. So gern man auch schonen möchte, darf man sich hier doch durchaus keine Halbheit erlauben: denn es sind eben nur[b]) die Würdigsten, welche ein genialisches Werk wie Woldemar verführen und an den Rand des Abgrunds locken kan. Spott über den Unzusammenhang des Ganzen, und [11] das Ungeschick im Einzelnen kan niemand beleidigen, der das Werk aus der Nähe betrachtet, und fest ins Auge gefasst hat.

Man geräth in nicht geringe Verlegenheit, wenn man sich über den eigentlichen Karakter, die höchste Absicht und das endliche Resultat des Ganzen strenge Rechenschaft geben will. Und doch kan man es nicht richtig würdigen, ohne hierüber im Reinen zu

a) Schlechten b) mir A

sein. Betrachtet man es, nach einem Wink in der Vorrede über den Unterschied desselben vom Allwill, als ein poetisches Kunstwerk: so fehlt es an einem befriedigenden Schluss, und Woldemar's reuige „Zerknirschung lässt immer noch einen ganz unerträglichen Nachgeschmack“ zurück. Was kan empörender sein, als seine Selbstverachtung, sein Schwindel vor den Tiefen seines Her-(191)zens? Die Erzählung endigt mit einer unaufgelösten Dissonanz. Woldemar's Innres und Äussres ist unheilbar zerrüttet. Nach einer solchen Reue kan er sich wohl zum Gehorsam eines guten Knechts, aber nie zur Würde eines freien Mannes erheben. Sein Verhältniss mit Henrietten ist eigentlich zerrissen. Sie ist nicht seine Freundin mehr: er hat eines andern Vertrauten über sie nöthig, als sie selbst, und wirft sich an Biederthals Busen (II. 299.). Die Freundschaft, mit der W.'s Gemüths-[12]ruhe steht und fällt, muss vollends brechen oder verhallen. Nicht zu erwähnen, wie peinlich, hässlich, und also unpoetisch fast alle dargestellten Situazionen, Karaktere und Leidenschaften sind: so wäre das Unnatürliche der Hauptbegebenheit, welches wir jeden Augenblick empfinden, in einem Gedicht eine unersetzliche Störung. Woldemar's und Henriettens Misverständnis konnte gar nicht statt finden, wenn nur so viel Zutrauen, so viel Delikatesse in ihnen wäre, als zu dem Bestehen auch des gemeinsten blos gesellschaftlichen Verhältnisses erforderlich ist. Sie reden zwar unaufhörlich von hohen Idealen der Freundschaft, und erörtern das förmlich, worüber sich wahrhaft delikate Menschen stillschweigend verstanden haben würden, die eigentliche Natur ihres Verhältnisses: wo hingegen die schnellste Offenheit nothwendig war, bei scheinbaren oder wahren Beleidigungen brüten sie einsam, und schmollen mistrauisch. Die gegenseitige Aufklärung kan sie nicht geheilt haben, sie muss ihre Empfindlichkeit nur noch wunder machen: seine leidenschaftliche Ängstlichkeit und ihre jungfräuliche Zurückhaltung sind eine unversiegliche Quelle neuer Misverständnisse, und werden endlich auch die arglose Allwina anstecken müssen. Auch Henriette und Allwina müssen früher oder später zu Grunde gehen. [13] Für W. konnte es nicht schwer sein, die Freundschaft für Henrietten mit der Neigung für Allwinen zu vereinigen. Ein Weib zu lieben, gleich als wäre sie ein Mann: von einem Freunde geliebt zu (192) werden mit weiblicher Nachsicht und Anbetung; das war es eben, was sein verzärteltes Herz begehrte, und wobei es in seinem Falle keiner besondern Reinheit und Festigkeit der Gesinnung bedurfte. Diese fielen allein auf das Theil jener beiden. Er achtete nicht auf die Möglichkeit, dass die Natur seinem Eigensinne entgegen arbeiten, und sich in irgend einer spätern Stunde höhere Ansprüche, andere Wünsche in den Busen seiner beiden Geliebten regen könnten. Er gab es zu, dass Henriette einen Theil ihres Selbsts vernichtete, um sein Ideal ganz zu erfüllen. Denn was soll nun Henriette

eigentlich sein? >Was können wir anders annehmen, als dass sie eigentlich dazu organisirt war, unter der gefälligen Gestalt eines Weibes geschlechtslos zu sein; und wen mag sie dann noch interessiren? — Oder dass sie Eines entbehrt, um das Andere zu geniessen.< Es sei, dass dieser Zustand nicht Spannung war: aber wird er darum dauernd sein? Ein Augenblick kann sie die Entbehrung schmerzlich empfinden lassen. Ich rede hier nicht von einer schnellen Einwirkung der Leidenschaft oder der Sinne. Aber [14] wenn Henriette wirklich Weib ist, so kan sie der Sehnsucht, ein eignes Kind an die Brust zu drücken, um so weniger entgehn, da sie täglich Zeuge von mütterlicher Glückseligkeit sein muss; sie kan am ersten von ihr überrascht werden, bei dem Anblick eines Kindes auf Allwinens Schooss: hier muss das Mitgefühl ahnen, dass es an eignes Gefühl nicht reicht. Wird ihr forthin nicht die bisherige Wonne ihres Lebens unfruchtbar dünken? — Wenn wir so manche Züge, die in Henrietten auf das Mädchen deuten, ihre Betroffenheit über W's. Lachen, ihr Verschweigen, ihre Schüchternheit, ihre sie so ganz überwältigende Angst zusammenrechnen, so erscheint sie in der That als ein Opfer W's. — Und Allwina? Es ist vorauszusehn, dass sie sich ausbilden, ihr Geist sich stärken, und Bestimmtheit gewinnen wird. Ihr kindliches Hinaufschauen zu Henrietten muss sich mit den Jahren in Gleichheit verlieren. (193) Bisher hatte sie von der Hand ihrer Freunde alles genommen, wie sie es ihr gaben; sie hätte sich wol durch ihre Unschuld selbst zur Unnatur verleiten lassen: aber eben ihr unbefangner Sinn wird bald ahnen, dass Woldemar ihr, wie es zuletzt wirklich geschieht, etwas verbergen muss, und ihr reiferes Gefühl, das nothwendig mit erhöhtem Bewusstsein verknüpft ist, dagegen auflehnen. Wenn dann auch [15] eigentliche Eifersucht fern von ihr bleibt, muss sich nicht Mistrauen und Unruhe ihrer bemächtigen?

Natürlich müssen sich viele Widersprüche aus einem Verhältnisse ergeben, welches in seiner ersten Anlage durchaus ein Widerspruch ist, den alle Kunst des Verfassers nicht heben, ja nicht einmal verstecken konnte. Henriettens Freundschaft soll keine Liebe sein, und ist doch offenbar nichts anders. „Das schüchterne, „bescheidne Mädchen, welches zu seinem eigensten Dasein bisher „nicht hatte gelangen können, und es nun im fortgesetzten, ver„traulichen Umgange mit einem erfahrnen, in sich schon be„stimmten Freunde erwirbt, der ihren besten Ideen und Empfin„dungen — den einsamen, verschlossenen — Freiheit, Bestätigung, „unüberwindliche Gewissheit verschaffte" (I. S. 67.) — hat eine starke Anlage zur Ehe, ist aber zur Freundschaft, welche sich nicht auf gegenseitige Abhängigkeit gründen darf, und von jeder Beziehung auf Bedürfnisse so rein als möglich erhalten werden muss, nicht selbstständig genug. Ihr ganzes Wesen wird durch Ein Bedürfnis angezogen, und an den Mann gefesselt, der ihr

Haltung, Richtung und Einheit geben, und wieder von ihr nehmen soll. Ihre Seele sucht ihn zu umfassen, wird sich auf ihn beschränken, und kan nur in der innigsten Vereinigung mit ihm vollstän-[16]dige Befriedigung finden. Jenes Streben ist eigentliche, weibliche Liebe, und diese innigste Vereinigung durch alle himmlischen und irdischen Bande, wo zwei durch gegenseitige Bedürfnisse und Abhängigkeit ein Ganzes werden und bleiben, (II. 38.) nichts anders als Ehe. Ein Weib, welches einen (194) Mann „über alles liebt;" — „aus ihm ihr bestes Dasein — alles Dasein nimmt;" — „ohne ihn nicht leben möchte — und — nicht leben könnte;" (IIr Th. S. 186.) ist in ihrem Herzen seine Gattin.

Um Woldemar's Freundin sein zu können, ist Henriette zu sehr — Weib und Mädchen. Zwar könnte es wohl eine Freundschaft zwischen einem Manne und einer Frau geben, die durch ihre Leidenschaftlichkeit der eigentlichen Liebe ähnlich schiene, und doch wesentlich von ihr verschieden wäre. Nur müsste der Mann, um einer solchen Freundschaft fähig zu sein, kein sinnlicher, eitler, durch und durch gebrechlicher Woldemar, sondern Herr seiner selbst sein. Die Frau müsste sich nicht nur über den Horizont der Weiber, die nur in ihrem Geliebten und in ihren Kindern leben, erheben können, und fähig sein, Ideen thätig zu lieben, nicht blos müssig darüber zu räsonniren; denn Freundschaft ist ja eben eine gemeinschaftliche Liebe, Wechselbegeistrung; sondern auch reif und sicher über die Be-[17]dürfnisse und Besorgnisse des Mädchens erhaben sein. — Henriette ist so sehr Jungfrau, dass die blosse Magie ihres Umgangs sogar die beiden muntern, jungen Weiber wieder in Jungfrauen verwandeln kan (Th. I. S. 9.); so wie ein rechter Profet alles, was er berührt, in Offenbarungen und Seher umbildet (Ergiess. S. 5. 6.). Henriette verschweigt Woldemar'n das Versprechen, das sie sich hat abnöthigen lassen. Sehr jungfräulich mag das sein; aber es ist ganz und gar nicht freundschaftlich: und man muss Woldemar'n Recht geben, dass er sich dadurch von ihr „getrennt fühlt."

Mit „Bruder Heinrich" hätte selbst der mistrauische Woldemar zu solchen Misverständnissen nicht kommen können. Sie sind selbst für den Zuschauer so quälend, dass er sich wol jedes Mittel gefallen liesse, welches ihnen auf einmal ein Ende machen könnte, wäre es auch nur jenes populäre, welches schon die Homerische Kirke[a]) dem Odysseus vorschlägt:

(195) „Auf dann, stecke das Schwerdt in die Scheide dir; lass dann zugleich uns
Unser Lager besteigen, damit wir, beide vereinigt
Durch das Lager der Liebe, Vertraun zu einander gewinnen."

[18] Ohne Gewalt würden sie freilich wol alle beide nicht dahin zu bringen sein, da sie jeden, der ihnen nur von fern

[a]) Kirche A Circe B

ansinnt, zu thun, was ihnen Blutschande und Sünde wider die Natur scheint, so schnöde anlassen und so innig bemitleiden. „Der Nebel" (Th. II. S. 75.) wäre dann wohl zerstreut, aber zugleich auch der ganze Roman eher geendigt, als er noch angefangen hätte. Auf W's. und H's. gegenseitiger Unheiratbarkeit (bei einer so ausserordentlichen Sache darf man sich auch wol ein ausserordentliches Wort erlauben) beruht das Ganze: mit ihr steht und fällt die Einzigkeit ihres Einverständnisses und Misverständnisses. Da der Dichter sie nicht motiviren konnte, war er genöthigt, sie zu postuliren, und durch schneidende Machtsprüche die Fragen, welche er nicht zu beantworten vermochte, abzuweisen. Ein leidiger Nothbehelf! Denn er mag auch einen noch so hohen Trumpf darauf setzen, so wird ihm doch niemand aufs Wort glauben: „dass die Freuden der Gattin und Mutter sich im Mitgefühl höher schwingen, als im eignen" (Th. I. S. 9. 10.). — Schade ists, dass H's. Liebenswürdigkeit unter ihrer Einzigkeit sehr leiden musste! Es fällt dadurch ein Schein von gemeiner Prüderie auf sie. Vorausgesetzt, dass Henriette Woldemar'n wirklich liebt: so ist die Art, mit der [19] sie ihm entsagt, und ihr Entschluss, „den Tanten zum Exempel zu leben," (Th. I. S. 279.) sehr liebenswürdig und auch sehr weiblich: denn dass ein Mädchen von zarter Seele bei der geringsten Veranlassung, eben aus Liebe dem Besitz ihres Geliebten entsagt, ist gar nicht unnatürlich.

Woldemar hat sehr Recht, wenn er sagt: „Wir wurden Freunde, wie Personen von einerlei Geschlecht es nie werden können" (Th. II. S. 49.); (196) wenn er aber hinzusetzt: „und Personen von verschiedenem es vielleicht nie waren;" so ist das nur eine leere Anmassung, wozu ihn allein die Wuth, einzig zu sein, verführen konnte. Die Tendenz, ihr Wesen, ihre Thaten und ihre Verhältnisse für sich und unter einander ausserordentlich, seltsam, sonderbar und unbegreiflich zu finden, ist eine karakteristische Familienähnlichkeit der Jakobischen Menschen. Keiner ist aber von diesem Hange so ganz besessen, wie Woldemar. Er kan auch nicht einmal einen umgeworfnen Korb mit seiner Freundin aus dem Quark heben, ohne sich in Anbetung ihrer (und also auch seiner) Einzigkeit zu ergiessen. — Wahrlich, es vergeht nicht leicht ein Tag, an dem nicht solche Freundschaften unter Personen von verschiedenem Geschlecht zu ganzen Hunderten angefangen, vollendet, oder auch durch frem-[20]de und eigne Schuld gestört werden: denn nichts ist gemeiner, als eben diese Mischung von Kraft und Schwäche, von echter[a]) Liebe und echter[a]) Selbstsucht. Auch jene Freiheit mordende, grenzenlose Hingebung, welche Jakobi so oft, bald unmittelbar bald mittelbar, als die schönste weibliche Tugend anpreiset, wiewohl eben sie die Wurzel der Tugend selbst vernichtet,

[a]) reiner

ist gar nichts seltnes; die gewöhnliche Eigenschaft aller Frauen, die gutgeartet sind, ohne sich zur Selbstständigkeit erheben zu können. Das ist es, was W. von seinem Freunde wie von seiner Gattin verlangt; und sein angeblich unerhörtes Ideal von Freundschaft wird nur zu oft in gemeinen Ehen realisirt; innigste Vereinigung auf Kosten der Selbstständigkeit: man könnte es eine übertriebene Ehe nennen.

Nichts ist ungeschickter „Vertrauen auf die Macht der Liebe" einzuflössen, als Woldemar's Beispiel: denn in einem solchen Herzen muss die Liebe, ihr Gegenstand sei welcher er wolle, ihre edle einfache Natur verwandeln, und ein fressender[a]) Schaden werden. Die erste der beiden Sentenzen, mit denen das Werk schliesst, kan also durchaus das (197) nicht sein, wofür sie doch so deutlich gegeben wird, Resultat des Ganzen. Aber auch die zweite: „Wer sich auf sein Herz verlässt, ist ein Thor;" [21] ist keine richtigere Folgerung, als die Nutzanwendung so mancher äsopischen und unäsopischen Fabel: obgleich so vieles unmittelbar, das übrige wenigstens mittelbar sich auf sie zu beziehen, und um ihrentwillen da zu sein scheint. Sollte sie auch nur rhetorisch bewiesen werden, so musste W. Kraft haben, und blos aus Selbstgenügsamkeit fallen. Der Fall eines Menschen, dem man die Gebrechlichkeit so bald ansieht, befremdet und betrübt uns nicht sonderlich. „Woldemar kan," auch uns Lesern, „das nicht ersparen, dass wir ihn verachten müssen," und seine Strafe gerecht finden, ohne darum besser von der Knechtschaft zu denken.

Es wird zwar mit unter viel übels von W. gesagt: aber ohne dass es dem Künstler damit ein rechter Ernst gewesen sein kan; denn er hat uns Achtung und Theilnahme für ihn geben wollen, und beides ist er nicht werth. Dorenburg nennt W.'n einen geistigen Wollüstling. So ist es auch mit ihm, aber in einem höhern Grade, als Jakobi es gewollt haben kan: denn jene feine Wollust macht ihn zum groben Egoisten. So geniesst er Allwinen, die Lais seiner Seele, liebt sie nicht: es ist wirklich empörend, wie er sich noch freuen darf, dass er sie nur besitze, ohne von ihr besessen zu werden. (Th. II. S. 73.) So braucht er Hen-[22]rietten, „dass sie ihm seinen alten Traum von Freundschaft deute" (Th. II. S. 38.), zur „Bestätigung, dass seine Weisheit kein Gedicht sei" (Th. II. S. 182.); liebt sie nicht. So steht er da, hingegeben der Befriedigung, die beide ihm gewähren, und lässt sich anwehen von erquickenden, balsamischen Lüften im geistigen, wie im physischen Sinn. Diese Beschaffenheit W.'s verbreitet ihren widrigen Einfluss auf das Schönste im Buch. Das zarteste selbst wird undelikat, weil es uns seine selbstische Befriedigung malt: so die schöne Schildrung von (198) Allwinens Liebe

a) treffender A

und Hingebung; so die Art, wie beide Freundinnen sich bemühn, dem Weichling das Leben zu versüssen, und ihm jeden Anstoss aus dem Wege zu räumen. Wir können nicht umhin zu glauben, dass es demjenigen an wahrer Kraft fehlt, der andre so viel für sich thun lässt, der eines solchen Zauberkreises bedarf, um darinn zu existiren. — Seine Lieben, die so viel Noth mit ihm haben, tragen indessen auch in etwas die Schuld. Warum bestehen sie so hartnäckig darauf, ihn zu vergöttern, da sie doch wissen, dass eitel Hochmuth und Lüste in ihm sind? Es ist ein grosses Übel, wenn ein Mensch zum Schoosskinde der ihn zunächst umgebenden geworden ist; oft hat er es nur seinen Unarten zu danken, und es vermehrt diese dann. [23] Eigentlich nimmt der Verfasser selbst Antheil an diesem Verzärteln: Woldemar ist auch sein Liebling, und der gemeinschaftliche Mittelpunkt, um den sich alles dreht, mehr als der Zusammenhang des Ganzen erfordern, oder auch nur erlauben dürfte. Alle übrigen scheinen nur um seinetwillen da zu sein; wenn sie nicht für ihn handeln oder leiden, so rathschlagen sie über sein Seelenheil. Wie müsste die Kenntnis davon, die man dem, den sie betrifft, nie ganz entziehn kan, einen gesunden Menschen stören, ihm so lästig fallen? Woldemar'n würde sie nur in seiner Eitelkeit bestätigen, und noch tiefer in Spekulationen über sich selbst verwickeln, zu denen er schon so geneigt ist. Dieses Grübeln ist das beste Mittel, einen ohnehin kranken Geist ganz zu schwächen und zu verderben, wie beständiges Mediziniren den Körper entnervt. Kein Wunder, wenn der Pazient zuletzt so gefährlich wird, dass die berathschlagende Familie sich stillschweigends permanent erklären muss, wie ein Senat, wenn das Vaterland in Gefahr ist. Das pedantische dieser Szene würde recht anschaulich werden, wenn man eine Zeichnung dazu machen wollte: man nähme die Figuren und setzte sie um einen Tisch, wie im Orbis pictus, über den ein Auge im Dreieck schwebt. [24] (199) Vielleicht erläuterte dieses sogar manche Dunkelheiten.

Ein entscheidender Beweis für W.'s Schwäche ist die Leere des Mannes, die in seinen Briefen, dem schwächsten Theile des Werks, vorzüglich sichtbar wird. Was sich vom Genuss der schönen Natur „einsalzen und in Rauch aufhängen lässt, ist so schwach und so schwindelnd!" Woldemar aber, der nur da rastlos thätig erscheint, wo man nicht den geringsten Widerstand findet, in den Räumen der Einbildungskraft, macht sich ein angelegentliches Geschäft daraus, seine Gefühle aufs sorgfältigste zu registriren. Er geht in seinen häufigen Naturbeschreibungen gleichsam auf die Jagd nach himmlischen Empfindungen aus. Sein armes Herz kan nur im Irrthum geniessen. Mühsam muss er erst das Todte um sich her beleben, um durch eine künstliche Teuschung seine Empfindungen hervorzulocken, die doch nur trübe und tropfenweise rinnen. Er ist genöthigt, die Einzelheiten der schönen Natur so

aufzuzählen, dass die Darstellung eines Tages, eines Auftritts oft mehr die Geschichte des Wetters, als des Herzens ist: überall tritt ihm nur der unfruchtbare[a]) Begriff des Unendlichen entgegen, dessen eingebildeter Genuss so undarstellbar ist, als es selbst. Durch das lange Ausspinnen einer einförmigen [25] Verzückung musste auch ein genialischer Schriftsteller in gemeine Empfindelei versinken: denn nur diese kan „Pappeln das süsse Schrecken der angenehmsten Empfindung durchfahren," und den „Unermesslichen zu sich ins Gras lagern" lassen (Th. II. S. 19. 20.). Welche innre Fülle offenbart sich dagegen in Werthers Verkehr mit der Natur; er mag sie nun mit der warmen Liebe eines jungen Künstlers umfassen, oder das Drängen seiner Brust an ihrem Busen aushauchen, oder für seine Leidenschaften gefährliche Nahrung aus ihr saugen!

Ein so verfehlter Held, wie W., thut sehr wohl, sich lieber unter das Joch irgend eines Gehorsams zu beugen, als sich kraft seines sittlichen Genies (200) zum allgemeinen Gesetzgeber für die Kunst des Guten zu konstituiren. Daraus ergiebt sich denn die Nutzanwendung: „Wer sich auf ein eigensinniges, verzärteltes Herz verlässt, ist ein Thor."

Das Poetische ist im Woldemar offenbar nur Mittel: denn wenn ein Werk nicht selten die höchsten Erwartungen des Schönheitsgefühls und des Kunstsinnes befriedigt, öfter aber und grade in der Zusammensetzung des Ganzen die ersten Gesetze des Geschmacks beleidigt, so darf man voraussetzen, dass Schönheit und Kunst hier nicht vernachlässigt, sondern einem höhern Zwecke mit Bedacht [26] aufgeopfert sei; auch nennt Jakobi die Absicht des Werks eine philosophische. Betrachten wir nun den Woldemar nach dieser Andeutung als ein philosophisches Kunstwerk: so ist die Hässlichkeit des Hauptkarakters, die folternde Peinlichkeit der Situazionen, und die Dissonanz am Schluss kein Tadel; selbst die Unwahrscheinlichkeit der Hauptbegebenheit ist verzeihlich, wenn dies nur auf die Evidenz des endlichen Resultats keinen Einfluss hat: denn der Naturkündiger braucht keinen Ekel zu schonen, und der Wissbegierige muss auch den Anblick sezirter Kadaver ertragen können: aber wir erwarten dann auch eine vollständige philosophische Einheit, welche nur aus der durchgängigen Beziehung auf ein befriedigendes philosophisches Resultat entspringen kan. Darnach suchet man im Woldemar vergebens; und da die Art durch die Einheit und den letzten Zweck bestimmt wird, so ist er streng genommen, kein philosophisches Kunstwerk: denn jene triviale Bemerkung kan doch unmöglich für ein philosophisches Resultat gelten. Wie könnte sie überhaupt das Ziel einer solchen Laufbahn sein? Wie einem solchen Aufwand von Tiefsinn, Scharfsinn, Geist, Beobachtung und Studium lohnen? Es wäre, als wollte

[a]) nur ein leerer Begriff

man eine Feder durch einen Krahn mühsam emporwinden. — Die grosse Ungleichheit [27] des Werths der einzelnen philosophischen Stücke bestätigt die Vermuthung, dass auch die Philosophie (201) hier nur als Mittel gebraucht werde. Findet man in einem und demselben Werke neben Stellen, die des grössten Denkers würdig wären, Misverständnisse, Uebereilungen, Verworrenheiten, die man einem gemeinen nur[a]) gesunden Kopfe nicht verzeihn würde: so muss man voraussetzen, dass Wahrheit und Wissenschaft hier nicht letzter Zweck sei, sondern einer höhern Absicht mit Bedacht aufgeopfert werde.

Aber welche Art von Einheit ist denn nun in dem sonderbaren Werk, welches sich unter keine Kategorie bringen lässt, in dem man indessen doch einen gewissen Zusammenhang so unleugbar fühlt?

Offenbar nur eine Einheit des Geistes und des Tons; eine individuelle Einheit, welche um so begreiflicher wird, je mehr man mit dem Karakter und der Geschichte des Individuums, das sie hervorbrachte, bekannt ist. Dass die vom Verfasser selbst sehr bestimmt aufgestellte angeblich philosophische Absicht[b]): „Menschheit, wie sie ist, erklärlich oder unerklärlich, aufs gewissenhafteste vor Augen zu legen;“ so objektiv klingt, darf uns nicht irre machen: denn wenn es auch nicht der erste Blick auf das Werk selbst lehrte, so würde es schon [28] aus der Erläuterung, und Entstehungsgeschichte jener Absicht in der Vorrede zum Allwill erhellen: dass hier unter „Menschheit“ nur die Ansicht eines Individuums von derselben verstanden werde; und dass es also eigentlich heissen sollte: „Friedrich-Heinrich-Jakobiheit, wie sie ist, erklärlich oder unerklärlich, aufs gewissenhafteste vor Augen zu legen.“

Wer also den Geist des Woldemar verstehen will, so weit dies möglich ist, muss Jakobi's sämtliche Schriften, und in ihnen den individuellen Karakter, und die individuelle Geschichte seines Geistes studiren. — Vielleicht findet man hier noch mehr, als man suchte; sichere Auskunft nehmlich über eine Einheit der Tendenz im Woldemar, auf die man zwar, so lange man ihn isolirt be-(202)trachtet, einigermassen rathen, aber auch nur rathen kan. Es ist, als ob das Buch gegen das Ende dem Leser verstohlen zuwinkte, und sich gleichsam zu ihm neigte, um ihm „das rechte — ins Ohr zu sagen“ (Allw. S. 100.); oder auch nur mit bedeutendem Blick und leisem Fingerzeig auf einen geheimen einzig sichern Pfad nach „jener Freistäte der Weisheit, wo der Mensch dasselbe will, und nicht will,“ deute, wohin „keine offene Heerstrasse“ führen kan (Th. II. S. 175.).

[29] Zwar pflegen Jakobi's Werke überhaupt, wenn sie den Uneingeweihten durch mancherlei Irrwege endlich bis an die Schwelle

a) und A b) Absicht des A

des Allerheiligsten geführt haben, sich gern in ein räthselhaftes Schweigen zu verlieren, oder einige in ein imposantes Dunkel gehüllte Worte hinzuwerfen; doch hat er einigemal, vorzüglich in polemischen Schriften, wenigstens mit mehr Klarheit und Umständlichkeit die letzten Resultate seiner Philosophie enthüllt: denn gleich jenem alten Proteus scheint auch er nur gezwungen Rede zu stehn, und zu weissagen. So viel er aber auch noch verschweigen mag, so hat er sich doch über die erste Veranlassung seines Philosophirens so offenherzig, und über die letzten Gründe seiner Philosophie so bestimmt geäussert, dass über das *herschende Prinzip* derselben gar kein Zweifel übrig bleibt.

Die erste subjektive Bedingung alles echten Philosophirens ist — *Philosophie* im alten Sokratischen Sinne des Worts: *Wissenschaftsliebe*, uneigennütziges, reines Interesse an Erkenntnis und Wahrheit: man könnte es *logischen Enthusiasmus* nennen; der wesentlichste Bestandtheil des philosophischen Genies. Nicht *was* sie meinen, unterscheidet den Philosophen, und den Sophisten: sondern *wie* sie's meinen. Jeder Denker, für den [30] Wissenschaft und Wahrheit keinen unbedingten Werth haben, der ihre Gesetze seinen Wünschen nachsetzt, sie zu seinen Zwecken eigennützig misbraucht, ist ein *Sophist*; mögen diese Wünsche (203) und Zwecke so erhaben sein, und so gut scheinen, als sie wollen.

Der elastische Punkt, von dem Jakobi's Philosophie ausging, war nicht ein objektiver Imperativ, sondern ein individueller Optativ. — Schon in seiner Kindheit konnte er sich mit Vorstellungen von Ewigkeit und Vernichtung bis zur Ohnmacht und Verzweiflung ängstigen (Br. üb. die Lehre des Spin. 15 f. 328 folg.). Die Liebe zum Unsichtbaren, Göttlichen war der herschende Affekt im Busen des feurigen und eben so weichherzigen Jünglings; die Seele seines Lebens. Ohne diese Liebe schien es ihm unerträglich zu leben, auch nur Einen Tag (Allw. S. XIII. XIV. Ideal. S. 72.). Das Unsichtbare war ihm nicht Triebfeder und Leitfaden wackrer Thätigkeit: sondern „der volle wirkliche Genuss des Unsichtbaren" (Allw. S. 294.) war das Ziel seines ganzen Wesens. Von Natur geneigt, in sich zu versinken und in eignen Vorstellungen zu schwelgen, konnte er zuerst nur durch Mistrauen in seine Liebe und Zweifel an der Realität ihres Gegenstandes bewogen werden, sich aus sich selbst [31] herauszureissen, und nach aussen hin thätig zu sein, wo man jeden Schritt vorwärts erkämpfen muss. Er kan die Schwierigkeiten, die er dabei fand, nicht schlimm genug beschreiben (Ideal. S. 68—93); und auch nachher war es fast immer ein Angriff (wie bei den Briefen über Spinoza, dem Idealismus etc.) oder eine Aufmunterung von aussen (An G. Wold. vor. Ausg.) wodurch er zu äussrer Thätigkeit gleichsam gezwungen ward. „Ursprüngliche Gemüthsart, Erziehung und Mishandlung herzloser Menschen

vereinigten sich, ihm ein quälendes Mistrauen gegen sich selbst einzuflössen" (Spin. 16. Ideal. 70. 72.). Diess musste ihn in seinem Glauben irre, und über seine Lieblingsgegenstände ungewiss machen. — „Jene Liebe zu *rechtfertigen*," sagt er von sich selbst (Allw. S. XIV.); darauf ging alles sein Dichten und Trachten: und so war es auch *allein* der Wunsch, mehr Licht (204) über ihren Gegenstand zu erhalten, was ihn zu Wissenschaft und Kunst mit einem Eifer trieb, der von keinem Hindernis ermattete. — Das klarste Geständnis, dass er die Philosophie nur *brauchte*; (wie W. Henrietten) zur Bestätigung: „dass *seine* Weisheit kein Gedicht sei," brauchte!

Wenn die wissenschaftliche Untersuchung nicht von der gerechten Voraussetzung dass Wahrheit [32] sein soll ausgeht, mit dem festen Entschluss und der Kraft, sie zu nehmen, wie sie gefunden wird, sondern von einer trotzigen Forderung, dass dies und jenes wahr sein soll: so muss sie mit Unglauben und Verzweiflung, oder mit Aberglauben und Schwärmerei endigen; je nachdem der Untersucher mehr Muth hat, der Erfahrung oder der Vernunft Hohn zu sprechen. Es ist kein Wunder, wenn das widersinnig endet, was widersinnig anfing. Wer von der Philosophie verlangt, dass sie ihm *eine Julia machen* soll, der wird früher oder später zu der sublimen Sentenz des Romeo beim Shakespeare:

„Hang up philosophy!
Unless philosophy can make a Juliet;"

kommen müssen.

Ist der Denker, während er sie suchte, seiner Julia untreu geworden, und hat die Philosophie selbst lieb gewonnen: so überwältigen ihn die Widersprüche, in die er sich verwickeln musste; er wird ein Skeptiker, ein bedaurenswürdiger Märtirer der Wahrheit: liebt er aber seine Julia von ganzer Seele, und macht sich nichts aus der Wahrheit: so darf er nur durch einen dreisten Machtspruch den Zweifeln Stillschweigen gebieten; er wird glücklich, *und hängt die Philosophie.*

[33] Jakobi musste die philosophirende Vernunft hassen: da der konsequente Dogmatismus, nach seiner Überzeugung dem Gegenstande seiner Liebe sogar die Möglichkeit absprach; der kritische Idealismus hingegen, so wie er ihn verstand oder misverstand, demselben nur einen Schatten von Rea-(205)lität übrig liess, mit dem er sich nicht begnügen konnte; und doch zeigte ihm die philosophirende Vernunft keinen andern Ausweg. Auch unterscheidet er den Glauben, welchen er als Fundament alles Wissens aufstellt, sorgfältig von jedem Fürwahrhalten aus Vernunftgründen; setzt diese wunderbare Offenbarung dem natürlichen Wissen entgegen. Er trennt die Philosophie von der herabgesetzten Vernunft, und behauptet, Philosophie überhaupt sei nichts anders als was die

seinige wirklich ist: der in Begriffe und Worte gebrachte Geist eines individuellen Lebens. Aber nur wenn Streben nach Wahrheit und Wissenschaft die Seele dieses Lebens ist, kan der Geist desselben philosophisch genannt werden, ohne jedoch darum eine Philosophie zu sein: keineswegs hingegen, wenn er um einen Lieblingswunsch zu befriedigen, die konstitutionellen Gesetze, denen sich jeder Denker durch die That (wie der Bürger durch den Eintritt in den Staat) unterwirft, und unterwerfen muss, ohne Scheu über-[34]tritt. — Der *polemische* Theil der Jakobi'schen Schriften hat grossen philosophischen Werth: er hat die Lücken, die Folgen, den Unzusammenhang nicht bloss dieses oder jenes Systems, sondern auch der *herschenden Denkart des Zeitalters* mit kritischem Geist, und mit der hinreissenden Beredsamkeit des gerechten Unwillens aufgedeckt; das letzte vorzüglich im Kunstgarten und in einigen Stellen des Allwill. Auch hat er, obgleich er sich nie über den Standpunkt der gemeinen Reflexion erhob, doch unbekanntere Regionen derselben betreten und beschrieben; und der kritische Philosoph, welcher das Vergnügen geniesst, das Wahre, was seine Apokalypsen etwa enthalten, *deduziren* zu können, muss sich nur hüten, dies Verdienst nicht über die Gebühr zu schätzen. Seine positive Glaubenslehre aber kan durchaus nicht für philosophisch gelten. Wäre es ihm nicht blos und allein darum zu thun gewesen, seine Liebe, gleichviel *wie*, zu befriedigen: so würde er gegen die Vernunft we-(206)nigstens das Mitleiden eines grossmüthigen Siegers bewiesen haben, nachdem er auf ihre Unkosten zum Ziele gelangt war. Er hätte sich unmöglich bei Widersinnigkeiten, wie eine Anschauung des Unendlichen, und eine Anschauung, welche das Zeichen ihrer Objektivität mit sich führt, und also [35] gleichsam gestempelt sein muss beruhigen können: beides liegt in der Thatsache des Unbedingten als dem Fundament des Wissens. (Die zweite Widersinnigkeit trifft eigentlich jede Elementarphilosophie, welche von einer Thatsache ausgeht. — Was Jakobi dafür anführt: „dass jeder Erweis schon etwas Erwiesenes voraussetze" (Spin. S. 225); gilt nur wider diejenigen Denker, welche von einem einzigen Erweis ausgehn. Wie wenn nun aber ein von aussen unbedingter, gegenseitig aber bedingter und sich bedingender *Wechselerweis* der Grund der Philosophie wäre?) Er hätte es nicht über sich gewinnen können, offenbare Widersprüche, Fehlschlüsse und Zweideutigkeiten durch genialischen Tiefsinn in einzelnen Stellen, durch die vortheilhafteste Beleuchtung, und sogar durch Autoritäten vor seinen eignen und vor fremden Augen zu verstecken und zu beschönigen. War es etwa Furcht, was ihn zurückhielt, weiter zu forschen? sonst wäre es fast unbegreiflich, wie die Bemerkung: „dass die sogenannte Offenbarung nur in Absicht auf uns unmittelbar sei, weil wir das eigentliche Mittelbare davon nicht erkennen;"

(Ideal. S. 53.) ihm nicht Veranlassung wurde, sich auf einen höhern Standpunkt der Reflexion zu erheben. — Solche Mittel, ein so unversöhnlicher Hass gegen die philosophirende [36] Vernunft, verrathen schon Mangel an Zuversicht. Auch scheint ihm der[a]) Grund alles Wissens etwas gar Ungewisses (Ideal. S. IV.—VI.); und er vermochte seine Zweifel nur zu zerschneiden, durchaus nicht zu lösen (Allw. S. 202—308. Ideal. S. 108. Spin. S. 237. S. 252. folg.). Die Wahrheit lässt sich nun einmal nicht ertrotzen; und wer seine Vernunft betäubte, um nur glauben zu dürfen, was sein Herz (207) begehrte, endigt, wie billig, mit Mistrauen gegen die geliebte Wahrheit selbst (Allw. S. 300. folg.). Wer alle Hoffnung auf die unmittelbare Thatsache einer reinen Liebe in seinem Innern baut, muss in Unglauben, Verzweiflung und Ekel ohne Maass versinken, so oft Leidenschaft oder Trägheit dem göttlichen Theil seines Wesens etwas hartnäckiger widerstreben; so oft er auch nur die allgemeine menschliche Beschränktheit erwegt; ja so oft er übler Laune, sich und andre anzuschwärzen geneigt ist.

Die allmählich entstandne Gedanken-Masse eines so beschaffnen, mit dem Herzen gleichsam zusammengewachsnen Kopfes konnte durchaus nur darstellend mitgetheilt werden (Allw. XV.); und diese Darstellung gerieth im Ganzen genommen so vortreflich, dass sie leicht mehr werth sein dürfte, als das Dargestellte selbst. Zwar ist der noch kein Dichter, welcher nur die Personen einer einzi-[37]gen Familie ähnlich porträtiren kan: durch die auch unter den grössten Künstlern so[b]) seltne Gabe, wahre[c]) Weiblichkeit in ihren zartesten Eigenheiten teuschend nachzuahmen, und die leisesten Regungen des sittlichen Gefühls tiefer, inniger und äusserst reizbarer Seelen rein und klar darzustellen, kan dieses so beschränkte, blos nachbildende praktische Vermögen indessen doch wol den Nahmen eines poetischen Talents verdienen. Jakobi's echt prosaischer Ausdruck aber ist nicht blos schön, sondern genialisch; lebendig, geistreich; kühn und doch sicher wie der Lessingsche; durch einen geschickten Gebrauch der eigenthümlichen Worte und Wendungen aus der Kunstsprache des Umgangs, durch sparsame Anspielungen auf die eigentliche Dichterwelt eben so urban wie dieser, aber seelenvoller und zarter. Dieses Genialische entspringt aus eben dem innigen Verkehr der mit einander verwebten und in einander fliessenden Empfindungen und Gedanken, welches eine sehr karakteristische Eigenschaft seines Wesens war, und sogar das lenkende Prinzip seines philosophischen Studiums wurde; indem er sich nur an (208) diejenigen Denker anschloss, welche jene Lebendigkeit alles Geistigen und Geistigkeit alles Lebendigen entweder selbst besassen, wie Hemsterhuis, Plato, und auf andre Weise auch Lessing und Spinosa, oder [38] durch ihre Meinungen

a) *fehlt* A b) *fehlt* c) die

begünstigten, wie Leibnitz. Denn was ist Genie anders, als die gesetzlich freie innige Gemeinschaft mehrerer Talente? — Aber freilich war die Verfassung seines Innern nicht echt republikanisch: darum ist er auch nur genialisch, kein Genie. Das theologische Talent herschte mit unumschränktem Despotismus über das philosophische und poetische, die ihm Sklavendienste thun mussten, und konstituirte sich aus eigner Vollmacht zum allgemeinen Gesetzgeber, und Genie (Ergiess. S. 34.). — Jakobi's genialischer Ausdruck kan fragmentarisch scheinen; er lässt oft den Leser eben dann im Stiche, wann seine Wissbegierde bis zum Heisshunger gereitzt ist; grade, wann die Erzählung oder Untersuchung „dem Lichte nachzieht, welches sich selbst, und auch die Finsternis erhellt," wird es nicht selten vor lauter Helligkeit so dunkel, dass man nicht die Hand vor den Augen sehen kan; da regnets dann Gedankenstriche, Ausrufungszeichen, Absätze und vielfache Verschiedenheit der Schrift: aber wenn einer der grössten Meister in Prosa seine Zuflucht zu dem Misbrauch nimmt, womit die Letzten des schreibenden Volks ihre Blösse zu bedecken pflegen: so vermuthe ich eher eine ohnehin wahrscheinliche absichtliche Verheimlichung des [39] Allerheiligsten, oder Unvollendung der Gedanken, als Unvermögen und Ungeschick der Darstellung.

Eben diese Lebendigkeit seines Geistes macht aber auch die Immoralität der darstellenden Werke Jakobi's so äusserst gefährlich. Es ist nicht blos müssige Spekulation, deren auch noch so immoralische Resultate dem wahrheitliebenden Philosophen nie zum Verbrechen gemacht werden können: denn Wahrheitsliebe ist die eigentliche Sittlichkeit des Denkers. Nein, in ihnen lebt, athmet und glüht ein verführerischer Geist vollendeter Seelen-(209)schwelgerei, einer[a]) grenzenlosen Unmässigkeit, welche trotz ihres edlen Ursprungs alle Gesetze der Gerechtigkeit und der Schicklichkeit durchaus vernichtet. Die Gegenstände wechseln; nur die Abgötterei ist permanent. — Aller Luxus endigt mit Sklaverei: wäre es auch Luxus im Genuss der reinsten Liebe zum heiligsten Wesen. So auch hier; und welche Knechtschaft ist grässlicher, als die mystische? Jede förmliche Knechtschaft hat doch Grenzen; jene ist eine bodenlose Tiefe; unendlich, wie das Ziel, nach dem sie strebt, und die Verkehrtheit, aus der sie entspringt. — Andacht, ehrfurchtsvolles Vertrauen auf den Allgerechten, liebevoller Dank zu dem Allgütigen ist der reinste Erguss und der schönste Lohn höherer Sittlichkeit. Aber auch bei die-[40]sem, und ganz vorzüglich bei diesem Genuss, ist sparsame Mässigung und strenge Wachsamkeit nothwendig, damit, was nur kurze Erfrischung nach gethaner Arbeit sein sollte, nicht in Müssiggang ausarte, und die natürliche Trägheit des Menschen die Willenskraft nicht heimlich umstricke, und

[a]) eines A

unterjoche. — Zwar kan die Tugend, wie der Glanz des Lichts durch Spiegel, durch die Rückwirkung ihres eignen Produkts bestätigt und verstärkt werden: aber es ist doch schon äusserst gefährlich, Religion als Mittel der Sittlichkeit, und Krücke des gebrechlichen Herzens zu gebrauchen. Der Weichling vollends, welcher anbetende Liebe als das eigentliche Geschäft seines Lebens treibt, und kein andres Gesetz anerkennt, muss mit seiner bequemen Tugend, welche weder gerecht, noch thätig zu sein braucht, endlich allen Begriff von Willen verlieren und selbst vernichtet in die Knechtschaft fremder oder eigner Laune sinken.

Das Quantum seiner Glaubensfähigkeit bestimmt nach Jakobi's Lehre den Werth des Menschen; und Glaube ist Sympathie mit dem Unsichtbaren (Allw. S. 308.). Da er, trotz der schönen Lobreden auf die angebliche Freiheit, den Willen leugnet; indem er ihn theils mit dem vernünftigen (210) Instinkt für identisch (Spin. S. XXIX. XXXVIII, [41] Allw. S. XVIII. Anm.), theils für einen „Ausdruck des göttlichen Willens," für einen „Funken aus dem ewigen, reinen Lichte," für eine „Kraft der Allmacht," für einen „Abdruck des göttlichen Herzens in dem Innersten unsres Herzens" (Spin. S. XIV. S. 253. Allw. S. 300.) erklärt: so kan seine Sittlichkeit nur Liebe oder Gnade sein; auch scheint er von keiner Tugend zu wissen, welche Gesetze ehrte, und sich in Thaten bewiese.

Nur lasse man sich durch die scheinbare Anerkennung eines kategorischen Imperativs der Sittlichkeit (Allw. XIX. Anm.) nicht verleiten, von seiner Moral günstiger zu urtheilen: denn aus einem vernünftigen Instinkte, von dem dort allein die Rede ist, lässt sich durchaus nur ein kategorischer Optativ herleiten. Jener Ausdruck hat hier also einen ganz andern Sinn, als in Kants Schriften. Überhaupt muss der philosophische Kritiker sich durch einen Anschein von Ähnlichkeit im Jakobi mit dem, was er etwa für philosophische Orthodoxie hält, ja nicht teuschen lassen. Erlaubt man sich einzelne Äusserungen aus ihrem Zusammenhange zu reissen, so ist es nicht schwer, jedes System, welches man will, in ihm zu finden. Umfasst man aber alle seine Äusserungen, so dürfte wol die vereinigende Gewalt aller Spartanischen Harmosten, und die verbindende [42] Geschicklichkeit aller Homerischen Diaskeuasten nicht hinreichend sein, diese Gedankenmasse mit sich selbst, oder mit einem leidlich konsequenten System in philosophische Übereinstimmung zu bringen. — Nur eine Philosophie, welche auf einer nothwendigen Bildungsstufe des philosophischen Geistes ein Höchstes ganz oder beinahe erreichte, darf man systematisiren, und durch weggeschnittene Auswüchse und ausgefüllte Lücken in sich zusammenhangender, und ihrem eignen Sinn getreuer machen. Eine Philosophie hingegen, welche nicht etwa blos in ihrer Veranlassung, Ausbildung und Anwendung individuell und lokal, sondern deren

Grund, (211) Ziel, Gesetze und Ganzheit selbst nicht philosophisch sondern persönlich sind, lässt sich nur karakterisiren.

Sehr wichtig für die Karakteristik der Jakobi'schen Philosophie ist es den Faden zu verfolgen, welcher sich durch alle Empfindungen und Gedanken, welche sein Innres nach einander regierten, hinschlingt; wie sie sich aus einander entwickelten, und an einander ketteten. Mit merkwürdiger Gleichförmigkeit kehrt derselbe Gang in allen darstellenden, und abhandelnden Werken Jakobi's wieder, wo er sich selbst folgte, und die Anordnung des Ganzen nicht durch die polemische Beziehung be-[43]stimmt ward; und selbst dann sieht man noch Bruchstücke und Spuren jenes natürlichen nur gestörten Ganges. Man vergleiche zum Beispiel nur die Gedankenfolge in der Abhandlung über die Freiheit mit der im Woldemar, wo der Faden freilich am sichtbarsten ist.

Hier nur einige Grundzüge. Das Streben nach dem Genuss des Unendlichen musste gewiss einen Hang zur beschaulichen Einsamkeit erzeugen, der durch die Seelenlosigkeit der Umgebenden leicht verstärkt werden konnte. Versunken in sich selbst musste der nach Ewigkeit Lechzende bald zum Bewusstsein eines göttlichen Vermögens, eines uneigennützigen Triebes, einer reinen Liebe in seinem Innern gelangen; seine Empfindungen davon in Begriffe auflösen, und diese Begriffe nach seiner ursprünglichen Unmässigkeit, die immer Alles in Einem Wirklichen suchte, ins Unendliche erweitern. Daher die Lehre von der gesetzgebenden Kraft des moralischen Genie's, von den Lizenzen hoher Poesie, welche Heroen sich wider die Grammatik der Tugend erlauben dürften. Gefährlicher Indifferentism gegen alle Formen. Mysticism der Gesetzesfeindschaft. Daher die Liebe zum Alterthum, an dem er nur die Natürlichkeit und den lebendigen Zusammenhang des Verstandes und des Herzens kennen und schätzen konnte: denn [44] für das Klassische, Schickliche und Vollendete, für (212) gesetzlich freie Gemeinschaft fehlte es diesem Modernen durchaus an Sinn. Daher ein Ideal von Freundschaft, welches bald Bedürfnis werden, und ihn in die Welt zurücktreiben musste. Sie konnte einem solchen Herzen nicht anders als schrecklich erscheinen, etwa wie Silly sie darstellt. Hoffnung unbedingter Vereinigung. Vergötterung der Weiblichkeit, wegen der reinen Sittlichkeit der weiblichen Triebe, und des Hanges zu grenzenloser Hingebung; eben so empörend (Th. II. S. 170), wie vorher die Verachtung (Th. II. S. 39.) wegen vermeinter Unfähigkeit zur Begeisterung der Liebe. Teuschung jener Hoffnung. Nichtigkeit aller menschlichen Liebe. Verzweiflung. Unendliche Verachtung (Th. II. S. 250.). Rückkehr zur Einsamkeit und Liebe zu Gott. Der allgemeine Ton, der sich über das Ganze verbreitet, und ihm eine Einheit des Kolorits giebt, ist Überspannung: eine Erweiterung jedes einzelnen Objekts der Liebe oder Begierde über alle Grenzen der Wahrheit, der Gerechtigkeit

und der Schicklichkeit ins unermessliche Leere hinaus. — Das Streben nach dem Unendlichen sei die herschende Triebfeder in einer gesunden, thätigen Seele: eine Reihe grosser Handlungen wird das Resultat sein. Gebt ihr noch ein eben so mächtiges Streben nach [45] Harmonie, und das Vermögen dazu: so wird das Gute und das Schöne sich mit dem Grossen und Erhabnen zu einem vollständigen Ganzen vermählen. Setzt aber jenes Streben nach dem Unendlichen ohne das Vermögen der Harmonie in eine Seele, deren Sinnlichkeit höchst rege und zart, aber gleichsam unendlich verletzbar ist: und sie wird ewig die glückliche Vereinigung des Entgegengesetzten, ohne welche die grösste, wie die kleinste Aufgabe der menschlichen Bestimmung nicht erfüllt werden kan, verfehlen; sie wird zwischen der verschlossensten Einsamkeit und der unbedingtesten Hingebung, zwischen Hochmuth und Zerknirschung, zwischen Entzücken und Verzweiflung, zwischen Zügellosigkeit und Knechtschaft ewig schwanken.

(213) Wenn man, was S. 250. Th. II. von dem überschwenglichen Gegenstande überschwenglicher Liebe gesagt wird, mit den beiden Sentenzen am Schluss vergleicht: so ist es, als würden sie durch ein plötzliches Licht von oben erhellt, oder vielmehr von[a]) einem heiligen Stralenglanz wie[b]) umglänzt. Die Vergleichung mit allen andern Jakobischen Schriften setzt diese Vermuthung ausser allen Zweifel: denn es herscht in ihnen nicht etwa blos eine zufällige und bedeutungslose Vorliebe für die Terminologie der vornehmen[c]) Mystik einiger genialischen[d]) Christianer, [46] sondern dieselbe ernstliche Tendenz auf eine unbedingte Hingebung in die Gnade Gottes.

Woldemar ist also eigentlich eine Einladungsschrift zur Bekanntschaft mit Gott (Ergiess. S. 34), und das theologische Kunstwerk endigt, wie alle moralischen Debauchen endigen, mit einem Salto mortale in den Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit.

a) vielmehr wie von b) *fehlt.* c) mattherzigen d) affektirten

Der deutsche Orpheus.

Ein Beitrag zur neuesten Kirchengeschichte.

ασβεστος δ' ἄρ ἐνῶρτο γέλως μακάρεσσι θεοισιν,
ὣς ἴδον Ἥφαιστον διὰ δώματα ποιπνύοντα.

„Es dünkt mich nichts zugleich lächerlicheres und wenn ich die Wahrheit sagen soll, abgeschmackteres in der ganzen Natur, als ein Zwerg im Riesenmantel.“ So sagt Schlosser S. 61. seines Schreibens an einen jungen Mann, der die kritische Philosophie studiren wollte;[1]) und hat damit, wahrscheinlich „ohne sein Wissen“ (S. 47), und aus Instinkt, wie das naive Genie, sich selbst und diese seine immer zürnende, oft warnende, und zuweilen weissagende Schrift auf das geistreichste karakterisirt. Noch naiver, und also aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, noch genialischer ist es, wie der polemische Zwerg, sonst ein enragirter Christ, den heidnischen Profeten Orpheus durch eine Vergleichung mit sich sehr beissend (50) parodirt. Er hatte den jungen Sohn seines alten Freundes sorglich bis an die Schwelle des Mannsalters hingeleitet, und ihm vieles gefährliche verborgen. Oft band er ihn (S. 3) wie Ulyss an den Mast, oder verstopfte ihm die Ohren vor dem Gesang der kritischen Sirenen. „Nun fängst du aber an, sagt er, Mann zu sein. Nun darf niemand mehr deine Ohren verstopfen, sondern“ — — ich, dein weiser Rathgeber — „muss dich nun wie Orpheus seine Argonauten, mit offenem Aug und Ohr an den Sirenen und ihrem Gesang vorbeiführen. Der band keinen an den Mast, verstopfte keinem die Ohren; sondern er nahm selbst seine Leier in die Hand, und sang höhere Lieder als die Verführerinnen im Meer sie singen konnten.“ — Diese Vergleichung ist auch keineswegs nur ein flüchtiger Einfall, sondern der eigentliche Grundgedanke der ganzen Schrift. Man muss, um das Feine zu empfinden, nur voraussetzen, dass der Briefsteller, als ein Virtuose

[1]) Lübeck und Leipzig, bei Friedrich Bohn und Compagnie. 1797. S. VI. u. 168. 8.

A: Deutschland. Vierter Band. Berlin 1796. bei Johann Friedrich Unger. Zehntes Stück. Nr. V. S. 49—66.

in der Naivheit, dabei ohne sein Wissen an die virgilischen Verse vom Orpheus gedacht habe:

„Einsam bewandelt er nordisches Eis — und wehklagt
Über Euridice's Raub, und des Pluto trügende Gabe;“

und: (51)

„Doch sein Gesang entrief die lustigen Schemen der tiefsten
Kluft des Erebus, deren Gefilde[a]), für die es nicht taget.“

Die exoterische Absicht dieses in Form und Geist echt prosaischen [1]) und antisirenischen Beschwörungsliedes ist also, die Todten zu erwecken, und die Lebendigen zu entzaubern; die esoterische war wol: Kanten, der vor kurzem in einem bekanten Aufsatze den vornehmen Ton einiger der neuesten Profeten mit köstlicher Laune gerügt hatte, durch die That zu widerlegen, und hier ein unübertreffliches Muster des gemeinen Tons aufzustellen. Um zu beweisen, wie sehr dem Orphiker diese mystische Absicht gelungen sei, erinnre ich nur an die männliche Bescheidenheit, mit der er (S. 114) den alten Meister der Kritiker eines jugendlichen Wahns, und eines jugendlichen Dünkels beschuldigt. Dieser Meisterzug würde selbst in einer kräftigen Komödie noch aufs glänzendste hervorstechen. Er kan seine Wirkung gar nicht verfehlen, und muss bei allen Lesern, wie die Geschäftigkeit des hinkenden Vulkan bei den Homerischen Göttern, ein unauslösch-(52)liches Gelächter erregen. Doch kommt es dem Ideal des gemeinen Tons vielleicht noch näher, dass er aufrichtig wie Thersites, dem ehrwürdigen Denker hämische Absichten (S. 63.) vorwirft, weil er den Menschen ein unerreichbares Ziel aufstecke, und doch gestehe (S. 64.) dass die Fesseln der Sinnlichkeit hier unaufhörlich sein; dass er dies für Hohn, für bittern Spott über die Menschheit erklärt, und den Weisen ein unfreundliches hämisches und neidisches Wesen schilt. Wer erinnert sich hiebei nicht an das Gleichnis des platonischen Sokrates zur Unterscheidung des Sophisten und Philosophen? „Wenn ein Arzt und ein Koch vor einer Versammlung von Kindern mit einander streiten müssten, wer sich auf den Werth und Unwerth der Speisen besser verstehe, der Arzt oder der Koch: so würde der Arzt wahrscheinlich verdammt werden, Hungers zu sterben.“ —

Aber mit solchen oberflächlichen Gemeinheiten begnügt sich der zürnende Profet nicht. Um recht zu scheinen, muss man sein. Wer vollkommen gemein schreiben will, muss pöbelhaft denken. Man kan es unserm orphischen Thersites nicht absprechen, dass er bis ins innere Heiligthum seiner Kunst eingedrungen sei. Es herscht die üble Sitte in Deutschland, dass jeder Schriftsteller, der etwa einmal der Mietling (welchen nicht der Dienst und der Lohn,

[1]) It is not poetry, but prose run mad. —

[a]) Gebilde A

(53) sondern die Gesinnung macht) einer Regierung war, keine Zänkerei in den Druck geben lassen kan, ohne mit gehässigen Insinuazionen um sich zu werfen, um seine zerlumpte Blösse mit der Hoffnung einer Kabinetsordre zu decken, und dem Gegner durch ohnmächtiges und niedriges Drohen mit fremder Gewalt Furcht einzujagen. Auch Schlossern fehlt es nicht an dem besten Willen zu einem tüchtigen Denunzianten. Er nennt es mehr als unfein, dass Theologen — die sich von der kritischen Schule entweder hinreissen lassen, oder sich ihren Grundsätzen so nähern, dass das Christenthum selbst kritische Philosophie wird, weil sie sich vor ihr fürchten — doch ihr Amt als Lehrer einer Offenbarung auf sich behalten." — „Ehe kan ein Stummer singen, und ein Blinder malen lernen, ehe ein solcher Philosoph (der die christliche Religion von der Geschichte unabhängig machen will) ein christliches Lehramt auf sich behalten darf." (S. 120—122.) Ihm würde der Vorschlag nicht übel gefallen, „dass man die Leute auf alle Weise von dem Studium solcher Dinge (wie die kritische Philosophie) abschrecken, und dass man überhaupt, wie man von einem Maskenball die unschicklichen Masken, und von einem Jahrmarkt die verdächtigen Gaukler ausschliesst, auch die unweisen Schriftsteller, die jeden unreifen Gedanken gleich auf die gelehrten Jahrmärkte brin-(54)gen, durch ernste Zensuren ausschliessen sollte." (S. 112. 113.) Ein Glück, „dass es so schwer ist, die rechten Schlösser (um die Schulen zu verschliessen) und die rechten Zensoren zu finden!" Denn diese Betrachtung bewegt ihn noch, die Denkfreiheit zu begnadigen. In diesem zerrütteten Zeitalter nehmlich, wo der durch einige leichte Siege über plumpen Aberglauben und grobe Irrthümer übermüthig gewordne Verstand alles richten und alles beherschen will (S. 6—9.): werden die echten Orphiker, die doch allein gute Zensoren sein würden, immer seltner, und noch seltner die, welche sich in ihre trivialen Mysterien einweihen lassen wollen. Ein derber Verweis, den der altkluge und naseweise Zwerg, ganzen theologischen und juristischen Konsessen S. 37. darüber macht, dass sie nicht entschlossen und schnell genug waren, einen Geistlichen seines Amts zu entsetzen, der „seine Bauern so nahe an die Gränze des Deismus führte, dass es nur noch einen Schritt brauchte, um sie ganz hinüberzuführen;" stimmt vortrefflich zu dem übrigen.

Was lässt sich hierauf antworten, als ein, wo möglich, noch verächtlicheres: Ruhig, Christ! wie das, womit der edle Saladin in Lessings Nathan eine intolerante Angeberei unwillig zurückweist? — Und diese ist denn auch unter unzählig vielen blos lächerlichen Seiten des an sich sehr unbedeutenden (55) Libells (deren in der That so viele sind, dass man es ein komisches Unendlich-Eck nennen könnte), die einzige ernsthafte. Es ist ein Beitrag mehr zur Chronique scandaleuse des Christenthums. Wie muss sich

ein leidenschaftlicher Gegner desselben nicht über diese Schrift freuen? Wird nicht jeder echte Christ von feinem Ehrgefühl und aufgeklärtem Geist künftig bei dem blossen Namen ihres Verfassers erröthen? — Von der eignen Beschaffenheit dieses neuorphischen Christianismus nur ein paar Worte. — S. 109 gesteht er, dass er blos den Juden seinen Begriff von der Gottheit zu danken habe. Wer die Offenbarung und die Vernunft in Übereinstimmung zu bringen, und die christlichen Dogmen aus den ewigen Gesetzen der menschlichen Natur abzuleiten versucht, der treibt nach seiner Meinung, (S. 119.) blossen Spott mit den Menschen. Dagegen wird das Christenthum S. 38. mit dem Despotismus verglichen, weil beide, wenn sie erst mit Mühe einige Schritte herunter zu steigen gezwungen wären, leicht ganz zu Boden getreten werden könnten. Der demüthige Wahrscheinlichkeitskenner hält die Offenbarung vermuthlich für eine von den Krücken, die eine bescheidne Philosophie uns anbietet (S. 40): denn immer waren grade die wildesten Verfolger gegen ihren eignen Glauben heimlich mistrauisch. — In der That, wenn man den grössern (56) Theil der Schrift ohne Namen läse, so würde man argwohnen, die Absicht des Verfassers sei gewesen, das Christenthum so verächtlich und so lächerlich, als nur möglich, zu machen; wie er selbst sehr scharfsinnig vermuthet, „Kant möge wol selbst lachen, wenn er sehe, dass so viele Doktoren der Theologie, Prediger und Schullehrer, aus dem Vorhang, hinter welchem er sich nur versteckte, ihre ehrwürdigsten Priestergewande schneiden!" u. s. w. (S. 97.)

Folgende Proben der gröbsten Misverständnisse, Widersprüche und Fehlschlüsse, der offensten Geständnisse, und der merkwürdigsten Machtsprüche mögen als Belege dienen, dass dies Rabengekrächz gegen Zeus göttlichen Vogel einer Beurtheilung durchaus unwürdig sei. S. IV. und V. der Vorrede erklärt er, sich auf den innern Zusammenhang des kritischen Systems nicht einlassen zu wollen: verheisst aber in diesen Blättern (Kants Aufsatz, der leicht seine sämtlichen Werke aufwiegen möchte: nennt der Demüthige (S. 111. 114.) immer Blättchen) doch von dem Lehrgebäude im Ganzen, seiner Festigkeit, seinem Zweck zu handeln. S. 32 u. 33. bekennt er, dass er den Zusammenhang und die Schlussfolgen dieses kritischen Systems zu prüfen, gern, sehr gern denen überlasse, welche sich ein Geschäfte daraus machen, dergleichen Dinge zu unter-(57)suchen!" S. 7 u. 8. klagt er, dass durch die kleine Allmacht des immer anwachsenden Geldreichthums die Scheidemauer zwischen den Ständen, die w e i s e s t e Einrichtung, welche die T h o r h e i t der Menschen durch eine Art von W u n d e r hervorgebracht habe, beinahe ganz zerstört worden sei!" — Da er die Grenzen des Sinnlichen und Übersinnlichen so ganz verkennt, dass er das Übersinnliche durch Schlüsse aus Wahrscheinlichkeiten zu erkennen sich einbildet: (S. 76) so kan es nicht befremden, dass

er das sittliche Glauben (S. 13), und auch das wissenschaftliche Erkennen (S. 35) des kritischen Philosophen für ein blos willkürliches Denken hält. Die kecke Behauptung (S. 32. 33) aber, Kant habe selbst seine Philosophie für unzulänglich zum Weltgebrauch erklärt, kan man sich nicht wohl ohne absichtliche Verdrehung erklären. S. 11. 12 heisst es: „Auf den Menschensinn verlässt sich der Mensch, nicht weil er weiss dass er das Siegel der Gewissheit auf sich habe, sondern weil er den Widerspruch nicht ertragen kan, dass in einer Welt, in welcher ihm überall Ordnung und Übereinstimmung vor Augen steht, er allein der Spott und das Spielwerk der Schöpfung sein sollte." — Ein origineller Einfall, die Nothwendigkeit und Wirklichkeit aller Wahrheit und Gewissheit überhaupt auf eine besondre gründen zu wollen, welche fast mehr als jede andre be-(58)zweifelt ist! S. 27. 28 wird einer anderthalb Seiten langen Geschichte der Philosophie, die zu dem Resultate eilt, dass die Spekulazion für den Menschen nicht tauge, die Behauptung vorangeschickt, dass ein Geist, der so dächte und erkännte, wie wir uns das Denken und das Erkennen vorstellen, und der im Besitz der Wahrheit sein sollte, allwissend sein müsste." So sind die Schwärmer meistentheils heimlich halbe Zweifler, denen es nur an Aufrichtigkeit, Ernst und Muth fehlt, um es ganz zu sein. Dass er, der sehr wohl thäte, noch jetzt das Versäumte in einer eigentlichen Schule nachzuholen, fleissig mit diesem Wort um sich werfen, und seinem Gegner die Meisterwürde einer Schule verächtlich zugestehen werde, liess sich wohl erwarten: da Bessere wie er, die klassische Kraft und den klassischen Geist, womit Kant immer nur das ganz ist, was er jedesmal sein will und sein soll, nur für scholastische Form halten. Die Vorwürfe, dass die kritische Philosophie alt sei, dass sie mit dem Menschensinn streite, u. s. w. sind zu alltäglich, als dass wir dabei verweilen könnten. Bemerkenswerther sind schon die Entdeckungen, dass Kants Moral eigentlich eine mühselig erkünstelte Nachbildung oder Parodie einer viel ältern Idee des Shaftesbury sei (S. 46. 47); dass der Begriff Gut immer ein relativer Begriff bleibe, (S. 43.) (59) dass das Wesen des Menschen nicht in gewissen ihm eigenthümlichen Kräften und Fähigkeiten bestehe, sondern in einem gewissen Grade derselben (S. 73—75); dass diejenige Meinung die eigentliche demüthige und bescheidne Weisheit sei, welche das Beruhen auf dem Zeugnis heiliger Lehrer wie einen Tempel hingestellt hat. (S. 111.).

Nun nur noch eine Folgerung und einen Einwurf zur Probe, wie gut er diese kantische Parodie der Shaftesburyschen Tugendlehre verstanden habe. S. 47. „Wenn jemand bei allen seinen Handlungen solche Maximen zum Grund legen soll, welche durch seinen Willen zum allgemeinen Naturgesetz gemacht werden sollten; so müsste er doch, wie mich dünkt, vor allen Dingen den Geist des Naturgesetzes, also das ganze Natursystem, wenigstens so weit

kennen, als es der Wirksamkeit nicht nur der Menschen, sondern aller Intelligenzen möglich wäre, diesem System nach, oder ihm entgegen zu arbeiten." — Zur Erläuterung der grossen Entdeckung, dass die gute Gesinnung und das allgemeine Gesetz nicht hinreichend sei, um sittlich zu handeln; führt er folgendes Beispiel an. Ein gutgesinnter Mensch könne in seiner Verzweiflung über die Verschiedenheit der Meinungen vom Natursystem, nach dessen Kenntnis er sich doch zu entscheiden habe, leicht seine Lage so bestimmen, so indivi-(60)dualisiren, dass unter der Bestimmung jedes Laster die Farbe der Sittlichkeit erhielte. „Bei einer Leibesbeschaffenheit wie die meinige, darf man allgemein huren; bei dem Grad von Liebe darf man allgemein Töchter und Weiber entführen; bei einer solchen Reizung darf man allgemein morden." u. s. w. (S. 49—52.) Diese ganze Invektive gegen die Kantische Moral ist vollkommen eben so abgeschmackt, als wenn jemand die reine Mathematik der Unbrauchbarkeit, und ihre Lehrer der Teuschung und hämischer Absichten beschuldigen wollte, weil sie nicht angewandt werden kan, ohne Kenntnis der Gegenstände, auf die sie angewandt werden soll.

Das sind der Stellen wol genug, und für die Geduld des Lesers vielleicht mehr als genug, um zu beweisen, dass dieser Angriff gegen Kant nicht blos eben so ungesittet, sondern auch ganz so ohnmächtig sei, wie der des Melanthios gegen den göttlichen Odysseus:

„Jener sprachs; dann kam er[1]) und sprang mit der Ferse vor Bosheit
Ihm an die Hüft'; er[2]) aber bewegte sich nicht aus dem Fusssteig.
Sondern stand unverrückt. Da sann im Herzen Odysseus: (61)
Ob er sofort mit dem Stab' anrennt', und das Leben ihm raubte;
Oder zur Erd' ihm stiesse das Haupt, von dem Boden ihn hebend."

Die Vergleichung mit dem bösen Ziegenhirten Homers liegt um so näher, da die Schlossersche Epistel sich vortrefflich zu einem Hirtenbrief — für den Schafstall der an die Mystik glaubenden Mitbrüder — qualifizirt. Wenn solcher litterarischer Unfug überhand nähme: so möchte man wirklich auf die Aufstellung eines öffentlichen Anklägers beim Publikum antragen.

Am Unleidlichsten ist die Selbstgefälligkeit, mit der er sich hier gegen Kant als Repräsentant des Alterthums aufstellt. Seit er auf die Versicherung eines grossen Schauspielers, dass es mit den dramatischen Regeln und besonders mit den drei Einheiten doch nicht so ganz ohne sei, dem Prometheus des Äschylus, (vielleicht die erhabenste aller noch vorhandenen Tragödien, aber gewiss nicht die regelmässigste) zugleich sträflich entmannte, und ohne Mitleid unter Wasser setzte: redet er immer von den Alten, als ob er es selbst sei. Auch in diesem Libell sind die griechischen Brocken

[1]) Melanthios. [2]) Odysseus.

Bayerische Staatsbibliothek München

nicht gespart; häufig aber mit solchen (62) Fehlern, dass man nur zwischen absichtlicher Verfälschung, oder zwischen grenzenloser Unwissenheit zu wählen hat. Hier erfahren wir denn auch S. 27—28, dass Plato im Theätet den Satz des uralten Parmenides[1] (S. p. 39. seq. 87. seq. ed. Bip.); der Mensch ist das Maas aller Dinge; durch einen blossen Misverstand lächerlich zu machen suche! Auf diesen Satz habe den uralten Parmenides die noch ältere und mit der Wahrnehmung der Decke auf der Isis gleichzeitige Wissenschaft geführt — dass der Übergang vom Universum des Seins zum Denken, anders nicht möglich sei, als durch Erscheinungen!" — Hier lernen wir, dass Plato, weil ihm, sobald er auf das Bleibende im Menschen kam, Bilder und Worte fehlten, zu der intellektuellen Anschauung seine Zuflucht nahm!" (S. 79. 80.) — Sollte es nach so vielen und so offnen Blössen noch nothwendig oder zweckmässig scheinen, so ist jemand recht gern dazu erbötig, Schlossern umständlich zu erweisen, dass es ihm gar nicht gezieme, über die Alten auch mitreden zu wollen. Welcher Patriot kan wol gelassen bleiben, wenn er sieht, wie eine Bande von Geistersehern recht planmässig darauf hinarbeitet, das sokratische Alterthum grade bei den Bessern, denen man es nicht genug empfehlen könn-(63)te, verdächtig und verhasst zu machen? — Auf seine eigne Wahrscheinlichkeits-Weisheit kan man sich nicht eher umständlich, und Schritt vor Schritt zergliedernd und widerlegend, einlassen, bis er die zusammenhangende Folge, die, nach der sehr unwahrscheinlichen Behauptung S. 23. in seinen Gedanken sein soll, vollständig dargelegt haben wird.

Eben so grundlos ist die aus manchen Stellen und dem Geiste des Ganzen hervorleuchtende Anmassung, dass er, wenn er gleich kein Philosoph sei (S. 16), weil er es, „aufrichtig zu gestehen" — so aufrichtig wie der Fuchs von der Traube — nicht sein möge; doch gewiss ein guter Mystiker sei. — Er würde es sein, wenn ihm seine Einbildungskraft nicht versagte. Mystiker sind diejenigen, welche zu träge, sich der Allvollkommenheit unter den steten Hindernissen der Wirklichkeit dennoch handelnd und kämpfend unverrückt zu nähern, lieber gleich, durch gänzliche Verzichtleistung auf Wirklichkeit, eine volle Seligkeit im Traum, je nachdem man es nimmt, sehr wohlfeil oder auch sehr theuer erkauften. Dazu gehört Stärke der Einbildungskraft. Diese fehlt Schlossern. Darum sind seine Schwärmereien nicht von der unterhaltenden, sondern von der wässrichten und frostigen Gattung.

Und diesem Schlosser darf man einbilden, er sei dem Zeitalter, was er ihm hinter dem Rücken (64) geworden sei, zum Kreuz? — Was er auch sein mag (es wird sich kaum merklich vom Nichts unterscheiden): so kan er wahrlich nur sich selbst zum Kreuz sein, und den Wenigen, welche den Muth haben, sich um eines

[1]) Der Fehler ist unter den Druckfehlern nicht angezeigt.

höhern Zwecks willen, bei seinen unbeholfnen Sophistereien zu langweilen. — Er, der bis zum Weltgericht leben könnte, ohne einen einzigen Ausdruck zu erschwingen, wie der schlechteste unter den vielen im Kant, die genialisch sind; er darf Kants Schreibart verspotten (S. 25), sie barbarisch nennen (S. 6), und mit dem verworrenen Geschrei des Thersites (S. 5) vergleichen? — Auch von einem mittelmässig guten Sophisten verlangt man, dass er angenehm rede, sich zu verstellen, und seine Blössen zu verdecken wisse. Aber was kan markloser, schleppender und verunglückter sein, als die Schreibart in diesem Hirtenbrief, dessen Verfasser sich im Besitz der echten Grazie der Seele glaubt, welche in dem Spielraum zwischen der Dumpfheit und der alles beweisenden Strenge wohnt (S. 24.) — Er hat die anfangs angenommene verächtliche Gleichgültigkeit gegen Kant nicht einmal durch einige Seiten fortführen können, und legt seine ohnmächtige Wuth gleich zur Schau. — Er wagt es, Kants Lehrgebäude spottend ein Drama zu nennen (S. 31.), und mit der Wolkenstadt zu vergleichen (S. V.) die Aristophanes durch seine (65) Vögel erbauen lassen wollte. Weil das Kostum seiner Schrift, in der freilich nichts dramatisch ist, die unwillkürliche vis comica, von der wir so viele Beispiele angeführt, aber doch noch mehrere verschwiegen haben, uns doch einmal viele klassische Erinnerungen rege gemacht, und er selbst hier die politischen Luftbewohner des Aristophanes zuerst erwähnt hat: so schlage ich vor, seinen Brief dadurch zu dramatisiren, dass man ihn als eine Parodie der Schmeicheleien des aristophanischen Pisthetaerus gegen die Vögel betrachtet. Wenigstens kan man die neuen Argonauten, an welche die Rede gerichtet ist, als eine eigne Art von Vögeln und Luftschwimmern betrachten, welche auf dem dünnen Fluido der Schwärmerei nach dem goldnen Flies der himmlischen Anschauung und irdischen Alleinherrschaft über die Meinungen, in ewigem Kreise vergeblich umherschiffen. So wie der aristophanische Pisthetaerus den Vögeln sagt, dass sie vor Alters über die Menschen geherscht hätten; dass Hermes Flügel trage, und auch viele andre Götter, Nike, Eros, Iris: so erzählt der Eutinische Pisthetaerus seinen Orphikern, auch Christus und Sokrates seien Orphiker gewesen (S. 123); bei den Alten habe der Menschensinn (das bekannte Losungswort) geherscht (S. 12). Auch ist hier wol eine ähnliche Absicht: die ganze Luft und alle ihre Bewohner zu einem (66) grossen Lehrgebäude (wie dort zu einem Staate) zu vereinigen; die Götter und Menschen hingegen zu trennen, und allen Verkehr zwischen der olympischen Höhe der wissenschaftlichen Aufklärung, und der irdischen Feste des thätigen Lebens, wo möglich, ganz zu hemmen.

Neu-Strelitz: in der neuprivilegirten Hofbuchh.: Philosophisches Journal einer Gesellschaft Teutscher Gelehrten. Herausgegeben von F. J. Niethammer, Prof. der Philos. zu Jena. 8. 1795. Erster Band. 393 S. Zweyter Band. 341 S. Dritter Band. 370 S. Zweyter Jahrgang. 1796. Vierter Band. 444 S.

Der Reichthum dieser Zeitschrift an wichtigen Abhandlungen, welche jeder, der sich für die Fortschritte der Philosophie interessirt, selbst nicht bloss lesen sondern studiren muss, nöthigt den Rec., sich auch bey diesen nur auf das Wesentlichste und bloss in eignen Bemerkungen einzuschränken, manche andre hingegen, die nichts weniger als unbedeutend sind, ganz mit Stillschweigen zu übergehn: denn eine eigentliche Inhaltsanzeige würde doch, um nützlich zu werden, weitläufiger seyn müssen, als sie hier Statt finden darf. Theils der Kürze wegen, theils um allgemeinere Uebersichten zu erleichtern, wird Rec. oft von der chronologischen Ordnung ab-[48]weichen; da ja der Zweck und Werth dieser Sammlung ohnehin mehr als vorübergehend ist.

Dieser Zweck umfasst nämlich nach dem Vorbericht des Hn. Herausgebers beide Geschäfte, welche den Philosophen, wie kurz, aber einleuchtend, auseinandergesetzt wird, obliegen: die Philosophie eines Theils so zu[a]) begründen und in sich zu vollenden, dass sie als Wissenschaft im strengsten Sinne des Worts gelten könne; zugleich aber auch für eine zweckmässige Anwendung ihrer Resultate auf einzelne Wissenschaften, in einem deutlichen und, wo es der Gegenstand erlaubt, auch populären[b]) Vortrage zu sorgen.

A: Allgemeine Literatur-Zeitung vom Jahre 1797. Erster Band. Januar, Februar, März. Jena, in der Expedition dieser Zeitung, und Leipzig, in der churfürstl. sächs. Zeitungs-Expedition 1797. Nr. 90 (Dienstags, den 21. März) S. 713—720; Nr. 91 (Mittwochs, den 22. März) S. 721—728; Nr. 92 (Mittwochs, den 22. März) S. 729—735.

K: Charakteristiken und Kritiken. Von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Erster Band. Königsberg, bei Friedrich Nikolovius, 1801. S. 47—87. Unter dem Titel: Recension der vier ersten Bände des philosophischen Journals, herausgegeben von Niethammer. *(Die Varianten nach K.)*

a) so in sich zu b) populärem

An den Vorbericht, und die darin entwickelte Behauptung, dass jene Anwendung der Philosophie auf andre Wissenschaften, mit der man keineswegs bis zu ihrer eignen wissenschaftlichen Vollendung warten dürfe und könne, die einzige zweckmässige Art sey, die Philosophie populär zu machen; dass sie aber auch nur dadurch gemeinnütziger werden, und auf den gemeinen Verstandesgebrauch Einfluss bekommen könne; schliesst sich die erste Abhandlung des *Herausgebers* an: *Von den Ansprüchen des gemeinen Verstandes an die Philosophie.* Dieser Aufsatz, der sich durch Präcision, Klarheit und Leichtigkeit des Ausdrucks und der An-[49]ordnung sehr vortheilhaft auszeichnet, muss als eine Einleitung der ganzen Sammlung beurtheilt werden. Aus dieser äussern Bestimmung (714) erklärt sichs, dass der Vf. in Rücksicht auf denjenigen Theil des allgemeinen Plans, der eben am meisten vernachlässigt wurde, den Ton etwas hoch angiebt, und dem gemeinen Verstande gegen die Philosophie mehr einräumt, als billig ist. Diese Tendenz musste bey einem Gerechtigkeitsliebenden Philosophen noch sehr durch das Gefühl verstärkt werden, dass er in diesem Rechtshandel zugleich Parthey und Richter sey: wenn er sich einmal den gemeinen Verstand und die Philosophie als streitende Partheyen dachte. Dass man aber sie[a]) sich so denken dürfe, ist es eben, was Rec. bezweifelt. Versteht man unter dem gemeinen Verstande die gesunde Denkart verständiger Männer von allgemeiner Ausbildung, aber ohne Speculation: so dürfte er und die Philosophie wohl gar keine positive[b]) Foderungen an einander zu machen haben. Unstreitig aber haben sie die gegenseitige grosse Verpflichtung, sich nicht um einander zu bekümmern, und eins das andre in seinem Gebiet ungestört zu lassen. Die Philosophie, welche Zweck an sich seyn soll, kann nicht ihre Bestimmung darin setzen, die Ansprüche des gemeinen Verstandes gegen den Skepticismus zu rechtfertigen (S. 10.), oder zu dem [50] gegebnen Wissen die wissenschaftliche Einheit zu suchen (S. 11.), ohne ihre hohe Würde ganz zu verlieren. Versteht man aber unter dem gemeinen Verstande den Inbegriff der Meynungen, welche nicht bloss unmittelbaren Anspruch machen, allgemein zu gelten (denn welcher noch so individuelle Wahn thäte das nicht?), sondern wirklich allgemeingeltend sind: so kann der gemeine Verstand in diesem vermeynten Rechtshandel der Wahrheit auch nicht einmal *Zeuge* seyn, der als solcher doch wenigstens eine eigne Stimme haben müsste; weil er keine Repräsentanten hat, und ihm also auch keine collective Persönlichkeit, geschweige denn[c]) Ansprüche, beygelegt werden kann. Mag er doch in diesem Sinne vielleicht der vollständige Text, der letzte Probierstein der Philosophie seyn; immer ist er nur ein todtes Werkzeug in der Hand

a) aber sie: sie aber b) positiven c) *fehlt.*

des Philosophen. Niemand kann weniger beurtheilen; ja niemanden interessirt es weniger, was der gemeine Verstand (in der letzten Bedeutung) eigentlich will und sagt, als den gemeinen Verstand (in der ersten Bedeutung) selbst. Die Aussprüche desselben nicht etwa zu deduciren, sondern nur aus allen übrigen zahllosen Aussprüchen auszusondern und vollständig anzugeben, ist kein leichtes Geschäft; aber nur der Philosoph vermag es, und zwar nur durch Philosophie. Dies [51] ist freylich ein Cirkel. Daher sagt denn auch der gemeine Verstand in jeder Philosophie etwas ganz andres, welches gewöhnlich mit dieser Philosophie (715) vortrefflich überein zu stimmen pflegt. Wenn es möglich wäre, die Ansprüche[a]) des nicht speculirenden Verstandes auf dem allgemeinen Gebiet und in den besondern Fächern rein historisch zu bestimmen: so müsste die Nichtübereinstimmung seines Systems den ächten Philosophen zu der praktischen Voraussetzung nöthigen, dass der Fehler an ihm liege, und er sich nicht bey den Möglichkeiten, die sich immer anbieten, oder doch hoffen lassen, jene Nichtübereinstimmung, unbeschadet des Systems, leidlich zu erklären, beruhigen dürfe.

Ueber den zweyten Theil der Abhandlung S. 23. folg. hat Rec. nichts zu sagen; da der Vf., der bis jetzt zu den Schriftstellern gehört, deren letzte Schrift immer auch die beste ist, und der auch hier, wie der skeptische Ton gegen das Ende beweist, die Untersuchung keineswegs abschliessen wollte (S. 27. 45.[b]), sich, wie die Briefe über den Religionsindifferentismus beweisen, seitdem auf einen höhern Standpunkt erhoben hat (S. 142. 143. folg.). Diese Briefe über Religions-Indifferentismus sind ein Werk von grosser Wichtigkeit für die Religionswissenschaft, um die sich [52] Hr. Niethammer schon durch die vortreffliche Entwicklung aller Bedingungen des Beweises, dass eine gegebene Urkunde wirklich Offenbarung sey, in seiner Schrift über Religion als Wissenschaft ein grosses und unvergessliches Verdienst erworben hat. Durch diese Briefe hat er zugleich ein in mehr als einer Rücksicht musterhaftes Beyspiel aufgestellt, wie man die kritische Philosophie mit Geist anwenden, und populär vortragen solle. Der Styl hat nicht nur alle Vorzüge, welche wir auch in der ersten Abhandlung bemerkten: er erhebt sich auch oft mit Wärme, doch ohne leidenschaftlich zu werden, der Erhabenheit der Gegenstände gemäss. Er ist überdem lebhaft dialogisirt; und die Gegner werden hier nicht blos pro forma redend eingeführt: sie sagen die tüchtigsten Gründe, die ihre Meynung hat, in den stärksten Ausdrücken. Belege für dies Urtheil können wir des Raums wegen nicht anführen; auch ist die ganze Schrift Beleg. Dass der Vf. seine philosophischen Talente gerade diesem Gegenstande widmete, darf selbst der entschiedenste Religionsindifferentist, dessen Meynungen hier

a) Aussprüche A b) 54.

doch theils[a]) widerlegt, theils berichtigt werden, nicht bedauern; wenn er nur ein Patriot ist. Denn der Zustand der Religion und Theologie, die nun einmal da sind, ist von dem ausgebreitetsten Einfluss auf die [53] deutsche Cultur überhaupt. Wenn bey keiner andern gebildeten Nation so viele Philosophen ursprünglich Theologen waren, und immer einen Anstrich davon behielten: so giebts auch wohl bey keiner andern so viele Theologen, die Philosophen sind. Schon der Protestantismus, und in unserm Jahrhundert, die Ausbildung der ächten Exegese und biblischen Kritik sind Andeutungen, dass diese merkwürdige Seite der menschlichen Natur gerade in Deutschland, wo der ausgezeichnete Tiefsinn und die Herzlichkeit der Nation die standhafte Erhebung zu Ideen begünstigt, vorzüglich ausgebildet werden solle, selbst die mannichfachen, durch ihre Inconsequenz gewöhnlich bey (716) beiden Partheyen verhassten Versuche der Neologen, die positive Religion philosophisch zu behandeln, beweisen doch wenigstens das Streben des Ganzen, zum Bessern fort zu schreiten. Wie nützlich ist es daher, wenn ein Philosoph von dem strengen Prüfungsgeiste des Vf. bey einer solchen Höhe des Gesichtspunkts, und mit diesem Interesse an seinem Gegenstande, seine Musse dem Anbau und der Aufsicht dieses Gebiets ausschliessend widmet! Um so mehr, da Religion und Theologie wegen des selbst dem freyen Glauben ursprünglich anklebenden Scheins der Objectivität der steten und scharfen Censur des[b]) kritischen Philosophen so sehr be-[54]dürfen. Schon das Wort Glauben hat die gefährliche Nebenbedeutung einer Ueberzeugung von der Wirklichkeit, dem Daseyn des Gegenstandes. Auch übt der Vf. diese Censur wachsam, und erklärt sich schlechthin gegen jede theoretische Religion (S. 130.). Wie sehr er in den Geist der Kantischen Moral eingedrungen sey, kann die Stelle S. 119. 120. beweisen, wo er sie eine Totalreform nennt; „ihr grösster Vorzug bestehe darinn, dass sie aus dem Begriff der moralischen Handlung alle Passivität verbannte.“ Ferner die vortreffliche polemische Stelle im 6ten Brief gegen gewisse sehr verbreitete Vorstellungen von der Freyheit des Willens als einem absoluten Vermögen der empirischen Vernunft, der empirischen Willkühr. Man muss damit einige sehr merkwürdige Aeusserungen über denselben Gegenstand in Kants Einleitung zu den metaph. Anfangsgründen der Rechtslehre vergleichen. — Doch wäre zu wünschen, dass der Vf. seine eignen positiven[c]) Behauptungen über die praktische Freyheit bey einer neuen Ausgabe seines Werks von neuem prüfen möchte, da sie nicht frey von Verwirrung und Missverständniss zu seyn scheinen. — Wenn, wie er behauptet, nur dem transcendentalen Subject absolute Freyheit beygelegt werden kann, die er dem empirischen mit dem vollsten [55] Recht und den bündigsten Beweisen abspricht;

[a]) doch theils hier [b]) der [c]) *fehlt*

wenn die praktische Selbstbestimmung durchaus nur mittelbar seyn kann: so giebts überall keine Praxis, d. h. Bestimmung des Empirischen durchs Absolute. Eine durchaus nur mittelbare Selbstbestimmung enthält schon einen innern Widerspruch: es wäre gar keine Selbstbestimmung, und kein Selbst. Alle Vermittlungen sind empirisch: man kommt dem Absoluten dadurch um nichts näher, und bleibt immer in den Schranken. Daraus würde folgen, dass die Schranken absolut wären, das Ich aber relativ. So ist es im theoretischen Gebiet. Giebt es ein praktisches Gebiet, und eine praktische Aufgabe, die nicht an das reine Ich ergehen kann S. 152.: so muss es auch ein praktisches Ich geben: denn von dem empirischen Subject, als solchem, dessen Selbstthätigkeit durch Naturgesetze beschränkt ist, gänzliche Vernichtung aller Schranken absolut zu fodern, wäre widersprechend. Das praktische Ich ist das absolute, in so fern es das empirische bestimmt, oder umgekehrt. Die Möglichkeit dieser Bestimmung, die nur unmittelbar seyn kann, worauf es hier eigentlich ankömmt, folgt von selbst, wenn das reine Ich, wie der Vf. (S. 142. 143. 152.) zu-(717)giebt, absolut ist. Es giebt dann keine Schranken, als die es sich selbst gesetzt [56] hat, also auch wieder durch sich selbst muss aufheben können. Wird von der Zeit abstrahirt, wie in praktischer Rücksicht davon abstrahirt werden muss und soll: so ist die Macht des Willens unendlich. Ein einziger synthetischer Entschluss kann als erstes Glied einer unendlichen Progression von steten Freyheitserweiterungen die Ursache der gänzlichen Vernichtung aller Schranken seyn. Wie könnte die Kraft beschränkt seyn, deren Product absolut ist? Freylich aber darf man nicht, wie so häufig geschieht, was nur fürs praktische gilt, auch aufs empirische Subject übertragen. Der Vf. hat es ins hellste Licht gesetzt, dass in diesem nichts absolut ist (S. 151.), und dass wir uns nicht, wie mit einem Schwerdtstreich, heilig machen können. Es giebt gewiss keinen grössern Unsinn, als zu sagen: „So eben habe ich mich durch reine Vernunft selbst bestimmt." Selbst bey der Würdigung eines empirischen Subjects darf daher die Freyheit nicht als Erklärungsgrund vorausgesetzt werden: d. h. die Zurechnung ist in der Geschichte und in der Beurtheilung sittlicher Phänomene ganz unstatthaft. Die Reue ist als seynsollende Einsicht, dass wir anders hätten handeln können, zwar auch eine blosse Täuschung; lässt sich jedoch, als praktisches Gefühl, ver-[57]theidigen. Die Bedingung ihrer Sittlichkeit, wie aller Gefühle, ist die Schönheit.

Um noch weiter zu beweisen, dass Rec. nicht deshalb dem Vf. Geist der kritischen Philosophie beygelegt habe, weil er etwa seine eigne Meynung durchgängig in ihm[a]) wieder fand, und um einen oder den andern Leser und auch den Vf. selbst vielleicht

[a]) in ihm: *fehlt*

zu einer vielseitigern Prüfung des prüfungswürdigen Gegenstandes zu veranlassen: trägt er seine Zweifel auch gegen die Behauptung vor, welche der ganzen Untersuchung, ob Religion Pflicht sey oder nicht, als ausgemacht zum Grunde gelegt wird: dass nämlich die Religion willkührlich sey. Dem Rec. scheint sie mehr eine beneidenswürdige[a]) Belohnung als ein pflichtmässiges Hülfsmittel der Tugend. Er ist vollkommen damit einverstanden, dass die Religion ein Product der Freyheit sey, und dass alles, was nicht Product der Freyheit ist, jenen Namen nicht verdiene. Ja er getraut sich den Satz zu behaupten: Je freyer, je religiöser; wenn man den letzten Ausdruck nicht auf die Quantität der Religion (an der die Menschen glauben, nie zu viel thun zu können), sondern auf die Qualität bezieht. Wenn aber die einzelne Religionsäusserung gar keine für sich bestehende Handlung, sondern ein wesentlicher Bestandtheil eines einzigen und unzertrennlichen Acts ist; [58] der gesammte religiöse Zustand eines Individuums hingegen durch das Maass seiner wirklichen Moralität, durch den Grad[b]) seiner Annäherung zum Ziel der Sittlichkeit bestimmt wird: so ist es eben so widersinnig, sich einen Gott zu machen, d. h. erkünsteln zu wollen; als zu glauben, man könne die Religion für sich cultiviren und veredeln, oder durch sie den Menschen moralisiren; denn zähmen kann man ihn allerdings, so (718) lange er noch ein knechtisches Halbthier ist, durch die Furcht vor einem allmächtigen Herrn, und den Glauben an einen absoluten Buchstaben. In einem andern Sinne des Worts ist aber jeder Gott, dessen Vorstellung der Mensch sich nicht macht d. h. frey hervorbringt, sondern geben lässt, diese Vorstellung mag übrigens noch so sublimirt seyn, ein Abgott. Um das Sittengesetz zu erfüllen, weil es Gesetz ist, muss der Handelnde sich dasselbe als Gesetz im strengen Gegensatz gegen die Wünsche und Einfälle seiner Willkühr, d. h. als Gebot eines allmächtigen, allgerechten und allwissenden Gesetzgebers, denken; welches ein einziger untheilbarer Act ist. Soll diese Vorstellung den Menschen nicht zermalmen, und in Tugendtödtende Geistesknechtschaft stürzen: so muss er schon in dem Maasse selbstständig seyn, dass er seine Menschheit auch gegen eine feindliche Allmacht kämpfend behaupten könnte. Soll [59] das Freyheitsgesetz nicht zum Naturgesetz für ihn werden: so muss seine Natur schon frey seyn. Ehe der Mensch also reif wird, seine Pflicht um der Pflicht willen zu thun, welches wohl noch nicht für den höchsten Gipfel der sittlichen Bildung gelten kann, muss er schon eine frühere Stufe derselben durchgangen[c]) seyn, welches wohl nicht die erste seyn kann, da die Erfahrung im Grossen und Kleinen lehrt, dass die Cultur zur Sittlichkeit mit der Zähmung der Thierheit den Anfang nehmen[d]) müsse. Es wäre sehr zu wünschen,

a) beneidenswerthe b) Grund c) durchgegangen d) machen

dass der Vf., der den Gedanken, dass der wirkliche Mensch nicht alle Schranken plötzlich überspringen, sondern nur Schritt vor Schritt überwinden könne, so befriedigend und lichtvoll entwickelt hat, hierin den allmählichen Gang der menschlichen Natur zu erforschen, und die wesentlichen Stufen der sittlichen Bildung zu bestimmen suchte. Es muss für jede derselben, wenn dieser Ausdruck nicht zu kühn ist, eine eigne Religion geben; d. h. es muss einer jeden auch eine Stufe der religiösen Bildung entsprechen. Nun ist es[a]) aber gerade eine charakteristische Eigenschaft des *Christianismus*, der unsrer Religionswissenschaft doch am nächsten liegt, und vielleicht eine wesentliche Eigenschaft jeder katholischen Religion, allen alles seyn zu wollen, und für jede Stufe der sittlichen Cultur vom Halbthier bis zum [60] Weisen auf angemessene Art zu sorgen. Schon darum ist der Christianismus vorzüglicher als andre Religionen, welche ihren Ansprüchen auf Universalität nicht Genüge leisten konnten, weil sie aus zu einfachen Bestandtheilen entstanden waren. Auch wäre zu wünschen, dass der Vf. in dem Fortgange seines interessanten Werks auch auf die etwanigen Einwürfe eines solchen Indifferentisten Rücksicht nähme, der es gar nicht gegen die Religion selbst, aber gegen alle öffentlichen Religionsübungen wäre, weil er die *Mittheilbarkeit* der ächten Religion bezweifelte.

Weisshuhn's Beyträge zur Synonymistik lassen den frühzeitigen Tod dieses feinen Kopfs, dem es gar nicht an eignem Geist fehlte, sehr bedauern. Wie viel Gutes hätte er nicht noch vielleicht für die Ausbildung einer wissenschaftlichen Grammatik, für de-(719)ren Werth und Würde man in Deutschland, wo sich manche günstige Umstände dazu vereinigen, Sinn zu haben scheint, und welche unstreitig auch einer der Vorzüge ist, wodurch sich eine gebildete Nation von einer blos verfeinerten unterscheidet, leisten können! Welche Vortheile hätte ihm dazu die kritische Philosophie gewähren müssen, da er über dieselbe nicht verlernt hatte, selbst zu denken, und sich um genaue Sachkenntnisse zu bemühen! [61] Er scheint hier ganz in seinem eigentlichen Felde gewesen zu seyn. Jedoch ist auch hier die allgemeine Einleitung schwächer als das Besondre. *Und die Sätze und Gegensätze zur Grundlegung eines neuen Systems der Philosophie* im VIten[b]) Stück sind im Ganzen genommen nur ein Beweis mehr von der Gewalt, die der herrschende Ton des Zeitalters auch über bessere Köpfe ausübt, indem er sie oft aus ihrer eigentlichen Sphäre zieht. Einzelne auch im Ausdruck sehr glückliche Stellen, wie S. 89. 90. 97., sind jedoch eine vollgültige Rechtfertigung der öffentlichen Bekanntmachung dieses Bruchstücks; und wenn der übrige Nachlass ähnliche Stellen enthält, so kann die Mittheilung derselben nicht überflüssig scheinen.

[a]) Nun es ist [b]) vierten

Erhards Apologie des Teufels empfielt sich sehr durch die leichte Behandlung. Nachdem der Vf. in der Einleitung die Paradoxie seines Unternehmens, nach der Denkart der feinen Welt betrachtet hat, wird S. 108. gesagt: „die Allgemeinheit des Glaubens an den Teufel beweise wenigstens, dass, im Falle er auch nur eine Illusion wäre, er doch beynahe eine dem Menschen eigenthümliche Illusion seyn müsse;“ und nach S. 111. ist das Daseyn positiver Bosheit bey dem gesunden Menschenverstande entschieden. Dies wird weiter unten dahin ein-[62]geschränkt, dass die christli-(720)che Religion zuerst das Ideal der Bosheit richtig dargestellt habe. „Daher treffe man auch vor Christi Geburt bey keinem Volke einen Teufel an“. (S. 129.) Das Vorzüglichste in dem ganzen Aufsatze ist wohl die Entwicklung der Maximen[a]) des Teufels. Ueberhaupt fehlt es diesem Schriftsteller nicht an sinnreichen Einfällen; wohl aber an bündiger und strenger Methode. Daher würde eine zergliedernde und detaillirte Prüfung die Mühe nicht belohnen. Ueber die dem Vf. mit mehreren gemeinschaftliche Vorstellung[b]) von der praktischen Freyheit hat Rec. nach dem, was Hr. Niethammer in den Briefen über Religionsindifferent., und Kant in der Einleitung zur Rechtslehre, dagegen erinnert haben, nichts hinzu zu setzen. Die dem Vf. ebenfalls mit vielen gemeinschaftliche Manier zu postulieren, hat Schelling in den Briefen über Krit. und Dogm.[c]) ins hellste Licht gesetzt.[d])

(721) [e]) Das Resultat der Untersuchung ist: „dass die Existenz des Teufels für die praktische Vernunft gleichgültig; der Begriff des Teufels aber demungeachtet[f]) für die Moralität sehr wichtig sey“ (S. 135 fg.) Durch den Beweis nämlich, dass nur Ein Wesen mit Freyheit höchst boshaft seyn könne, entstehe ein Interesse der theoretischen Vernunft für die Maximen der prak-[63]tischen, indem diese allein von allen Menschen consequent befolgt werden können. Daraus entspringe der Begriff des Rechts, der seiner Möglichkeit nach von der Moral abhängig sey. Ist dies der Fall, so ist die Rechtslehre ein Theil der Moral, wenn anders alle Bestimmungen und Beschränkungen des ersten Grundsatzes einer Wissenschaft in den Umkreis derselben gehören, und die blosse Bedingung eines Positiven keine eigne Wissenschaft begründen kann. Die Trennung beider Wissenschaften ist alsdann bloss willkührlich, wie sie auch in Maimon's gleich darauf folgendem Aufsatze über die ersten Gründe des Naturrechts im II. Heft ist. Nach Maimon ist nämlich das Naturrecht die Wissenschaft von den, durch das Moralgesetz a priori bestimmten, nothwendigen und

[a]) Maxime [b]) gemeinschaftlichen Vorstellungen [c]) Kriticismus und Dogmatismus [d]) gesetzt. (Die Fortsetzung folgt.) A. [e]) Allg. Lit. Ztg. Nro. 91: „Neu-Strelitz, in der neuprivilegirten Hofbuchh.: Philosophisches Journal etc. her. von F. J. Niethammer etc. (Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)“ A. [f]) *fehlt.*

allgemeingültigen scheinbaren Ausnahmen von demselben (S. 142.). Ueber das Scheinbare hat der Vf. sich nicht weiter erklärt; auch verliert sich dieses Merkmal allmählich, je tiefer man in den Aufsatz hinein kommt. Wie es Ausnahmen von einem Moralgesetz geben könne, welches (nach S. 151.) ein kategorischer Imperativ ist, dem in keinem Falle zuwider gehandelt werden darf, dessen Möglichkeit sich jedoch (nach S. 142.) auf die Annahme eines Triebes im Menschen zur Allge-[64]meingültigmachung seines Willens gründet, ist nicht begreiflich. Ein einiges praktisches Gesetz, welches nicht erfüllt (gebraucht ist ein sehr unschicklicher Ausdruck) werden kann, ohne zugleich übertreten zu werden, würde sich selbst annihiliren. Etwas andres wäre es freylich, wenn sich das Recht aus der gegenseitigen Beschränkung mehrerer coordinirter praktischer Gesetze ableiten liesse. Maimon hat also das Recht eben so wenig deducirt, wie die neuern Rechtslehrer, denen er dies, vielleicht nicht ohne Grund, aber doch ohne gehörige Belege, Schuld giebt (S. 143.). Sehr auffallend zeigt es sich auch in (722) dieser Zeitschrift an einer Menge der verschiedenartigsten Abhandlungen über Gegenstände der Rechtslehre, deren Vergleichung[a]) dem Beobachter zu merkwürdigen Folgerungen Anlass giebt[b]) wie sehr gerade dieses Gebiet jetzt ein vorzüglicher Tummelplatz der philosophirenden Vernunft ist. Aus dem akademischen Bedürfniss oder dem herrschenden Ton eines revolutionären Zeitalters lässt sich das Phänomen schon darum nicht allein erklären, weil die Thätigkeit und die Uneinigkeit sich gerade in dem Wissenschaftlichsten und Allgemeinsten, der[c]) Deduction des Grundbegriffs und besonders der[c]) Gränzbestimmung der Wissenschaft am stärksten äussert. Es scheint also eine [65] Indication zu seyn, dass hier mehrere Knoten des verschlungnen und verwickelten Gewebes der Philosophie zusammentreffen mögen. Aus der Vergleichung der verschiedenen Gränzbestimmungen des Naturrechts in dieser einzigen Sammlung erhellt wenigstens, dass die Selbstständigkeit und specifische Verschiedenheit dieser Wissenschaft noch keineswegs ausgemacht sey. Die Entstehungsgeschichte ihrer Form könnte auf den Gedanken leiten, dass sie wohl nur gar ein durch äussre Umstände und Bedürfnisse gebildetes wissenschaftliches Aggregat sey, wie so viele andre angebliche Wissenschaften (Vergl. Niethammers Bemerkungen über den Gebrauch der Ausdrücke Theoretisch und Praktisch im XII.[d]) Heft S. 340), welche ein Philosoph, der sich auch für die Vollkommenheit der scientifischen Formen mit Rigorismus interessirte, doch einmal in ein Verzeichniss der Wissenschaften, welche keine sind, zusammentragen sollte. So lange die Philosophie noch die Episoden vom epischen Gedicht entlehnen muss: darf man wohl voraussetzen,

[a]) Vergleichungen [b]) geben [c]) in der [d]) 2ten

dass sie mit ihrer Classification nicht im Reinen sey. Vielleicht aber, und dies ist wohl das Wahrscheinlichere, ist die Rechtslehre nur ein Theil einer andern, von der Moral aber verschiedenen, Wissenschaft; denn von [66] dieser wollen sie wenigstens alle trennen, wenn es gleich den meisten entschieden mislingt. — Es ist kein gutes Zeichen, wenn sich in dem Bezirk einer Wissenschaft häufig offenbar fremdartige Bestandtheile finden, andre offenbar verwandte ausgeschlossen bleiben. Wenn der Rechtsgrundsatz, wie Erhard behauptet, die Form der politischen Gesetze, aber nur diese bestimmen soll: so gehört die Theorie der Gesetzgebung zur Rechtslehre, enthält aber mehr als sie. Erhards Erster Beytrag zur Theorie der Gesetzgebung im VIII. Heft kann wenigstens zur Genüge zeigen, wie unbestimmt und schwankend sie bleiben müsse, wenn man den Inhalt der Gesetze bloss moralisch oder technisch bestimmen will. Woher soll ihr nun aber der Inhalt kom-(723) men, wenn sie keine bloss technische Theorie ist? Dies leitet auf die Vermuthung, dass ihr Inhalt aus einer Wissenschaft bestimmt werden müsse, deren Theil die Rechtslehre sey. Die eigentliche Grundlage der sehr reichhaltigen Neuen Deduction des Naturrechts im IV. Heft des II. Jahrg. ist die Voraussetzung, S. 181. §. 15. dass der Mensch „in einem Reich moralischer Wesen“ sey. Diese Voraussetzung wäre also vor allen Dingen zu deduciren gewesen, welches hier aber[a]) eben so wenig ge-[67]schehen ist, als in Schaumann's Versuch im XI. Heft S. 56. Dagegen ist die an sich scharfsinnige praktische Deduction des Lebens §. 8. 9. hier eine Episode. Die Moral scheint dem Vf. für eine allgemeine praktische Philosophie zu gelten, deren specifische Verschiedenheit mit Bestimmung ihrer Gränzen zu erweisen war. Was sich gegen die Trennung der antithetischen Pflichtwissenschaft und Rechtswissenschaft sagen liesse, übergeht Rec., da es ohne Zweifel mit höhern speculativen Meynungen des Vfs. zusammenhängt. Die Resultate dieser Indicationen[b]), worinn entweder alle, oder mehrere und zwar vorzüglich scharfsinnige und sonst sehr verschiedene Schriftsteller über die Rechtslehre in diesem Journal übereinstimmen, sind in kurzem folgende: 1) der Rechtsgrundsatz ist unabhängig von der Moral; 2) er ist nicht bloss technisch nützlich, sondern praktisch und absolut nothwendig; 3) er ist nur die Bedingung und Beschränkung eines positiven Gesetzes; 4) die Möglichkeit des Rechtsgesetzes beruht auf dem Begriff einer Gemeinschaft freyer Wesen. Am bestimmtesten ist dieses gesagt in der Recension von Kant zum ewigen Frieden im I. Heft des II. Jahrg. S. 85. —

Das Wort Naturrecht hat allein in diesem [68] Journal drey ganz verschiedene Bedeutungen: 1) Naturzustandsrecht; 2) Menschennaturrecht; 3) Recht des Menschen über die Natur. Sollte es nicht

[a]) aber hier [b]) Indication

gut seyn, das Wort wenigstens aus philosophischen Schriften, die nicht zu akademischen Vorlesungen bestimmt sind, als Benennung der ganzen Wissenschaft zu antiquiren; da ausser jener Vieldeutigkeit, die vielleicht auch die Sprachrichtigkeit in einigen Bedeutungen beleidigt, eine solche Abbreviatur des Ausdrucks für die Benennung einer strengen Hauptwissenschaft unschicklich ist? Das von Kant gebrauchte Rechtslehre ist wissenschaftlicher und sprachähnlicher.

Maimons Abhandlung im V. Heft: Ueber den Gebrauch der Philosophie zur Erweiterung der Erkenntniss, enthält nach einer allgemeinen Einleitung ein vorläufiges Bruchstück eines grössern Werks, unter dem Titel: Vervollkommnung des Erfindungsvermögens durch die Mathematik (S. 18 folg.). In dieser allgemeinen Einleitung (S. 1—18.) wird das wissenschaftliche Genie mehrn durch Scherze von der nicht feinen Art (S. 12. 15.) als durch Gründe herabgewürdigt, und behauptet, aber ohne Beweis, dass die in Belagerungsstand erklärte Philosophie, in der es, überhaupt keine reale Erfin-[69]dungen gebe, mit ihrer Vertheidigung gegen die neuern Skeptiker zu sehr beschäftigt sey, als dass man Methoden zur Erweiterung unsrer Erkenntniss von ihr erwarten dürfe (S. 16.). (724) Der Vf. will hingegen die Erfindungsmethoden von der Mathematik und Physik abstrahiren, und auf die Art die Möglichkeit der Sache durch das Factum selbst beweisen. Da er alles, was daraus gefolgert wird, schon in die willkührliche Definition des Erfindens (S. 7. 10.) hineingelegt hatte: so ist die Untersuchung eben nicht sehr lehrreich. Da er nur von einem analytischen Erfinden weiss: so glaubt er natürlich, dass man, wenn die Methode nur vollkommen wäre, das Genie würde entbehren können.

Skeptisches konnte Rec. in beiden Maimonschen Abhandlungen nichts finden; man müsste denn Einfälle und Machtsprüche, die das Verfahren andrer tadeln, oder das Erkenntnissvermögen selbst bloss beschränken sollen, für skeptisch halten. Schwerlich hätte man diesen Schriftsteller für einen Skeptiker gehalten, da doch die diagnostischen Zeichen seines Empirismus überall so sichtbar am Tage liegen, wenn das Bedürfniss nicht so äusserst dringend gewesen wäre. Darum gab eine Reihe oft mehr naiver als philosophischer Fragen und Zweifel hinreichenden Anspruch auf diesen Namen; wie [70] ehedem schon der häufige Gebrauch jener Lieblingsworte der Geisteshalbheit: Vielleicht, Beynahe, Ungefähr u. s. w. Rec. erwartet den Einwurf, dass jeder andre Skepticismus, ausser diesem neuen Skepticismus unsers Jahrzehnds, Unsinn sey. So lasse man denn, nach dem Gesetz der Sparsamkeit, die überflüssige Benennung des Skepticismus gänzlich eingehen! Entia praeter necessitatem non sunt multiplicanda. Auffallend war es ihm, dass der Recensent von Städlin's Geschichte des Skepticismus im III. Heft die merkwürdige Definition des Vf. vom Skepticismus nur mit einem kurzen Machtspruch abfertigt. Sie hat freylich einen grossen Fehler:

aber es ist doch ein Gedanke, und gerade der einzige bedeutende, der in der Rec. citirt wird. Sie lautet: „Der Skepticismus ist ein System von Grundsätzen, welches sowohl jedes System der Erkenntniss als auch sich selbst zernichtet (S. 278.)." Das Merkmal *System* hier in diesem Zusammenhange ist nur[a]) so einer von den Misgriffen, an denen man gleich den ganzen Mann erkennt. Indessen dürfte jemand, der hier rein historisch urtheilen wollte, die Definition auch nach dieser Verbesserung als *nicht charakteristisch* verwerfen, und sie auf jede schon vergangne Philosophie passend finden.

[71] *Schellings Briefe über Kriticismus und Dogmatismus* im VII. und XI. Heft sind durch Gehalt und Form eine der merkwürdigsten Erscheinungen der neuern philosophischen Literatur. Um seinen hinreissenden Vortrag kennen zu lernen, mag der Leser, welcher bis jetzt versäumt, sich mit diesen Briefen bekannt zu machen, nur folgende auch in Rücksicht auf Gedanken und Geist sehr vortreffliche und charakteristische Stellen gegen abschliessende Systematiker und Moralisten, die einen sehr niedrigen Standpunkt für den höchsten halten, nachschlagen: St. XI. S. 185. 186. 209—213. Obgleich man in einigen Stellen noch zu sehr an *Jakobi* erinnert wird: so geht der Vf. doch im Ganzen auch im Stil durchaus seinen (725) eignen Gang. Die Seele seiner Philosophie ist jener Sinn, jene Begeistrung für ganzes, freyes Seyn, welche von jeher die Grössten der merkwürdigen Menschenart[b]), die wir Philosophen nennen, charakterisirte. Mit der Foderung absoluten Daseyns, und der Realität des Wissens beginnt diese Philosophie und nachdem der theoretisch unauflösliche Knoten *rein praktisch* aus Willkühr nach Gefühl durch die That *zerhauen* ist, endigt sie damit, dass sie der müssigen Speculation gänzlich entsagt, und ins thätige Leben zurückkehrt (s. das Ende der Br.). Da-[72]her der Geist der Fortschreitung und Freyheit, die Vorliebe für alles Handelnde und Lebendige. Daher die polemische Tendenz aus reiner, starker Antipathie vorzüglich gegen Inconsequenz und Passivität, überhaupt aber gegen Beschränktheit jeder Art, und in sofern sie das ist, auch gegen alle *Theorie*. Für den Kenner liegt es schon in dem Gesagten, dass diese Philosophie ganz im vollen[c]) Ernst recht *paradox* sey, und warum sie es sey. Es lässt sich denken, wie übel man das genommen hat, da für so viele schon das die ärgste Paradoxie ist, wenn jemand Geist und Charakter hat. Möchten sie doch nur einmal den Versuch machen, ohne Paradoxie nicht bloss zu räsonniren, sondern wirklich zu philosophiren. Rec. bekennt dagegen, dass er an einem Philosophen, der, wie Hr. *Schelling*, überall Gradsinn, scharfes Urtheil, bedeutenden Witz und eine männliche Seele blicken lässt, Paradoxie für ein Zeichen der

[a]) nun [b]) Menschen [c]) vollem A

günstigsten Vorbedeutung hält. Wenn Rec. noch hinzufügt, dass jede neue Schrift des Hn. S. über seine eigentliche Philosophie bis jetzt die vorige an Gehalt und Ausdruck ungemein weit übertroffen habe: so wird wohl kein Unbefangner es zu viel gesagt finden, dass die deutsche Literatur in ihm einen ihrer vorzüglichsten Schriftsteller erwarten dürfe. Es müsste sich einem [73] nur verständigen und billig denkenden Manne, wenn er auch für seine Person der Speculation noch so abgeneigt wäre, ganz klar machen lassen: dass nicht bloss die Philosophen paradox sind (wie das Beyspiel der Grössten beweist), sondern dass die Philosophie selbst es sey. Wenn er nur zugiebt, dass die Anlage zur Philosophie eine eigne Kraft und nothwendige Seite, nicht bloss eine Krankheit und Verirrung der menschlichen Natur ist: so wird er, da es allen einleuchtet, dass jede Kraft nur durch sich selbst gebildet werden kann, auch den Satz zugeben müssen: je kräftiger, je einseitiger; je philosophischer, je paradoxer. Hoffentlich wird den Vf. weder das bey Einigen erregte Misfallen noch irgend eine andre Rücksicht abhalten, seiner Individualität völlig freyen Lauf zu lassen; wo möglich noch mehr als bisher. Denn mit dem Individuellsten würde er unfehlbar auch das Beste wegschneiden. Um jedoch nicht das Ansehn zu haben, als ob wir wider Gewissen und Amtspflicht dem Vf. Vernachlässigung der Disciplin empföhlen, äussern wir den Wunsch, dass er in den angestrengtesten mannichfachsten Uebungen nicht ermüden möge, bis er alle Theile der unauslernbaren logischen Kunst, in der auch der grösste Meister immer unvollkommen bleibt, eini-(726)germassen in seiner Gewalt hat. Dann wird es [74] Zeit seyn, seine Philosophie im Einzelnen zu prüfen. Diese Kunst ist nicht an die Förmlichkeit dieser oder jener Methode gefesselt, wogegen Sch's Philosophie einen charakteristischen Indifferentismus äussert. Sie verträgt sich mit jeder, auch der individuellsten, Form. Gewiss würde es für den Vf. sehr unvortheilhaft seyn, wenn er in der praktischen Philosophie, welche für ihn doch nur der Geist der Praxis seyn kann, eine andre Form wählen wollte, als die freyeste und individuellste.

Wenn Rec. in[a]) Betreff der Schmidischen Bruchstücke über die Philosophie und ihre Principien derselben im X. Heft, und Fichte's Vergleichung des darinn[b]) aufgestellten Systems mit der Wissenschaftslehre im XII. Heft freymüthig erklärt, dass er nach wiederhohlter Prüfung überzeugt sey, Hr. Fichte habe Hrn. Schmid vollkommen verstanden: so leuchtet von selbst ein, dass er in philosophischer Rücksicht, der einzigen, welche hier Statt finden kann, über die erste Abhandlung und über den polemischen Theil der Gegenschrift nichts zu sagen habe. Die populäre Darstellung der Principien der Wissenschaftslehre

a) im b) darinnen

(S. 286—315.), welche allen Freunden derselben so willkommen gewesen ist, vollständig prüfen, hiesse beynah die [75] Wissenschaftslehre selbst beurtheilen, die doch auch ein Gegner, wenn er nur ein Philosoph ist, unter die kleine Zahl derjenigen Produkte des philosophischen Geistes rechnen wird, welche das anhaltendste und tiefste Studium erfodern und belohnen. Eine Beurtheilung aber bleibt eben deshalb immer ein schweres Geschäft, dessen leichtester Theil die Widerlegung der gewöhnlichen empiristischen Einwürfe, — der wichtigste aber die Prüfung des Einzelnen nach dem Zweck und Zusammenhang des Ganzen seyn würde. — Die Untersuchung der einzigen Erklärung: „dass Kant dieselbe Frage (von der F. ausgeht) in ihrer ganzen Ausdehnung aufgenommen, sie beantwortet, und sie gerade so beantwortet habe, wie die Wissenschaftslehre thut“ (S. 296.); würde ein eignes Werk erfodern. Da eine sich selbst verläugnende Gerechtigkeitsliebe und aufrichtige Ueberzeugung, welche sich gewiss auf etwas Tüchtiges gründet, den Vf. einmal zu dieser eigentlich[a]) anticipirten und ganz exoterischen Behauptung veranlasst haben: so kann Rec. nicht umhin, den Wunsch zu äussern, dass F. selbst, oder ein andrer Kenner der Wissenschaftslehre recht bald Musse und Neigung finden möchte, einen vollständigen Beweis dieser Behauptung darzulegen. Nicht etwa, um zu zeigen, [76] was vielleicht nicht schwer zu zeigen seyn mag: dass viele Kantianer Kanten wirklich nicht verstanden haben; noch auch um das Verständniss der Wissenschaftslehre durch den Gegensatz zu erleichtern: denn für die, welche sie verstehen sollen und können, ist sie wohl schon verständlich genug. Sondern um zu verhüten, dass die Auslegung Kants nach dem Geist, auf die sich jetzt wahrscheinlich viele legen werden, da sie's inne zu werden scheinen, wie übel ihnen die Auslegung nach dem Buchstaben bekommen sey, nicht gesetzlos und (727) willkührlich werde. Eine solche Auslegung aber würde, nicht bloss nach dem Vorurtheil des Pedanten, sondern auch nach dem Sinne des ächten Philosophen[b]), so gut als gar keine seyn. Möchte uns Hr. F. nur wenigstens seine Theorie über Geist und Buchstaben, die mit dem Innersten und Eigensten seiner Philosophie wesentlich zusammenhängen muss, bald mittheilen; damit sich ungefähr übersehn liesse, wie er den Beweis jener Behauptung nach diesen Grundsätzen führen würde! Diese Behauptung ist zwar bloss exoterisch und unwesentlich, weil die Wissenschaftslehre auf sich selbst beruht. Indessen ist es doch von der äussersten Wichtigkeit für das Interesse der Wissenschaftslehre, dass sich hier keine Autorität einschleiche; und dass auch nicht einer [77] sich für einen Anhänger derselben halte und ausgebe, der, um sie wahr zu finden, sie auch mit Kants Lehre in Harmonie bringen müsste. Jede Philosophie, und wenn sie auch

[a]) *fehlt* [b]) Philologen A

ganz Geist wäre, ist, sobald sie sich ausbreitet, der Gefahr ausgesetzt, durch die Formularphilosophen in Buchstaben verwandelt zu werden. Nicht anticipirt wird die Frage von der Harmonie oder Disharmonie Kants und Fichte's erst dann heissen können, wenn eine philosophische Geschichte der Philosophie nicht bloss möglich, sondern auch wenigstens die Gesetze der historischen Kritik für dieselben wirklich entwickelt seyn werden. Uebrigens zweifelt Rec. gar nicht, dass Kant gerade dieselbe Frage vor Augen gehabt hat, auf welche die Wissenschaftslehre die Antwort enthalten soll; wie wohl alle Philosophen, die den Namen verdienen, sie vor Augen gehabt haben. Gesetzt, es liesse sich zeigen: dass Kants Philosophie erst durch die Wissenschaftslehre Haltung und Sinn bekomme; dass jene die Principien dieser im Keim und implicite enthalte: so liesse sich dagegen immer noch einwenden: dass wir auch den Spinoza und Leibnitz jetzt besser verstehen können, als sie sich selbst verstanden; und zweifeln: Ob Kant sich auch selbst gerade so verstanden habe? Es müsste also bewiesen werden nicht etwa bloss: dass Kant auf den Weg gedeutet, [78] wo die Antwort zu suchen sey, und dass er, wenn er auf demselben weiter gegangen wäre, dahin gekommen seyn würde (welches doch nicht leicht zu beweisen seyn dürfte); sondern auch: dass er die Antwort selbst gefunden und sammt ihrer Rechtfertigung bestimmt gesagt oder doch gewusst habe. Wenn die Methode auf den Charakter einer Philosophie besonders dann am sichersten schliessen lässt, wenn sie entweder so eigenthümlich und geistvoll wie die Kantische, oder in ihrer Art so vollkommen und ein gehorsames Werkzeug in der Hand des Meisters ist, wie die Fichtische: so deutet dies auf Verschiedenheit nicht bloss im Buchstaben, sondern im Geist. Auch lässt sich diese Verschiedenheit der Methode nicht allein aus der Verschiedenheit der Sphäre erklären: (728) denn die Wissenschaftslehre hört zwar auf, wo die Kritik der reinen Vernunft anfängt, aber Fichte und Kant sind oft genug auf demselben Gebiete[a]).

(729) [b]) Rec.[c]) begnügt sich, diejenigen, welche die Wissenschaftslehre schon studirt haben, noch auf einige sehr charakteristische, wegen ihrer persönlichen Aussenseite aber leicht zu übersehende, Aeusserungen aufmerksam zu machen. Denn wie[d]) auch das Förmlichste und Abstracteste, besonders in der practischen Philosophie auch der grössten Eklektiker, gewöhnlich nur eine Darstellung ihrer Individualität ist: so giebt oft [79] das scheinbar Persönlichste in den Aeusserungen des ächten Idealisten tiefen Aufschluss über

[a]) Gebiete. (Der Beschluss folgt.) A. [b]) Allg. Lit. Ztg. Nro. 92: „Neu-Strelitz, in der neuprivilegirten Hofbuchh.: Philosophisches Journal etc. Herausg. von J. F. Niethammer etc. (Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension)." [c]) man [d]) wie: wenn

sein System. So ist z. B. die Appellation an die besten philosophischen Schriftsteller und die Geschichte der Philosophie S. 287. 288., bey einem Philosophen, wie F. ist, ein offenbarer Beweis, dass die ganze Entwicklung des eigentlichen Problems der Philosophie, nicht als eine scientifische Propädeutik, als förmliche Prolegomena, verstanden werden müsse; welches ganz gegen den Geist der Wissenschaftslehre wäre, die dergleichen nicht bedarf. Der einzige Anfang und vollständige Grund der Wissenschaftslehre ist eine Handlung: die Totalisirung[a]) der reflexen Abstraction, eine mit Beobachtung verbundene Selbstconstruction, die innre freye Anschauung der Ichheit, des Sichselbstsetzens, der Identität des Subjects und des[b]) Objects. Die ganze Philosophie ist nichts anders als Analyse dieser einigen, in ihrer Bewegung aufgefassten, und in ihrer Thätigkeit dargestellten Handlung (S. 299—303). Wer diese freye Handlung nicht zu handeln vermag, ist aus dem Umkreis der Wissenschaftslehre ausgeschlossen; und es ist ein wesentlicher Satz der Fichtischen Philosophie: „Es ist eben so wenig nothwendig, dass alle Menschen Philosophen seyen[c]), als es nothwendig ist, dass sie Dichter, oder Künstler seyen[c])." Jene populäre Dar-[80]stellung des eigentlichen Streitpunkts ist also gar nicht um der Wissenschaftslehre selbst willen da. Der Vf., welcher, ohngeachtet ihm selbst die strengste Methode ganz geläufig ist, dem Leser gern, wo es seyn kann, unnützen Schulzwang und Umschweife erspart, wollte damit nur diejenigen, welche die Wissenschaftslehre verstehn wollen und können, auf dem kürzesten und leichtesten Wege dahin führen. Es wäre also sehr unzweckmässig, was bona fide gegeben ist, stricto ju-(730)re nehmen zu wollen; wiewohl Rec. gar nicht zweifelt, dass das Resultat einer kritischen Untersuchung über den Statum quo der Philosophie genau so ausfallen würde. Vielleicht wäre es gerade jetzt an der Zeit, der vollständigen Ausführung und Darlegung eine eigne Schrift zu widmen. Die Erklärung über die Entstehung dieses Aufsatzes S. 283.[d]) darf nicht übersehn werden. Man könnte leicht aus den häufigen veranlassten Streitigkeiten des Wissenschaftslehrers, (die doch nur aus persönlicher Nothwehr, nicht aus Antipathie, wie bey Schelling zu entspringen scheinen) einen Fehlschluss auf eine charakteristische Streitsucht der Wissenschaftslehre selbst machen. Es ist aber so wenig im Geist derselben, zu polemisiren, dass vielleicht schon jede Erwähnung fremder Philosopheme, sey es in dem Text oder in den Noten und der Vorrede, in ihr[e]) eine Episode ist. [81] Rec. wünscht, dass sie künftig einmal rein von allen solchen populären Beymischungen, wozu er auch die Einleitungen rechnet, aufgestellt werden möge; und dass jede zu erwartende neue Darstellung

a) Handlung der Totalisirung b) *fehlt* c) seyn d) 284 A
e) ihm A

derselben sich durchaus nicht mehr nach dem bisherigen philosophischen Sprachgebrauch richten möge, „nach welchem sich die bisherige Darstellung nur zu sehr gerichtet hat." (S. 305.) S. 313—315. ist ein Muster, wie man über die sogenannten Aussprüche des gesunden Menschenverstandes mit Geist philosophiren soll. Die Vernichtung des gewöhnlichen Einwurfs, dass die Philosophie nicht über die unmittelbaren Thatsachen des Bewusstseyns hinausgehn dürfe, durch sich selbst, (S. 304.), ist stringent. Doch wäre um der vielen Schwachen willen mehr Ausführlichkeit zu wünschen.

Das bisher Gesagte ist wohl hinreichend, um jeden, der sich noch nicht durch eignes Studium von dem grossen Werthe dieser Zeitschrift überzeugt hat, darauf aufmerksam zu machen, und zur eignen Untersuchung zu ermuntern. Jeder unbefangne Freund der Philosophie wird finden müssen, dass sie ihren bescheiden angekündigten, aber grossen und würdigen Zwecken, mit seltner Treue, auch in Rücksicht des Vortrages entspricht. Es fragt sich also nur: ob eine gründliche Philosophie, [82] in liberaler Form, und wo es der Stoff erlaubt, mit männlicher Beredsamkeit vorgetragen, in Deutschland noch viele warme Liebhaber erwarten dürfe?

Doch muss Rec. bekennen, dass die sämmtlichen Recensionen und noch mehr die Revisionen, nach seinem Urtheil, den Abhandlungen sehr weit nachstehn. Er würde in Verlegenheit seyn, wenn er auch nur eine nennen sollte, welche allen Foderungen an eine gute Recension so sehr entspräche, wie ihnen in an-(731) dern Fächern zuweilen entsprochen wird. Er ist weit entfernt, die Schuld daran dem Herausgeber beyzumessen. In sehr vielen sieht man den geübten Denker; in mehreren erkennt man einen oder den andern unsrer vorzüglichsten philosophischen Schriftsteller. Einige sind sogar streng philosophisch: aber gerade diese sind am wenigsten Recensionen. Andre geben nützliche Notizen: aber von diesen kann man beynah sagen: Je literarischer, je weniger philosophisch. — Der Grund scheint ihm tiefer und in der Sache selbst zu liegen. Rec. zweifelt nämlich überhaupt an der Möglichkeit eigentlich so zu nennender Recensionen im Gebiet der Philosophie. Er strebt dabey keineswegs nach dem ächt philosophischen Genuss, die Unmöglichkeit der Bewegung im besten Spazierengehn zu demonstriren. Die Behauptung, welche [83] keinem denkenden Beobachter der philosophirenden Vernunft paradox scheinen kann, lässt sich ganz populär rechtfertigen. Was Kant schon 1783. (Prol. Vorr. S. 5.) sagte: „Dass in diesem Lande in der That noch kein sichres Maass und Gewicht vorhanden sey;" gilt noch immer, und ist seit dem beynah weltkundig worden. Rec. erlaubt sich eine kurze Ausführung dieses Gedankens, um alle Herausgeber jedes Journals, welches so streng philosophisch seyn soll, wie das gegenwärtige sonst ist, an seinem Theil zu veranlassen: dass sie dem bey der Form eines Journals so natürlichen Gedanken, von jeder

philosophischen Neuigkeit Notiz geben zu müssen, gänzlich entsagen, und alles bloss Literarische aus dem Umkreise desselben vollends verbannen möchten. — Es lässt sich gar nicht bezweifeln, dass jeder Philosoph über jede philosophische Schrift wieder etwas philosophisches schreiben könne; besonders um sie zu widerlegen. Ja das recensirende und producirende Vermögen scheint hier unzertrennlich verknüpft, und selten versäumt es ein Philosoph in den Werken selbst seine Vorgänger und Nebenmänner hinlänglich zu recensiren. Aber das macht doch noch keine eigentliche Recension, deren ausschliesslicher Zweck es seyn soll, nicht bloss den Inhalt, sondern auch den Charakter, und [84] ganz vorzüglich den Werth eines Werks zu bestimmen. Je philosophischer, je systematischer ein Werk ist: um so weniger lässt sich sein[a]) eigentlicher Inhalt durch einen Auszug mittheilen, ohne den Zusammenhang und Geist zu zerreissen und zu tödten; eben so wenig, wie der eines Gedichts. Wird der philosophische Werth einer Schrift durch den Grad ihrer Fortrückung zum Ziel der Philosophie bestimmt; so lässt sich darüber kein Urtheil anticipiren, ehe nicht wenigstens ein fester Punkt der Bahn erreicht ist. Selbst eine durchgängige Widerlegung entscheidet nicht wider den philosophischen Werth. Wer getraut sich jetzt nicht, die Systeme der grossen Dogmatiker zu widerlegen? Und wer wollte ihnen darum den Werth, den sie vielleicht als nothwendige Fortschritte der stufenmässigen Annäherung zum Ziel haben, im voraus absprechen? Wie sollte es ein Wissenschaftsurtheil geben, wo es noch keine Wissenschaft giebt? Zwar müssen auch alle übrigen Wissenschaften oscilli-(732)ren, so lange es an einer positiven Philosophie fehlt. Indessen giebt es in ihnen doch wenigstens etwas relativ Festes und Allgemeingeltendes. In der Philosophie ist nichts ausgemacht, wie der Augenschein lehrt. Es fehlt hier noch aller Grund und Boden. Entweder postulirt nun der Beurtheiler ein System, [85] nach welchem er richtet, wo sichs denn[b]) von selbst versteht, wie das Urtheil ausfallen wird: oder er geht rein polemisch zu Werke; das mag eine nützliche Uebung seyn, giebt aber kein Urtheil über den Werth des Werks, ausser wenn dieser wirklich null ist, wo es sich denn[b]) wieder der Mühe nicht verlohnt. — Sollen gar keine Machtsprüche geschehn; soll nur nach Gründen und stricto jure geurtheilt werden: so dürfen der recensirende und der recensirte Philosoph nur in einem Satze verschieden seyn; und die Discussionen über denselben müssen nach unendlich[c]) vielen Richtungen ins Unendliche fortgehn, wenn nicht etwa vorher das System gefunden und vollendet wird. Auf diesem Boden ist jede noch so kleine Verschiedenheit total; und es giebt so viele Philosophieen als es Philosophen giebt. Wo soll also eine philosophische Recension anfangen und endigen? —

a) ihr A b) dann c) unendlichen A

Es bliebe noch übrig, dem Wissenschaftsurtheil vor der Hand ganz zu entsagen: dagegen aber den philosophischen Geist und die logische Kunst vorzüglicher philosophischer Meisterwerke genau zu charakterisiren und streng zu würdigen. Es ist historisch wahrscheinlich, dass eine sehr bedeutende Klasse von Philosophen immer behaupten werde: man werde zum Philosophen geboren, es gehöre dazu ein [86] eigner Sinn und Geist, den man zwar nicht lernen kann, aber allerdings durch Studium der Urbilder und kritische Uebungen kunstmässig ausbilden soll. Diese, und nur diese (denn Sinn und Geist ist ein Gut, dessen Mangel man nicht empfinden kann) werden die Möglichkeit und Nothwendigkeit eines solchen philosophischen Kunsturtheils zugeben. Es ist Thatsache, dass die Philosophie bey dem gebildetsten Volk des Alterthums als Kunst getrieben ward; dass unsre neuere Philosophie, was sie nun auch seyn mag, fast ganz ein Werk einiger wenigen ausserordentlichen Genie's ist. Redlich gedacht, wird man auch wohl bald Eins werden, wie selten der wirklich noch vorhandne Geist in der Philosophie kunstmässig ausgebildet sey; wie schädlich diese Vernachlässigung, und wie häufig Fehler wider die Gesetze der logischen Kunst seyen. Aber wo wird sich der logische Kenner finden, der sich so gut auf Philosophen verstände, wie mancher Kunstfreund auf Gemälde? Und wer wird sich für einen solchen geben wollen?

Ein naturforschender Beobachter der philosophirenden Vernunft endlich könnte vielleicht bloss als solcher, und unabhängig von jedem besondern System, die Producte derselben classificiren, (wie der Pflanzenkenner, welcher den innern Grund der Natur-[87]eintheilungen seines Gegenstandes doch auch nicht zu deduciren vermag), ihre Krisen bestimmen, die Tendenz ihres Ganges und die Indicationen[a]) ihres Strebens auffassen und bezeichnen. Solche historische Andeutungen (733) über Alles, was jeder in seinem Kreise *Geist des Zeitalters* nennt, sind es vorzüglich, was man, als Präliminarien einer künftigen Geschichte, *in Uebersichten* erwartet. Um jedoch für die Producte der philosophirenden Vernunft Sinn zu haben, müsste er selbst Philosoph seyn. Wäre er aber das: so würde er uns doch wieder nur die Ansicht seiner individuellen Philosophie geben können; wenn er nicht auch *mehr als Philosoph* wäre; „welches“ um uns eines Kantischen Ausdrucks zu bedienen, „mehr sagen will, als ein bescheidner Mann sich selber anmaassen wird.“

a) Indication

Georg Forster.

Fragment einer Karakteristik der deutschen Klassiker.

Von Friedrich Schlegel.

Über nichts wehklagt der Deutsche mehr als über Mangel an Deutschheit. „Wir haben siebentausend Schriftsteller, sagt Georg Forster (kl. Schr. III. 362.), und noch giebt es in Deutschland keine öffentliche Meinung.“ In der That, wenn die Sache nicht einmal in Regensburg in Anregung gebracht, und allen Unterthanen ein Nazionalkarakter von Reichswegen befohlen wird; oder wenn es nicht etwa einem Sophisten der Reinholdischen Schule gefällt, die allgemeingültigen Prinzipien der Deutschheit algemeingeltend zu machen: so hat es allen Anschein, dass die Deutschheit noch geraume Zeit nur ein gutherziges Postulat, oder ein trotziger und verzagter Imperativ bleiben werde.

Über[a]) nothwendige Übel soll man nicht jammern. Eben so wenig fruchtet neidische Anfeindung der Nachbaren, kindisch erkünstelte Selbstvergötterung und eigensinnige Verban-(33)nung des Fremden, welches so oft ein wesentlicher Bestandtheil zu der neuen Mischung ist, durch welche wir allein noch zu eigener Vortreflichkeit gelangen können. Selbst die an sich rühmliche und nützliche Erneuerung kann den Zweck nicht erreichen, welchen die Meisten doch wohl dabei gehabt haben mögen. Was mit unsrer jetzigen Bildung, denn in dieser allein besteht doch unser eigenthümlicher Werth, gar keinen Zusammenhang mehr hat, ist nicht

A: Lyceum der schönen Künste. Ersten Bandes, erster Theil. Berlin. Bei Johann Friedrich Unger 1797. S. 32—78.

K: Charakteristiken und Kritiken. Von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Erster Band. Königsberg, bei Friedrich Nikolovius, 1801. S. 88—131. *Der Titel lautet hier*: „Georg Forster's Schriften“. (Die Varianten nach K.)

[a]) Über veraltet (s. 120 z. 1): *fehlt.*

bloss alt, sondern veraltet. Alle echte[a]), eigne und gemeinschaftliche Bildung, welche noch irgend in Deutschland gefunden wird, ist, wenn ich so sagen darf, von heute [89] und gestern, und ward fast allein durch Schriften entwickelt, genährt, und unter den[b]) Mittelstand, den[b]) gesundesten Theil der Nazion, verbreitet. Das allein ist Deutschheit; das ist die heilige Flamme, welche jeder Patriot, hell und stark zu erhalten und zu vermehren, an seinem Theil streben sollte! Jeder klassische Schriftsteller ist ein Wohlthäter seiner Nazion, und hat gerechte Ansprüche auf ein öffentliches Ehrendenkmal. Ein Denkmal: aber nicht eben in Erz oder Marmor; auch kein Panegyrikus. Das schönste Denkmal für einen schriftstellerischen Künstler ist: dass sein eigentlicher Werth öffent-(34)lich anerkannt wird; dass alle einer allgemeinen Ausbildung Fähige immer wieder mit Liebe und Andacht[c]) von ihm lernen; dass einige die Eigenthümlichkeit seiner Geisteswerke bis auf die feinsten Züge durchforschen und verstehen lernen.

Es will verlauten: Wir hätten keine klassischen Schriftsteller, wenigstens nicht in Prosa. Einige habens laut gesagt: aber tölpisch. Andere wollen dem gemeinen Mann das Untere der Karten nicht sehen lassen, und reden leise. Wenn wir nur recht viel klassische Leser hätten: einige klassische Schriftsteller, glaube ich, fänden sich noch wohl. Sie lesen; viel und vieles: aber wie und was? Wie viele giebt es denn wohl, [90] welche, auch nachdem der Reiz der Neuheit ganz vorüber ist, zu einer Schrift, die es verdient, immer von neuem zurückkehren können; nicht um die Zeit zu tödten, noch um Kenntnisse von dieser oder jener Sache zu erwerben, sondern um sich den Eindruck durch die Wiederholung schärfer zu bestimmen, und um sich das Beste ganz anzueignen? So lange es daran fehlt, muss ein reifes Urtheil über geschriebene Kunstwerke unter die seltensten Seltenheiten gehören. Dass einsichtsvolle Bemer-(35)kungen über Bilder, Gemälde und Produkte der Musik verhältnismässig so ungleich häufiger sind, entspringt gewiss grösstentheils daher, dass hier die Dauer des Stofs und der lebendigere Reiz schon von selbst zur öfteren Wiederholung einladet.

Es soll Philosophen geben, welche glauben: wir wüssten noch gar nicht, was Poesie eigentlich sei. Dann könnten wir auch durchaus gar nicht wissen, was Prosa ist: denn Prosa und Poesie sind so unzertrennliche Gegensätze, wie Leib und Seele. Vielleicht auch nicht, was klassisch. Und jenes unbesonnene Todesurtheil über den Genius der deutschen Prosa wäre also um vieles zu voreilig.

Zwar in einem gewissen Sinne, der wol der eigentliche und ursprüngliche sein mag, haben alle [91] Europäer keine klassischen

a) wahre b) dem c) und Andacht: *fehlt*

Schriftsteller zu befürchten. Ich sage, befürchten: denn schlechthin unübertrefliche Urbilder beweisen unübersteigliche Grenzen der Vervollkomnung. In dieser Rücksicht könnte man wohl sagen: der Himmel behüte uns vor ewigen Werken. Aber die Menschheit reicht weiter, als das Genie. Die Europäer haben diese Höhe erreicht. Es kan fernerhin kein schriftstellerischer Künstler so nachahmungswürdig (36) werden, dass er nicht einmal veralten, und überschritten werden müsste. Der reine Werth jedes Einzelnen wirkt ewig mit fort: aber die Eigenthümlichkeit auch des Grössten verliert sich in dem Strome des Ganzen. Wenn wir aber unter klassischen Schriften einer Nazion nur solche verstehen, die in irgend einer nachahmungswürdigen Eigenschaft noch nicht übertroffen sind, bis dahin also Urbilder bleiben sollen: so haben die Deutschen deren so gut, wie die übrigen gebildeten Völker Europa's. Auch solche, die eigentlich der Nazion angehören, und durch ihre Allgemeinheit in Gehalt und Geist ein eigenthümliches, bleibendes Gemeingut aller bildungsfähigen Mitbürger einer Sprache sind; wenn gleich weniger, wie andre Nazionen. Sollen nehmlich klassische Schriften es nicht bloss für diese oder jene Zunft; sollen sie allgemeine Urbilder sein: so [92] muss die Bildung, welche sie mittheilen, nicht bloss eine echte, aber[a]) einseitige, und bei gewissen Grenzen schlechthin stillstehende, oder wohl gar umkehrende, sondern eine ganz allgemeine und fortschreitende sein; so muss ihre Richtung und Stimmung den Gesetzen und Forderungen der Menschheit entsprechen.

Auch in Prosa. Ja, eigentlich künstleri-(37)sche Schriften sind wohl in unserm Zeitalter weit weniger geschickt, ein gemeinsames Eigenthum aller gebildeten und bildungsfähigen Menschen zu sein. Zwar wirkt jene liebliche Naturpoesie, welche vielmehr ein freies Gewächs, als ein absichtliches Kunstwerk ist, auf alle, die nur allgemeinen Sinn haben, auch ohne besonders ausgebildetes Kunstgefühl; und auch der Roman geht darauf aus, die geistige, sittliche und gesellschaftliche Bildung wieder mit der künstlerischen zu vereinigen. Aber jene zarten Pflanzen wollen nicht auf jedem Boden wild wachsen, noch die Verpflanzung ertragen, oder in Treibhäusern gedeihen. Der höfliche Sprachgebrauch nennt auch vieles Poesie, was weder schönes Naturgewächs, noch schönes Kunstwerk, sondern blosse Äusserung und Befriedigung eines rohen Bedürfnisses ist. Sie ist allgemein, aber nicht im guten Sinne; nehmlich, sie arbeitet für die grosse Mehrheit der Bildungslosen. Und der Roman ist in der Re-[93]gel, wie ein lockrer Gesell, der unglaublich geschwind lebt, alt wird und stirbt. Überhaupt kan jede menschliche Kraft nur durch entschiedne Absonderung von allen übrigen zu echter[b]) Bildung gedeihen: jede solche Trennung des

[a]) echte, aber: *fehlt* [b]) zu echter: zur

ganzen Menschen aber ist nicht für alle; sie erfordert mehr und leistet (38) weniger, als zu einer allgemeinen Bildung nothwendig ist.

Unter allen eigentlichen Prosaisten, welche auf eine Stelle in dem Verzeichnis der deutschen Klassiker Anspruch[a]) machen dürfen, athmet keiner so sehr den Geist freier Fortschreitung, wie *Georg Forster*. Man legt fast keine seiner Schriften aus der Hand, ohne sich nicht bloss zum Selbstdenken belebt und bereichert, sondern auch *erweitert* zu fühlen. In andern, auch den besten deutschen Schriften, fühlt man Stubenluft. Hier scheint man in frischer Luft, unter heiterm Himmel, mit einem gesunden Mann, bald in einem reizenden Thal zu lustwandeln, bald von einer freien Anhöhe weit umher zu schauen. Jeder Pulsschlag seines immer thätigen Wesens strebt *vorwärts*. Unter allen noch so verschiednen Ansichten seines reichen und vielseitigen Verstandes, bleibt *Vervollkomnung* der feste, durch seine ganze schriftstellerische Laufbahn herschende Grundgedanke; ohngeachtet er darum nicht jeden Wunsch [94] der Menschheit für sogleich ausführbar hielt (S. Ans. I. 351. folg.).

Fesseln, Mauern und Dämme waren nicht für diesen *freien* Geist. Aber nicht der Name der Aufklärung und Freiheit, nicht diese oder (39) jene Form war es, woran er hing. Er erkennt und ehrt in seinen Schriften jeden Funken vom echten Geist gesetzlicher Freiheit, wo er ihn auch trift: in unumschränkten Monarchien, wie in gemässigten Verfassungen und Republiken; in Wissenschaften und Werken, wie in sittlichen Handlungen; in der bürgerlichen Welt, wie in der Erziehung und deren Anstalten (Ans. III. 221. folg.). Er redet für die Öffentlichkeit der bürgerlichen Rechtspflege (Ans. III. 32.) so warm, wie gegen den gelehrten Zunftzwang und das Berufen auf das Wort des Meisters (Kl. Schr. IV. 369. 381. folg.). Auch das Vorurtheil sollte nicht mit Gewalt bekämpft werden. Mit edlem, männlichem Eifer widersetzte er sich in der köstlichen Schrift *über Proselytenmacherei* der verfolgungssüchtigen Beschränktheit handwerksmässiger Aufklärer, welche selbst in der Dämmerung tappen. Ihm stand es an, zu sagen (Kl. Schr. III. 226. folg.): „Frei sein, heisst Mensch sein."

Bei jener rührenden Schilderung in den Ansichten (II. 233.), wie er, nach einer Trennung von [95] zwölf Jahren, das Meer, gleich einem alten Freunde, zum erstenmale wieder begrüsst habe, sagt er die merkwürdigen Worte: (40) „Ich sank gleichsam unwillkürlich in mich selbst zurück, und vor meiner Seele stand das Bild jener drei Jahre, die ich auf dem Ocean zubrachte, und *die mein ganzes Schicksal bestimmten.*" — Für seinen Geist war

[a]) in einer Auswahl deutscher Schriftsteller Anspruch

die Weltumseglung vielleicht die wichtigste Hauptbegebenheit seines Lebens: dagegen die Trennung von Deutschland auf seine letzten Schriften keinen bedeutenden Einfluss gehabt[a]); wohl aber, wider Recht und Billigkeit, auf die Beurtheilung selbst der früheren. — War seine Reise mit Cook wirklich der Urkeim, aus welchem sich jenes freie Streben, jener weite Blick vieleicht erst später völlig entwickelte: so möchte man wünschen, dass junge Wahrheitsfreunde, statt der Schule, häufiger eine Reise um die Welt wählen könnten; nicht etwa nur, um die Verzeichnisse der Pflanzen zu bereichern, sondern um sich selbst zur echten[b]) Lebensweisheit zu bilden.

Eine solche Erfahrung bei solchen ursprünglichen Anlagen, einer offnen Empfänglichkeit, einem nicht gemeinen Maass analytischer Vernunft, und stetem Streben nach dem Unendlichen, musste in der Seele des Jünglings den Grund zu jener Mischung und steten Verwebung von Anschauungen, Begriffen [96] und Ideen (41) legen, welche die Geisteswerke des Mannes so merkwürdig auszeichnete. Immer achtete er den Werth einer universellen Empfänglichkeit (Kl. Schr. V. 27.), und lebendiger Eindrücke aus der Anschauung des Gegenstandes (Vorr. der Kl. Schr.) ganz so hoch, wie er es verdient. Wenn in seiner Darstellung gleich die Ordnung oft umgekehrt ist: so war für seinen Geist doch immer eine äussre Wahrnehmung das Erste, gleichsam der elastische Punkt. Er geht vom Einzelnen aus, weiss es aber bald ins Allgemeine hinüberzuspielen, und bezieht es überall aufs Unendliche. Nie beschäftigt er die Einbildungskraft, das Gefühl oder die Vernunft allein: er interessirt den ganzen Menschen. Alle Seelenkräfte aber in sich und andern gleich sehr und vereinigt auszubilden; das ist die Grundlage der echten[c]) Popularität, welche nicht bloss in konsequenter Mittelmässigkeit besteht.

Dieses Weitumfassende seines Geistes, dieses Nehmen aller Gegenstände im Grossen und Ganzen giebt seinen Schriften etwas wahrhaft Grossartiges und beinah Erhabnes.[d]) Nur freilich nicht für diejenigen, welche das Erhabne allein in heroischen Phrasen erblicken können. Stelzen liebte Forster nicht, (42) brauchte sie auch nicht. Er [97] schreibt, wie man in der edelsten, geistreichsten und feinsten Gesellschaft am besten spricht.

Seine Werke verdienen ihre Popularität durch die echte[e]) Sittlichkeit, welche sie athmen. — Viele deutsche Schriften handeln von der Sittlichkeit: wenige sind sittlich. Wenige vielleicht in höherm Maass, wie Forsters; in ihrer Gattung wenigstens, keine. Zwar strengere Begriffe zu haben, ist wohlfeil, wenn es bloss Begriffe sind. Was er wusste, meinte und glaubte, war in

[a]) gehabt hat [b]) echten: *fehlt* [c]) echten: wahren [d]) Schriften den umfassenden und beinahe erhabnen Charakter. [e]) echte: *fehlt*

Saft und Blut verwandelt. Wie in allen Stücken, so auch in diesem wird man Buchstaben und Namen ohne den Geist, in Forsters Schriften vergeblich suchen. Überall zeigt sich in ihnen eine edle und zarte Natur, reges Mitgefühl, sanfte und billige Schonung, warme Begeisterung für das Wohl der Menschheit, eine reine Gesinnung, lebhafter Abscheu alles Unrechts. Wenn sein Unwille sich zuweilen bei geringen Anlässen unverhältnismässig lebhaft äussert: so kan doch das seltne Übermaass sittlicher Reizbarkeit an einem Erdensohne immer noch für einen schönen Fehler gelten. Dabei findet man seine Denkart fester, strenger und männlicher, als die[a]) beinah weibliche Milde seines Wesens, die gleich beim ersten Blick so (43) sehr auffällt, vermuten liess. Ein lebendiger Begrif von der Würde des Menschen ist [98] in seinen Schriften gleichsam überall gegenwärtig. Dieser, und nicht jenes lügenhafte Bild des Glücks, das so lange am Ziele der menschlichen Laufbahn stand, „ist ihm die oberste Richtschnur aller sittlichen Urtheile und der echte Wegweiser des Lebens“ (Kl. Schr. VI. 316.); wie sich doch von dem Ton des Zeitalters und der ausländischen Philosophie, in dem, und durch die er seine wissenschaftliche Bildung zuerst empfing, erwarten liess. Nach diesem echt[b]) sittlichen Grundbegrif betrachtete er auch die Gegenstände der bürgerlichen Welt. Zwar könnte er nach einzelnen Stellen besonders etwas früherer Schriften (z. B. Kl. Schr. I. 191. folg.) zu behaupten scheinen, allgemeine Beglückung sei der Zweck des Staats. Nimt man seine Gedanken aber, wie man überal bei ihm thun muss, im Grossen und Ganzen: so ergiebt sich, dass nichts seinem Kopfe und Herzen mehr widerstehen konte, als die Lehre, der einsichtsvollere Herscher dürfe die Unterthanen zwingen, nach seiner Willkür glücklich zu werden. Dieses erhellt besonders aus dem Aufsatz über die Beziehung der Staatskunst auf das Glück der Menschheit. (44) Er ist fest überzeugt, dass auch die edelste Absicht unrechtmässige Gewalt nicht beschönigen könne (Kl. Schr. VI. 214.). Den freien Willen der einzelnen Bürger erklärt er, als [99] nothwendige Bedingung ihrer sittlichen Vervollkomnung, für das Heiligste (kl. Schr. III. 6.).

Freilich treibt er die Sittlichkeit nicht so handwerksmässig, wie manche Erziehungskünstler und Meister der reinen Vernunft, welche sich nun einmal mit der ganzen Schwere ihres Wesens darauf gelegt haben. Der gesellschaftliche Schriftsteller, welcher die gesamte Menschheit umfassen soll, darf eine einzige wesentliche Anlage derselben nicht so einseitig auf Unkosten der übrigen ausbilden, wie es dem eigentlichen Sittenlehrer und Sittenkünstler von Rechtswegen erlaubt ist. Forster erkennt einen Werth, auch jenseits

[a]) als die: *fehlt* A [b]) echt: *fehlt*

der Gesetze des Katechismus, und hält echte[a]) Grösse, trotz aller Ausschweifungen, für Grösse. Der erste Keim dieser natürlichen, aber seltnen Urtheilsart, lag schon in seiner algemeinen Vielseitigkeit, scheint sich jedoch erst später ganz entfaltet zu haben.

Seine Anbetung unerreichbarer und in ihrer Art einziger Vortreflichkeit, kan schwärmerisch scheinen. Ja, man könnte ihm wirkliche Grundsätze der geistigen Gesetzlosigkeit aufzei-(45)gen; wenn jeder Zweifel, jeder Einfall, jede Wendung (wie Kl. Schr. VI. 96.) ein Grundsatz wäre. Nur darf man nicht jeden übertriebenen Ausdruck gleich für ein Kennzeichen weichlicher Hingebung erklären; wiewohl [100] er sich dem Genuss der schönen Natur leidend (Ans. III. 190.) hingab, und hier die Zergliederung des Eindrucks für des Genusses Grenze hielt. Vieleicht nicht mit Unrecht. Seine bestimmte und bedingte Würdigung grosser Menschen und Menschenwerke aber, die man nicht wie Natur geniessen soll, ist ein Beweis von selbstthätiger Rückwirkung. Es darf nicht für Schwärmerei gelten, demjenigen einen unbedingten Werth beizulegen, was nur diesen oder gar keinen haben kan; oder an menschliche Grösse überhaupt zu glauben, und zum Beispiel die Sittlichkeit der übergesetzlichen Handlungen des Brutus (Kl. Schr. IV. 367.) und Timoleon (Kl. Schr. VI. 298.) anzuerkennen.

Auch muss man nie über einzelne Worte mit ihm mäkeln. Leser, welche nicht dann und wann durch einen Hauch beleidigt werden, und über ein Wort mäkeln können,[b]) sind gewiss auch für die Schönheiten von der feineren Art stumpf. Nur soll man nicht alle Gegenstände durchs Mikroskop betrachten. Man sollte sich ordent-(46)lich[c]) kunstmässig üben, eben sowohl äusserst langsam mit steter Zergliederung des Einzelnen, als auch schneller und in einem Zuge zur Übersicht des Ganzen lesen zu können. Wer nicht beides kan, und jedes anwendet, wo es hingehört, der weiss eigentlich noch gar nicht zu lesen. Man darf mit Grund voraussetzen, dass Forster oft [101] auch mit polemischer Nebenabsicht gegen die herschende Mikrologie und Unempfänglichkeit für genialische Grösse den Ton hoch angab.[d]) Denn bei seiner Vielseitigkeit konnte ihm die „Rückseite des schönen Gepräges“ (Ans. I. 68.) selten ganz entgehen. Er kannte zum Beispiel die Grenzen von Gibbons Werth recht wohl (Kl. Schr. II. 289.), ohngeachtet er seine Verkleinerer so unwillig straft. Denn nichts konnte ihn mehr aufbringen, als eine solche Verkennung des echten[e]) Verdienstes, welche neben der Beschränktheit und Verkehrtheit auch üblen Willen verräth. Wenn er diese Saite berührt, so bekommt seine sonst so friedliche und milde Denkart und Schreibart ordentlich schneidende Schärfe und polemischen Nerf. Edler, rühmlicher Eifer

a) echte: *fehlt* b) und über . . . können: *fehlt* c) *fehlt*
d) ausgab. e) *fehlt*

für alles Grosse, Gute und Schöne! Und ohne alle einseitige Vorliebe für eine Lieblingsgattung. Bereitwillig huldigte er dem echten[a]) Genie jeder Art. Frank-(47)lin und Mirabeau, der Schauspieler Iffland und der sokratische Hemsterhuys, Raphael, Cook und Friedrich der Grosse,[b]) fanden in einem und demselben Manne einen doch nicht oberflächlichen Bewundrer.

Wenn die sittliche Bildung alle Wollungen, Begehrungen und Handlungen umfasst, deren Quelle und Ziel die Foderung ist, alles Zufällige in uns und ausser uns durch den ewigen Theil unsres[c]) Wesens zu bestimmen, und demselben zu verähnlichen: so gehört [102] dazu auch vornehmlich diejenige freie Handlung, durch welche der Mensch die Welt zur Gottheit adelt. Auch bei Forster ging der gegebne Glaube voraus, und veredelte sich erst später in einen freien, dem er aber nie untreu ward. Er verabscheute auch hier die Geistesknechtschaft, und hasste die geistliche Verfolgungssucht, samt ihrem gehässigen Unterschiede zwischen Orthodoxie und Heterodoxie (Ans. I. 95—98.). Der gänzliche Mangel an Schönheitsgefühl (Ans. I. 134.), und die marklose Schwäche des Karakters (Ans. I. 209.), welche sich in der Frömmigkeit nur allzuvieler Gläubigen zeigt, konnte ihm keine Achtung einflössen. Er hielt das Schwelgen in himmlischen Gefühlen, sehr richtig für entmannende Seelenunzucht (Ans. I. (48) 29—32.), aber er glaubte standhaft an die Vorsehung. Es ist nicht bloss die unendliche Lebenskraft der allerzeugenden und allnährenden Natur, über die er sich oft mit der Begeistrung ihrer geweihtesten Priester, eines Lukrez oder Büffon, in Bewunderung ergiesst. Auch die Spuren von dem Endzweck einer allgütigen Weisheit verfolgt er in der umgebenden Welt und in der Geschichte der Menschheit mit wahrer Liebe und mit jener[d]) nicht bloss gesagten, sondern tief gefühlten Andacht, welche einige Schriften von *Kant* und *Lichtenberg* so anziehend macht.[e])

Aber nicht bloss diese und jene Ansicht, sondern die herschende Stimmung *aller* seiner Werke, ist [103] echt[f]) sittlich. Sie ist es von der jungfräulichen Scheu vor dem ersten Fehltritt und der erbaulichen Nutzanwendung in *Dodds Leben*, welches man nicht ohne das Lächeln der Zuneigung über seine jugendliche Arglosigkeit lesen kan, bis zu seinen merkwürdigsten Empfindungen und Gedanken über die furchtbarste aller Naturerscheinungen der sittlichen Welt, welche, ausser dem Anschein der grössten weltbürgerlichen Wichtigkeit, schon durch ihre Einzigkeit und an Ausschweifungen jeder Art ergiebige Grösse, die vollste Theil-(49)nahme seines Beobachtungsgeistes an sich ziehn musste, in den *Parisischen Umrissen*, und in den *letzten Briefen*.

a) *fehlt* b) Raphael und Cook fanden c) unsers d) jener: einer e) welche . . . macht: *fehlt* f) *fehlt*

Was soll man an diesen Briefen mehr bewundern und lieben? Den Scharfsinn? Den grossen Blick? Die rührende Herzlichkeit des Ausdrucks? Die unerschütterliche Rechtlichkeit und Redlichkeit der Denkart? Oder die sanfte, milde Äusserung des tiefsten, oft Verzweiflung scheinenden Unmuths? — Am achtungswürdigsten ist es vieleicht, dass bei einem Anblick, wo hohle Vernünftler, wie der Pöbel, sobald es über eigne Gefahr und Klugheit hinausgeht, nur über das Unglück zu deklamiren pflegen; wo Menschen, die nur gutartig, nicht sittlich sind, sich höchstens bis zum Mitgefühl mit der leidenden Thierheit erheben; er nur um die Menschheit trau-[104]ert, und allein über die sittlichen Greuel zürnt, deren Anblick sein Inres zerriss. Das ist echte[a]) Männlichkeit.

Wenn die rückständigen Briefe diesen entsprechen: so wird die deutsche Literatur durch die vollständigere Samlung der Forsterschen Briefe, zu der bei Bekantmachung der letzten Hofnung gegeben ward, mit einem in jeder Rücksicht[b]) lehrreichen, köstlichen,[c]) und in seiner Art einzigen Werke bereichert werden.

(50) Man hat es unbegreiflich gefunden, dass die Parisischen Umrisse parisisch sind, dass sie Farbe des Orts und der Zeit verrathen; und unverzeihlich, dass der denkende Beobachter das Unvermeidliche nothwendig fand. Es ist[d]) nicht bloss von den armen Sündern [1]) die Rede, welche Forsters Schriften nach seinen bürgerlichen Verhältnissen beurtheilt haben. Menschen, deren erstes und letztes Prinzipium alles Meinens und Handelns, deren Gott die Wetterfahne ist, verdienen kaum Erwähnung, geschweige denn zergliedernde Widerlegung. Selbst von gebildeten, denkenden Männern erwartet man oft vergebens, dass ihnen der himmelweite Unterschied zwischen der Sittlichkeit eines Menschen und der Gesetzmässigkeit seiner Handlungen geläufig wäre. Sogar[e]) ein, wie es scheint, rechtlicher, aber wenigstens hier oberflächlicher Beurtheiler hat die Umrisse unsittlich, die letzten Briefe leichtsinnig gefunden.[2]) Und es liess sich doch mit einem einzigen Blick auf den ganzen schriftstellerischen Forster erkennen, dass (51) man hier [105] kein Wort genauer nehmen dürfe, als wir es im raschen Gedränge des Lebens und im lebhaften Gespräch zu nehmen pflegen. „Ist es nicht Thorheit, sagt er einmal in den

[1]) Wie der Rezensent der Ansichten in der Jenaischen A. L. Z. 93. nro. 202. 203; und der Erinnerungen eben daselbst, 94. nro. 62.

[2]) In der Anzeige der Friedenspräliminarien in der Jen. A. L. Z. 94. nro. 371. 372.*f*)

[a]) echte: wahre [b]) in jeder Rücksicht: *fehlt* [c]) köstlichen: erfreulichen [d]) Es ist nicht . . . Widerlegung (*z. 26*): Man glaubte Forsters Schriften nach seinen bürgerlichen Verhältnissen beurtheilen zu müssen. Eine heillose Verwirrung aller Principien! Aber wen darf sie wundern? *(Die Anmerkung fehlt.)* [e]) Sogar Beurtheiler: Man *f*) *Die Anmerkung fehlt.*

Ansichten (III. 218.), die Schriftsteller richten zu wollen, wegen einzelner Empfindungen eines Augenblicks, wo man vielmehr ihre Offenherzigkeit, das Herz des Menschen aufzudecken, bewundern sollte? Die schnellen tausendfachen Übergänge in einer empfänglichen Seele zählen zu wollen, die sich unaufhörlich jagen, wenn Gegenstände von aussen, oder durch ihre lebhafte Fantasie hervorgerufen, auf sie wirken, wäre wirklich verlorne Mühe."

Für ein Lehrgebäude mag die gänzliche Freiheit auch von den geringsten Widersprüchen die wesentlichste Haupttugend sein. An dem einzelnen ganzen Menschen aber im handelnden und gesellschaftlichen Leben entspringt diese Gleichförmigkeit und Unveränderlichkeit der Ansichten in den meisten Fällen nur aus blinder Einseitigkeit und Starrsinn, oder wohl gar aus gänzlichem Mangel an eigner freier Meinung und Wahrnehmung. Ein Widerspruch vernichtet das System; unzählige machen den Philosophen dieses erhabenen Namens nicht unwürdig, wenn er es nicht ohnehin ist. Wi-(52)dersprüche können sogar Kennzeichen aufrichtiger Wahrheitsliebe sein, und jene Vielseitigkeit beweisen, ohne welche Forsters Schriften [106] nicht sein könnten, was sie doch in ihrer Art sein sollen und müssen.

Mannichfaltigkeit der Ansichten scheint flüchtigen, oder an Lehrgebäude gewöhnten Beobachtern gern gänzlicher Mangel an festen Grundbegriffen. Hier war es aber wirklich leicht, diejenigen wahrzunehmen, welche unter dem Wechsel der verschiedensten Stimmungen, und selbst bei entgegengesetzten Standpunkten, in den Umrissen wie in den Briefen, unveränderlich bleiben. Und welche Grundbegriffe sind es, an denen F. so standhaft aushielt? — Die unerschütterliche Nothwendigkeit der Gesetze der Natur, und die unvertilgbare Vervollkomnungsfähigkeit des Menschen: die beiden Pole der höhern politischen Kritik! Sie herschen allgemein in allen seinen politischen Schriften, welche deshalb um so mehr Werth für uns haben müssen, da auch viele unsrer besseren Geschichtskünstler nur wie Staatsmänner die Klugheit einzelner Entwürfe und Handlungen würdigen, zu wenig Naturforscher sind. Die gründlichsten Naturrechtslehrer hingegen sind oft im (53) Gebiet der Erfahrung am meisten fremd, in deren Labyrinth man sich doch nur an dem Leitfaden jener Begriffe finden lernt.

In dem Wesentlichsten, dem Gesichtspunkt, sind also diese hingeworfnen Umrisse ungleich histori-[107]scher, als manches berühmte und bändereiche Werk über die französische Revoluzion[a]). Über einzelne Äusserungen kan natürlich jeder, der die Zeitungen inne hat, jetzt Forstern eines Bessern belehren. Der Werth seiner treffendsten und feinsten Beobachtungen aber kan nur von wenigen

[a]) Revoluzion: Revolution; im Ganzen noch immer das einzige verständliche und verständige Wort über jene grosse Epoche.

erkannt werden, weil ihre Gegenstände zugleich sehr geistig und sehr umfassend sind. Ist seine Ansicht aber auch durchaus schief und unwahr: so ist sie doch nicht unsittlich. Dieselben Verbrechen und Greuel, welche dem beobachtenden Naturforscher mit Recht nur für eine Naturerscheinung galten, empörten sein sittliches Gefühl. Nirgends hat er nur versucht, sie wegzuvernünfteln; oft selbst in den *Umrissen* laut anerkannt. Auch konnte ihm wohl die leichte Bemerkung nicht entgehen, dass der stete Anblick vergossenen Menschenbluts, Menschen, die nur zahm, nicht sittlich sind, fühllos und wild mache. Nur musste er es freilich beschränkt finden, dass so viele in der reichhaltigsten aller Naturerscheinungen nur (54) allein das wahrnehmen wollten (Kl. Schr. VI. 383.). Hatte er so ganz Unrecht zu glauben, dass man vieles zu voreilig den Handelnden zurechne, was aus der Verkettung der Umstände hervorging (Kl. [108] Schr. VI. 347. 385.)? Doch war er nicht von denen, welche die Naturnothwendigkeit bis zum Unsittlichen anbeten, und im dumpfen Hinbrüten über ein hohles Gedankenbild von unerklärlicher Einzigkeit endlich selbst zu forschen aufhören. Er unterschied das Zufällige, und sagt ausdrücklich: „Was die Leidenschaften hier unter dem Mantel der unerbittlichen Nothwendigkeit gewirkt haben mögen, wird der Vergeltung nicht entgehen" (VI. 384). Welche Eigenschaften sind es denn, die er am meisten rühmt, deren Annäherung er wahrzunehmen glaubt, hofft oder wünscht? — Vaterlandsliebe (S. 358.), allgemeine Entsagung, grosse Selbstverleugnung (S. 380.), Unabhängigkeit von leblosen Dingen (S. 355.), Einfalt in den Sitten (S. 356.), Strenge der Gesetze (S. 357.). — Darf man auf den endlichen Umsturz des allgemeinen herschenden Egoismus (S. 351. 352.) auch nicht einmal *hoffen*? Oder ist vieleicht schon das ein Verbrechen, dass die französische Revoluzion samt allen ihren Greueln, Forstern den festen (55) Glauben an die Vorsehung dennoch nicht zu entreissen vermochte? Dass er es, was von diesem Glauben unzertrennlich ist, mit der Beobachtung der Weltbegebenheiten *im Grossen und Ganzen* hielt (Kl. Schr. VI. 365. 366.)?

Dass er auch hier die „Rückseite des Gepräges" [109] kannte, lässt schon jene Vielseitigkeit seines Geistes erwarten, womit er unter andern in der merkwürdigen Stelle einer frühern Schrift, nachdem er die engländische Verfassung so eben mit Wärme gepriesen hat, auf „den Gesichtspunkt deutet, aus welchem ihre Vorzüge zu unendlich kleinen Grössen hinabsinken" (Ans. III. 159. 160.). *Die gleichzeitigen letzten Briefe beweisen es.* Denn wahr ists, in den *Umrissen* sucht er alles zum Besten zu kehren. Auch nimt er bis auf die geringsten Kleinigkeiten absichtlich die Person und den Ton eines französischen Bürgers an. Das letzte ist nur eine schriftstellerische Wendung, um lebhafter zu polemisiren: denn in den letzten Briefen redet ein

echter[a]) Weltbürger, deutscher Herkunft. Überhaupt liebte er es auch in allgemeinen Abhandlungen nicht, allein zu lehren. Seine dramatisirende Einbildungskraft schuf sich gern Gegner, wenn er einen Gegen-(56)stand von mehr als einer Seite beleuchten wollte (Kl. Schr. VI. 262.). Und nicht zum Schein: er lieh ihnen starke Gründe und lebhaften Vortrag. Diese Manier seines Geistes kan man unter andern auch in dem Aufsatz über die Beziehung der Staatskunst auf das Glück der Menschheit studiren.

Wenn man nicht gar leugnen will, dass es für [110] einige Gegenstände verschiedne Gesichtspunkte gebe: so muss man auch zugeben, dass ein redlicher Forscher solche Gegenstände absichtlich aus entgegengesetzten Standorten betrachten dürfe.

In Rücksicht auf die alles zum Besten kehrende im Grossen und Ganzen nehmende Art zu sehen und zu würdigen, sind, so paradox es auch klingen mag, die kritischen Annalen der englischen Literatur die beste Erklärung und Rechtfertigung der Parisischen Umrisse. Sie herscht auch hier, und mit Recht; denn nichts ist unhistorischer, als blosse Mikrologie, ohne grosse Beziehungen und Resultate. Doch nie greift er zu solchen Lizenzen, wie sich Philosophen der alten und neuen Zeit, und solche, die des Namens gewiss nicht am unwürdigsten sind, in der Erklärung heiliger Dichter und alter Offenbarungen er-(57)laubt haben. Es war nicht Zufall. Er wusste recht gut um die „Lindigkeit, mit der er hier das kritische Zepter führte“ (Kl. Schr. V. 199.). Man vergleiche nur einige seiner eigentlichen Rezensionen mit den ungleich milderen Urtheilen in jenen allgemeinen Übersichten; zum Beispiel die von Robertsons Werk über Indien. Viele sind mehr Anzeigen als Beurtheilungen; einige beweisen, dass er auch streng würdigen konnte, und dass er in jenen Jahr-[111]büchern nicht bloss aus Karakter, sondern aus Grundsatz, so mild urtheilt. Aus diesem Gesichtspunkt muss man auch einige Äusserungen über verschiedene Gegenstände der deutschen Literatur nehmen, deren schwache Seiten er übrigens sehr gut kannte (Kl. Schr. V. 31. 32. 41—63. folg.).

Solche kritische Annalen in grossem Stil und[b]) Gesichtspunkt, wären eins der dringendsten, aber schwerer zu befriedigenden Bedürfnisse der deutschen Literatur. Die Deutschen sind ein rezensirendes Volk; und in den sämtlichen Werken eines deutschen Gelehrten wird man eine Samlung von Rezensionen eben so zuversichtlich suchen, als eine Auswahl von Bonmots in denen eines Franzosen: aber wir kennen fast nur die mikrologische Kritik, welche (58) sich mit einer mehr historischen Ansicht nicht verträgt. Die allzu grosse Nähe des besondern Gegenstandes, worauf die Seele jedes Einzelnen, als auf ihren Zweck, sich konzentrirt, verbirgt

a) *fehlt* b) in grossem Stil und: in einem grossen freien

ihr auch des Ganzen Zusammenhang und Gestalt. Vieleicht sind beide Arten von Kritik gleich nothwendig; gewiss aber sind sie subjektiv und objektiv durchaus verschieden, und sollten daher immer ganz getrennt bleiben. Es ist[a]) nicht angenehm, da, wo man gründlich, ja mikrologisch zergliedernde Prüfung erwartete, wenn etwa ein Günstling an die Reihe kommt, mit weltbürgerlichen Frasen und den Manieren der Historie abgefertigt zu werden.

Eben so widersinnig ist es, wenn man ohne Vorkenntnis der einzelnen Schrift eines Autors re-[112]zensirend zu Leibe geht, für den, vieleicht eben darum, weil er Karakter hat, nur durch wiederholtes Studium aller seiner aus und in einem Geist gebildeter Werke, der eigentliche Gesichtspunkt gefunden werden kan, auf den doch alles ankommt. Auch ohne Leidenschaft oder üblen Willen muss das Urtheil dann wol grundschief ausfallen. Nur das Gemeine verkennt man selten. Es wäre endlich Zeit, dem Gegenstand, welchen die Beurtheiler so lange nur seitwärts angeschielt haben, auch einmal von vorn grade ins Auge zu schauen.

Es ist das allgemeine und unvermeidliche Schick-(59)sal geschriebner Gespräche, dass ihnen die Zunftgelehrten übel mitspielen. Wie breit und schwerfällig haben sie zum Beispiel von jeher die Sokratische Ironie misdeutet und mishandelt, auf die man anwenden könnte, was Plato vom Dichter sagt: Es ist ein zartes, geflügeltes und heiliges Ding. Auch Forster kennt die feinste[b]) Ironie, und von groben Händen wird sich der flüchtige Geist seiner geschriebenen Gespräche nie greifen[c]) lassen. Denn das sind alle seine Schriften, fast ohne Ausnahme; ohnerachtet der Ausdruck noch lange nicht so abgerissen, hingeworfen und keck ist, wie in ähnlichen Geisteswerken der lebhafteren Franzo-[113]sen: sondern periodischer, wie es einem Deutschen ziemt.

Es verlohnt sich wohl der Mühe, Forsters Schriften nicht zu verkennen. Wenige deutsche sind so allgemein geliebt. Wenige verdienen es noch mehr zu werden. Sie vollständig zergliedern, hiesse den Begrif eines in seiner Art vortreflichen gesellschaftlichen Schriftstellers entwickeln. Und in weltbürgerlicher Rücksicht stehen diese, deren Bestimmung es ist, alle wesentlichen Anlagen des Menschen anzuregen, zu bilden und wieder zu vereinigen, oben an[d]). (60) Diese für das ganze Geschlecht, wie für Einzelne, unbedingt nothwendige Wiedervereinigung aller der Grundkräfte des Menschen, welche in Urquell, Endziel und Wesen Eins und untheilbar, doch verschieden erscheinen, und getrennt wirken und sich bilden müssen, kan und darf auch nicht etwan aufgeschoben werden, bis die Vervollkomnung der einzelnen Fertigkeiten durchaus

a) Es ist . . . abgefertigt zu werden (z. 7): *fehlt* b) kennt die feinste: ist nicht ohne c) nie greifen: nicht reifen d) oben an: sehr hoch

vollendet wäre; das hiesse, *auf ewig*. Sie muss mit dieser zugleich, als gleich heilig, und zu gleichen Rechten, verehrt und befördert werden; wenn auch nicht durch dieselben Priester. Weltbürgerliche, gesellschaftliche Schriften sind also ein eben so unentbehrliches Mittel und Bedingnis der fortschreitenden Bildung, als eigentlich wissen-[114]schaftliche und künstlerische. Sie sind die *echten*[a]) *Prosaisten*; wenn wir nehmlich unter *Prosa* die grade allgemeine Heerstrasse der gebildeten Sprache verstehn, von welcher die eigenthümlichen Mundarten des Dichters und des Denkers nur nothwendige Nebenwege sind.

Die allgemeine Vorliebe für Forsters Schriften ist ein wichtiger Beitrag zu einer künftigen *Apologie des Publikums* gegen die häufigen Winke der Autoren, dass das Publikum sie, die Autoren, nicht werth sei. Je-(61)der, vom Grössten zum[b]) Geringsten, meint auf das wehrlose Geschöpf unritterlich und unbarmherzig losschlagen zu müssen. Mehrere haben ihm sogar ins Ohr gesagt, was der Gottesleugner bei Voltaire dem höchsten Wesen: „Ich glaube, du existirst nicht.“ — Indessen stehn doch nicht bloss einzelne Leser auf einer hohen Stufe, wo sie der Schriftsteller nicht gar viele antreffen möchten. Selbst das grosse, allgemein verachtete Publikum hat nicht selten, wie auch hier, durch die That richtiger geurtheilt, als diejenigen, welche die Fabrikate ihres Urtheilstriebes öffentlich ausstellen. — Freilich mögen viele wol nur blättern, um die Zeit zu tödten, oder um doch auch zu hören, und mitsprechen zu können. Die Gründ-[115]licheren hingegen lesen oft zu *kaufmännisch*. Sie sind unzufrieden mit einer Schrift, wenn sie nicht am Ende sagen können: *Valuta habe baar und richtig empfangen*. Kaum können Autoren, die sich nur durch bedingtes Lob geehrt finden, seltner sein, wie Leser, die ohne Passivität bewundern, und dem in seiner bestimmten Art Vortrefflichen die Abweichungen und Beschränkungen verzeihen können, ohne die es doch nicht sein würde, was es Gutes und Schönes ist, und sein soll.

(62) Je vortrefflicher etwas in seiner Art ist, je mehr ist es auf sie beschränkt. Fodert von Forsters Schriften jede eigenthümliche Tugend ihrer Gattung; nur nicht auch die aller übrigen. An der vornehmsten kommt kein andrer deutscher Prosaist ihm auch nur nahe: an Weltbürgerlichkeit, an Geselligkeit. Keiner hat in der Auswahl der Gegenstände, in der Anordnung des Ganzen, in den Übergängen und Wendungen, in Ausbildung und Farbe, so sehr die Gesetze und Foderungen der gebildeten Gesellschaft erfüllt und befriedigt, wie er. Keiner ist so ganz gesellschaftlicher Schriftsteller, wie er. *Lessing* selbst, der Prometheus der deutschen Prosa, hat seine genialische Behandlung sehr oft an einen so unwürdigen Stoff verschwendet, dass er scheinen könnte,

[a]) Sie sind die echten: Hier suche man die eigentlichen [b]) bis zum

ihn [116] aus echtem[a]) Virtuoseneigensinn eben deswegen gewählt zu haben.

Wie in einem streng wissenschaftlichen und eigentlich künstlerischen Werke vieles sein muss, was der gebildeten Gesellschaft gleichgültig oder anstössig ist: so darf auch das gesellschaftliche Werk nach jenem Massstabe in Gehalt und Ausdruk vieles zu wünschen übrig lassen, und kan doch in seiner klassisch, korrekt und selbst genialisch sein.

Die Meisten können sich das Klassische (63) gar nicht denken, ohne Meilenumfang, Zentnerschwere und Aeonendauer. Sie fodern die Tugend ihrer Lieblingsgattung auch von allen übrigen. Sie könnens nicht begreifen, dass ein Gartenhaus anders gebaut werden müsse, wie ein Tempel. — Einen Tempel baut man auf Felsengrund; alles von Marmor, aus dem gediegensten und vornehmsten Stoff; den festen Gliederbau des einfachen und grossen Ganzen in Verhältnissen, welche nach tausend Jahren so richtig und schön sind, wie heute. Also auch umfassende Werke geschichtlicher Kunst, die Einigen das Höchste scheinen, was der menschliche Geist zu bilden vermag. In einem solchen würde freilich der lose Zusammenhang des immer verwebten Besondern und Allgemeinen in Forsters Schriften schlaff und unwürdig scheinen. Manches, was hier an seiner [117] Stelle eben das Beste ist, wie die Einleitungen zu Cook, der Entdekker, Bontanybay und dem Aufsaz über Nordamerika, würde dort ein unverzeihlich üppiger Auswuchs sein.

Noch eher leidlich ist jene Verkehrtheit wol, wenn sie aus einseitiger Liebhaberei für eine besondre Art entspringt. Oft sind es aber gewiss die nehmlichen, die Forstern, als zu leicht für sie, zurückschieben, welche auch Winkel-(64)manns und Müllers Meisterwerke wegen der Schwerfälligkeit vernachlässigen. Sie wollen Rosen vom Eichbaum pflücken, und wehklagen, dass man aus Rosenstöcken keine Kriegsschiffe zimmern könne:

> — — unkundig dessen, was möglich
> Sei, und was nicht: auf welcherlei Art die Gewalt einem Jeden
> Sei umschränkt, und wie fest ihm die scharfe Grenze gesteckt sei.

Dem Vorurtheil, dass solche leichte gesellschaftliche Werke, deren Leichtigkeit nicht selten die Frucht der grössten Kunst und Anstrengung ist, überhaupt nicht dauern könnten, widerspricht die Geschichte besonders derjenigen alten Urschriften, die immer noch neu sind. Die zarten Gewebe der Sokrati-[118]schen Muse zum Beispiel, an die wir uns in einer Karakteristik der Forsterschen Schriften wohl erinnern dürfen, haben viele Jahrhunderte wirksam gelebt, und sind nach einem langen Winterschlaf

[a]) *fehlt*

wieder zu neuer Jugend erwacht, während so manche schwere Arbeit in dem Strom der Zeit untersank.

Aber ich möchte das doch zweifelhafte und ominöse Merkmal der Unsterblichkeit am liebsten ganz aus unserm Begriff vom Klassischen (65) entfernt wissen. Möchten doch Forsters Schriften recht bald so weit übertroffen werden, dass sie überflüssig, und nicht mehr gut genug für uns wären; dass wir sie von Rechtswegen *antiquiren* könnten!

Bis jezt aber ist er in den wesentlichsten Eigenschaften eines klassischen Prosaisten[a]) noch nicht übertroffen; in andern kan er mit den Besten verglichen werden. Jene Eigenschaften sind um so nachahmungswürdiger, da es dieselben sind, welche am sichersten allgemein wirken, und doch im Deutschen am seltensten und am[b]) schwersten erreicht werden können. Forster bewies auch darin seine universelle Empfänglichkeit und Ausbildung, dass er französische Eleganz und Popularität des Vortrags, und engländische Gemeinnützigkeit, mit deutscher Tiefe des Gefühls [119] und des Geistes vereinigte. Er hatte sich diese ausländischen Tugenden wirklich ganz zugeeignet. Alles ist aus Einem Stück in seinen Schriften, und hat deutsche Farbe. Denn er blieb ein Deutscher; noch zulezt in Paris fühlte er seine Deutschheit sehr bestimt.

Will man nur das Fehlerfreie *korrekt* nennen: so sind alle vom Weibe Gebohrnen nothwendig inkorrekt;

(66) So ist es jezt, so war es zuvor, und so wird es stets sein.

Ist aber jedes Werk korrekt, welches *dieselbe* Kraft, die es hervorbrachte, auch wieder rückwirkend durchgearbeitet hat, damit sich Innres und Äussres entspreche: so darf man in F's. Schriften auch nur jene *gesellschaftliche* Korrektheit suchen, welche die glänzende Seite der französischen Litteratur und in ihr einheimisch ist. Man wird sie auch in F's Schriften nicht vermissen: er hatte sie an der Quelle studirt (Kl. Schr. V. 261. 266. 344. 345.). Sie ist es, die, wie sich auch an manchem Französischen Produkt bewährt, an echt[c]) künstlerischen oder wissenschaftlichen Werken oft eben das Beste abschleifen würde. Einige deutsche Autoren hätten daher nicht versu-[120]chen sollen, was doch vergeblich war: sie da zu erreichen, wo sie nicht hingehört: denn Anmuth lässt sich nicht errechnen, noch eine ungesellige Natur durch Zwang plötzlich verwandeln.

Zwar verliert sich sein Ausdruck je zuweilen ins Spizfündige und Geschrobene. Das ist nicht Affektazion, wie es mir scheint: sondern es entsprang lediglich aus dem arglosen und herzlichen Bestreben, sich ganz und offen mitzutheilen, und auch das Unaus-

a) klassischen Prosaisten: gesellschaftlichen Schriftstellers b) *fehlt*
c) eigentlich

sprechliche aus-(67)zusprechen. Wenn er hie und da seine Andacht lauter verrichtet, als es Sitte ist: so darf uns das wohl ein *Lächeln* abnöthigen. Nur beklage ich den, welcher diese liebenswürdige kleine Schwachheit von jener eigentlichen *Schminke* nicht unterscheiden kan, in der eine tief verderbte Seele auch vor sich selbst im Spiegel ihres Innern erscheinen muss! — Vorzüglich finden sich solche Gezwungenheiten, worein[a]) auch wol sonst natürliche und nicht ganz unbeholfne Menschen im Anfange eines Gesprächs aus gegründeter Furcht vor dem Platten zu verfallen pflegen, in den Einleitungen und Eingängen, oder wo er seines Tons noch nicht ganz Meister war. So ist weit mehr Koketterie in dem Aufsaz *über Lekkereien* sichtbar, als in den *Erinnerungen*, die von ähnlicher Manier und Farbe der [121] Schreibart, aber ungleich vollendeter sind. Dieses Werk, in der ganzen deutschen[b]) Litteratur das einzige seiner[c]) Art, übertrift alle übrigen an Glanz des Ausdrucks, an feiner Ironie, und an verschwenderischem Reichthum überraschend glücklicher Wendungen. Und doch war es keine leichte Aufgabe, sich hier zwischen Scylla und Charybdis durchzuwinden, nie die Aufrichtigkeit zu beleidigen, und doch keine Schicklichkeit zu verletzen! — Gewiss aber ist in (68) Forsters Schriften nur sehr Weniges, was nicht in der besten Gesellschaft gesagt werden dürfte. Der Ausdruck ist edel, zart, gewählt und gesellig. Er lässt uns oft wie ein heller Kristall auf den reinen Grund seiner Seele blicken.

Der *Gehalt* eines gesellschaftlichen Schriftstellers darf eben so wenig nach streng wissenschaftlichem und künstlerischem Massstabe gewürdigt werden, wie der Ausdruck. Der gesellschaftliche Schriftsteller ist schon von Amtswegen gleichsam verpflichtet, wie ich weiss nicht welcher Magister seine Dissertazion überschrieb, *von allen Dingen, und noch von einigen andern*, zu handeln. Er kan gar nicht umhin, ein *Polyhistor* zu sein. Wer nirgends fremd ist, kan auch nirgends ganz angesiedelt sein. Man kan nicht zugleich auf Reisen sein, und seinen Acker bestellen. — Auch wird der freie Weltbürger sich schwerlich in eine enge Gilde einzunften lassen.

Kenner und Nichtkenner haben Forsters Kunsturtheile vielfältig hart, und zwar im Einzelnen getadelt. Man hätte lieber kürzer und strenger geradezu gestehen sollen, dass ihm eigentliches *Kunstgefühl* für die Darstellungen des Schönen, welches einer isolirten Aus-(69)bildung durchaus bedarf, ganz fehle; auch in der Poesie. Keine Vollkommenheit der Darstellung konnte ihn mit einem Stoff aussöhnen, der sein Zartgefühl verlezte, seine Sittlichkeit beleidigte, oder seinen Geist unbefriedigt liess. Immer bewunderte und liebte er im Kunstwerk den grossen und edlen Menschen, die

[a]) worin [b]) der ganzen deutschen: unserer [c]) seiner: in seiner

erhabene oder reizende Natur. Denn wie tief und lebendig das von jenem Kunstgefühl wesentlich verschiedne Naturgefühl in ihm war, davon geben viele unnachahmlich wahre Ergiessungen in seinen Schriften vollgültiges Zeugnis. Auch für schöne dichterische Naturgewächse hatte er viel Sinn. Das beweist schon die Art, wie er eins der köstlichsten, die Sakontala auf vaterländischen Boden verpflanzte.

Als eigenthümliche Ansicht dagegen ist Forsters Kunstlehre sehr interessant; schon darum, weil sie so ganz eigen und selbst gefühlt ist; vornehm-[123]lich aber, weil sie ihren Gegenstand aus dem nothwendigen Gesichtspunkt der gebildeten Gesellschaft betrachtet, welche es nie weit genug in der Kennerschaft bringen wird, um über den künstlerischen Werth, die Gerechtsame und Foderungen der Sittlichkeit und des Verstandes zu vergessen. So wird der gesellschaftliche Mensch im Wesentlichen immer den-(70)ken; und als die deutlich ausgesprochne Stimme einer so ursprünglichen und ewigen Klasse der freien Natur[a]) hat F's Kunstansicht einen sehr allgemeinen, bleibenden[b]) Werth. Jenes allgepriesene Kunstgefühl aber dürfte ein Rigorist selbst bei vielen vermissen, die stets Gedichte schreiben; bei vielen, die, was jene gearbeitet haben, wenn es gedruckt ist, erläutern.

Die wesentlichen Grundgesetze derjenigen künstlerischen Sittlichkeit, ohne welche der Künstler auch in der Kunst sinken, und seine künstlerische Würde und Selbständigkeit verlieren muss, hat F. nicht nur mit der Wärme eigner Empfindung vorgetragen, sondern auch, in so fern er selbst ein Künstler war, treu befolgt. Er durfte sagen: „Der Künstler, der nur für Bewunderung arbeitete, ist kaum noch Bewunderung werth.“ (Ans. I. 127.). „Ihn muss vielmehr, nach dem Beispiele der Gottheit, der Selbstgenuss ermuntern und befriedigen, den er sich in seinen eignen Werken bereitet. Es muss [124] ihm genügen, dass in Erz, in Marmor, auf der Leinwand oder in Buchstaben seine grosse Seele zur Schau liegt. Hier fasse, wer sie fassen kan!“ (Ans. I. 84. 85. 176. 177.).

Auch von der Kunst selbst hatte er so hohe, würdige Begriffe, wie sich mit jener gesellschaft-(71)lichen Vielseitigkeit nur immer vertragen. Solche herschen auch in dem Aufsatz: die Kunst und das Zeitalter. Die darin entworfene Ansicht der Griechen, die er vorzüglich von Seiten der urbildlichen und unerreichbaren Einzigkeit ihrer Kunst fasste, mag, im Ganzen genommen, unter den oberflächlichen leicht am richtigsten treffen. Bei seiner ursprünglich naturwissenschaftlichen und gesellschaftlichen Bildung; bei seinen herschenden Grundgedanken von Fortschreitung und Vervollkommnung bleibt es eine herrliche Bestätigung seiner unglaublich grossen Vielseitigkeit, dass er die Begriffe von

a) der freien Natur: *fehlt* b) *fehlt*

urbildlicher Schönheit, und unerreichbar einziger Vollendung so lebendig auffassen, und seinem Wesen gleichsam ganz einverleiben konnte; ohngeachtet er die lähmende Idee des Unverbesserlichen mit Recht verabscheute, und behauptete, „dass, wenn ein solches Unding, wie ein vollkomnes System, möglich wäre, die Anwendung desselben für [125] den Gebrauch der Vernunft dennoch gefährlicher als jedes andere werden müsste." — Das Einzelne aber in jener Ansicht der Griechen sollte man ihm um so weniger strenge auf die Wage legen, da es ohnehin eine allgemeine Liebhaberei der deutschen Autoren ist, die Geschichte des Alterthums zu (72) erfinden; auch solcher, die in der gesellschaftlichen Natur ihrer Schriften durchaus keine Entschuldigung finden können[1]. — Warum will man doch Alles von Allen fodern! — Soll die Philologie als strenge Wissenschaft und echte[a] Kunst getrieben werden: so erfodert sie eine ganz eigene Organisazion des Geistes; nicht minder, als die eigentliche Philosophie, bei der man es doch endlich einzusehn anfängt, dass sie nicht für jederman ist.

Unleugbar aber war Forster ein Künstler im vollsten Sinne des Worts, wenn man es nur überhaupt in seiner Gattung sein kan. Selbst das wirkliche Gespräch kan ein Kunstwerk sein, wenn es durch gebildete Fertigkeit zur höchsten Vollendung in seiner Art geführt wird, und in Stoff und Ge-[126]stalt ursprünglichen geselligen Sinn und Begeisterung für die höchste Mittheilung verräth. Ein Kunstwerk: eben so gut, wie das auch vorübereilende Schauspiel; der Gesang, welcher selbst verhallend nur in der Seele bleibt; und der noch flüchtigere Tanz. Von einem solchen Gespräch kan gelten, (73) was F. so köstlich von der „Vergänglichkeit gesagt hat, welche der Schauspielkunst mit jenen prachtvollen Blumen gemein ist, deren Fülle und Zartheit alles übertrift, die in einer Stunde der Nacht am Stengel der Fackeldistel prangen, und noch vor Sonnenaufgang verwelken" (Ans. I. 87. 88.). Wer es vollends versucht, dem schönen Gespräch, dieser flüchtigsten aller Schöpfungen des Genius, durch die Schrift Dauer zu geben, muss eine ungleich grössere Gewalt über die Sprache, dieses unauslernbarste und eigensinnigste aller Werkzeuge besitzen, indem er die Nachhülfe der mitsprechenden Gebehrde, Stimme und Augen entbehrt. Auch muss er, um die Bestandtheile, die er aus dem Leben nahm, oder die in seiner dramatisirenden Einbildungskraft von selbst entstanden, zu ergänzen und zu ordnen, mehr oder weniger auch erfinden, absichtlich darstellen, dichten.

[1]) Auch solcher, die sich ausdrücklicher zu Alterthumslehrern aufwarfen. Moritz zum Beispiel würde vortrefflich über die Alten geschrieben haben, wenn er sie gekannt hätte: aber es fehlt nur wenig, dass er sie gar nicht kannte.

[a]) eigentliche

Wenn aufrichtige und warme Wahrheits- und Wissenschaftsliebe, freier Forschungsgeist und stete [127] Erhebung zu Ideen; wenn ein grosser Reichthum der verschiedenartigsten Sachkenntnisse, die vielseitigste Empfänglichkeit und rückwirkende Selbstthätigkeit eines hellen Verstandes, feine Beobachtungsgabe, Entwicklungs-(74)fertigkeit, gesunde Vernunft, ein nicht bloss kühn, sondern auch treffend verbindender Witz, bei einem hohen Maass geistiger Mittheilungsfähigkeit; kurz, wenn die wesentlichsten Vorzüge der echten[a]) Lebensweisheit auf diesen schönen Namen hinreichende Ansprüche geben: so war Forster ein Philosoph.

Seine Gründlichkeit in den Naturwissenschaften, wo er wol die ausgebreitetsten und genauesten Sachkenntnisse besitzen mochte, überlasse ich der Beurtheilung der Kenner. Seine hervorspringendsten Eigenschaften, die grosse Übersicht (Kl. Schr. I. 410.), der Blick ins Ganze, der feine Beobachtungsgeist, glänzen hier unstreitig nicht minder, wie überall sonst. Durch seine weltbürgerliche und geistvolle Behandlung und Darstellung, hat er die Naturwissenschaften in die gebildete Gesellschaft eingeführt. Durch vielfache Verwebung mit andern wissenschaftlichen Ansichten, hat er sie, wo nicht erweitert, doch verschönert; wie hinwiederum das Interessante seiner politischen Schriften durch ihren naturwissenschaftlichen Anstrich ungemein erhöht wird. F. hat auch das Verdienst um deut-[128]sche Kultur, dass er zur Verbreitung einer zweckmässigen Lektüre in Reisebeschreibungen, die im Ganzen (75) genommen doch ungleich nahrhafter ist, als die der gewöhnlichen Romane, so viel wirkte. —

Indessen würde es mir doch eine unerklärliche Ausnahme vom Karakter seines Geistes scheinen, wenn er grade nur hier die Fähigkeit einer ganz wissenschaftlichen, durchgreifenden und streng durchgeführten Methode besessen hätte, die sich sonst nirgends zeigt. Denn so voll seine Schriften auch sind von geistigen Keimen, Blüten und Früchten: so war er doch kein eigentlicher Vernunftkünstler; auch würdigte er die Spekulazion aus einem kosmopolitischen Gesichtspunkt (Kl. Schr. II. 9.). Er ist nicht von denen, die mit schneidender Schärfe, in senkrechter Richtung, grade auf den Mittelpunkt ihres Gegenstandes losdringen, und, ohne zu ermatten, auch die längste Reihe der allgemeinsten Begriffe fest an einander ketten und gliedern können.

Ihm fehlte das Vermögen, sein Innres bestimmt zu trennen, und sein ganzes Wesen wiederum in eine Richtung zusammenzudrängen und ausdauernd auf einen Gegenstand beschränken zu können; ja überhaupt die gewaltige Selbständigkeit der schöpferischen Kraft, ohne die es unmöglich ist, ein [129] grosses wissenschaftliches, künstlerisches oder geschichtliches Werk zu vollenden.

a) *fehlt*

(76) Doch möchte ich darum das Genialische seinen Schriften nicht absprechen, wenn diejenigen Produkte genialisch sind, wo das Eigenthümlichste zugleich auch das Beste ist; wo alles lebt, und auch im kleinsten Gliede der ganze Urheber sichtbar wird, wie er, um es zu bilden, ganz wirksam sein musste; wie bei F.'s Werken so offenbar der Fall ist. Denn Genie ist Geist, lebendige Einheit der verschiedenen natürlichen, künstlichen und freien Bildungsbestandtheile einer bestimmten Art. Nun besteht aber das Eigenthümliche eben nicht in diesem oder jenem einzelnen Bestandtheil, oder in dem bestimmten Maass desselben: sondern in dem Verhältnis aller. Grade diese ursprünglichen und erworbenen Fähigkeiten mussten in diesem Maass und in dieser Mischung zusammentreffen, damit unter dem beseelenden Hauch des Enthusiasmus, welchen allein weder Natur noch Kunst dem freien Menschen geben können, etwas in seiner Art so Vortreffliches entstehen konnte. Eine so glückliche Harmonie ist eine wahre Gunst der Natur; unlernbar und unnachahmlich.

[130] Dieselbe gesellige Mittheilung befreundete[a]) also noch die einfachsten Bestandtheile seines in-(77)nersten Daseins, welche in seinen Schriften lebt, und immer ein unter den mannichfachsten Gestalten oft wiederkehrender Lieblingsbegrif seines Geistes war. Man könnte diese gesellige Wendung seines Wesens selbst noch in dem glänzend günstigen Lichte zu erkennen glauben, worin er den Stand erblickt, welchen der Austausch sinnlicher Güter vorzüglich veranlasst und begünstigt, den Verkehr auch der geistigen Waaren und Erzeugnisse, in sich, am freiesten und gleichsam in der Mitte aller übrigen Stände, auszubilden, und in der umgebenden Welt zu befördern (Ans. I. 304. 305.). — Die Verwebung und Verbindung der verschiedenartigsten Kenntnisse; ihre allgemeinere Verbreitung selbst in die gesellschaftlichen Kreise, hielt er für den eigenthümlichsten Vorzug unsers Zeitalters (Ans. I. 65. folg.), und für die schönste Frucht des Handels (Ans. II, 426—429.). In dem thätigen Gewühl einer grossen Seestadt erblickt er ein Bild der friedlichen Vereinigung des Menschengeschlechtes zu gemeinsamen Zwecken des frohen, thätigen Lebensgenusses (Ans. II. 373.). Die Wiedervereinigung endlich aller wesentlich zusammenhangenden (Kl. Schr. V. 23.), (78) wenn gleich [131] jetzt getrennten und zerstückelten Wissenschaften (Kl. Schr. III. 311—314. IV. 378.) zu einem einzigen untheilbaren Ganzen, erscheint ihm als das erhabenste Ziel des Forschers.

[a]) befreundete: befremdete A

Ueber Lessing.

Von

Friedrich Schlegel.

Lessings schriftstellerische Verdienste sind schon mehr als einmal der Gegenstand eigner beredter[a]) Aufsätze gewesen. Ein paar dieser Aufsätze, welche viele treffende und feine[b]) Bemerkungen enthalten, rühren von zwei der achtungswürdigsten[c]) Veteranen der deutschen Litteratur her. Ein Bruder, der Lessingen aufrichtig liebte, und ihn lange mit der Treue der Bewunderung beobachtet hatte, widmete der Beschreibung seiner Schicksale, Verhältnisse und Eigenthümlichkeiten ein umständliches Werk. Wenige Schriftsteller nennt und lobt man so gern, als ihn: ja es ist eine fast allgemeine Liebhaberei, gelegentlich etwas bedeutendes über Lessing zu sagen. Wie natürlich: da er, der eigentliche Autor der Nazion und des Zeitalters,[d]) so vielseitig und so durchgreifend wirkte,[e]) zugleich laut und glänzend (77) für Alle, und auf einige tief. Daher ist denn auch vielleicht über kein [171] deutsches Genie so viel Merkwürdiges gesagt worden; oft aus sehr verschiednen, ja entgegengesetzten Standpunkten, zum Theil von Schriftstellern, welche selbst zu den geistvollsten oder zu den berühmtesten[f]) gehören.

Dennoch darf ein Versuch, Lessings Geist im Ganzen zu charakterisiren, nicht für überflüssig gehalten werden. Eine so reiche und umfassende Natur kann nicht vielseitig genug

A: Lyceum der schönen Künste. Ersten Bandes, zweiter Theil. Berlin. Bei Johann Friedrich Unger. 1797. S. 76—128.

K: Charakteristiken und Kritiken. Von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Erster Band. Königsberg, bei Friedrich Nikolovius, 1801. S. 170—281. *Unter dem Titel:* „Ueber Lessing." *(Die Varianten nach K.)*

[a]) beredter: beredsamer [b]) viele treffende und feine: vielerlei [c]) der achtungswürdigsten: *fehlt* [d]) Nazion und des Zeitalters: deutschen Litteratur [e]) wirkte: auf das Ganze derselben wirkte [f]) berühmtesten: bekanntesten

betrachtet werden, und ist durchaus unerschöpflich. So lange wir noch an Bildung wachsen, besteht ja ein Theil, und gewiss nicht der unwesentlichste, unsers Fortschreitens eben darin, dass wir immer wieder zu den alten Gegenständen, die es werth sind, zurückkehren, und alles Neue, was wir mehr sind oder mehr wissen, auf sie anwenden, die vorigen Gesichtspunkte und Resultate berichtigen, und uns neue Aussichten eröfnen. Der gewöhnlichen Behauptung: es sei schon Alles gesagt; die so scheinbar ist, dass sie von sich selbst gilt (denn so wie Voltaire sie ausdrückt, wird sie schon beim Terenz gefunden) muss man daher in Rücksicht auf Gegenstände dieser Art vorzüglich, ja vielleicht in Rücksicht auf alle, von denen immer die Rede sein wird, die gerade widersprechende Behauptung entge-(78)gensetzen: Es sei eigentlich noch [172] Nichts gesagt; nämlich so, dass es nicht nöthig wäre, mehr, und nicht möglich, etwas besseres zu sagen.

Was Lessingen insbesondere betrift: so sind überdem erst seit Kurzem die Akten vollständig geworden, nachdem man nun alles, was zur nähern Bekanntschaft mit dem grossen Manne irgend nützlich sein mag, hat drucken lassen. Jene, welche gleich im ersten Schmerz über seinen Verlust schrieben, entbehrten viele wesentliche Dokumente, unter andern die unendlich wichtige Briefsammlung. Beide[a]) beschränkten ihre Betrachtungen nur auf einige Zweige seiner vielseitigen Thätigkeit: der eine richtete seine Absicht auf ein bestimmtes, nicht auf das ganze Publikum; der andre schwieg geflissentlich über Manches, oder verweilte nicht lange dabei. Gewiss nicht ohne Grund: aber Rücksichten, welche damals nothwendig waren, sind es vielleicht jetzt nicht mehr.

Lessing endlich war einer von den revolutionären Geistern, die überall wohin sie sich auch im Gebiet der Meinungen wenden, gleich einem scharfen Scheidungsmittel, die heftigsten Gährungen und gewaltigsten Erschütterungen allgemein verbreiten. In der Theologie wie auf der Bühne und in der Kritik hat er nicht blos (79) Epoche gemacht, sondern eine allgemeine und daurende Revolution allein hervorgebracht, oder doch vorzüglich veranlasst. Revolutionäre Gegenstände werden selten kritisch betrachtet. Die Nähe einer so glänzenden Erscheinung blendet auch sonst starke Augen, selbst bei leidenschaftsloser Beobachtung. Wie sollte also die Menge fähig sein, sich dem stürmischen Eindruck nicht ganz hinzugeben, sondern ihn mit der geistigen Gegenwirkung aneignend aufzunehmen, wodurch allein er sich zum Urtheil bilden [173] kann? Der erste Eindruck litterarischer Erscheinungen aber ist nicht bloss unbestimmt: er ist auch selten reine Wirkung der Sache selbst, sondern gemeinschaftliches Resultat vieler mitwirkenden Einflüsse und zusammentreffenden Umstände. Dennoch pflegt man ihn

a) Beide . . . mehr (z. 27): *fehlt*

ganz auf die Rechnung des Autors zu setzen, wodurch dieser nicht selten in ein durchaus falsches Licht gestellt wird. Der allgemeine Eindruck wird auch bald der herrschende; es bildet sich ein blinder Glauben, eine gedankenlose Gewohnheit, welche bald heilige Überlieferung und endlich beinah unverbrüchliches Gesetz wird. Die Macht einer öffentlichen und alten Meinung zeigt ihren Einfluss auch auf solche Männer, welche selbstständig urtheilen könnten; der Strom zieht auch sie mit fort, (80) oft ohne dass sie es nur gewahr werden. Oder wenn sie sich widersetzen, so gerathen sie dann in das andere Extrem, alles unbedingt zu verwerfen. Der Glaube wächst mit dem Fortgang, der Irrthum wird fest durch die Zeit und irrt immer weiter, die Spuren des Besseren verschwinden, Vieles und vielleicht das Wichtigste sinkt ganz in Vergessenheit. So bedarf es oft nur eines geringen Zeitraums, um das Bild von seinem Originale bis zur Unkenntlichkeit zu entfernen, und um zwischen der herrschenden Meinung über einen Schriftsteller, und dem was ganz offenbar in seinem Leben [174] und in seinen Werken da liegt, dem was er selbst über sich urtheilte und der Art, wie er überhaupt die Dinge der litterarischen Welt ansah und mass, den schneidendsten Widerspruch zu erzeugen. Die, welche, wenn auch nicht in der Religion, doch in der Litteratur den alleinseligmachenden Glauben zu besitzen wähnen, wird dieser Widerspruch zwar selten in ihrer behäglichen Ruhe stören: aber jeder Unbefangne, dem er sich plötzlich zeigt, muss billig darüber erstaunen.

Überraschung und Erstaunen waren, das muss ich gestehen, jedesmal meine Empfindungen, wenn ich eine Zeitlang ganz in Lessings Schrif-(81)ten gelebt hatte, und nun absichtlich oder zufällig wieder auf irgend etwas gerieth, wobei ich mich alles dessen erinnerte, was ich etwa schon über die Art, wie man Lessing gewöhnlich bewundert und nachahmt, oder zu bewundern und nachzuahmen unterlässt, gesammelt und beobachtet hatte.

Ja gewiss, auch Lessing würde wo nicht überrascht doch etwas befremdet werden, und nicht ganz ohne Unwillen lächeln, wenn er wiederkehrte und sähe, wie man nur die Vortrefflichkeiten nicht müde wird an ihm zu preisen, die er immer streng und ernst von sich ablehnte, nur diejenigen unter seinen zahlreichen Bemühungen und Versuchen mit einseitiger und ungerechter Vorliebe fast allein zu zergliedern und zu lo-[175]ben, von denen er selbst am wenigsten hielt, und von denen wohl eigentlich vergleichungsweise am wenigsten zu sagen ist, während man das Eigenste und das Grösste in seinen Äusserungen, wie es scheint, gar nicht einmal gewahr werden will und kann! Er würde doch erstaunen, dass gerade die poetischen Mediocristen[a]), litterarischen Moderantisten und Anbeter der Halbheit, welche er, so lange er lebte, nie

[a]) poetischen Mediocristen: *fehlt*

aufhörte eifrigst zu hassen und zu verfolgen, es haben wagen dürfen, ihn als einen Virtuosen der goldnen (82) Mittelmässigkeit zu vergöttern, und ihn sich ausschliessend gleichsam zuzueignen, als sei er einer der ihrigen! Dass sein Ruhm nicht ein ermuntern-der und leitender Stern für das werdende Verdienst ist, sondern als Ägide gegen jeden misbraucht wird, der etwa in allem, was gut ist und schön, zu weit vorwärts gehn zu wollen droht! Dass träger Dünkel, Plattheit und Vorurtheil unter der Sankzion seines Namens Schutz suchen und finden! Dass man ihn und einen Addison, von dessen Zahmheit, wie ers nennt, er so verächtlich redet (wie er denn überhaupt nüchterne Correktheit ohne Genie beinah noch mehr geringschätzt, als billig ist) zusammenpaaren mag und darf, wie man etwa Miss Sara Sampson und Emilia Galotti und Nathan den Weisen in einem Athem und aus einem To-[176]ne bewundert, weil es doch sämmtlich dramatische Werke sind!

Auch Er würde, wenn sein Geist in neuer Gestalt erschiene, von seinen eifrigsten Anhängern verkannt und verläugnet werden, und könnte ihnen gar leicht grosses Ärgerniss geben. Denn wenn der heilige Glauben[a]) nicht wäre, und der noch heiligere Namen[b]), so dürfte Lessing doch wohl für manchen, der jezt auf seiner Autorität vornehm ausruht, an seine Einfälle (83) glaubt, die Grösse seines Geistes für das Mass des menschlichen Vermögens, und die Gränzen seiner Einsicht für die wissenschaftlichen Säulen des Herkules hält, welche überschreiten zu wollen eben so gottlos als thöricht sei, nichts weiter sein, als ein ausgemachter Mystiker, ein sophistischer Grübler und ein kleinlicher Pedant.

Es ist nicht uninteressant, der allmähligen Entstehung und Ausbildung der herrschenden Meinung über Lessing nachzuforschen, und sie bis in ihre kleinsten[c]) Nebenzweige zu verfolgen. Die Darstellung derselben in ihrem ganzen Umfange, mit andern Worten, die Geschichte der Wirkungen, welche Lessings Schriften auf die deutsche Litteratur gehabt haben, wäre hinreichender Stoff für eine eigene Abhandlung. Hier wird es genug und zweckmässiger [177] sein, nur das Resultat einer solchen Untersuchung aufzustellen, und die im Ganzen herrschende Meinung, nebst den wesentlichsten Abweichungen einzelner Gattungen mit der Genauigkeit, die ein mittlerer Durchschnitt erlaubt, im Allgemeinen positiv und negativ zu bestimmen, und durch kurz angedeutete Gegensätze in ein helleres Licht zu setzen.

Völlig ausgemacht ist es nach dem einmüthigen Urtheil Aller, dass Lessing ein sehr grosser Dichter sei. Seine dramatische Poesie hat (84) man unter allen seinen Geistesprodukten am weitläuftigsten und detaillirtesten zergliedert, und auf Alles, was sie betrift, legt man den wichtigsten Akzent. Läse man nicht die

[a]) Glaube [b]) Name [c]) *fehlt*

Werke selbst, sondern nur was über sie gesagt worden ist: so dürfte man leicht verführt werden zu glauben, die Erziehung des Menschengeschlechts und die Freymäurergespräche stehen an Bedeutung, Werth, Kunst und Genialität der Miss Sara Sampson weit nach.

Auch das ist ausgemacht, dass Lessing ein unübertreflich einziger, ja beinah vollkommener Kunstkenner der Poesie war. Hier scheinen das Ideal und der Begriff des Individuums fast in einander verschmolzen zu sein. Beide werden nicht selten verwechselt, als völlig identisch. Man [178] sagt oft nur: Ein Lessing, um einen vollendeten poetischen Kritiker zu bezeichnen. So redet[a]) nicht blos Jedermann, so drückt sich auch ein Kant, ein Wolf aus; Häupter der philosophischen und der philologischen Kritik, welchen man daher den Sinn für Virtuosität in jeder Art von Kritik nicht absprechen wird; beide an Liebe und Kunst, der Wahrheit auch in ihren verborgensten Schlupfwinkeln nachzuspüren, an schneidender Strenge der Prüfung bei biegsamer Vielseitigkeit Lessingen nicht unähnlich.

(85) Auch[b]) darin ist man einig, dass man seine Universalität bewundert, welche dem Grössten gewachsen war, und es doch auch nicht verschmähte, selbst das Kleinste durch Kunst und Geist zu adeln. Einige, vorzüglich unter seinen nächsten Bewunderern und Freunden, haben[c]) ihn desfalls für ein Universalgenie, dem es zu gering gewesen wäre, nur in Einer Kunst oder Wissenschaft gross, vollendet und einzig zu sein, erklärt, ohne sich diesen Begriff recht genau zu bestimmen, oder über die Möglichkeit dessen, was sie behaupteten, strenge Rechenschaft zu geben. Sie machen ihn nicht ohne einige Vergötterung gleichsam zu einem Eins[d]) und Alles, und scheinen oft zu glauben, sein Geist habe wirklich keine Schranken gehabt.

Witz und Prosa sind Dinge für die nur sehr wenige Menschen Sinn haben, ungleich weniger vielleicht, als für kunstmässige Vollendung und für Poesie. Daher ist denn auch von Lessings Witz und von Lessings Prosa gar wenig die Rede, ungeachtet doch sein Witz vorzugsweise klassisch genannt zu werden verdient, und eine pragmatische Theorie der Deutschen[e]) Prosa wohl mit der Charakteristik [179] seines Styls gleichsam würde anfangen und endigen müssen.

Noch weniger ist natürlich bei dem allge-(86)meinen Mangel an Sinn für sittliche Bildung und sittliche Grösse, bei der modischen nichts unterscheidenden Verachtung der Ästhetiker gegen alles, was moralisch heissen will oder wirklich ist, der schwächlichen

[a]) So redet . . . unähnlich (z. 18): *fehlt.* [b]) Einstimmig wird seine Universalität [c]) halten A [d]) einem höchsten, unvergleichlichen und unerreichbaren Eins [e]) Deutschen: polemischen

Schlaffheit, der eigensinnigen Willkührlichkeit, drückenden Kleinlichkeit und konsequenten Unvernunft der konvenzionellen und in der Gesellschaft wirklich geltenden Moral auf der einen Seite, und dem Bornirtismus[a]) abstrakter und buchstäbelnder Tugendpedanten und Maximisten[b]) auf der andern, von Lessings Charakter die Rede; von den[c]) würdigen männlichen Grundsätzen, von dem[d]) grossen freien Styl seines Lebens, welches vielleicht die beste praktische Vorlesung über die Bestimmung des Gelehrten sein dürfte; von der dreisten Selbstständigkeit, von der derben Festigkeit seines ganzen Wesens, von seinem edeln vornehmen[e]) Cynismus, von seiner heiligen[f]) Liberalität; von jener biedern Herzlichkeit, die der sonst nicht empfindsame Mann in allem was Kindespflicht, Brudertreue, Vaterliebe, und überhaupt die ersten Bande der Natur und die innigsten Verhältnisse der Gesellschaft betrifft, stets offenbart, und die sich auch hie und da in Werken, wel-[180]che sonst nur der Verstand gedichtet zu haben scheint, so anziehend und durch (87) ihre Seltenheit selbst rührender äussert; von jenem tugendhaften Hass der halben und der ganzen Lüge, der knechtischen und der herrschsüchtigen Geistesfaulheit; von jener Scheu vor der geringsten Verletzung der Rechte und Freiheiten jedes Selbstdenkers; von seiner warmen, thätigen Ehrfurcht vor allem was er als Mittel zur Erweiterung der Erkenntniss und in sofern als Eigenthum der Menschheit betrachtete; von seinem reinen Eifer in Bemühungen, von denen er selbst am besten wusste, dass sie nach der gemeinen Ansicht, fehlschlagen und nichts fruchten würden, die aber in diesem Sinne gethan, mehr werth sind, wie jeder Zweck; von jener göttlichen Unruhe, die überall und immer nicht bloss wirken, sondern aus Instinkt der Grösse handeln muss, und die auf alles, was sie nur berührt, von selbst, ohne dass sie es weiss und will, zu allem Guten und Schönen so mächtig wirket.

Und doch sind es grade diese Eigenschaften und so viele andre ihnen ähnliche noch weit mehr als seine Universalität und Genialität, um derentwillen man es nicht misbilligen mag, dass ein Freund die erhabene Schilderung, welche Cassius beim Shakespear vom Cäsar macht, auf ihn anwandte:

(88) [181] Ja, er beschreitet, Freund, die enge Welt
Wie ein Kolossus, und wir kleinen Leute,
Wir wandeln unter seinen Riesenbeinen
Und schaun umher nach einem schnöden Grab.

Denn diese Eigenschaften kann nur ein grosser Mann besitzen, der ein Gemüth hat, das heisst, jene lebendige Regsamkeit und Stärke des innersten, tiefsten Geistes, des Gottes im

[a]) den Bornirtismus A: der bornirten Denkart [b]) Maximendrechsler
[c]) dem A [d]) den A [e]) *fehlt* [f]) göttlichen

Menschen. Man hätte daher nicht so weit gehn sollen, zu behaupten, es fehle ihm[a]) an Gemüth, wie sie's nennen. weil er keine Liebe hatte. Ist denn Lessings Hass der Unvernunft nicht so göttlich wie die ächteste, die geistigste Liebe? Kann man so hassen ohne Gemüth? Zu geschweigen, dass so mancher, der ein Individuum oder eine Kunst zu lieben glaubt, nur eine erhitzte Einbildungskraft hat. Ich fürchte, dass jene unbillige Meinung um so weiter verbreitet ist, je weniger man sie laut gesagt hat. Einige Fantasten von der bornirten und illiberalen Art, welche gegen Lessing natürlich so gesinnt sein müssen, wie etwa der Patriarch gegen einen Alhafi oder gegen einen Nathan gesinnt sein würde, scheinen ihm[a]) wegen jenes Mangels sogar die Genialität absprechen zu wollen. — Es ist hinreichend, diese Meinung nur zu erwähnen.

[182] Die bibliothekarische und antiquarische Mi-(89)krologie des wunderlichen Mannes und seine seltsame Orthodoxie weiss man nur anzustaunen. Seine böse Polemik beklagt man fast einmüthig recht sehr, so wie auch, dass der Mann sogar fragmentarisch schrieb, und trotz alles Anmahnens nicht immer lauter Meisterwerke vollenden wollte. —

Seine Polemik insonderheit ist, ungeachtet sie überall den Sieg davon getragen hat, und man es auch da, wo es allerdings einer tiefern historischen Untersuchung, und kritischen Würdigung bedurft hätte, vorzüglich in Sachen des Geschmacks, bei seiner blos polemischen Entscheidung hat bewenden lassen, dennoch selbst so völlig vergessen, dass es vielleicht für Viele, welche Verehrer Lessings zu sein glauben, ein Paradoxon sein würde, wenn man behauptete, der Anti-Götze verdiene nicht etwa bloss in Rücksicht auf zermalmende Kraft der Beredsamkeit, überraschende Gewandtheit und glänzenden Ausdruck, sondern an Genialität, Philosophie, selbst an poetischem Geiste und sittlicher Erhabenheit einzelner Stellen, unter allen seinen Schriften den ersten Rang. Denn nie hat er so aus dem tiefsten Selbst geschrieben, als in diesen Explosionen, die ihm die Hitze des Kampfs entriss, und in denen der Adel [183] seines Gemüths (90) im reinsten Glanz so unzweideutig herstrahlt. Was könnten und würden auch wohl die Verehrer der von Lessing immer so bitter verachteten und verspotteten Höflichkeit und Decenz, „für welche die Polemik überhaupt wohl weder Kunst noch Wissenschaft sein mag,“ zu einer Polemik sagen, gegen welche sie selbst Fichte's Denkart friedlich und seine Schreibart milde nennen müssten? Und das in einem Zeitalter, wo man nächst der Mystik nichts so sehr scheut als Polemik, wo es herrschender Grundsatz ist, fünf grade sein zu lassen, und die Sache ja nicht so genau zu nehmen, wo man alles dulden, beschönigen und vergessen kann, nur strenge rücksichtslose Rechtlichkeit nicht? Wenn

[a]) ihn A

diese Lessingsche Polemik nicht glücklicherweise so vergessen, viele seiner besten Schriften nicht so unbekannt wären, dass unter hundert Lesern vielleicht kaum Einer bemerken wird, wie ähnlich die Fichtische Polemik der Lessingschen sei, nicht etwa in etwas Zufälligem, im Kolorit oder Styl, sondern grade in dem, was das wichtigste ist, in den Hauptgrundsätzen, und in dem was am meisten auffällt, in einzelnen schneidenden und harten Wendungen.

Lessings Philosophie, welche freilich wohl unter allen Fragmenten, die er in die (91) Welt warf, am meisten Fragment geblieben ist, da sie in einzel-[184]nen Winken und Andeutungen, oft an dem unscheinbarsten Ort andrer Bruchstücke, über alle seine Werke der letztern, und einige der mittlern und ersten Epoche seines geistigen Lebens zerstreut liegt; seine Philosophie, welche für den Kritiker, der ein philosophischer Künstler werden will, dennoch sein sollte, was der Torso für den bildenden Künstler; Lessings Philosophie scheint man nur als Veranlassung der Jakobischen, oder gar nur als Anhang der Mendelsohnschen zu kennen! Man weiss nichts davon zu sagen, als dass er die Wahrheit und Untersuchung liebte, gern stritt und widersprach, sehr gern Paradoxen sagte, gewaltig viel Scharfsinn besass, Dummköpfe mit unter ein wenig zum Besten hatte, an Universalität der Kenntnisse und Vielseitigkeit des Geistes Leibnitzen auffallend ähnelte, und gegen das Ende seines Lebens leider ein Spinosist wurde!

Von seiner Philologie erwähnt man, dass er in der Conjekturalkritik, welche der Gipfel der philologischen Kunst sei, ungleich weniger Stärke besitze, als man wohl erwarten möge, da er doch in der That einige der zu dieser Wissenschaft erforderlichen und erspriesslichen Geistesgaben von der Natur erhalten hätte.

Was die Mediocristen[a] (92) sich von der nachahmungswürdigen Universalcorrectheit des weisen nüchternen Lessing eingebildet haben, ist schon erwähnt worden. Diese haben denn auch natürlich seine[b] dramaturgischen und sonst zur Poetik und Theorie der Dichtarten gehörigen Fragmente und Fermente, die er wohl selbst so nannte, fixirt, und zu heiligen Schriften und symbolischen Büchern der Kunstlehre erkieset.

Dies sind wohl[c] ungefähr die hauptsächlichsten Gesichtspunkte und Rubriken, nach welchen man von Lessing überhaupt etwas geurtheilt oder gemeint hat. Wie alles das, was er in jedem dieser Fächer sein soll oder wirklich war, wohl zusammen hängen mag, welcher gemeinsame Geist Alles beseelt, was er denn eigentlich im Ganzen war, sein wollte, und werden musste; darüber scheint

a) Mediohristen A: harmonisch Platten, jene würdigen [185] Dichter und Kunstrichter, die so unermüdet geschäftig sind, alles Göttliche und Menschliche in den Syrup der Humanität aufzulösen,

b) seinen A c) *fehlt*

man gar nichts zu urtheilen und zu meinen. Geht[a]) man sonst bei seiner Charakteristik ins Einzelne: so geschieht dies nicht etwa nach den verschiedenen Stufen seiner litterarischen Bildung, den Epochen seines Geistes, und mit der Unterscheidung des eignen Styls und Tons eines jeden, noch nach den vorherrschenden Richtungen und Neigungen [186] seines Wesens, nach den verschiedenen (93) Zweigen seiner Thätigkeit und Einsicht: sondern nach den Titeln seiner einzelnen Schriften, die man nicht selten, (oft mit Übergehung der wichtigsten und bei weitläuftiger Zergliederung der dramatischen Jugendversuche) nach nichtsbedeutenden Gattungsnahmen registermässig zusammenpaart; da doch jedes seiner meisten und[b]) besten Werke, ein litterarisches Individuum für sich, ein Wesen eigner Art ist, „was aller Gränzscheidungen der Kritik spottet," und oft weder Vorgänger noch Nachfolger hat, womit es in eine Rubrik gebracht werden könnte.

Da ich, was Lessing betrifft, Lessingen und seinen Werken mehr glaube, als seinen Beurtheilern und Lobrednern: so kann ich nicht umhin, diese Ansichten und Meinungen, in so fern sie Urtheile sein sollen, nicht blos wegen dessen, was sie im Ganzen unterlassen, sondern auch wegen des Positiven, was sie im Einzelnen enthalten, ihrer Form und ihrem Inhalte nach zu misbilligen.

Es ist gewiss löblich, dass man Lessingen gelobt hat, und noch lobt. Man kann in diesem Stücke auf die rechte Weise des Guten auch wohl nicht so leicht zu viel thun; und was wäre kleinlicher, als einem Manne von der ersten[c]) seltensten Grösse [187] (94) seinen Ruhm mit ängstlichem Geiz darzuwiegen? Aber was wäre auch ein Lob ohne die strengste Prüfung und das freieste Urtheil? Zum wenigsten Lessings durchaus unwürdig; so wie alle unbestimmte Bewunderung und unbedingte Vergötterung, welche, wie auch dieses Beispiel wieder bestätigen kann, durch Einseitigkeit gegen ihren Gegenstand selbst so leicht ungerecht werden kann.[d])

Man sollte doch nun auch einmal den Versuch wagen, Lessingen nach den Gesetzen zu kritisiren, die er selbst für die Beurtheilung grosser Dichter und Meister in der Kunst vorgeschrieben hat; ob nicht vielleicht eine solche Kritik die beste Lobrede für ihn sein dürfte: ihn so zu bewundern und ihm so nachzufolgen, wie er wollte, dass man es mit Luthern halten sollte, mit dem man ihn wohl in mehr als einer Rücksicht vergleichen könnte.

Jene Vorschriften sind folgende. „Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht; mit einem mittelmässigen verfährt man gelinde; gegen einen grossen ist man unerbittlich." (Th. IV. S. 34.). „Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute das Kunstrichterschild aushängen zu können; so würde meine Tonleiter diese

a) Gehet b) meisten und: *fehlt* c) *fehlt* d) werden kann: wird.

sein: Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zwei-(95)fel bewun[188]dernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher“ (Th. XII. S. 163.[a]).

Über Luther redet er so: „Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geist geschützt sein u. s. w.“ (Th. V. S. 162.). Überhaupt war unbegränzte Verachtung des Buchstabens ein Hauptzug in Lessings Charakter.

Freimüthigkeit ist die erste Pflicht eines Jeden, der über Lessing öffentlich reden will. Denn wer kann wohl den Gedanken ertragen, dass Lessing irgend einer Schonung bedürfte? Oder wer möchte wohl seine Meinung über den Meister der Freimüthigkeit nur furchtsam zu verstehn geben, und angstvoll halb reden, halb schweigen? Und wer, der es könnte, darf sich einen Verehrer Lessings nennen? Das wäre Entweihung seines Namens!

Wie sollte man auf das kleine Ärgerniss Rücksicht nehmen, was etwa zufällig daraus entstehen könnte, da Er selbst das ärgste Ärgerniss für nichts als „einen Popanz hielt, mit dem gewisse Leute gern allen und jeden Geist der Prüfung verscheuchen möchten?“ (Th. VI. S. 152.). Ja er hielt es sogar für äusserst verächt-(96)lich, „dass sich niemand die Mühe zu nehmen [189] pflegt, sich den Geckereien, welche man vor dem Publikum und mit dem Publikum so häufig unternimmt, entgegen zu stellen, wodurch sie mit dem Lauf der Zeit das Ansehn einer sehr ernsthaften, heiligen Sache gewinnen. Da heisst es dann über tausend Jahren: „Würde man denn in die Welt so haben schreiben dürfen, wenn es nicht wahr gewesen wäre? Man hat diesen glaubwürdigen Männern damals nicht widersprochen und ihr wollt ihnen jezt widersprechen?“ Obgleich der grosse Menschenkenner in dieser Stelle (Th. VII. S. 309.) eigentlich von Geckereien ganz andrer Art redet: so ist doch alles auch sehr anwendbar auf die Geckereien, von denen hier die Rede ist. Denn Geckerei darf es doch wohl zum Beispiel genannt werden, wenn man Lessing zum Ideal der goldnen Mittelmässigkeit, zum Helden der seichten Aufklärung, die so wenig Licht als Kraft hat, erheben[b]) will? — „Wenn es ein wenig zu beissend gesagt sein sollte — wozu hilft das Salz, wenn man nicht damit[c]) salzen soll?“ (Th. V. S. 208.).

Auch ist gewiss eine solche Freimüthigkeit nicht nothwendig fruchtlos: denn wenn es auch sehr wahr ist, was Lessing eben so richtig als (97) scharfsinnig bemerkt hat, „dass bis jezt in der Welt noch unendlich mehr übersehen als gesehen [190] worden ist“ (Th. V. S. 256.): so ist denn doch nicht minder richtig, dass „bei den Klugen keine Verjährung Statt findet.“

[a]) 164 A [b]) verehren A [c]) damit nicht

(Th. VII. S. 309.). Diese nothwendige Freimüthigkeit, würde bei mir, wenn diese Eigenschaft mir auch nicht überhaupt natürlich wäre, doch schon aus der Unbefangenheit, mit der ich Lessings Schriften und ihre Wirkungen kennen lernte, haben folgen müssen. Eine Wahrnehmung, ein Widerspruch, der uns überrascht hat, wird ganz natürlich so wiedergegeben, wie er empfangen wurde. Auch sollte es mich freuen, wenn alle diejenigen, welche Lessing immer citiren, ohne seinen Geist, ja oft ohne seine Schriften gründlich zu kennen, meine eigenthümliche und für sie paradoxe Ansicht von ihm, ihrer Misbilligung und Abneigung werth halten wollten, oder sich eben so wenig darin finden könnten, wie in Lessings Pedanterie, Orthodoxie, Mikrologie und Polemik.

Jene Unbefangenheit ward mir dadurch möglich, dass ich nicht Lessings Zeitgenosse war, und also weder mit noch wider den Strom der öffentlichen Meinung über ihn zu gehn brauchte. Sie ward noch erhöht durch (98) den glücklichen Umstand, dass mich Lessing erst spät und nicht eher anfing zu interessiren, als bis ich fest und selbststän-[191]dig genug war, um mein Augenmerk auf das Ganze richten, um mich mehr für ihn und den Geist seiner Behandlung als für die behandelten Gegenstände interessiren, und ihn frei betrachten zu können. Denn so lange man noch am Stoff klebt, so lange man in einer besondern Kunst und Wissenschaft, oder in der gesammten Bildung überhaupt, noch nicht durch sich selbst zu einer gewissen Befriedigung gelangt ist, welche dem weitern Fortschreiten so wenig hinderlich ist, dass dieses vielmehr erst durch sie gesichert wird; so lange man noch rastlos nach einem festen Stand und Mittelpunkt umhersucht: so lange ist man noch nicht frei, und noch durchaus unfähig, einen Schriftsteller zu beurtheilen. Wer die Dramaturgie zum Beispiel etwa in der illiberalen Absicht liest, die Reguln[a]) der dramatischen Dichtkunst aus ihr zu erfahren, oder durch dieses Medium über die Poetik des Aristoteles Gewisheit zu erhalten, und ins Reine zu kommen: der hat sicher noch gar keinen Sinn für die Individualität und Genialität dieses seltsamen Werks. Ich erinnere mich noch recht gut, dass ich unter andern den Laokoon, (99) Trotz dem günstigen Vorurtheil und Trotz dem Eindruck einzelner Stellen, ganz unbefriedigt und daher ganz misvergnügt aus der Hand legte. [192] Ich hatte das Buch nähmlich mit der thörichten Hoffnung gelesen, hier die baare und blanke und felsenfeste Wissenschaft über die ersten und letzten Gründe der bildenden Kunst, und ihr Verhältniss zur Poesie, zu finden, welche ich begehrte und verlangte. So lange der Grund fehlte, war ich für einzelne Bereicherungen nicht empfänglich, und Erregungen der Wissbegier brauchte ich nicht. Mein Lesen war interessirt, und noch nicht

a) Regeln

Studium, d. h. uninteressirte, freie, durch kein bestimmtes Bedürfniss, durch keinen bestimmten Zweck beschränkte Betrachtung und Untersuchung, wodurch allein der Geist eines Autors ergriffen und ein Urtheil über ihn hervorgebracht werden kann. So gings mir mit mehren[a]) Schriften Lessings. Doch habe ich diese Sünde, wenn es eine ist, reichlich abgebüsst. Denn seitdem mein Sinn für Lessing, wie ein Schwärmer oder ein Spötter es ausdrücken würde, zum Durchbruch gekommen, und mir ein Licht über ihn aufgegangen ist, sind seine sämmtlichen Werke, ohne Ausnahme des geringsten und unfruchtbarsten, ein wahres Labyrinth für mich, in welches ich äu-(100)sserst leicht den Eingang, aus dem ich aber nur mit der äussersten Schwierigkeit den Ausweg finden kann. Die Magie[b]) dieses eignen Reizes wächst mit dem Gebrauch und ich kann der Lockung selten widerstehn. Ja ich muss über mich selbst lächeln, wenn ich mir vorstelle, wie oft ich ihr schon seit der Zeit, wo ich den Gedanken fasste, das Mittheilbarste von dem, was ich über Lessing gesammelt und aufgeschrieben hatte, drucken zu lassen, unterlegen, die Bände von neuem durchgelesen, vieles für mich bemerkt und für mich geschrieben, darüber aber immer den beabsichtigten Druck weiterhinausgeschoben, oft gänzlich vergessen habe. Denn das Interesse des Studiums überwog hier das Interesse der öffentlichen Mittheilung, welches immer schwächer ist, so sehr, dass ich, ohne einen kategorischen Entschluss wohl immer an einen Aufsatz über Lessing nur gearbeitet haben würde, ohne ihn jemals zu vollenden.

[193] Dieses Studium und jene Unbefangenheit allein können mir den sonst unersetzlichen Mangel einer lebendigen Bekanntschaft mit Lessing einigermassen ersetzen. Ein Autor, er sei Künstler oder Denker, der alles was er vermag, oder weiss, zu Papiere bringen kann, ist zum mindesten kein Genie. Es giebt ihrer (101) die ein Talent haben, aber ein so beschränktes, so isolirtes, dass es ihnen ganz fremd lässt, als ob es nicht ihr eigen, als ob es ihnen nur angeheftet oder geliehen wäre. Von dieser Art war Lessing nicht. Er selbst war mehr werth, als alle seine Talente. In seiner Individualität lag seine Grösse. Nicht bloss aus den Nachrichten von seinen Gesprächen, nicht bloss aus den, wie es scheint, bisher sehr vernachlässigten Briefen, deren einer oder der andere für den, welcher nur Lessingen im Lessing sucht und studiert, und Sinn hat für seine genialische Individualität, mehr werth ist als manches seiner berühmtesten Werke: auch aus seinen Schriften selbst möchte man fast vermuthen, er habe das lebendige Gespräch noch mehr in der Gewalt gehabt als den schriftlichen Ausdruck, er habe hier seine innerste und tiefste Eigenthümlichkeit noch klarer und dreister mittheilen können. Wie

[a]) mehreren [b]) Die Magie . . . vollenden *(z. 25)*: *fehlt.*

lebendig und dialogisch seine Prosa ist, bedarf keiner Auseinandersetzung. Das Interessanteste und das Gründlichste in seinen Schrif-[194]ten sind Winke und Andeutungen, das Reifste und Vollendetste Bruchstücke von Bruchstücken. Das Beste was Lessing sagt, ist was er, wie errathen und erfunden, in ein paar gediegenen Worten voll Kraft, Geist und Salz hinwirft; (102) Worte, in denen, was die dunkelsten Stellen sind im Gebiet des menschlichen Geistes, oft wie vom[a]) Blitz plötzlich erleuchtet, das heiligste höchst keck und fast frevelhaft, das allgemeinste höchst sonderbar und launig ausgedrückt wird. Einzeln und kompakt, ohne Zergliederung und Demonstration, stehen seine Hauptsätze da, wie mathematische Axiome; und seine bündigsten Räsonnements sind gewöhnlich nur eine Kette von witzigen Einfällen. Von solchen Männern mag eine kurze Unterredung oft lehrreicher sein und weiter führen, als ein langes Werk! Ich wenigstens könnte die Befriedigung des feurigen Wunsches, grade diesen Mann sehen und sprechen zu dürfen, vielleicht mit Entsagung auf den Genuss und den Vortheil von irgend einem seiner Werke an meinem Theil erkaufen wollen! Bei der[b]) Unmöglichkeit, dieses Verlangen erfüllt zu sehn, muss ich mich wohl mit der erwähnten Unbefangenheit und Freimüthigkeit zu trösten suchen.

Wenn aber auch die letzte noch so gross wäre: so würde ich es doch kaum wagen, meine Meinung über Lessing öffentlich zu sagen, wenn ich sie nicht im [195] Ganzen durch Lessings Maximen vertheidigen, und im Einzelnen durchgängig mit Autoritäten und entscheidend bewei-(103)senden Stellen aus Lessing belegen könnte; so unendlich verschieden ist meine Ansicht Lessings von der herrschenden.

Man meynt zum Beispiel nicht nur, sondern man glaubt sogar entschieden zu wissen, dass Lessing einer der grössten Dichter war; und ich zweifle sogar, ob er überall ein Dichter gewesen sei, ja ob er poetischen Sinn und Kunstgefühl gehabt habe. Dagegen brauche ich aber auch zu dem was er selbst über diesen[c]) Punkt sagt, nur sehr weniges hinzuzufügen.

Die Hauptstelle steht in der Dramaturgie. „Ich bin" sagt er in dem äusserst charakteristischen Epilog der Dramaturgie, eines Werks, welches, darin einzig in seiner Art, von einer merkantilischen Veranlassung und von dem Vorsatz einer wöchentlichen Unterhaltung ausgeht und, ehe man sich's versieht, den populären Horizont himmelweit überflogen hat, und um alle Zeitverhältnisse unbekümmert, in die reinste Spekulation versunken, mit raschem Lauf auf das paradoxe Ziel eines poetischen Euklides lossteuert, dabei aber auf seiner ekzentrischen Bahn so individuell, so lebendig,

[a]) von A [b]) Ueber die Unmöglichkeit, dieses Verlangen erfüllt zu sehn, kann mich nur die erwähnte Unbefangenheit und Freimüthigkeit trösten. [c]) diesem A

so Lessingisch ausgeführt ist, dass man es selbst ein Monodra[196]ma nennen könnte: — „Ich bin, sagt er hier (Th. XXV. S. 376. folg.) weder Schauspieler noch Dichter.“

(104) „Man erweiset mir wohl manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die[a]) Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Mahler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Tüchtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neuern Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewusst, dass ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die sich durch eigene Kraft emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschiesst: ich muss alles durch Druckwerk und Röhren in mir heraufpressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermassen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt und verdriesslich [197] geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, etwas (105) von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann.“

„Doch freilich; wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann: so auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: so kostet es mir so viel Zeit, ich muss von andern Geschäften so frei, von unwillkührlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muss meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muss bei jedem Schritt alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können; dass zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, niemand ungeschickter sein kann, als ich.“

Man hat diese wichtige Stelle, welche meines Erachtens der Text zu allem, was sich über Lessings Poesie sagen lässt, ist und bleiben muss, bisher zwar keineswegs übersehen. Nur hat man [198] nicht sehn oder nicht einsehn wollen, (106) was darin gesagt, und was dadurch entschieden und über allen Zweifel erhoben wird.

Vergebens würde man sich die Stärke jener Äusserung durch die Voraussetzung zu entkräften suchen, er sey höflich gewesen, und habe es nicht so gar ernstlich gemeynt. Dem widerspricht

[a]) der A

nicht nur der offne, freye, biedre Charakter dieser Stelle, sondern auch der Geist und Buchstabe vieler andern, wo er mit der äussersten Verachtung und Verabscheuung wider den falschen Anstand, und die falsche Bescheidenheit redet. Nichts stritt so sehr mit seinem innersten Wesen, als ein solches Gemisch von verhaltner Selbstsucht und Gewohnheitslüge. Das beweisen alle seine Schriften.

Wie freymüthig, ja wie dreist er auch das Gute, was er von sich hielt, sagen zu müssen und zu können glaubte, mögen zwey Stellen aus demselben Stück der Dramaturgie mit jener in Erinnrung bringen, welche den Inhalt jener bestätigen und erläutern; deren eine überdem ganz vorzüglich ins Licht setzt, wie Lessing über seine Kritik selbst urtheilte; und deren andere an ihrem äusserst kecken Tone jenes Bewusstseyn von Genialität, wenn auch nicht grade von poetischer, ver-[199]räth, welches (107) sich im ganzen Epilog der Dramaturgie kund giebt.

„Seines Fleisses sagt er (Th. XXV. S. 384.) darf sich jederman rühmen: ich glaube die dramatische Dichtkunst studiert zu haben; sie mehr studiert zu haben als zwanzig, die sie ausüben. Auch habe ich sie so weit ausgeübt, als es nöthig ist, um mitsprechen zu dürfen: denn ich weiss wohl, so wie der Mahler sich von niemanden gern tadeln lässt, der den Pinsel ganz und gar nicht zu führen weiss, so auch der Dichter. Ich habe es wenigstens versucht, was er bewerkstelligen muss, und kann von dem, was ich selbst nicht zu machen vermag, doch urtheilen, ob es sich machen lässt. Ich verlange auch nur eine Stimme unter uns, wo so mancher sich eine anmasst, der, wenn er nicht dem oder jenem Ausländer nachplaudern gelernt hätte, stummer seyn würde, als ein Fisch.“ —

Nachdem er davon geredet hat, wie er gestrebt habe, den Wahn der deutschen Dichter, den Franzosen nachahmen heisse so viel, als nach den Regeln der Alten arbeiten, zu bestreiten, fügt er hinzu (S. 388.):

„Ich wage es, hier eine Äusserung zu thun, man mag sie doch nehmen, wofür man (108) will: Man nenne mir das Stück des grossen Corneil-[200]le, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette?“

„Doch nein; ich wollte nicht gern, dass man diese Äusserung für Prahlerey nehmen könne. Man merke also wohl, was ich hinzu setze: Ich werde es zuverlässig besser machen, — und doch lange kein Corneille seyn, — und doch lange noch kein Meisterstück gemacht haben. Ich werde es zuverlässig besser machen; und mir doch wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann, der so fest an den Aristoteles glaubt, wie ich.“

Zugegeben dass Lessing so über seine Poesie dachte, wie er sich äussert: ist es ausgemacht, könnte man einwenden, dass er sich selbst gekannt habe?

Ganz und im strengsten Sinn kennt niemand sich selbst. Von dem Standpunkt der gegenwärtigen Bildungsstufe reflektirt man über die zunächst vorhergegangne, und ahnet die kommende: aber den Boden, auf dem man steht, sieht man nicht. Von einer Seite hat man die Aussicht auf ein paar angränzende: aber die entgegengesetzte Scheibe des beseelten Planeten bleibt immer verdeckt. Mehr ist dem Menschen (109) nicht gegönnt. Wenn aber das Maass der Selbstkenntniss durch das Maass der Genialität, [201] der Vielseitigkeit und der Ausbildung bestimmt wird: so wage ichs zu behaupten, dass Lessing, obgleich er nicht fähig gewesen wäre, sich selbst zu charakterisiren, sich doch in einem vorzüglichen Grade selbst kannte, und grade kein Departement seines Geistes so gut kannte, als seine Poesie. Seine Poesie verstand er durch seine Kritik, die eben so alt und mit jener schwesterlich aufgewachsen war. Um seine Kritik so zu verstehen, hätte er früher philosophiren, oder später kritisiren müssen. Für die Philosophie war seine Anlage zu gross und zu weit, als dass sie je hätte reif werden können; wenigstens hätte er das höchste Alter erreichen müssen, um nur einigermassen zum Bewusstseyn derselben zu gelangen. Vielleicht hätte er aber auch noch ausserdem etwas haben müssen, was ihm ganz fehlte, nähmlich historischen Geist, um aus seiner Philosophie klug werden zu können, und sich seiner Ironie und seines Cynismus bewusst zu werden: denn niemand kennt sich, in so fern er nur er selbst und nicht auch zugleich ein andrer ist. Je mehr Vielseitigkeit also, desto mehr Selbstkenntniss; und je genialischer, desto konse-(110)quenter, bestimmter, abgeschnittner und entschiedner in seinen Schranken.

Die Anwendung auf Lessing macht sich von selbst. Und in keinem Fach hatte Lessing so viel Er-[202]fahrung, Gelehrsamkeit, Studium, Übung, Anstrengung, Ausbildung jeder Art, als grade in der Poesie. Keins seiner Werke reicht in Rücksicht auf künstlerischen Fleiss und Feile an Emilia Galotti, wenn auch andre mehr Reife des Geistes verrathen sollten. Überhaupt sind wohl wenige Werke mit diesem Verstande[a]), dieser Feinheit, und dieser Sorgfalt ausgearbeitet. In diesem Punkte, und in Rücksicht auf jede andre formelle Vollkommenheit des konvenzionellen Drama muss Nathan weit nachstehn, wo selbst die mässigsten Foderungen an Konsequenz der Charaktere und Zusammenhang der Begebenheiten oft genug beleidigt und getäuscht werden.

In Emilia Galotti sind die dargestellten Gegenstände überdem am entferntesten von Lessings eignem Selbst; es zeigt sich kein unkünstlerischer Zweck, keine Nebenrücksicht, die eigentlich Hauptsache wäre. Wichtige Umstände bey Lessing, dessen roheste dramatische Jugendversuche schon fast immer eine ganz bestimmte

a) diesem Verstande: dieser Anstrengung des Verstandes

philosophischpolemische Tendenz haben; der nach (111) Mendelsohns Bemerkung zu den Portraitdichtern gehört, denen ein Charakter um so glücklicher gelingt, je ähnlicher er ihrem Selbst ist, von dem sie nur einige Variazionen zu [203] Lieblingscharakteren von entschiedner auffallender Familienähnlichkeit ausbilden können.

Emilia Galotti ist daher das eigentliche Hauptwerk, wenn es darauf ankömmt zu bestimmen, was Lessing in der poetischen Kunst gewesen, wie weit er darin gekommen sey. Und was ist denn nun diese bewunderte und gewiss bewundrungswürdige[a]) Emilia Galotti? Unstreitig ein grosses[b]) Exempel der dramatischen Algebra. Man muss[c]) es bewundern dieses in Schweiss und Pein producirte Meisterstück[d]) des reinen Verstandes; man muss[e]) es frierend bewundern, und bewundernd frieren; denn ins Gemüth dringts nicht und kanns nicht dringen, weil es nicht aus dem Gemüth gekommen ist. Es ist in der That unendlich[f]) viel Verstand darin, nähmlich prosaischer[g]), ja sogar Geist und Witz. Gräbt man aber tiefer, so zerreisst und streitet alles, was auf der Oberfläche so vernünftig zusammenzuhängen schien. Es fehlt doch[h]) an jenem poetischen Verstande, der sich in einem Guarini, Gozzi, Shakespear so gross zeigt.[i]) In den genialischen Werken des von diesem (112) poetischen Verstande geleiteten Instinkts, enthüllt alles, was beym ersten Blick so wahr aber auch so inkonsequent und eigensinnig, wie die Natur selbst auffällt, bey gründlicherem Forschen stets innigere Harmonie und tiefere Nothwendigkeit. Nicht so bey [204] Lessing! Manches in der Emilia Galotti hat sogar den Bewunderern Zweifel abgedrungen, die Lessing nicht beantworten zu können gestand. Aber wer mag ins Einzelne gehn, wenn[k]) er mit dem Ganzen anzubinden Lust hat, und beynah nichts ohne Anmerkung vorbeygehn lassen könnte? Doch hat dieses Werk nicht seines Gleichen, und ist einzig in seiner Art. Ich möchte es eine prosaische Tragödie nennen. Sonderbar aber nicht eben interessant ists, wie die Charaktere zwischen Allgemeinheit und Individualität in der Mitte schweben!

Kann ein Künstler wohl kälter und liebloser von seinem vollendetsten und künstlichsten Werke reden, als Lessing bey Übersendung dieser kalten Emilia an einen Freund? „Man muss," sagt er, „wenigstens über seine Arbeiten mit jemand sprechen können, wenn man nicht selbst darüber einschlafen soll. Die blosse Versicherung, welche die eigne Kritik uns gewährt, dass man auf dem rechten (113) Wege ist und bleibt, wenn sie auch noch so überzeugend wäre, ist doch so kalt und unfruchtbar, dass sie auf

[a]) und gewiss bewundrungswürdige: *fehlt* [b]) gutes [c]) mag [d]) Stück [e]) mag [f]) *fehlt* [g]) prosaischer: prosaischer, in dieser prosaischen Tragödie, [h]) *fehlt* [i]) der . . . zeigt: eines Shakspeare, Goethe oder Tieck. [k]) wenn er . . . schweben *(z. 33)*: wenn er dem Ganzen allen Werth absprechen muss?

die Ausarbeitung keinen Einfluss hat.“ (Th. XXX. S. 167.) Und bald darauf gar: „Ich danke Gott, dass ich den ganzen Plunder nach und nach wieder aus den Gedanken verliehre.“ (Th. XXVII. S. 341.)

Mit welchem gehaltnen Enthusiasmus, und in jeder Rücksicht wie ganz anders redet er dagegen vom Nathan! zum Beyspiel in folgender Stelle: „Wenn man sagen wird, dass ein Stück von so eigner Tendenz nicht reich genug an eignen Schönheiten sey: so werde ich schweigen, aber mich [205] nicht schämen. Ich bin mir eines Ziels bewusst, unter dem man auch noch viel weiter mit allen Ehren bleiben kann. — Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem wo es zuerst aufgeführt wird.“ (Leb. Th. I. S. 420.) Eben so auch in einigen andern Stellen, die wegen dessen, was sie über den polemischen Ursprung und die philosophische Tendenz des Stücks enthalten, sogleich angeführt werden sollen.

Nathan kam aber freylich aus dem Gemüth, und dringt wieder hinein; er ist vom (114) schwebenden Geist Gottes unverkennbar durchglüht und überhaucht. Nur scheint es schwer, ja fast unmöglich, das sonderbare Werk zu rubriciren und unter Dach und Fach zu bringen. Wenn man auch mit einigem Recht sagen könnte, es sey der Gipfel von Lessings poetischem Genie, wie Emilia seiner poetischen Kunst; wie denn allerdings im Nathan alle dichterischen Funken, die Lessing hatte, — nach seiner eigenen Meynung waren es nicht viele (Th. XXVII. S. 43.) — am dichtesten und hellsten leuchten und sprühen: so hat doch die Philosophie wenigstens gleiches Recht, sich das Werk zu vindiciren, welches für eine Charakteristik des ganzen Mannes, eigentlich das klassische ist, indem es Lessings Individualität aufs tiefste und vollstän-[206]digste, und doch mit vollendeter Popularität darstellt. Wer den Nathan recht versteht, kennt Lessing.

Dennoch muss er immer noch mit den Jugendversuchen und den übrigen prosaischen Kunstdramen Lessings in Reih und Glied aufmarschiren, ungeachtet der Künstler selbst, wie man sieht, die eigene Tendenz des Werks, und auch seine Unzweckmässigkeit für die Bühne, die doch bey allen übrigen Dramen sein Ziel war, so klar eingesehen und gesagt hat.

(115) Mehr besorgt um den Nahmen als um den Mann, und um die Registrirung der Werke als um den Geist, hat man die nicht minder komischen als didaktischen Fragen aufgeworfen: ob Nathan wohl zur didaktischen Dichtart gehöre, oder zur komischen, oder zu welcher andern; und was er noch haben oder nicht haben müsste, um diess und jenes zu seyn oder nicht zu seyn. Dergleichen Problemata sind von ähnlichem Interesse, wie die lehrreiche Untersuchung, was wohl geschehen seyn würde, wenn

Alexander gegen die Römer Krieg geführt hätte. Nathan ist, wie mich dünkt, ein Lessingisches Gedicht; es ist Lessings Lessing, das Werk schlechthin unter seinen Werken in dem vorhin bestimmten Sinne; es ist die Fortsetzung vom Anti-Götze, Numero Zwölf. Es ist unstreitig das eigenste, eigensinnigste und sonderbarste unter al-[207]len Lessingischen Produkten. Zwar sind sie fast alle, jedes ein ganz eignes Werk für sich, und wollen durchaus mit der Sinnesart aufgenommen, beobachtet und beurtheilt werden, welche in Saladins Worten so schön ausgedrückt ist:

— Als Christ, als Muselmann: gleichviel!
Im weissen Mantel oder Jamerlonk;
Im Turban, oder deinem Filze: wie
Du willst! Gleichviel! Ich habe nie verlangt,
Dass allen Bäumen Eine Rinde wachse.

(116) Aber für keines ist dem Empfänger der Geist dieses erhabenen Gleichviel so durchaus nothwendig, wie für Nathan.

„In den Lehrbüchern,“ sagt Lessing (Th. XXV. S. 385.) „sondre man die Gattungen so genau ab, als möglich: aber wenn ein Genie höherer Absichten wegen, mehre derselben in einem und demselben Werke zusammenfliessen lässt, so vergesse man das Lehrbuch, und untersuche bloss, ob es diese Absichten erreicht hat.“

Über diese[a]) Absichten und die merkwürdige Entstehung dieses vom Enthusiasmus der reinen Vernunft erzeugten und beseelten Gedichts, finden sich glücklicherweise in Lessings Briefen einige sehr interessante und wirklich klassische Stellen. Man darf [208] wohl sagen: wenn kein Werk so eigen ist, so ist auch keins so eigen entstanden.

Man konnte es Lessing natürlich nicht verzeihen, dass er in der Theologie bis zur Eleganz, und im Christianismus sogar bis zur Ironie gekommen war. Man verstand ihn nicht, also hasste verläumdete und verfolgte man ihn aufs ärgste. Dabey hatte er nun vollends die Schwäche, jedes ungedruckte Buch, welches ihm ein Mittel zur Vervollkommnung des menschlichen Geistes werden zu können schien, als ein heiliges Eigenthum der Menschheit zu ehren, und wenn ihm der arme (117) Fündling gar den Finger gedrückt hatte, sich seiner mit Zärtlichkeit, ja mit Schwärmerey anzunehmen. Man weiss es sattsam, wie die Fragmente auf die Masse der Theologen gewirkt, und auf den isolirten Herausgeber zurückgewirkt haben!

In der höchsten Krise dieser Gährung schreibt er am 11. August des Jahres 1778: „Da habe ich diese Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art Analogie mit meinen gegen-

a) die A

wärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damahls wohl nicht träumen liess. — Ich glaube, dass sich alles sehr gut soll lesen lassen, und ich gewiss den Theologen einen ärgern Possen damit [209] spielen will, als noch mit zehn Fragmenten." (Th. XXX. S. 454. 455.)

Die Idee des Nathan stand also mit einemmale ganz vor seinem Geiste. Alle seine andern genialischen Werke wuchsen ihm erst unter der Hand, bildeten sich während der Arbeit; erst dann zeigte sich weit von der ersten Veranlassung, was ihm das liebste und an sich das interessanteste war, und nun Hauptsache wurde.

„Mein Nathan, sagt er (Th. XXX. S. 471. 472.) ist ein Stück, welches ich schon vor (118) drey Jahren vollends aufs reine bringen und drucken lassen wollte. Ich habe es jetzt nur wieder vorgenommen, weil mir auf einmahl beyfiel, dass ich, nach einigen kleinen Veränderungen des Plans, dem Feinde auf einer andern Seite damit in die Flanke fallen könne. — Mein Stück hat mit den jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun; und ich will ihm den Weg nicht selbst verhauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freylich innerlich darauf schimpfen; doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen." (S. 473.)

Ein aufmerksamer Beobachter der Bücherschrei-[210]benden Offenbarungsschwärmerey wird die letzte Äusserung prophetisch finden können: was aber die Beziehung des Stücks auf das damahls Jetzige betrift, so fehlt doch dem Patriarchen eigentlich nur eine beygedruckte kleine Hand mit gerecktem Zeigefinger, um eine Persönlichkeit zu seyn, wie auch schon die bürleske Karrikatur des Charakters andeutet; und an einem andern Orte nennt er selbst das Ganze geradezu einen dramatischen Absprung der theologischen Streitigkeiten, die damahls bey (119) ihm an der Tagesordnung standen, und seine eigene Sache schlechthin, geworden waren. (S. 464.)

Können Verse ein Werk, welches einen so ganz unpoetischen Zweck hat, etwa zum Gedichte machen; und noch dazu solche Verse? — Man höre wie Lessing darüber spricht: „Ich habe wirklich die Verse nicht des Wohllauts wegen gewählt" — (eine Bemerkung, auf die mancher vielleicht auch ohne diesen Wink hätte fallen können) — „sondern weil ich glaubte dass der orientalische Ton, den ich doch hie und da angeben müsse, in der Poesie zu sehr auffallen würde. Auch erlaube, meynte ich, der Vers immer einen Absprung eher, wie ich ihn jetzt zu meiner ander-[211]weitigen Absicht bey aller Gelegenheit ergreifen muss." (Th. XXVII. S. 46.)

Man kanns nicht offner und unzweydeutiger sagen, wie es mit der dramatischen Form des Nathan stehe, als es Lessing selbst

gesagt hat. Mit liberaler Nachlässigkeit, wie Alhafi's Kittel oder des Tempelherrn halb verbrannter Mantel, ist sie dem Geist und Wesen des Werks übergeworfen, und muss sich nach diesem biegen und schmiegen. Von einzelnen Inkonsequenzen und von der Subordinazion der Handlung, ih-(120)rer steigenden Entwicklung und ihres nothwendigen Zusammenhanges, ja selbst der Charaktere ists unnöthig viel zu sagen. Die Darstellung überhaupt ist weit hingeworfner, wie in Emilia Galotti. Daher treten die natürlichen Fehler der Lessingschen Dramen stärker hervor, und behaupten ihre alten schon verlohrnen Rechte wieder. Wenn die Charaktere auch lebendiger gezeichnet und wärmer colorirt sind, wie in irgend einem andern seiner Dramen: so haben sie dagegen mehr von der Affektazion der manierierten Darstellung, welche in Minna von Barnhelm, wo die Charaktere zuerst anfangen, merklich zu Lessingisiren, Nachdruck und Manier zu bekommen, und eigentlich charakteristisch zu werden, am meisten herrscht, in Emilia Galot-[212]ti hingegen schon weggeschliffen ist. Selbst Alhafi ist nicht ohne Prätension dargestellt; welche ihm freylich recht gut steht, denn ein Bettler muss Prätensionen haben, sonst ist er ein Lump, dem Künstler doch aber nicht nachgesehn werden kann. Und dann ist das Werk so auffallend ungleich, wie sonst kein Lessingsches Drama. Die dramatische Form ist nur Vehikel; und Recha, Sitta, Daja, sind wohl eigentlich nur Staffeley: denn wie ungalant Lessing dachte, das übersteigt alle Begriffe.

(121) Der durchgängig cynisirende Ausdruck hat sehr wenig vom orientalischen Ton, ist wohl nur mit die beste Prosa, welche Lessing geschrieben hat, und fällt sehr oft aus dem Kostum heroischer Personen. Ich tadle das gar nicht: ich sage nur, so ists; vielleicht ists ganz recht so. Nur wenn Nathan weiter nichts wäre, als ein grosses[a]) dramatisches Kunstwerk, so würde ich Verse wie den:

„Noch bin ich völlig auf dem Trocknen nicht;"

im Munde der Fürstin bey der edelsten Stimmung und im rührendsten Verhältniss schlechthin fehlerhaft, ja recht sehr lächerlich finden[b]).

[213] Die hohe philosophische Würde des Stücks hat Lessing selbst ungemein schön mit der theatralischen Effektlosigkeit oder Effektwidrigkeit desselben kontrastirt; mit dem seinem Ton eignen pikanten Gemisch von ruhiger inniger tiefer Begeisterung und naiver Kälte. „Es kann wohl seyn," sagt er (Th. XXX. S. 505. 506.) „dass mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, welches wohl nie geschehen wird. Genug, wenn er sich mit Interesse nur lieset, und unter tausend Lesern nur Einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt."

[a]) *fehlt* [b]) finden, wenn da noch von einzelnen Fehlern die Rede sein könnte, wo alsdann das Ganze ein einziger Fehler sein würde.

(122) Natürlich hat sich denn auch die logische Zunft das ekzentrische Werk (welches seine ausserordentlich grosse Popularität, die ein Vorurtheil dagegen erregen könnte, wohl nur seiner polemischen und rhetorischen Gewalt verdankt, und dem Umstande, dass es den allgemeinen Horizont nie zu überschreiten scheint, wie auch dem, dass doch sehr viele ein wenig Sinn haben für Lessing, wenn auch sehr wenige viel) eben sowohl zuzueignen gesucht, wie die poetische; und sicher nicht mit minderm Rechte.

Der eine Meister der Weltweisheit meynt, Nathan sey ein Panegyrikus auf die Vorsehung, [214] gleichsam eine dramatisirte Theodicee der Religionsgeschichte. Zu geschweigen, wie sehr es Lessings strengem Sinn für das rein Unendliche widerspricht, den Rechtsbegriff auf die Gottheit anzuwenden: so ist diess auch äusserst allgemein, unbestimmt und nichtssagend. Ein andrer Virtuose der Dialektik hat dagegen gemeynt: Die Absicht des Nathan sey, den Geist aller Offenbarung verdächtig zu machen, und jedes System von Religion, ohne Unterschied, als System, in einem gehässigen Lichte darzustellen. Der Theismus, sobald er System, sobald er förmlich werde, sey davon nicht ausgeschlossen. — (123) Allein auch diese Erklärung würde,[a] wenn man sie aus ihrem polemischen Zusammenhang reissen und einen dogmatischen Gebrauch davon machen wollte,[b] den Fehler haben, dass sie das Werk, welches[c] eine Unendlichkeit umfasst, auf eine einzige allzubestimmte und am Ende ziemlich triviale Tendenz beschränken würde.[d]

Man sollte überhaupt die Idee aufgeben, den Nathan auf irgend eine Art von Einheit bringen, oder ihn in eine der vom[e] Gesetz und Herkommen geheiligten Facultäten des menschlichen Geistes einzäunen und einzunften zu können: denn bey der gewaltsamen Reduction und Einverleibung möchte doch [215] wohl immer mehr verlohren gehn, als die ganze Einheit werth ist. Was hilfts auch, wenn sich auch[f] alles, was Nathan doch gar nicht bloss beweisen, sondern lebendig mittheilen soll, denn das Wichtigste und Beste darin reicht doch weit über das, was der trockne Beweiss allein vermag, mit mathematischer Präcision in eine logische Formel zusammenfassen liesse? Nathan würde seine Stelle nichts destoweniger auf dem gemeinschaftlichen Raine der Poesie und Moral (Th. XVIII. S. 5.) behalten, wo sich Lessing früh gefiel, und auf dem er schon in den Fabeln spielte, die als Vorübung zu Nathans Mährchen von den drey Rin-(124)gen, welches vollendet hingeworfen, bis ins Mark[g] entzückend trifft, immer wieder überrascht, und[h] wohl so gross ist, als ein mensch-

[a] dürfte [b] wollte, ausser der Unrichtigkeit noch den Fehler [c] welches (wie alle die einen Geist haben) eine Unendlichkeit [d] *fehlt* A [e] vom: durch [f] *fehlt* [g] bis ins Mark . . . trifft: *fehlt* [h] und wohl . . . kann *(s. 162 z. 1)*: *fehlt*

licher Geist irgend etwas machen kann, Achtung verdienen[a]) und beynah Studien genannt zu werden verdienen, weil sie zwar nicht die Kunst, aber doch den Künstler weiter brachten, wenn auch weit über seine anfängliche Absicht und Einsicht. Es lebt und schwebt doch ein gewisses heiliges Etwas im Nathan, wogegen alle syllogistischen Figuren, wie alle Regeln der dramatischen Dichtkunst, eine wahre Lumperey sind. Ein philosophisches Resultat oder eine philosophische Tendenz machen ein Werk noch nicht zum Philosophem: eben so wenig wie dramatische Form und Erdichtung es zum Poem machen. Ist Ernst und [216] Falk nicht dramatischer, wie manche der besten Scenen im Nathan? Und die Parabel an Götze über die Wirkung der Fragmente ist gewiss eine sehr genialische Erdichtung, deren Zweck und Geist aber dennoch so unpoetisch, oder wie man jetzt in Deutschland sagt, so unästhetisch wie möglich ist.

Muss ein Werk nicht die Unsterblichkeit verdienen oder vielmehr schon haben, welches von allen bewundert und geliebt, von jedem aber anders genommen und erklärt wird? Doch bleibts sehr wunderbar, oder wie mans nehmen will, (125) auch ganz und gar nicht wunderbar, dass bey dieser grossen Verschiedenheit von Ansichten, bey dieser Menge von mehr charakteristischen als charakterisirenden Urtheilsübungen, noch niemand auf den Einfall oder auf die Bemerkung gerathen ist, dass Nathan beym Lichte betrachtet zwey Hauptsachen enthält, und also eigentlich aus zwey Werken zusammengewachsen ist. Das erste ist freylich Polemik gegen alle illiberale Theologie, und in dieser Beziehung nicht ohne manchen tieftreffenden Seitenstich auf den Christianismus, dem Lessing zwar weit mehr Gerechtigkeit wiederfahren liess, als alle Orthodoxen zusammengenommen, aber doch noch lange nicht genug: weil sich im Christianismus theologische Illiberalität, wie theologische Liberali-[217]tät, alles Gute und alles Schlechte dieses Fachs am kräftigsten, mannichfachsten und feinsten ausgebildet hat; ferner Polemik gegen alle Unnatur, kindische Künsteley, und durch Missbildung in sich oder in andern erzeugte Dummheit und alberne Schnörkel im Verhältnisse des Menschen zu Gott: das Alles musste Lessings geistreiche Natürlichkeit tief empören, und die Patriarchen hatten seinen Abscheu noch zu erhöhen, seinen Ekel zu reizen gewusst. Aber nicht einmal die Religionslehre im Nathan ist rein skeptisch, po-(126)lemisch, bloss negativ, wie Jakobi in der angeführten Stelle behaupten zu wollen scheinen könnte. Es wird im Nathan eine, wenn auch nicht förmliche, doch ganz bestimmte Religionsart, die freylich voll Adel, Einfalt und Freyheit ist, als Ideal ganz entschieden und positiv aufgestellt; welches immer eine rhetorische Einseitigkeit bleibt, sobald es mit Ansprüchen auf

[a]) *fehlt*

Allgemeingültigkeit verbunden ist; und ich weiss nicht, ob man Lessing von dem Vorurtheil einer objectiven und herrschenden Religion ganz frey sprechen darf, und ob er den grossen Satz seiner Philosophie des Christianismus, dass für jede Bildungsstufe der ganzen Menschheit eine eigene Religion gehöre, auch auf Individuen angewandt und ausgedehnt, und die Nothwendigkeit unendlich vieler Religionen ein-[218]gesehen hat. Aber ist nicht noch etwas ganz anders im Nathan, auch etwas philosophisches, von jener Religionslehre, an die man sich allein gehalten hat, aber noch ganz verschiednes, was zwar stark damit zusammen hängt, aber doch auch wieder ganz weit davon liegt, und vollkommen für sich bestehn kann? Dahin zielen vielleicht so manche Dinge, die gar nicht bloss als zufällige Beylage und Umgebung erscheinen, dabey von der polemischen Veranlassung und Tendenz am entferntesten, und doch so gewaltig accentuirt sind, wie der Derwisch, der so (127) fest auftritt, und Nathans Geschichte vom Verlust der sieben Söhne und von Recha's Adoption, die jedem, der welche hat, in die Eingeweide greift. Was anders regt sich hier, als sittliche Begeisterung für die sittliche Kraft und die sittliche Einfalt der biedern Natur? Wie liebenswürdig und glänzend erscheint nicht selbst des Klosterbruders (der[a]) wenigstens mitunter aktiv und Mit-Hauptperson wird, dahingegen der Tempelherr so oft nur passiv, und bloss Sache ist) fromme Einfalt, deren rohes Gold sich mit den Schlacken des künstlichen Aberglaubens nicht vermischen kann? Was thuts dagegen, dass der gute Klosterbruder einigemahl stark aus dem Charakter fällt? Es folgt daraus bloss, dass die dramatische Form für das, was Nathan ist und seyn soll, ihre sehr grosse[b]) Inkonvenienzen haben mag, obgleich sie Lessingen sehr natürlich, ja nothwendig war. Nathan der [219] Weise ist nicht bloss die Fortsetzung des Anti-Götze, Numero Zwölf: er ist auch und ist eben so sehr ein dramatisirtes Elementarbuch des höheren Cynismus. Der Ton des Ganzen, und Alhafi, das versteht sich von selbst; Nathan ist ein reicher Cyniker von Adel; Saladin nicht minder. Die Sultanschaft wäre keine tüchtige Einwendung: selbst Julius Cäsar war ja ein Veteran des Cynismus im grossen Styl; und ist die Sultanschaft nicht eigentlich eine recht cynische Profession, wie die Möncherey, das Ritterthum, gewissermassen auch der Handel, und jedes Verhältniss, wo die künstelnde Unnatur ihren Gipfel erreicht, eben dadurch sich (128) selbst überspringt, und den Weg zur Rückkehr nach unbedingter Natur-Freyheit wieder öffnet? Und ferner: Alhafi's derber Lehrsatz:

„Wer
Sich Knall und Fall ihm selbst zu leben, nicht
Entschliessen kann, der lebet andrer Sklav
Auf immer;“

[a]) der . . . ist (z. 23): *fehlt* [b]) grossen

und Nathan's goldnes Wort:

„Der wahre Bettler ist
Doch einzig und allein der wahre König!"—

[220] stehn sie etwa bloss da, wo sie stehn? Oder spricht nicht ihr Geist und Sinn überall im ganzen Werke zu jedem der sie vernehmen will? Und sind dieses nicht die alten heiligen Grundfesten des selbstständigen Lebens? Nähmlich für den Weisen heilig und alt, für den Pöbel an Gesinnung und Denkart aber ewig neu und thöricht.

So paradox[a]) endigte Lessing auch in der Poesie, wie überall! Das erreichte Ziel erklärt und rechtfertigt die ekzentrische Laufbahn; Nathan der Weise ist die beste Apologie der gesammten Lessingschen Poesie, die ohne ihn doch nur eine falsche Tendenz scheinen müsste, wo die angewandte Effektpoesie der rhetorischen Bühnendrama's mit der reinen Poesie dramatischer Kunstwerke ungeschickt verwirrt, und dadurch das Fortkommen bis zur Unmöglichkeit unnütz erschwert sey.

Ganz klein und leise fing Lessing wie überall so auch in der Poesie an, wuchs dann gleich einer Lauine; erst unscheinbar, zuletzt aber gigantisch.[b])

[a]) So paradox . . . gigantisch (*z. 20)*: *fehlt* *Die Fortsetzung des Aufsatzes in K siehe unten unter der Ueberschrift:* Abschluss des Lessing-Aufsatzes. [b]) gigantisch. (Ber Beschluss folgt im nächsten Stück.) A.

Über Goethe's Meister.

Ohne Anmassung und ohne Geräusch, wie die Bildung eines strebenden Geistes sich still[a]) entfaltet, und wie die werdende Welt aus seinem Innern leise emporsteigt, beginnt die klare Geschichte. Was hier vorgeht und was hier gesprochen wird, ist nicht ausserordentlich, und die Gestalten, welche zuerst hervortreten, sind weder gross noch wunderbar: eine kluge Alte, die überall den Vortheil bedenkt und für den reicheren Liebhaber das Wort führt; ein Mädchen, die sich aus den Verstrickungen der gefährlichen Führerin nur losreissen kann, um sich dem Geliebten heftig hinzugeben; ein reiner Jüngling, der das schöne Feuer seiner ersten Liebe einer Schauspielerin weiht. Indessen steht alles gegenwärtig vor unsern Augen da, lockt und spricht uns an. Die Umrisse sind allgemein und leicht, aber sie sind genau, scharf und sicher. Der kleinste Zug ist bedeutsam, jeder [133] Strich ist ein leiser Wink und alles ist durch helle und lebhafte Gegensätze gehoben. Hier ist nichts, was die Leiden-(148)schaft heftig entzünden, oder die Theilnahme sogleich gewaltsam mit sich fortreissen könnte. Aber die beweglichen Gemählde haften wie von selbst in dem Gemüthe, welches eben zum ruhigen Genuss heiter gestimmt war. So bleibt auch wohl eine Landschaft von einfachem und unscheinbarem Reiz, der eine seltsam schöne Beleuchtung

A: Athenäum. Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Ersten Bandes Zweytes Stück. Berlin 1798, bey Friedrich Vieweg dem ältern. S. 147—178.

K: Charakteristiken und Kritiken. Von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Erster Band. Königsberg, bey Friedrich Nikolovius, 1801. S. 132—169. *Unter dem Titel:* Charakteristik des Wilhelm Meister. *(Die Varianten nach K.)*

W: Friedrich Schlegel's sämmtliche Werke. Zehnter Band. Wien 1825. S. 123—152. *Unter dem Titel:* „Charakteristik der Meisterischen Lehrjahre von Goethe. 1798.“ *(Nicht berücksichtigt.)*

W_1: Fried. v. Schlegel's sämmtliche Werke. Zweite Original-Ausgabe. Achter Band. Wien 1846. S. 95—116. *(Uebereinstimmend mit W; nicht berücksichtigt.)*

[a]) *fehlt*

oder eine wunderbare Stimmung unsers Gefühls einen augenblicklichen Schein von Neuheit und von Einzigkeit lieh, sonderbar hell und unauslöschlich in der Erinnerung. Der Geist fühlt sich durch die heitre Erzählung überall gelinde berührt, leise und vielfach angeregt. Ohne sie ganz zu kennen, hält er diese Menschen dennoch schon für Bekannte, ehe er noch recht weiss, oder sich fragen kann, wie er mit ihnen bekannt geworden sey. Es geht ihm damit wie der Schauspielergesellschaft auf ihrer lustigen Wasserfahrt mit dem Fremden. Er glaubt, er müsste sie schon gesehen haben, weil sie aussehn wie Menschen und nicht wie Hinz oder Kunz. Diess Aussehn verdanken sie nicht eben ihrer Natur und ihrer Bildung: denn nur bey einem oder dem andern nähert sich diese auf verschiedne Weise und in verschiednem Mass der Allgemeinheit. Die Art der Darstellung [134] ist es, wodurch auch das Beschränkteste zugleich ein ganz eignes selbständiges Wesen für sich, und dennoch nur eine andre Seite, eine neue Veränderung der allgemeinen und unter allen Verwandlungen einigen menschlichen Natur, ein kleiner Theil der unendlichen Welt zu seyn scheint. Das ist eben das Grosse, worin jeder Gebildete nur sich selbst wiederzu-(149)finden glaubt, während er weit über sich selbst erhoben wird; was nur so ist, als müsste es so seyn, und doch weit mehr als man fodern darf.

Mit wohlwollendem Lächeln folgt der heitre Leser Wilhelms gefühlvollen Erinnerungen an die Puppenspiele, welche den neugierigen Knaben mehr beseeligten als alles andre Naschwerk, als er noch jedes Schauspiel und Bilder aller Art, wie sie ihm vorkamen, mit demselben reinen Durste in sich sog, mit welchem der Neugebohrne die süsse Nahrung aus der Brust der liebkosenden Mutter empfängt. Sein Glaube macht ihm die gutmüthigen Kindergeschichten von jener Zeit, wo er immer alles zu sehen begehrte, was ihm neu war, und was er gesehn hatte, nun auch gleich zu machen oder nachzumachen versuchte oder strebte, wichtig, ja heilig, seine Liebe mahlt sie mit den reizendsten Farben aus, und seine Hoffnung leiht ihnen die schmeichelhafteste [135] Bedeutung. Eben diese schönen Eigenschaften bilden das Gewebe seines Lieblingsgedankens, von der Bühne herab die Menschen zu erheben, aufzuklären und zu veredeln, und der Schöpfer eines neuen schöneren Zeitalters der vaterländischen Bühne zu werden, für die seine kindliche Neigung, erhöht durch die Tugend[a]) und verdoppelt durch die Liebe, in helle Flammen emporschlägt. Wenn die Theilnahme an diesen Gefühlen und Wünschen nicht frey von Besorgniss[b]) seyn kann, so ist es dagegen nicht wenig anziehend und ergötzlich, wie Wilhelm auf einer kleinen Reise, auf welche ihn die Väter zum ersten Versuch senden, einem Abentheuer (150) von der Art, die

[a]) Jugend A [b]) Besorgnissen

sich ernsthaft anlässt und drollig entwickelt, begegnet, in welchem er den Widerschein seines eignen Unternehmens, freylich nicht auf die vortheilhafteste Weise abgebildet, erblickt, ohne dass ihn diess seiner Schwärmerey untreu machen könnte. Unvermerkt ist indess die Erzählung lebhafter und leidenschaftlicher geworden, und in der warmen Nacht, wo Wilhelm, sich einer ewigen Verbindung mit seiner Mariane so nahe wähnend, liebevoll um ihre Wohnung schwärmt, steigt die heisse Sehnsucht, die sich in sich selbst zu verlieren, im Genuss ihrer eignen Töne zu lindern und zu erquicken scheint, aufs äusserste, bis die Gluth durch die traurige Gewiss-[136]heit und Norbergs niedrigen Brief plötzlich gelöscht, und die ganze schöne Gedankenwelt des liebenden Jünglings mit einem Streich vernichtet wird.

Mit diesem so harten Misslaut schliesst das erste Buch, dessen Ende einer geistigen Musik gleicht, wo die verschiedensten Stimmen, wie eben so viele einladende Anklänge aus der neuen Welt, deren Wunder sich vor uns entfalten sollen, rasch und heftig wechseln; und der schneidende Abstich kann die erst weniger, dann mehr als man erwartete, gereizte Spannung mit einem Zusatz von Ungeduld heilsam würzen, ohne doch je den ruhigsten Genuss des Gegenwärtigen zu stören, oder auch die feinsten Züge der Nebenausbildung, die leisesten Winke der Wahrnehmung zu entziehn, die jeden Blick, jede Miene des durch das Werk sichtbaren Dichtergeistes zu verstehen wünscht.

Damit aber nicht bloss das Gefühl in ein leeres (151) Unendliches hinausstrebe, sondern auch das Auge nach einem grossen Gesichtspunkt die Entfernung sinnlich berechnen, und die weite Aussicht einigermassen umgränzen könne, steht der Fremde da, der mit so vielem Rechte der Fremde heisst. Allein und unbegreiflich, wie eine Erscheinung aus einer andern edleren Welt, die von der Wirklichkeit, welche Wilhelmen umgiebt, so verschieden seyn mag, wie von [137] der Möglichkeit, die er sich träumt, dient er zum Massstab der Höhe, zu welcher das Werk noch steigen soll; eine Höhe, auf der vielleicht die Kunst eine Wissenschaft und das Leben eine Kunst seyn wird.

Der reife Verstand dieses gebildeten Mannes ist wie durch eine grosse Kluft von der blühenden Einbildung des liebenden Jünglings geschieden. Aber auch von Wilhelms Serenate zu Norbergs Brief ist der Übergang nicht milde, und der Kontrast zwischen seiner Poesie und Marianens prosaischer ja niedriger Umgebung ist stark genug. Als vorbereitender Theil des ganzen Werks ist das erste Buch eine Reihe von veränderten Stellungen und mahlerischen Gegensätzen in deren jedem Wilhelms Karakter von einer andern merkwürdigen Seite, in einem neuen helleren Lichte gezeigt wird; und die kleineren deutlich geschiednen Massen und Kapitel[a]) bilden mehr

[a]) und Kapitel: *fehlt*

oder weniger jede für sich ein mahlerisches Ganzes. Auch gewinnt er schon jetzt das ganze Wohlwollen des Lesers, dem er, wie sich selbst, wo er geht und steht, in einer Fülle von prächtigen Worten die erhabensten Gesinnungen vorsagt. Sein ganzes Thun und Wesen besteht fast (152) im Streben, Wollen und Empfinden, und obgleich wir voraussehn, dass er erst spät oder nie als Mann handeln [138] wird, so verspricht doch seine gränzenlose Bildsamkeit, dass Männer und Frauen sich seine Erziehung zum Geschäft und zum Vergnügen machen und dadurch, vielleicht ohne es zu wollen oder zu wissen, die leise und vielseitige Empfänglichkeit, welche seinem Geiste einen so hohen Zauber giebt, vielfach anregen und die Vorempfindung der ganzen Welt in ihm zu einem schönen Bilde entfalten werden. Lernen muss er überall können, und auch an prüfenden Versuchungen wird es ihm nie fehlen. Wenn ihm nun das günstige Schicksal oder ein erfahrner Freund von grossem Überblick günstig beysteht und ihn durch Warnungen und Verheissungen nach dem Ziele lenkt, so müssen seine Lehrjahre glücklich endigen.

Das zweyte Buch beginnt damit, die Resultate des ersten musikalisch zu wiederhohlen, sie in wenige Punkte zusammenzudrängen und gleichsam auf die äusserste Spitze zu treiben. Zuerst wird die langsame aber völlige Vernichtung von Wilhelms Poesie seiner Kinderträume und seiner ersten Liebe[a]) mit schonender Allgemeinheit der Darstellung betrachtet. Dann wird der Geist, der mit Wilhelmen in diese Tiefe gesunken, und mit ihm gleichsam unthätig geworden war, von neuem belebt und mächtig geweckt, sich aus der Leere herauszureissen, durch die leidenschaftlichste Erinnerung [139] an Marianen, und durch des Jünglings begeistertes Lob der Poesie, welches die Wirklichkeit seines ursprünglichen Traums von Poesie durch seine (153) Schönheit bewährt, und uns in die ahndungsvollste Vergangenheit der alten Heroen und der noch unschuldigen Dichterwelt versetzt.

Nun folgt sein Eintritt in die Welt, der weder abgemessen noch brausend ist, sondern gelinde und leise wie das freye Lustwandeln eines, der zwischen Schwermuth und Erwartung getheilt, von schmerzlichsüssen Erinnerungen zu noch ahndungsvolleren[a]) Wünschen schwankt. Eine neue Scene öffnet sich, und eine neue Welt breitet sich lockend vor uns aus. Alles ist hier seltsam, bedeutend, wundervoll und von geheimem Zauber umweht. Die Ereignisse und die Personen bewegen sich rascher und jedes Kapitel ist wie ein neuer Akt. Auch solche Ereignisse, die nicht eigentlich ungewöhnlich sind, machen eine überraschende Erscheinung. Aber diese sind nur das Element der Personen, in denen sich der Geist dieser Masse des ganzen Systems am klarsten offenbart. Auch in ihnen äussert sich jene frische Gegenwart, jenes magische Schweben

[a]) und seiner ersten Liebe: *fehlt* [b]) ahndungsvollern

zwischen Vorwärts und Rückwärts. Philine ist das verführerische Symbol der leichtesten Sinnlichkeit; auch der bewegliche Laertes lebt nur für den Augenblick; und damit die [140] lustige Gesellschaft vollzählig sey, repräsentirt der blonde Friedrich die gesunde kräftige Ungezogenheit. Alles was die Erinnerung und die Schwermuth und die Reue nur Rührendes hat, athmet und klagt der Alte wie aus einer unbekannten bodenlosen Tiefe von Gram und ergreift uns mit wilder Wehmuth. Noch süssere Schauer und gleichsam ein schönes Grausen erregt das heilige Kind, mit dessen Er-(154)scheinung die innerste Springfeder des sonderbaren Werks plötzlich frey zu werden scheint. Dann und wann tritt Marianens Bild hervor, wie ein bedeutender Traum; plötzlich erscheint der seltsame Fremde und verschwindet schnell wie ein Blitz. Auch Melina's kommen wieder, aber verwandelt, nämlich ganz in ihrer natürlichen Gestalt. Die schwerfällige Eitelkeit der Anempfinderin kontrastirt artig genug gegen die Leichtigkeit der zierlichen Sünderin. Überhaupt gewährt uns die Vorlesung des Ritterstücks einen tiefen Blick hinter die Coulissen des theatralischen Zaubers wie in eine komische Welt im Hintergrunde. Das Lustige und das Ergreifende, das Geheime und das Lockende sind im Finale wunderbar verwebt, und die streitenden Stimmen tönen grell neben einander. Diese Harmonie von Dissonanzen ist noch schöner als die Musik, mit der das erste Buch endigte; sie [141] ist entzückender und doch zerreissender, sie überwältigt mehr und sie lässt doch besonnener.

Es ist schön und nothwendig, sich dem Eindruck eines Gedichtes ganz hinzugeben, den Künstler mit uns machen zu lassen, was er will, und etwa nur im Einzelnen das Gefühl durch Reflexion zu bestätigen und zum Gedanken zu erheben, und wo es noch zweifeln oder streiten dürfte, zu entscheiden und zu ergänzen. Diess ist das erste und das wesentlichste. Aber nicht minder nothwendig ist es, von allem Einzelnen abstrahiren zu können, das Allgemeine schwebend zu fassen, eine Masse zu überschauen, und das Ganze festzuhalten, selbst dem Verborgensten nachzuforschen (155) und das Entlegenste zu verbinden. Wir müssen uns über unsre eigne Liebe erheben, und was wir anbeten, in Gedanken vernichten können: sonst fehlt uns, was wir auch für andre Fähigkeiten haben, der Sinn für das Weltall[a]). Warum sollte man nicht den Duft einer Blume einathmen, und dann doch das unendliche Geäder eines einzelnen Blatts betrachten und sich ganz in diese Betrachtung verlieren können? Nicht bloss die glänzende äussre[b]) Hülle, das bunte Kleid der schönen Erde, ist dem Menschen, der ganz Mensch ist, und so fühlt und denkt, interessant: er mag auch gern untersuchen, wie die Schichten im Innern auf einan-[142]

a) Weltall: Unendliche und mit ihm der Sinn für die Welt. b) *fehlt*

der liegen, und aus welchen Erdarten sie zusammengesetzt sind; er möchte immer tiefer dringen, bis in den Mittelpunkt wo möglich, und möchte wissen, wie das Ganze konstruirt ist. So mögen wir uns gern dem Zauber des Dichters entreissen, nachdem wir uns gutwillig haben von ihm fesseln lassen, mögen am liebsten dem nachspähn, was er unserm Blick entziehen oder doch nicht zuerst zeigen wollte, und was ihn doch am meisten zum Künstler macht: die geheimen Absichten, die er im Stillen verfolgt, und deren wir beym Genius, dessen Instinkt zur Willkühr geworden ist, nie zu viele voraussetzen können.

Der angebohrne Trieb des durchaus organisirten und organisirenden Werks, sich zu einem Ganzen zu bilden, äussert sich in den grösseren wie in den kleineren Massen. Keine Pause ist zufällig und unbedeutend; und hier, wo alles zugleich Mittel und Zweck ist, wird es nicht unrichtig seyn, den ersten Theil unbeschadet (156) seiner Beziehung aufs Ganze als ein Werk für sich zu betrachten. Wenn wir auf die Lieblingsgegenstände aller Gespräche und aller gelegentlichen Entwickelungen, und auf die Lieblingsbeziehungen aller Begebenheiten, der Menschen und ihrer Umgebung sehen: so fällt in die Augen, dass sich alles um Schauspiel, Darstellung, Kunst und Poesie drehe. Es war so sehr die Absicht des Dichters, eine [143] nicht unvollständige Kunstlehre aufzustellen, oder vielmehr in lebendigen Beyspielen und Ansichten darzustellen, dass diese Absicht ihn sogar zu eigentlichen Episoden verleiten kann, wie die Komödie der Fabrikanten und die Vorstellung der Bergmänner. Ja man dürfte eine systematische Ordnung in dem Vortrage dieser poetischen Physik der Poesie finden; nicht eben das todte Fachwerk eines Lehrgebäudes, aber die lebendige Stufenleiter jeder Naturgeschichte und Bildungslehre. Wie nämlich Wilhelm in diesem Abschnitt seiner Lehrjahre mit den ersten und nothdürftigsten Anfangsgründen der Lebenskunst beschäftigt ist: so werden hier auch die einfachsten Ideen über die schöne Kunst, die ursprünglichen Fakta, und die rohesten Versuche, kurz die Elemente der Poesie vorgetragen: die Puppenspiele, diese Kinderjahre des gemeinen poetischen Instinkts, wie er allen gefühlvollen Menschen auch ohne besondres Talent eigen ist; die Bemerkungen über die Art, wie der Schüler Versuche machen und beurtheilen soll, und über die Eindrücke, welche der Bergmann und die Seiltänzer erregen; die Dichtung über das goldne Zeitalter der jugendlichen Poesie, die Künste der Gauk-(157)ler, die improvisirte Komödie auf der Wasserfahrt. Aber nicht bloss auf die Darstellungen des Schauspielers und was dem ähnlich ist, beschränkt [144] sich diese Naturgeschichte des Schönen; in Mignons und des Alten romantischen Gesängen offenbart sich die Poesie auch als die natürliche Sprache und Musik schöner Seelen. Bey dieser Absicht musste die Schauspielerwelt die Umgebung und der Grund des Ganzen

werden, weil eben diese Kunst nicht bloss die vielseitigste, sondern auch die geselligste aller Künste ist, und weil sich hier vorzüglich Poesie und Leben, Zeitalter und Welt berühren, während die einsame Werkstätte des bildenden Künstlers weniger Stoff darbietet, und die Dichter nur in ihrem Innern als Dichter leben, und keinen abgesonderten Künstlerstand mehr bilden.

Obgleich es also den Anschein haben möchte, als sey das Ganze eben so sehr eine historische Philosophie der Kunst, als ein Kunstwerk oder Gedicht, und als sey alles, was der Dichter mit solcher Liebe ausführt, als wäre es sein letzter Zweck, am Ende doch nur Mittel: so ist doch auch alles Poesie, reine, hohe Poesie. Alles ist so gedacht und so gesagt, wie von einem der zugleich ein göttlicher Dichter und ein vollendeter Künstler wäre; und selbst der feinste Zug der Nebenausbildung scheint für sich zu existiren und sich eines eignen selbstständigen Daseyns zu erfreuen. Sogar gegen die Gesetze einer kleinlichen unächten Wahrscheinlichkeit. Was fehlt Werners und Wil-[145]helms Lobe des Handels und der Dichtkunst, als das Metrum, um von jedermann für erhabne Poesie aner-(158)kannt zu werden? Überall werden uns goldne Früchte in silbernen Schalen gereicht. Diese wunderbare Prosa ist Prosa und doch Poesie. Ihre Fülle ist zierlich, ihre Einfachheit bedeutend und vielsagend und ihre hohe und zarte Ausbildung ist ohne eigensinnige Strenge. Wie die Grundfäden dieses Styls im Ganzen aus der gebildeten Sprache des gesellschaftlichen Lebens genommen sind, so gefällt er sich auch in seltsamen Gleichnissen, welche eine eigenthümliche[a]) Merkwürdigkeit aus diesem oder jenem oekonomischen Gewerbe, und was sonst von den öffentlichen Gemeinplätzen der Poesie am entlegensten scheint, dem Höchsten und Zartesten ähnlich zu bilden streben[b]).

Man lasse sich also dadurch, dass der Dichter selbst die Personen und die Begebenheiten so leicht und so launig zu nehmen, den Helden fast nie ohne Ironie zu erwähnen, und auf sein Meisterwerk selbst von der Höhe seines Geistes herabzulächeln scheint, nicht täuschen, als sey es ihm nicht der heiligste Ernst. Man darf es nur auf die höchsten Begriffe beziehn und es nicht bloss so nehmen, wie es gewöhnlich auf dem Standpunkt des gesellschaftlichen Lebens genommen wird: als einen Roman, wo Personen und Begebenheiten der letzte Endzweck sind. [146] Denn dieses schlechthin neue und einzige Buch, welches man nur aus sich selbst verstehen lernen kann, nach einem aus Gewohnheit und Glauben, aus zufälligen Erfahrungen und willkührlichen Foderungen zusammengesetzten und entstandnen Gattungsbegriff beurtheilen; das ist, als wenn ein Kind Mond und Gestirne mit (159) der Hand greifen und in sein Schächtelchen packen will.

[a]) *fehlt* [b]) strebt.

Eben so sehr regt sich das Gefühl gegen eine schulgerechte Kunstbeurtheilung des göttlichen Gewächses. Wer möchte ein Gastmahl des feinsten und ausgesuchtesten Witzes mit allen Förmlichkeiten und in aller üblichen Umständlichkeit recensiren? Eine sogenannte Recension des Meister würde uns immer erscheinen, wie der junge Mann, der mit dem Buche unter dem Arm in den Wald spazieren kommt, und den Philine mit dem Kuckuck vertreibt.

Vielleicht soll man es also zugleich beurtheilen und nicht beurtheilen; welches keine leichte Aufgabe zu seyn scheint. Glücklicherweise ist es eben eins von den Büchern, welche sich selbst beurtheilen, und den Kunstrichter sonach aller Mühe überheben. Ja es beurtheilt sich nicht nur selbst, es stellt sich auch selbst dar. Eine blosse Darstellung des Eindrucks würde daher, wenn sie auch keins der schlechtesten Gedichte von der beschreibenden Gattung seyn sollte, [147] ausser dem,[a]) dass sie überflüssig seyn würde, sehr den Kürzern ziehen müssen; nicht bloss gegen den Dichter, sondern sogar gegen den Gedanken des Lesers, der Sinn für das Höchste hat,[b]) der anbeten kann, und ohne Kunst und Wissenschaft gleich weiss, was er anbeten soll, den das Rechte trifft wie ein Blitz.

Die gewöhnlichen Erwartungen von Einheit und Zusammenhang täuscht dieser Roman eben so oft als er sie erfüllt. Wer aber[c]) ächten systematischen Instinkt, Sinn für das Universum, jene Vorempfindung der (160) ganzen Welt hat, die Wilhelmen[d]) so interessant macht, fühlt gleichsam überall[e]) die Persönlichkeit und lebendige Individualität des Werks, und je tiefer er forscht, je mehr innere Beziehungen und Verwandtschaften, je mehr geistigen Zusammenhang entdeckt er in demselben. Hat irgend ein Buch einen Genius, so ist es dieses. Hätte sich dieser auch im Ganzen wie im Einzelnen selbst karakterisiren können, so dürfte niemand weiter sagen, was eigentlich daran sey, und wie man es nehmen solle. Hier bleibt noch eine kleine Ergänzung möglich, und einige Erklärung kann nicht unnütz oder überflüssig scheinen, da trotz jenes Gefühls der Anfang und der Schluss des Werkes fast allgemein seltsam und unbefriedigend, und eins und das andre in der Mitte überflüssig und unzu-[148]sammenhängend gefunden wird, und da selbst der, welcher das Göttliche der gebildeten Willkühr zu unterscheiden und zu ehren weiss, beym ersten und beym letzten Lesen etwas Isolirtes fühlt, als ob bey der schönsten und innigsten Übereinstimmung und Einheit nur eben[e]) die letzte Verknüpfung der Gedanken und der Gefühle fehlte. Mancher, dem man den Sinn

a) *fehlt* b) hat Blitz *(z. 20)*: hat, und ohne Wissenschaft das Rechte weiss. c) Wer aber . . . jene: Wer aber Sinn für den Organismus des Daseins und der Bildung und die nothwendig damit verknüpfte Vielseitigkeit, wer jene d) Wilhelm e) *fehlt*

nicht absprechen kann, wird sich in Vieles lange nicht finden können: denn bey fortschreitenden Naturen erweitern, schärfen und bilden sich Begriff und Sinn[a]) gegenseitig.

Über die Organisazion des Werks muss der verschiedne Karakter der[b]) einzelnen Massen viel Licht geben können. Doch darf sich die Beobachtung und Zergliederung, um von den Theilen zum Ganzen ge-(161)setzmässig fortzuschreiten, eben nicht ins Unendlichkleine verlieren. Sie muss vielmehr als wären es schlechthin einfache Theile bey jenen grössern Massen stehn bleiben, deren Selbständigkeit sich auch durch ihre freye Behandlung, Gestaltung und Verwandlung dessen, was sie von den vorhergehenden überkamen, bewährt, und deren innre absichtslose Gleichartigkeit und ursprüngliche Einheit der Dichter selbst durch das absichtliche Bestreben, sie durch sehr verschiedenartige doch immer poetische Mittel zu einem in sich vollendeten Ganzen zu [149] runden, anerkannt hat. Durch jene Fortbildung ist der Zusammenhang, durch diese Einfassung ist die Verschiedenheit der einzelnen Massen gesichert und bestätigt; und so wird jeder nothwendige Theil des einen und untheilbaren Romans ein System für sich. Die Mittel der Verknüpfung und der Fortschreitung sind ungefähr überall dieselben. Auch im zweyten Bande locken Jarno und die Erscheinung der Amazone, wie der Fremde und Mignon im ersten Bande, unsre Erwartung und unser Interesse in die dunkle Ferne, und deuten auf eine noch nicht sichtbare Höhe der Bildung; auch hier öffnet sich mit jedem Buch eine neue Scene und eine neue Welt; auch hier kommen die alten Gestalten verjüngt wieder; auch hier enthält jedes Buch die Keime des künftigen und verarbeitet den reinen Ertrag des vorigen mit lebendiger Kraft in sein eigenthümliches Wesen; und das dritte Buch, welches sich durch das frischeste und fröhlichste Kolorit auszeichnet, erhält durch Mignons Dahin und durch Wilhelms und der Gräfin ersten (162) Kuss, eine schöne Einfassung wie von den höchsten Blüthen der noch keimenden und der schon reifen Jugendfülle. Wo so unendlich viel zu bemerken ist, wäre es unzweckmässig, irgend etwas bemerken zu wollen, was schon dagewesen ist, oder mit wenigen [150] Veränderungen immer ähnlich wiederkommt. Nur was ganz neu und eigen ist, bedarf der Erläuterungen, die aber keinesweges alles allen hell und klar machen sollen: sie dürften vielmehr eben dann vortrefflich[c]) genannt zu werden verdienen, wenn sie dem, der den Meister ganz versteht, durchaus[d]) bekannt, und dem, der ihn gar nicht versteht, so[e]) gemein und leer, wie das, was sie erläutern wollen, selbst[f]) vorkämen; dem hingegen, welcher das Werk halb versteht, auch nur halb verständlich wären, ihn über einiges aufklärten, über anders aber vielleicht noch tiefer verwirrten, damit aus der

a) Sinn oft nur b) der: den A c) richtig d) schon e) eben so f) *fehlt*

Unruhe und dem Zweifeln die Erkenntniss hervorgehe, oder damit das Subjekt wenigstens seiner Halbheit, so viel das möglich ist, inne werde. Der zweyte Band insonderheit bedarf der Erläuterungen am wenigsten: er ist der reichste, aber der reizendste; er ist voll Verstand, aber doch sehr verständlich.

In dem Stufengange der Lehrjahre der Lebenskunst ist dieser Band für Wilhelmen[a]) der höhere Grad der Versuchungen, und die Zeit der Verirrungen und lehrreichen, aber kostbaren Erfahrungen. Freylich laufen seine Vorsätze und seine Handlungen vor wie nach in parallelen Linien neben einander her, ohne sich je zu stören oder zu berühren. Indessen hat er (163) doch endlich das gewonnen, dass er sich aus der Ge-[151]meinheit, die auch den edelsten Naturen ursprünglich anhängt oder sie durch Zufall umgiebt, mehr und mehr erhoben, oder sich doch aus ihr zu erheben ernstlich bemüht hat. Nachdem Wilhelms unendlicher Bildungstrieb zuerst bloss in seinem eignen Innern gewebt und gelebt hatte, bis zur Selbstvernichtung seiner ersten Liebe und seiner ersten Künstlerhoffnung, und sich dann weit genug in die Welt gewagt hatte[b]), war es natürlich, dass er nun vor allen Dingen in die Höhe strebte, sollte es auch nur die Höhe einer gewöhnlichen Bühne seyn, dass das Edle und Vornehme sein vorzüglichstes Augenmerk ward, sollte es auch nur die Repräsentazion eines nicht sehr gebildeten Adels seyn. Anders konnte der Erfolg dieses seinem Ursprunge nach achtungswürdigen Strebens nicht wohl ausfallen, da Wilhelm noch so unschuldig und so neu war. Daher musste das dritte Buch eine starke Annäherung zur Komödie erhalten; um so mehr, da es darauf angelegt war, Wilhelms Unbekanntschaft mit der Welt und den Gegensatz zwischen dem Zauber des Schauspiels und der Niedrigkeit des gewöhnlichen Schauspielerlebens in das hellste Licht zu setzen. In den vorigen Massen waren nur einzelne Züge entschieden komisch, etwa ein paar Gestalten zum Vorgrunde oder eine unbestimmte Ferne. Hier ist das Ganze, die Scene und Handlung selbst komisch. [152] Ja man möchte es eine komische Welt nennen, da des Lustigen darin in der That unendlich viel ist, und da die Adlichen und die Komödianten zwey abgesonderte (164) Corps bilden, deren keines dem andern den Preis der Lächerlichkeit abtreten darf, und die auf das drolligste gegen einander manövriren. Die Bestandtheile dieses Komischen sind keinesweges vorzüglich fein und zart oder edel. Manches ist vielmehr von der Art, worüber jeder gemeiniglich von Herzen zu lachen pflegt, wie der Kontrast zwischen den schönsten Erwartungen und einer schlechten Bewirthung. Der Kontrast zwischen der Hoffnung und dem Erfolg, der Einbildung und der Wirklichkeit spielt hier überhaupt eine grosse Rolle: die Rechte der Realität werden

[a]) Wilhelm [b]) *fehlt*

mit unbarmherziger Strenge durchgesetzt und der Pedant bekommt sogar Prügel, weil er doch auch ein Idealist ist. Aus wahrer Affenliebe begrüsst ihn sein College, der Graf, mit gnädigen Blicken über die ungeheure Kluft der Verschiedenheit des Standes; der Baron darf an geistiger Albernheit und die Baronesse an sittlicher Gemeinheit niemanden weichen; die Gräfin selbst ist höchstens eine reizende Veranlassung zu der schönsten Rechtfertigung des Putzes; und diese Adlichen sind den Stand abgerechnet den Schauspielern nur darin vorzuziehen, dass sie gründlicher gemein sind. Aber diese Menschen, die man [153] lieber Figuren als Menschen nennen dürfte, sind mit leichter Hand und mit zartem Pinsel so hingedruckt, wie man sich die zierlichsten Caricaturen der edelsten Mahlerey denken möchte. Es ist bis zum Durchsichtigen gebildete Albernheit. Dieses Frische der Farben, dieses kindlich Bunte, diese Liebe zum Putz und Schmuck, dieser geistreiche Leichtsinn und flüchtige Muthwillen ha-(165)ben etwas was man Aether der Fröhlichkeit nennen möchte, und was zu zart und zu[a]) fein ist, als dass der Buchstabe seinen Eindruck nachbilden und wiedergeben[b]) könnte. Nur dem, der vorlesen kann, und sie vollkommen versteht, muss es überlassen bleiben, die Ironie, die über dem ganzen Werke schwebt, hier aber vorzüglich laut wird, denen die den Sinn dafür haben, ganz fühlbar zu machen. Dieser sich selbst belächelnde Schein von Würde und Bedeutsamkeit in dem periodischen Styl, diese scheinbaren Nachlässigkeiten und Tautologien, welche die Bedingungen so vollenden, dass sie mit dem Bedingten wieder eins werden, und wie es die Gelegenheit giebt, Alles oder Nichts zu sagen oder sagen zu wollen scheinen, dieses höchst Prosaische mitten in der poetischen Stimmung des dargestellten oder komödirten Subjekts, der absichtliche Anhauch von poetischer Pedanterie bey sehr prosaischen Veranlassungen; sie beruhen oft auf einem einzigen Wort, ja auf einem Akzent.

[154] Vielleicht ist keine Masse des Werks so frey und unabhängig vom Ganzen als eben das dritte Buch. Doch ist nicht alles darin Spiel und nur auf den augenblicklichen Genuss gerichtet. Jarno giebt Wilhelmen[c]) und dem Leser eine mächtige Glaubensbestätigung an eine würdige grosse Realität und ernstere Thätigkeit in der Welt und in dem Werke. Sein schlichter trockner Verstand ist das vollkommne Gegentheil von Aureliens spitzfindiger Empfindsamkeit, die ihr halb natürlich ist und halb erzwungen. Sie ist durch und durch Schauspielerin, auch von Karak-(166)ter; sie kann nichts und mag nichts als darstellen und aufführen, am liebsten sich selbst, und sie trägt alles zur Schau, auch ihre Weiblichkeit und ihre Liebe. Beyde haben nur Verstand: denn auch Aurelien giebt der Dichter ein grosses Mass von Scharfsinn; aber es fehlt

[a]) *fehlt* [b]) wiederholen [c]) Wilhelm

ihr so ganz an Urtheil und Gefühl des Schicklichen wie Jarno'n[a]) an Einbildungskraft. Es sind sehr ausgezeichnete aber fast beschränkte durchaus nicht grosse Menschen; und dass das Buch selbst auf jene Beschränktheit so bestimmt hindeutet, beweist, wie wenig es so blosse[b]) Lobrede auf den Verstand sey, als es wohl anfänglich scheinen könnte. Beyde sind sich so vollkommen entgegengesetzt wie die tiefe innige Mariane und die leichte allgemeine Philine; und beyde treten gleich diesen stärker hervor als nöthig wäre, [155] um die dargestellte Kunstlehre mit Beyspielen und die Verwicklung des Ganzen mit Personen zu versorgen. Es sind Hauptfiguren, die jede in ihrer Masse gleichsam den Ton angeben. Sie bezahlen ihre Stelle dadurch, dass sie Wilhelms Geist auch bilden wollen, und sich seine gesammte Erziehung vorzüglich angelegen seyn lassen. Wenn gleich der Zögling trotz des redlichen Beystandes so vieler Erzieher in seiner persönlichen und sittlichen Ausbildung wenig mehr gewonnen zu haben scheint als die äussre Gewandtheit, die er sich durch den mannichfaltigeren[c]) Umgang und durch die Übungen im Tanzen und Fechten erworben zu haben glaubt: so macht er doch dem Anscheine nach in der Kunst grosse Fortschritte, und zwar mehr durch die natürliche Entfal-(167)tung seines Geistes als auf fremde Veranlassung. Er lernt nun auch eigentliche Virtuosen kennen, und die künstlerischen Gespräche unter ihnen sind ausserdem,[d]) dass sie ohne den schwerfälligen Prunk der sogenannten gedrängten Kürze, unendlich viel Geist, Sinn und Gehalt haben, auch noch wahre Gespräche; vielstimmig und in einander greifend, nicht bloss einseitige Scheingespräche. Serlo ist in gewissem[e]) Sinne ein allgemeingültiger Mensch, und selbst seine Jugendgeschichte ist wie sie seyn kann und seyn soll bey entschiedenem Talent und eben so entschiedenem Mangel an Sinn für das [156] Höchste. Darin ist er Jarno'n[f]) gleich: beyde haben am Ende doch nur das Mechanische ihrer Kunst in der Gewalt. Von den ersten Wahrnehmungen und Elementen der Poesie, mit denen der erste Band Wilhelmen[g]) und den Leser beschäftigte, bis zu dem Punkt, wo der Mensch fähig wird, das Höchste und das Tiefste zu fassen, ist ein unermesslich weiter Zwischenraum, und wenn der Übergang, der immer ein Sprung seyn muss, wie billig durch ein grosses Vorbild vermittelt werden sollte: durch welchen Dichter konnte diess wohl schicklicher geschehen, als durch den, welcher vorzugsweise der Unendliche genannt zu werden verdient? Grade diese Seite des Shakespear wird von Wilhelmen[g]) zuerst aufgefasst, und da es in dieser Kunstlehre weniger auf seine grosse Natur als auf seine tiefe Künstlichkeit und Absichtlichkeit ankam, so musste die Wahl den Hamlet treffen, da wohl kein

a) Jarno b) bloss c) mannichfaltigern d) ausser e) im gewissen f) Jarno g) Wilhelm

Stück zu so vielfachem und interessanten Streit, was die verborgne Absicht (168) des Künstlers oder was zufälliger Mangel des Werks seyn möchte, Veranlassung geben kann, als eben dieses, welches auch in die theatralische Verwicklung und Umgebung des Romans am schönsten eingreift, und unter andern die Frage von der Möglichkeit, ein vollendetes Meisterwerk zu verändern oder unverändert auf der Bühne zu geben, gleichsam von selbst aufwirft. Durch seine [157] retardirende Natur kann das Stück dem Roman, der sein Wesen eben darin setzt, bis zu Verwechselungen verwandt scheinen. Auch ist der Geist der Betrachtung und der Rückkehr in sich selbst, von dem es so voll ist, so sehr eine gemeinsame Eigenthümlichkeit aller sehr geistigen Poesie, dass dadurch selbst diess fürchterliche Trauerspiel, welches zwischen Verbrechen und Wahnsinn schwankend, die sichtbare Erde als einen verwilderten Garten der lüsternen Sünde, und ihr gleichsam hohles Innres wie den Wohnsitz der Strafe und der Pein darstellt und auf den härtesten Begriffen von Ehre und Pflicht ruht, wenigstens in einer Eigenschaft sich den fröhlichen Lehrjahren eines jungen Künstlers anneigen kann.

Die in diesem und dem ersten Buche des nächsten Bandes zerstreute Ansicht des Hamlet ist nicht so wohl Kritik als hohe Poesie. Und was kann wohl anders entstehn als ein Gedicht, wenn ein Dichter als solcher ein Werk der Dichtkunst anschaut und[a]) darstellt? Diess liegt nicht darin, dass sie über die Gränzen des sichtbaren Werkes mit Vermuthungen und Behauptungen hinausgeht. Das muss alle Kritik, weil jedes vortreffliche Werk, von welcher Art es auch sey, mehr (169) weiss als es sagt, und mehr will als es weiss. Es liegt in der gänzlichen Verschiedenheit des Zweckes und des Verfahrens. Jene poetische [158] Kritik will gar nicht wie eine blosse Inschrift nur sagen, was die Sache eigentlich sey, wo sie in der Welt stehe und stehn solle: dazu bedarf es nur eines vollständigen ungetheilten Menschen, der das Werk so lange als nöthig ist, zum Mittelpunkt seiner Thätigkeit mache; wenn ein solcher mündliche oder schriftliche Mittheilung liebt, kann es ihm Vergnügen gewähren, eine Wahrnehmung, die im Grunde nur eine und untheilbar ist, weitläuftig zu entwickeln, und so entsteht eine eigentliche Karakteristik. Der Dichter und Künstler hingegen wird die Darstellung von Neuem darstellen, das schon Gebildete noch einmal bilden wollen; er wird das Werk ergänzen, verjüngen[b]), neu gestalten. Er wird das Ganze nur in Glieder und Massen[c]) und Stücke theilen, nie in seine ursprünglichen Bestandtheile zerlegen, die in Beziehung auf das Werk todt sind, weil sie nicht mehr Einheiten derselben Art wie das Ganze enthalten, in Beziehung auf das Weltall aber allerdings lebendig und Glieder oder Massen desselben seyn

[a]) anschaut und: anschauend [b]) verjüngern A [c]) Masse

könnten. Auf solche bezieht der gewöhnliche Kritiker den Gegenstand seiner Kunst, und muss daher seine lebendige Einheit unvermeidlich zerstören, ihn bald in seine Elemente zersetzen, bald selbst nur als ein Atom einer grössern Masse betrachten.

Im fünften Buche kommt es von der Theorie [159] zu einer durchdachten und nach Grundsätzen verfahrenden Ausübung; und auch Serlo's und der andern (170) Rohheit und Eigennutz, Philinens Leichtsinn, Aureliens Überspannung, des Alten Schwermuth und Mignons Sehnsucht gehen in Handlung über. Daher die nicht seltne Annäherung zum Wahnsinn, die eine Lieblingsbeziehung und Ton dieses Theils scheinen dürfte. Mignon als Mänade ist ein göttlich lichter Punkt, deren es hier mehrere giebt. Aber im Ganzen scheint das Werk etwas[a]) von der Höhe des zweyten Bandes zu sinken. Es bereitet sich gleichsam schon vor, in die äussersten Tiefen des innern Menschen zu graben, und von da wieder eine noch grössere und schlechthin grosse Höhe zu ersteigen, wo es bleiben kann. Überhaupt scheint es an einem Scheidepunkte zu stehn und in einer wichtigen Krise begriffen zu seyn. Die Verwicklung und Verwirrung steigt am höchsten, und auch die gespannte Erwartung über den endlichen Aufschluss so vieler interessanter[b]) Räthsel und schöner Wunder. Auch Wilhelms falsche Tendenz bildet sich zu Maximen: aber die seltsame Warnung warnt auch den Leser, ihn nicht zu leichtsinnig schon am Ziel oder auf dem rechten Wege dahin zu glauben. Kein Theil des Ganzen scheint so abhängig von diesem[c]) zu seyn, und nur als Mittel gebraucht zu werden, wie das fünfte Buch. Es erlaubt sich sogar bloss theoretische [160] Nachträge und Ergänzungen, wie das Ideal eines Souffleurs, die Skizze der Liebhaber der Schauspielkunst, die Grundsätze über den Unterschied des Drama[d]) und des Romans.

(171) Die Bekenntnisse der schönen Seele überraschen im Gegentheil durch ihre unbefangene Einzelnheit, scheinbare Beziehungslosigkeit auf das Ganze und in den früheren Theilen des Romans beispiellose Willkührlichkeit der Verflechtung mit dem Ganzen, oder vielmehr der Aufnahme in dasselbe. Genauer erwogen aber dürfte Wilhelm auch wohl vor seiner Verheirathung nicht ohne alle Verwandtschaft mit der Tante seyn, wie ihre Bekenntnisse mit dem ganzen Buch. Es sind doch auch Lehrjahre, in denen nichts gelernt wird, als zu existiren, nach seinen besondern Grundsätzen oder seiner unabänderlichen Natur zu leben; und wenn Wilhelm uns nur durch die Fähigkeit, sich für alles zu interessiren, interessant bleibt, so darf auch die Tante durch die Art, wie sie sich für sich selbst interessirt, Ansprüche darauf machen, ihr Gefühl mitzutheilen. Ja sie lebt im Grunde auch theatralisch; nur mit dem Unterschiede, dass sie die sämmtlichen Rollen vereinigt, die in

[a]) *fehlt* [b]) interessanten [c]) diesen [d]) Dramas

dem gräflichen Schlosse, wo alle agirten und Komödie mit sich spielten, unter viele Figuren vertheilt waren, und dass ihr Innres die [161] Bühne bildet, auf der sie Schauspieler und Zuschauer zugleich ist und auch noch die Intriguen in der Coulisse besorgt. Sie steht beständig vor dem Spiegel des Gewissens, und ist beschäftigt, ihr Gemüth zu putzen und zu schmücken. Überhaupt ist in ihr das äusserste Mass der Innerlichkeit erreicht, wie es doch auch geschehen musste, da das Werk von Anfang an einen so entschiednen Hang offenbarte,[a]) das Innre und das Aeussre scharf zu trennen und (172) entgegenzusetzen. Hier hat sich das Innre nur[b]) gleichsam selbst ausgehöhlt. Es ist der Gipfel der ausgebildeten Einseitigkeit, dem das Bild reifer Allgemeinheit eines grossen Sinnes gegenübersteht. Der Onkel nämlich ruht im Hintergrunde dieses Gemähldes, wie ein gewaltiges Gebäude der Lebenskunst im grossen alten Styl, von edlen einfachen Verhältnissen, aus dem reinsten gediegensten Marmor. Es ist eine ganz neue Erscheinung in dieser Suite von Bildungsstücken. Bekenntnisse zu schreiben wäre wohl nicht seine Liebhaberey gewesen; und da er sein eigner Lehrer war, kann er keine Lehrjahre gehabt haben, wie Wilhelm. Aber mit männlicher Kraft hat er sich die umgebende Natur zu einer klassischen Welt gebildet, die sich um seinen selbständigen Geist wie um den Mittelpunkt bewegt.

[162] Dass auch die Religion hier als angebohrne Liebhaberey dargestellt wird, die sich durch sich selbst freyen Spielraum schafft und stufenweise zur Kunst vollendet, stimmt vollkommen zu dem künstlerischen Geist des Ganzen und es wird[c]) dadurch, wie an dem auffallendsten Beyspiele gezeigt, dass er alles[d]) so behandeln und behandelt wissen möchte. Die Schonung des Oheims gegen die Tante ist die stärkste Versinnlichung der unglaublichen Toleranz jener grossen Männer, in denen sich der Weltgeist des Werks am unmittelbarsten offenbart. Die Darstellung einer sich wie ins Unendliche immer wieder selbst anschauenden Natur war der schönste Beweis, den ein Künstler von der unergründlichen Tiefe seines Vermögens geben (173) konnte. Selbst die fremden Gegenstände mahlte er in der Beleuchtung und Farbe und mit solchen Schlagschatten, wie sie sich in diesem alles in seinem eignen Wiederscheine schauenden Geiste abspiegeln und darstellen mussten. Doch konnte es nicht seine Absicht seyn, hier tiefer und voller darzustellen, als für den Zweck des Ganzen nöthig und gut wäre; und noch weniger konnte es seine Pflicht seyn, einer bestimmten Wirklichkeit zu gleichen. Überhaupt gleichen die Karaktere in diesem[e]) Roman zwar durch die Art der Darstellung dem Portrait, ihrem Wesen nach [163] aber sind sie mehr oder minder allgemein

[a]) offenbart [b]) nun [c]) wird auch dadurch [d]) alles so behandelt wissen, und behandeln möchte. [e]) diesen A

und allegorisch. Eben daher sind sie ein unerschöpflicher Stoff und die vortrefflichste Beyspielsammlung für sittliche und gesellschaftliche Untersuchungen. Für diesen Zweck müssten Gespräche über die Karaktere im Meister sehr interessant seyn können, obgleich sie zum Verständniss des Werks selbst nur etwa episodisch mitwirken könnten: aber Gespräche müssten es seyn, um schon durch die Form alle Einseitigkeit zu verbannen. Denn wenn ein Einzelner nur aus dem Standpunkte seiner Eigenthümlichkeit über jede dieser Personen räsonnirte und ein moralisches Gutachten fällte, das wäre wohl die unfruchtbarste unter allen möglichen Arten, den Wilhelm Meister anzusehn; und man würde am Ende nicht mehr daraus lernen, als dass der Redner über diese Gegenstände so, wie es nun lautete, gesinnt sey.

(174) Mit dem vierten Bande scheint das Werk gleichsam mannbar und mündig geworden. Wir sehen nun klar, dass es nicht bloss, was wir Theater oder Poesie nennen, sondern das grosse Schauspiel der Menschheit selbst und die Kunst aller Künste, die Kunst zu leben, umfassen soll. Wir sehen auch, dass diese Lehrjahre eher jeden andern zum tüchtigen Künstler oder zum tüchtigen Mann bilden wollen und bilden können, als Wilhelmen [164] selbst. Nicht dieser oder jener Mensch sollte erzogen, sondern die Natur, die Bildung selbst sollte in mannichfachen Beyspielen dargestellt, und in einfache Grundsätze zusammengedrängt werden. Wie wir uns in den Bekenntnissen plötzlich aus der Poesie in das Gebiet der Moral versetzt wähnten, so stehn hier die gediegnen Resultate einer Philosophie vor uns, die sich auf den höhern Sinn und Geist gründet, und gleich sehr nach strenger Absonderung und nach erhabner Allgemeinheit aller menschlichen Kräfte und Künste strebt. Für Wilhelmen[a]) wird wohl endlich auch gesorgt: aber sie haben ihn, fast mehr als billig oder höflich ist, zum besten; selbst der kleine Felix hilft ihn erziehen und beschämen, indem er ihm seine vielfache Unwissenheit fühlbar macht. Nach einigen leichten Krämpfen von Angst, Trotz und Reue verschwindet seine Selbständigkeit aus der Gesellschaft der Lebendigen. Er resignirt förmlich[b]) darauf, einen eignen Willen zu haben; und nun sind seine Lehrjahre wirklich vollendet, und Nathalie wird Supplement des Romans. Als die schönste Form der reinsten[c]) Weiblichkeit und Güte macht sie einen (175) angenehmen Kontrast mit der etwas materiellen Therese. Nathalie verbreitet ihre wohlthätigen Wirkungen durch ihr blosses Daseyn in der Gesellschaft: Therese bildet [165] eine ähnliche Welt um sich her, wie der Oheim. Es sind Beyspiele und Veranlassungen zu der Theorie der Weiblichkeit, die in jener grossen Lebenskunstlehre nicht fehlen durfte. Sittliche Geselligkeit und häusliche Thätigkeit, beyde in romantisch schöner

[a]) Wilhelm [b]) völlig [c]) reinen

Gestalt, sind die beyden Urbilder, oder die beyden Hälften eines Urbildes, welche hier für diesen Theil der Menschheit aufgestellt werden.

Wie mögen sich die Leser dieses Romans beym Schluss desselben getäuscht fühlen, da aus allen diesen Erziehungsanstalten nichts herauskommt, als bescheidne Liebenswürdigkeit, da hinter allen diesen wunderbaren Zufällen, weissagenden Winken und geheimnissvollen Erscheinungen nichts steckt als die erhabenste Poesie, und da die letzten Fäden des Ganzen nur durch die Willkühr eines bis zur Vollendung gebildeten Geistes gelenkt werden! In der That erlaubt sich diese hier, wie es scheint mit gutem Bedacht, fast alles, und liebt die seltsamsten Verknüpfungen. Die Reden einer Barbara wirken mit der gigantischen[a]) Kraft und der würdigen Grossheit[b]) der alten Tragödie; von dem interessantesten Menschen im ganzen Buch wird fast nichts ausführlich erwähnt, als sein Verhältniss mit einer Pächterstochter; gleich nach dem Untergang Marianens, die uns nicht als Mariane, sondern als das verlassene, zerrissene Weib überhaupt interessirt, [166] ergötzt uns der Anblick des Ducaten zäh-(175)lenden Laertes; und selbst die unbedeutendsten Nebengestalten wie der Wundarzt sind mit Absicht höchst wunderlich. Der eigentliche Mittelpunkt dieser Willkührlichkeit ist die geheime Gesellschaft des reinen Verstandes, die Wilhelmen[c]) und sich selbst zum besten hat, und zuletzt noch rechtlich und nützlich und ökonomisch wird. Dagegen ist aber der Zufall selbst hier ein gebildeter Mann, und da die Darstellung alles andere[d]) im Grossen nimmt und giebt, warum sollte sie sich nicht auch der hergebrachten Lizenzen der Poesie im Grossen bedienen? Es versteht sich von selbst, dass eine Behandlung dieser Art und dieses Geistes nicht alle Fäden lang und langsam ausspinnen wird. Indessen erinnert doch auch der erst eilende dann aber unerwartet zögernde Schluss des vierten Bandes, wie Wilhelms allegorischer Traum im Anfange desselben, an vieles von allem, was das Interessanteste und Bedeutendste im Ganzen ist. Unter andern sind der segnende Graf, die schwangre Philine vor dem Spiegel, als ein warnendes Beyspiel der komischen Nemesis und der sterbend geglaubte Knabe, welcher ein Butterbrodt verlangt, gleichsam die ganz bürlesken Spitzen des Lustigen und Lächerlichen.

Wenn bescheidner Reiz den ersten Band die-[167]ses Romans, glänzende Schönheit den zweyten und tiefe Künstlichkeit und Absichtlichkeit den dritten unterscheidet; so ist Grösse der eigentliche Karakter des letzten, und mit ihm des ganzen Werks. Selbst der Gliederbau ist erhabner, und Licht und Farben heller und höher; alles ist gediegen und hinreissend, und die (177) Überraschungen

a) *fehlt* b) und der würdigen Grossheit: *fehlt* c) Wilhelm d) andern A

drängen sich. Aber nicht bloss die Dimensionen sind erweitert, auch die Menschen sind von grösserem Schlage. Lothario, der Abbé und der Oheim sind gewissermassen jeder auf seine Weise, der Genius des Buchs selbst; die andern sind nur seine Geschöpfe. Darum treten sie auch wie der alte Meister neben seinem Gemählde bescheiden in den Hintergrund zurück, obgleich sie aus diesem Gesichtspunkt eigentlich die Hauptpersonen sind. Der Oheim hat einen grossen Sinn; der Abbé hat einen grossen Verstand, und schwebt über dem Ganzen wie der Geist Gottes. Dafür dass er gern das Schicksal spielt, muss er auch im Buch die Rolle des Schicksals übernehmen. Lothario ist ein grosser Mensch: der Oheim hat noch etwas Schwerfälliges, Breites, der Abbé etwas Magres, aber Lothario ist vollendet, seine Erscheinung ist einfach, sein Geist ist immer im Fortschreiten, und er hat keinen Fehler als den Erbfehler aller Grösse, die Fähigkeit auch zerstö-[168]ren zu können. Er ist die himmelanstrebende Kuppel, jene sind die gewaltigen Pilaster, auf denen sie ruht. Diese architektonischen Naturen umfassen, tragen und erhalten das Ganze. Die andern, welche nach dem Mass von Ausführlichkeit der Darstellung die wichtigsten scheinen können, sind nur die kleinen Bilder und Verzierungen im Tempel. Sie interessiren den Geist unendlich, und es lässt sich auch gut darüber sprechen, ob man sie achten oder lieben soll und kann, aber für das Gemüth selbst bleiben es Marionetten, allegorisches Spielwerk. Nicht so Mignon, Sperata und (178) Augustino, die heilige Familie der Naturpoesie, welche dem Ganzen romantischen Zauber und Musik geben, und im Übermass ihrer eignen Seelengluth zu Grunde gehn. Es ist als wollte dieser Schmerz unser Gemüth aus allen seinen Fugen reissen: aber dieser Schmerz hat die Gestalt, den Ton einer klagenden Gottheit und seine Stimme rauscht auf den Wogen der Melodie daher wie die Andacht würdiger Chöre.

Es ist als sey alles Vorhergehende nur ein geistreiches interessantes Spiel gewesen, und als würde es nun Ernst. Der vierte Band ist eigentlich das Werk selbst; die vorigen Theile sind nur Vorbereitung. Hier öffnet sich der Vorhang des Allerheiligsten, und wir befinden uns plötzlich auf einer Höhe, wo alles göttlich und gelassen und rein ist, und von der Mignons Exequien so wichtig und so bedeutend erscheinen, als ihr nothwendiger Untergang.[a])

[a]) Untergang. (Die Fortsetzung folgt.) A.

Kritische Fragmente.

Von
Friedrich Schlegel.

1.

Man nennt viele Künstler, die eigentlich Kunstwerke der Natur sind.

2.

Jedes Volk will auf der Schaubühne nur den mittlern Durchschnitt seiner eignen Oberfläche schauen; man müsste ihm denn Helden, Musik oder Narren zum Besten geben.

3.

Wenn Diderot im Jakob etwas recht genialisches gemacht hat, so kömmt er gewöhnlich gleich selbst hinterher, und erzählt seine Freude dran, dass es so genialisch geworden ist.

4.

Es giebt so viel Poesie, und doch ist nichts seltner als ein Poem! Das macht die Menge (134) von poetischen Skizzen, Studien, Fragmenten, Tendenzen, Ruinen, und Materialien.

L: Lyceum der schönen Künste. Ersten Bandes, zweiter Theil. Berlin. Bei Johann Friedrich Unger. 1797. S. 133—169. *(Die Numerirung der Fragmente rührt von mir her.)*

K: Charakteristiken und Kritiken. Von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Erster Band. Königsberg, bei Friedrich Nikolovius, 1801. S. 224—255. *(In den Abschluss seines Lessing-Aufsatzes hat Friedrich Schlegel unter der Ueberschrift* Eisenfeile *eine Auswahl aus den Lyceums- und Athenäumsfragmenten aufgenommen. Die Lesarten zeigen bei jedem der aufgenommenen Fragmente den Druck in K an, und zwar bezeichnet die erste Ziffer die Seitenzahl, die in Klammern beigefügte zweite die Nummer des Fragmentes in K; vgl. unten den Abschluss des Lessing-Aufsatzes. Die Varianten nach K.)*

E: Kritische Grundgesetze der schriftstellerischen Mittheilung, nebst einem Gedicht Herkules Musagetes. Von Fr. Schlegel. Hamburg, bei Carl Anton Heydemann 1803. *(Abdruck der* Eisenfeile *nach K.)*

2: K 224 (1).

5.

Manches kritische Journal hat den Fehler, welcher Mozarts Musik so häufig vorgeworfen wird: einen zuweilen unmässigen Gebrauch der Blasinstrumente.

6.

Man tadelt die metrische Sorglosigkeit der Götheschen Gedichte.. Sollten aber die Gesetze des deutschen Hexameters wohl so consequent und allgemeingültig sein, wie der Charakter der Götheschen Poesie?

7.

Mein Versuch über das Studium der griechischen Poesie ist ein manierirter Hymnus in Prosa auf das Objektive in der Poesie. Das Schlechteste daran scheint mir der gänzliche Mangel der unentbehrlichen Ironie; und das Beste, die zuversichtliche Voraussetzung, dass die Poesie unendlich viel werth sei; als ob diess eine ausgemachte Sache wäre.

8.

Eine gute Vorrede muss zugleich die Wurzel und das Quadrat ihres Buchs sein.

9.

(135) Witz ist unbedingt geselliger Geist, oder fragmentarische Genialität.

10.

Man muss das Brett bohren, wo es am dicksten ist.

11.

Es ist noch gar nichts recht Tüchtiges, was Gründlichkeit, Kraft und Geschick hätte, wider die Alten geschrieben worden; besonders wider ihre Poesie.

12.

In dem, was man Philosophie der Kunst nennt, fehlt gewöhnlich eins von beiden; entweder die Philosophie oder die Kunst.

13.

Jedes Gleichniss, was nur lang ist, nennt Bodmer gern homerisch. So hört man auch wohl Witz aristophanisch nennen, an dem nichts klassisch ist, als die Zwanglosigkeit und die Deutlichkeit.

14.

Auch in der Poesie mag wohl alles Ganze halb, und alles Halbe doch eigentlich ganz sein.

5: K 241 (58).
8: K 241 (60).
10: K 224 (3).
12: K 227 (14) *in folgender Fassung:* In dem, was man Philosophie der Kunst nennt, fehlt entweder die Philosophie, oder die Kunst, oder beides.

15.

Der dume Herr in Diderots Jakob macht dem Künstler vielleicht mehr Ehre, als der närrische Diener. Er ist freilich nur beinah (136) genialisch dumm. Aber auch das war wohl schwerer zu machen, als einen ganz genialischen Narren.

16.

Genie ist zwar nicht Sache der Willkühr aber doch der Freyheit, wie Witz, Liebe und Glauben, die einst Künste und Wissenschaften werden müssen. Man soll von jedermann Genie fordern, aber ohne es zu erwarten. Ein Kantianer würde diess den kategorischen Imperativ der Genialität nennen.

17.

Nichts ist verächtlicher als trauriger Witz.

18.

Die Romane endigen gern, wie das Vaterunser anfängt: mit dem Reich Gottes auf Erden.

19.

Manches Gedicht wird so geliebt, wie der Heiland von den Nonnen.

20.

Eine classische Schrift muss nie ganz verstanden werden können. Aber die, welche gebildet sind und sich bilden, müssen immer mehr draus[a]) lernen wollen.

21.

Wie ein Kind eigentlich eine Sache ist, (137) die ein Mensch werden will: so ist auch das Gedicht nur ein Naturding, welches ein Kunstwerk werden will.

22.

Ein einziges analytisches Wort, auch zum Lobe, kann den vortrefflichsten witzigen Einfall, dessen Flamme nun erst wärmen sollte, nachdem sie geglänzt hat, unmittelbar löschen.

23.

In jedem guten Gedicht muss alles Absicht, und alles Instinkt seyn. Dadurch wird es idealisch.

24.

Die kleinsten Autoren haben wenigstens die Ähnlichkeit mit dem grossen Autor des Himmels und der Erde, dass sie nach vollbrachtem Tagewerke zu sich selbst zu sagen pflegen: „Und siehe, was er gemacht hatte, war gut.“

16: K 249 (82) *nur der mittlere Satz*: Man soll von jedermann Genie fodern, aber ohne es zu erwarten.

20: K 254 (95). a) daraus

25.

Die beyden Hauptgrundsätze der sogenannten historischen Kritik sind das Postulat der Gemeinheit, und das Axiom der Gewöhnlichkeit. Postulat der Gemeinheit: Alles recht Grosse, Gute und Schöne ist unwahrscheinlich, denn es ist ausserordentlich, und zum mindesten verdächtig. Axiom der Gewöhnlichkeit: Wie es bey (138) uns und um uns ist, so muss es überall gewesen seyn, denn das ist ja alles[a]) so natürlich.

26.

Die Romane sind die sokratischen Dialoge unserer Zeit. In diese liberale Form hat sich die Lebensweisheit vor der Schulweisheit geflüchtet.

27.

Ein Kritiker ist ein Leser, der wiederkäut. Er sollte also mehr als einen Magen haben.

28.

Sinn (für eine besondere Kunst, Wissenschaft, einen Menschen, u. s. w.) ist dividirter Geist; Selbstbeschränkung, also ein Resultat von Selbstschöpfung und Selbstvernichtung.

29.

Anmuth ist korrektes Leben; Sinnlichkeit die sich selbst anschaut, und sich selbst bildet.

30.

An die Stelle des Schicksals tritt in der modernen Tragödie zuweilen Gott der Vater, noch öfter aber der Teufel selbst. Wie kommts, dass diess noch keinen Kunstgelehrten zu einer Theorie der diabolischen Dichtart veranlasst hat?

31.

Die Eintheilung der Kunstwerke in naive und sentimentale, liesse sich vielleicht sehr frucht-(139)bar auch auf die Kunsturtheile anwenden. Es giebt sentimentale Kunsturtheile, denen nichts fehlt als eine Vignette und ein Motto, um auch vollkommen naiv zu seyn. Zur Vignette, ein blasender Postillion. Zum Motto eine Phrasis des alten Thomasius beym Schluss einer akademischen Festrede: Nunc vero musicantes musicabunt' cum paucis et trompetis.

32.

Die chemische Klassifikation der Auflösung in die auf dem trocknen und in die auf dem nassen Wege, ist auch in der Litteratur auf die Auflösung der Autoren anwendbar, die nach

25: K 226 (11). [a]) *fehlt*

32: K 243 (66) *nur der letzte Satz in folgender Fassung*: Einige gute Schriftsteller versteinern, andre werden zu Wasser.

Erreichung ihrer äussersten Höhe sinken müssen. Einige verdampfen, andre werden zu Wasser.

33.

Eins von beyden ist fast immer herrschende Neigung jedes Schriftstellers: entweder manches nicht zu sagen, was durchaus gesagt werden müsste, oder vieles zu sagen, was durchaus nicht gesagt zu werden brauchte. Das erste ist die Erbsünde der synthetischen Naturen, das letzte der analytischen.

34.

Ein witziger Einfall ist eine Zersetzung geistiger Stoffe, die also vor der plötzlichen Scheidung innigst vermischt seyn mussten. Die (140) Einbildungskraft muss erst mit Leben jeder Art bis zur Sättigung angefüllt seyn, ehe es Zeit seyn kann, sie durch die Frikzion freyer Geselligkeit so zu elektrisiren, dass der Reiz der leisesten freundlichen oder feindlichen Berührung ihr blitzende Funken und leuchtende Strahlen, oder schmetternde Schläge entlocken kann.

35.

Mancher redet so vom Publikum, als ob es jemand wäre, mit dem er auf der Leipzigermesse im hôtel de Saxe zu Mittage gespeist hätte. Wer ist dieser Publikum? — Publikum ist gar keine Sache, sondern ein Gedanke, ein Postulat, wie Kirche.

36.

Wer noch nicht bis zur klaren Einsicht gekommen ist, dass es eine Grösse noch ganz ausserhalb seiner eigenen Sphäre geben könne, für die ihm der Sinn durchaus fehle; wer nicht wenigstens dunkle Vermuthungen hat, nach welcher Weltgegend des menschlichen Geistes hin diese Grösse ungefähr gelegen seyn möge: der ist in seiner eignen Sphäre entweder ohne Genie, oder noch nicht bis zum Klassischen gebildet.

37.

Um über einen Gegenstand gut schreiben (141) zu können, muss man sich nicht mehr für ihn interessiren; der Gedanke, den man mit Besonnenheit ausdrücken soll, muss schon gänzlich vorbey seyn, einen nicht mehr eigentlich beschäftigen. So lange der Künstler erfindet und begeistert ist, befindet er sich für die Mittheilung wenigstens in einem illiberalen Zustande. Er wird dann alles sagen wollen; welches eine falsche Tendenz junger Genies, oder ein richtiges Vorurtheil alter Stümper ist. Dadurch verkennt er den Werth und die Würde der Selbstbeschränkung, die doch

33: K 248 (80), *wo der letzte Satz fehlt.*
34: *in* K 248 (81) *mit* 90 *zu einem Fragmente verbunden*: Witz ist eine Explosion von gebundnem Geist. Ein Einfall ist eine Zersetzung
37: K 246 f. (77).

für den Künstler wie für den Menschen das Erste und das Letzte, das Nothwendigste und das Höchste ist. Das Nothwendigste: denn überall, wo man sich nicht selbst beschränkt, beschränkt einen die Welt; wodurch man ein Knecht wird. Das Höchste: denn man kann sich nur in den Punkten und an den Seiten selbst beschränken, wo man unendliche Kraft hat, Selbstschöpfung und Selbstvernichtung. Selbst ein freundschaftliches Gespräch, was nicht in jedem Augenblick[a]) frey abbrechen kann, aus unbedingter Willkühr, hat etwas Illiberales. Ein Schriftsteller aber, der sich rein ausreden will und kann, der nichts für sich behält, und alles sagen mag, was er weiss, ist sehr zu beklagen. Nur vor drey Fehlern (142) hat man sich zu hüten. Was unbedingte Willkühr, und sonach Unvernunft oder Übervernunft scheint und scheinen soll, muss dennoch im Grunde auch wieder schlechthin nothwendig und vernünftig seyn; sonst wird die Laune Eigensinn, es entsteht Illiberalität, und aus Selbstbeschränkung wird Selbstvernichtung. Zweytens: man muss mit der Selbstbeschränkung nicht zu sehr eilen, und erst der Selbstschöpfung, der Erfindung und Begeisterung Raum lassen, bis sie fertig ist. Drittens: man muss die Selbstbeschränkung nicht übertreiben.

38.

An dem Urbilde der Deutschheit, welches einige grosse vaterländische Erfinder aufgestellt haben, lässt sich nichts tadeln als die falsche Stellung. Diese Deutschheit liegt nicht hinter uns, sondern vor uns.

39.

Die Geschichte der Nachahmung der alten Dichtkunst, vornämlich im Auslande hat unter andern auch den Nutzen, dass sich die wichtigen Begriffe von unwillkührlicher Parodie und passivem Witz, hier am leichtesten und vollständigsten entwickeln lassen.

40.

In der in Deutschland erfundenen und in (143) Deutschland geltenden Bedeutung ist Ästhetisch ein Wort, welches wie bekannt eine gleich vollendete Unkenntniss der bezeichneten Sache und der bezeichnenden Sprache verräth. Warum wird es noch beybehalten?

41.

An geselligem Witz und geselliger Fröhlichkeit sind wenige Bücher mit dem Roman Faublas zu vergleichen. Er ist der Champagner seiner Gattung.

42.

Die Philosophie ist die eigentliche Heimath der Ironie, welche man logische Schönheit definiren möchte: denn überall wo in

[a]) Augenblicke

mündlichen oder geschriebenen Gesprächen, und nur nicht ganz systematisch philosophirt wird, soll man Ironie leisten und fordern; und sogar die Stoiker hielten die Urbanität für eine Tugend. Freylich giebts auch eine rhetorische Ironie, welche sparsam gebraucht vortreffliche Wirkung thut, besonders im Polemischen; doch ist sie gegen die erhabne Urbanität der Sokratischen Muse, was die Pracht der glänzendsten Kunstrede gegen eine alte Tragödie in hohem Styl. Die Poesie allein kann sich auch von dieser Seite bis zur Höhe der Philosophie erheben, und ist nicht auf ironische Stellen be-(144)gründet, wie die Rhetorik. Es giebt alte und moderne Gedichte, die durchgängig im Ganzen und überall den göttlichen Hauch der Ironie athmen. Es lebt in ihnen eine wirklich transcendentale Buffonerie. Im Innern, die Stimmung, welche alles übersieht, und sich über alles Bedingte unendlich erhebt, auch über eigne Kunst, Tugend, oder Genialität: im Äussern, in der Ausführung die mimische Manier eines gewöhnlichen guten italiänischen Buffo.

43.

Hippel, sagt Kant, hatte die empfehlungswürdige Maxime, man müsse das schmackhafte Gericht einer launigen[a]) Darstellung noch durch die Zuthat des Nachgedachten würzen. Warum will Hippel nicht mehr Nachfolger in dieser Maxime finden, da doch Kant sie gebilligt hat?

44.

Man sollte sich nie auf den Geist des Alterthums berufen, wie auf eine Autorität. Es ist eine eigene Sache mit den Geistern; sie lassen sich nicht mit Händen greifen, und dem Andern vorhalten. Geister zeigen sich nur Geistern. Das Kürzeste und das Bündigste wäre wohl auch hier, den Besitz des alleinseligmachenden Glaubens durch gute Werke zu beweisen.

45.

(145) Bey der sonderbaren Liebhaberey moderner Dichter für griechische Terminologie in Benennung ihrer Produkte, erinnert man sich der naiven Äusserung eines Franzosen bey Gelegenheit der neuen altrepublikanischen Feste: que pourtant nous sommes menacés de rester toujours François. — Manche solcher Benennungen der Feudalpoesie können bey den Litteratoren künftiger Zeitalter ähnliche Untersuchungen veranlassen, wie die, warum Dante sein grosses Werk eine göttliche Komödie nannte. — Es giebt Tragödien, die man, wenn einmahl etwas griechisches im Namen seyn soll, am besten traurige Mimen nennen könnte. Sie scheinen nach dem Begriff von Tragödie getauft zu seyn, der einmal beym Shakespear vorkommt, aber von grosser Allgemeinheit in der

43: K 249 (83). [a]) einer launigen: launiger

modernen Kunstgeschichte ist: eine Tragödie ist ein Drama, worin Pyramus sich selbst umbringt.

46.

Die Römer sind uns näher und begreiflicher als die Griechen; und doch ist ächter Sinn für die Römer noch ungleich seltner als der für die Griechen, weil es weniger synthetische als analytische Naturen giebt. Denn auch für Nazionen giebts einen eignen Sinn; für historische (146) wie für moralische Individuen, nicht bloss für praktische Gattungen, Künste oder Wissenschaften.

47.

Wer etwas Unendliches will, der weiss nicht was er will. Aber umkehren lässt sich dieser Satz nicht.

48.

Ironie ist die Form des Paradoxen. Paradox ist alles, was zugleich gut und gross ist.

49.

Eins der wichtigsten Moyens der dramatischen und romantischen Kunst bey den Engländern sind die Guineen. Besonders in der Schlusscadence werden sie stark gebraucht, wenn die Bässe anfangen recht voll zu arbeiten.

50.

Wie tief doch im Menschen der Hang wurzelt, individuelle oder nazionale Eigenheiten zu generalisiren! Selbst Chamfort sagt: „Les vers ajoutent de l'esprit à la pensée de l'homme qui en a quelquefois assez peu; et c'est ce qu'on appelle talent.“ — Ist diess allgemeiner französischer Sprachgebrauch?

51.

Witz als Werkzeug der Rache ist so (147) schändlich, wie Kunst als Mittel des Sinnenkitzels.

52.

In manchem Gedicht erhält man stellenweise statt der Darstellung nur eine Überschrift, welche anzeigt, dass hier eigentlich diess oder das dargestellt seyn sollte, dass der Künstler aber Verhinderung gehabt habe, und ergebenst um gewogene Entschuldigung bittet.

53.

In Rücksicht auf die Einheit sind die meisten modernen Gedichte Allegorien (Mysterien, Moralitäten,) oder Novellen (Avantüren, Intriguen); ein Gemisch, oder eine Verdünnung von diesen.

47: K 243 (67).
48: K 255 (97) *und unten im Aufsatze* über die Unverständlichkeit (Athenäum III 2, 345).

54.

Es giebt Schriftsteller[a]) die Unbedingtes trinken wie Wasser; und Bücher, wo selbst die Hunde sich aufs Unendliche beziehen.

55.

Ein recht freyer und gebildeter Mensch müsste sich selbst nach Belieben philosophisch oder philologisch, kritisch oder poetisch, historisch oder rhetorisch, antik oder modern stimmen können, ganz willkührlich, wie man ein Instrument stimmt, zu jeder Zeit, und in jedem Grade.

56.

(148) Witz ist logische Geselligkeit.

57.

Wenn manche mystische Kunstliebhaber, welche jede Kritik für Zergliederung, und jede Zergliederung für Zerstörung des Genusses halten, konsequent dächten: so wäre Potz tausend das beste Kunsturtheil über das würdigste Werk. Auch giebts Kritiken, die nichts mehr sagen, nur viel weitläuftiger.

58.

Wie die Menschen lieber gross handeln mögen, als gerecht: so wollen auch die Künstler veredeln und belehren.

59.

Chamforts Lieblingsgedanke, der Witz sey ein Ersatz der unmöglichen Glückseligkeit, gleichsam ein kleines Procent, womit die bankerotte Natur sich für die nicht honorirte Schuld des höchsten Gutes abfinde; ist nicht viel glücklicher als der des Shaftesbury, Witz sey der Prüfstein der Wahrheit, oder als das gemeinere Vorurtheil, sittliche Veredlung sey der höchste Zweck der schönen Kunst. Witz ist Zweck an sich, wie die Tugend, die Liebe und die Kunst. Der genialische Mann fühlte, so scheint es, den unendlichen Werth des Witzes, und da die französische Philosophie nicht hinreicht, um die-(149)ses zu begreifen, so suchte er sein Höchstes instinktmässig mit dem, was nach dieser das Erste und Höchste ist, zu verknüpfen. Und als Maxime ist der Gedanke, der Weise müsse gegen das Schicksal immer en état d'epigramme seyn, schön und ächt cynisch.

60.

Alle klassischen Dichtarten in ihrer strengen Reinheit sind jetzt lächerlich.

54: K 248 (78).
55: K 248 (79).
57: K 242 (63).

a) Schriftsteller in Deutschland,

61.

Streng genommen ist der Begriff eines wissenschaftlichen Gedichts wohl so widersinnig, wie der einer dichterischen Wissenschaft.

62.

Man hat schon so viele Theorien der Dichtarten. Warum hat man noch keinen Begriff von Dichtart? Vielleicht würde man sich dann mit einer einzigen Theorie der Dichtarten behelfen müssen.

63.

Nicht die Kunst und die Werke machen den Künstler, sondern der Sinn und die Begeisterung und der Trieb.

64.

Es bedürfte eines neuen Laokoon, um die Gränzen der Musik und der Philosophie zu bestimmen. Zur richtigen Ansicht mancher (150) Schriften fehlt es noch an einer Theorie der grammatischen Tonkunst.

65.

Die Poesie ist eine republikanische Rede; eine Rede, die ihr eignes Gesetz und ihr eigner Zweck ist, wo alle Theile freye Bürger sind, und mitstimmen dürfen.

66.

Die revoluzionäre Objektivitätswuth meiner frühern philosophischen Musikalien hat etwas weniges von der Grundwuth, die unter Reinholds Konsulate in der Philosophie so gewaltig um sich griff.

67.

In England ist der Witz wenigstens eine Profession, wenn auch keine Kunst. Alles wird da zünftig, und selbst die roués dieser Insel sind Pedanten. So auch ihre wits, welche die unbedingte Willkühr, deren Schein dem Witz das Romantische und Pikante giebt, in die Wirklichkeit einführen, und so auch witzig leben[a]); daher ihr Talent zur Tollheit. Sie sterben für ihre Grundsätze.

68.

Wie viel Autoren giebts wohl unter den Schriftstellern? Autor heisst Urheber.

69.

(151) Es giebt auch negativen Sinn, der viel besser ist als Null, aber viel seltner. Man kann etwas innig lieben, eben weil mans nicht hat: das giebt wenigstens ein Vorgefühl ohne Nachsatz. Selbst entschiedne Unfähigkeit, die man klar weiss, oder gar mit

67: K 253 (94).
68: K 225 (6).

a) leben wollen, es gehe wie es gehe;

starker Antipathie ist bey reinem Mangel ganz unmöglich, und setzt wenigstens parziale Fähigkeit und Sympathie voraus. Gleich dem Platonischen Eros ist also wohl dieser negative Sinn der Sohn des Überflusses und der Armuth. Er entsteht, wenn einer bloss den Geist hat, ohne den Buchstaben; oder umgekehrt, wenn er bloss die Materialien und Förmlichkeiten hat, die trockne harte Schale des produktiven Genies ohne den Kern. Im ersten Falle giebts reine Tendenzen, Projekte die so weit sind, wie der blaue Himmel, oder wenn's hoch kömmt, skizzirte Fantasien: im letzten zeigt sich jene harmonisch ausgebildete Kunst-Plattheit, in welcher die grössten engländischen Kritiker so klassisch sind. Das Kennzeichen der ersten Gattung, des negativen Sinns vom Geiste ist, wenn einer immer wollen muss, ohne je zu können; wenn einer immer hören mag, ohne je zu vernehmen.

70.

Leute die Bücher schreiben, und sich dann einbilden, ihre Leser wären das Publikum, und (152) sie müssten das Publikum bilden: diese kommen sehr bald dahin, ihr sogenanntes Publikum nicht bloss zu verachten, sondern zu hassen; welches zu gar nichts führen kann.

71.

Sinn für Witz ohne Witz ist doch schon das Abc der Liberalität.

72.

Eigentlich haben sie's recht gern, wenn ein Dichterwerk ein wenig ruchlos ist, besonders in der Mitte; nur muss der Anstand nicht gradezu beleidigt werden, und zuletzt muss alles ein gutes Ende nehmen.

73.

Was in gewöhnlichen guten oder vortrefflichen Übersetzungen verlohren geht, ist grade das Beste.

74.

Es ist unmöglich, jemanden ein Ärgerniss zu geben, wenn ers nicht nehmen will.

75.

Noten sind philologische Epigramme; Übersetzungen philologische Mimen; manche Kommentare, wo der Text nur Anstoss oder Nicht-Ich ist, philologische Idyllen.

76.

Es giebt einen Ehrgeitz, welcher lieber der (153) Erste unter den Letzten seyn will, als der Zweyte unter den Ersten. Das ist der alte. Es giebt einen andern Ehrgeitz, der lieber wie Tasso's Gabriel:

Gabriel, che fra i primi era il secondo;

74: K 224 (2).

der Zweyte unter den Ersten, als der Erste unter den Zweyten seyn will. Das ist der moderne.

77.

Maximen, Ideale, Imperative und Postulate sind jetzt bisweilen Rechenpfenninge der Sittlichkeit[a]).

78.

Mancher der vortrefflichsten Romane ist ein Compendium, eine Encyclopädie des ganzen geistigen Lebens eines genialischen Individuums; Werke die das sind, selbst in ganz andrer Form, wie Nathan, bekommen dadurch einen Anstrich vom Roman. Auch enthält jeder Mensch, der gebildet ist, und sich bildet, in seinem Innern einen Roman. Dass er ihn aber äussre und schreibe, ist nicht nöthig.

79.

Zur Popularität gelangen deutsche Schriften durch einen grossen Nahmen, oder durch Persönlichkeiten, oder durch gute Bekanntschaft, oder durch Anstrengung, oder durch mässige (154) Unsittlichkeit, oder durch vollendete Unverständlichkeit, oder durch harmonische Plattheit, oder durch vielseitige Langweiligkeit, oder durch beständiges Streben nach dem Unbedingten.

80.

Ungern vermisse ich in Kants Stammbaum der Urbegriffe die Kategorie Beynahe, die doch gewiss eben so viel gewirkt hat in der Welt und in der Litteratur, und[a]) eben so viel verdorben, als irgend eine andre[b]) Kategorie. In dem Geiste der Naturskeptiker tingirt sie alle übrigen Begriffe und Anschauungen.

81.

Es hat etwas Kleinliches, gegen Individuen zu polemisiren, wie der Handel en detail. Will er die Polemik nicht en gros treiben, so muss der Künstler wenigstens solche Individuen wählen, die klassisch sind, und von ewig dauerndem Werth. Ist auch das nicht möglich, etwa im traurigen Fall der Nothwehr: so müssen die Individuen, Kraft der polemischen Fikzion, so viel als möglich zu Repräsentanten der objektiven Dummheit, und der objektiven Narrheit idealisirt werden: denn auch diese sind, wie alles Objektive, unendlich interessant, wie[a]) der höhern Polemik würdige Gegenstände seyn müssen.

77: K 246 (76). [a]) Sittlichkeit. Kanten war die Jurisprudenz auf die innern Theile gefallen. Das heisst nun Moral.

79: K 226 (12).

80: K 243 (68). [a]) und . . . verdorben: *fehlt* [b]) andre. Eben das gilt von den Kategorien Gleichsam und Vielleicht. In dem Geist der Garvianer tingiren sie alle übrigen Begriffe und Anschauungen.

81: K 227 (13). [a]) wie der müssen: *fehlt*

82.

(155) Geist ist Naturphilosophie.

83.

Manieren sind charakteristische Ecken.

84.

Aus dem, was die Modernen wollen, muss man lernen, was die Poesie werden soll: aus dem, was die Alten thun, was sie seyn muss.

85.

Jeder rechtliche Autor schreibt für Niemand, oder für Alle. Wer schreibt, damit ihn diese und jene lesen mögen, verdient, dass er nicht gelesen werde.

86.

Der Zweck der Kritik, sagt man, sey, Leser zu bilden! — Wer gebildet seyn will, mag sich doch selbst bilden. Diess ist unhöflich: es steht aber nicht zu ändern.

87.

Da die Poesie unendlich viel werth ist, so sehe ich nicht ein, warum sie auch noch bloss mehr werth seyn soll, wie diess und jenes, was auch unendlich viel werth ist. Es giebt Künstler, welche nicht etwa zu gross von der Kunst denken, denn das ist unmöglich, aber doch nicht frey genug sind, sich selbst über ihr Höchstes zu erheben.

88.

(156) Nichts ist pikanter, als wenn ein genialischer Mann Manieren hat; nähmlich wenn er sie hat: aber gar nicht, wenn sie ihn haben; das führt zur geistigen Versteinerung.

89.

Sollte es nicht überflüssig seyn, mehr als Einen Roman zu schreiben, wenn der Künstler nicht etwa ein neuer Mensch geworden ist? — Offenbar gehören nicht selten alle Romane eines Autors zusammen, und sind gewissermassen nur ein Roman.

90.

Witz ist eine Explosion von gebundnem Geist.

91.

Die Alten sind weder die Juden, noch die Christen, noch die Engländer der Poesie. Sie sind nicht ein willkührlich auserwähltes Kunstvolk Gottes; noch haben sie den alleinseligmachenden Schönheitsglauben; noch besitzen sie ein Dichtungsmonopol.

85: K 245 (72). *Der zweite Satz fehlt.*
86: K 251 (89).
90: K 248 (81) *mit 34 vereinigt; vgl. oben S. 187.*

92.

Auch der Geist kann, wie das Thier, nur in einer aus reiner Lebensluft und Azote gemischten Atmosphäre athmen. Diess nicht ertragen und begreifen zu können, ist das Wesen (157) der Thorheit; es schlechthin nicht zu wollen, der Anfang der Narrheit.

93.

In den Alten sieht man den vollendeten Buchstaben der ganzen Poesie: in den Neuern ahnet man den werdenden Geist.

94.

Mittelmässige Autoren, die ein kleines Buch so ankündigen, als ob sie einen grossen Riesen wollten sehen lassen, sollten von der litterarischen Polizey genöthigt werden, ihr Produkt mit dem Motto stempeln zu lassen: This is the greatest elephant in the world, except himself.

95.

Die harmonische Plattheit kann dem Philosophen sehr nützlich werden, als ein heller Leuchtthurm für noch unbefahrne Gegenden des Lebens, der Kunst oder der Wissenschaft. — Er wird den Menschen, das Buch vermeiden, die ein harmonisch Platter bewundert und liebt; und der Meynung wenigstens mistrauen, an die mehre der Art fest glauben.

96.

Ein gutes Räthsel sollte witzig seyn; sonst bleibt Nichts, sobald das Wort gefunden ist: auch ists nicht ohne Reiz, wenn ein witziger (158) Einfall in so weit räthselhaft ist, dass er errathen seyn will: nur muss sein Sinn gleich völlig klar werden, so bald er getroffen ist.

97.

Salz im Ausdruck ist das Pikante, pulverisirt. Es giebt grobkörniges und feines.

98.

Folgendes sind allgemeingültige Grundgesetze der schriftstellerischen Mittheilung: 1) Man muss Etwas haben, was mitgetheilt werden soll; 2) man muss Jemand haben, dem mans mittheilen wollen darf; 3) man muss es wirklich mittheilen, mit ihm theilen können, nicht bloss sich äussern, allein; sonst wäre es treffender, zu schweigen.

99.

Wer nicht selbst ganz neu ist, der beurtheilt das Neue, wie alt; und das Alte wird einem immer wieder neu, bis man selbst alt wird.

95: K 249 (84).
98: K 225 (8).
99: K 225 (9).

100.

Die Poesie des einen heisst die philosophische; die des andern die philologische; die des dritten die rhetorische, u. s. w. Welches ist denn nun die poetische Poesie?

101.

Affektazion entspringt nicht so wohl aus (159) dem Bestreben, neu, als aus der Furcht, alt zu seyn.

102.

Alles beurtheilen zu wollen, ist eine grosse Verirrung oder eine kleine Sünde.

103.

Viele Werke, deren schöne Verkettung man preist, haben weniger Einheit, als ein bunter Haufen von Einfällen, die nur vom Geiste eines Geistes belebt, nach Einem Ziele zielen. Diese verbindet doch jenes freye und gleiche Beysammenseyn, worin sich auch die Bürger des vollkommnen Staats, nach der Versicherung der Weisen, dereinst befinden werden; jener unbedingt gesellige Geist, welcher nach der Anmaassung der Vornehmen jetzt nur in dem gefunden wird, was man so seltsam, und beynahe kindisch grosse Welt zu nennen pflegt. Manches Erzeugniss hingegen, an dessen Zusammenhang niemand zweifelt, ist, wie der Künstler selbst sehr wohl weiss, kein Werk, sondern nur Bruchstück, eins oder mehre, Masse, Anlage. So mächtig ist aber der Trieb nach Einheit im Menschen, dass der Urheber selbst, was er durchaus nicht vollenden oder vereinigen kann, oft gleich bey der Bildung doch wenigstens ergänzt; oft sehr sinnreich und dennoch ganz wi-(160)dernatürlich. Das Schlimmste dabey ist, dass alles, was man den gediegenen Stücken, die wirklich da sind, so drüber aufhängt, um einen Schein von Ganzheit zu erkünsteln, meistens nur aus gefärbten Lumpen besteht. Sind diese nun auch gut und täuschend geschminkt, und mit Verstand drappirt: so ists eigentlich um desto schlimmer. Dann wird anfänglich auch der Auserwählte getäuscht, welcher tiefen Sinn hat für das wenige tüchtig Gute und Schöne, was noch in Schriften wie in Handlungen sparsam hie und da gefunden wird. Er muss nun erst durch Urtheil zur richtigen Empfindung gelangen! Geschieht die Scheidung auch noch so schnell: so ist doch der erste frische Eindruck einmahl weg.

104.

Was man gewöhnlich Vernunft nennt, ist nur eine Gattung derselben; nämlich die dünne und wässrige. Es giebt auch eine

102: K 224 (4).
104: K 250' (85).

dicke feurige Vernunft, welche den Witz eigentlich zum Witz macht, und dem gediegenen Styl das Elastische giebt und das Elektrische.

105.

Sieht man auf den Geist, nicht auf den Buchstaben: so war das ganze römische Volk, (161) sammt dem Senat, und sammt allen Triumphatoren und Cäsaren ein Cyniker.

106.

Nichts ist in seinem Ursprung jämmerlicher und in seinen Folgen grässlicher, als die Furcht, lächerlich zu seyn. Daher z. B. die Knechtschaft der Weiber und mancher andre Krebsschaden der Menschheit.

107.

Die Alten sind Meister der poetischen Abstrakzion: die Modernen haben mehr poetische Spekulazion.

108.

Die Sokratische Ironie ist die einzige durchaus unwillkührliche, und doch[a]) durchaus besonnene Verstellung. Es ist gleich unmöglich sie zu erkünsteln, und sie zu verrathen. Wer sie nicht hat, dem bleibt sie auch nach dem offensten Geständniss ein Räthsel. Sie soll Niemanden[b]) täuschen, als die, welche sie für Täuschung halten, und entweder ihre Freude haben, an der herrlichen Schalkheit, alle Welt zum Besten zu haben, oder böse werden, wenn sie ahnden, sie wären wohl auch[c]) mit gemeynt. In ihr soll alles Scherz und alles Ernst seyn, alles treuherzig offen, und alles tief verstellt. Sie entspringt aus der Vereinigung von Lebenskunst-(162)sinn und wissenschaftlichem Geist, aus dem Zusammentreffen vollendeter Naturphilosophie und vollendeter Kunstphilosophie. Sie enthält und erregt ein Gefühl von dem unauflöslichem[d]) Widerstreit des Unbedingten und des Bedingten, der Unmöglichkeit und Nothwendigkeit einer vollständigen Mittheilung. Sie ist die freyeste aller Licenzen, denn durch sie setzt man sich über sich selbst weg; und doch auch die gesetzlichste, denn sie ist unbedingt nothwendig. Es ist ein sehr gutes Zeichen, wenn die harmonisch Platten gar nicht wissen, wie sie diese stete Selbstparodie zu nehmen haben, immer[e]) wieder von Neuem glauben und misglauben, bis sie schwindlicht werden, den Scherz grade[f]) für Ernst, und den Ernst für Scherz halten. Lessings[f]) Ironie ist Instinkt; bey Hemsterhuys

108: K 254 f (96) *mit Ausnahme des letzten Satzes* Lessings Ironie u. s. w., *welcher fehlt. Vorher noch im Aufsatz* Ueber die Unverständlichkeit *wieder abgedruckt, gleichfalls mit fehlendem Schluss* (Athenäum III 2, 344 f.); *ich bezeichne diesen Druck hier mit U.* [a]) *fehlt* U [b]) niemand U [c]) wohl auch: auch wohl U [d]) unauflöslichen K U [e]) immer wieder . . . werden: *fehlt* U [f]) Lessings . . . übertreffen: *fehlt* K U

ists klassisches Studium; Hülsens Ironie entspringt aus Philosophie der Philosophie, und kann die jener noch weit übertreffen.

109.

Milder Witz, oder Witz ohne Pointe, ist ein Privilegium der Poesie, was die Prosa ihr ja lassen muss: denn nur durch die schärfste Richtung auf Einen Punkt kann der einzelne Einfall eine Art von Ganzheit erhalten.

110.

(163) Sollte die harmonische Ausbildung der Adlichen und der Künstler nicht etwa bloss eine harmonische Einbildung seyn?

111.

Chamfort war, was Rousseau gern scheinen wollte: ein ächter Cyniker, im Sinne der Alten mehr Philosoph, als eine ganze Legion trockner Schulweisen. Obgleich er sich anfänglich mit den Vornehmen gemein gemacht hatte, lebte er dennoch frey, wie er auch frey und würdig starb, und verachtete den kleinen Ruhm eines grossen Schriftstellers. Er war Mirabeau's Freund. Sein köstlichster Nachlass sind seine Einfälle und Bemerkungen zur Lebensweisheit; ein Buch voll von gediegenem Witz, tiefem Sinn, zarter Fühlbarkeit, von reifer Vernunft und fester Männlichkeit, und von interessanten Spuren der lebendigsten Leidenschaftlichkeit, und dabey auserlesen und von vollendetem Ausdruck; ohne Vergleich das[a]) höchste und erste seiner Art.

112.

Der analytische Schriftsteller beobachtet den Leser, wie er ist; danach macht er seinen Calcül, legt seine Machinen an, um den gehörigen Effekt auf ihn zu machen. Der synthetische Schriftsteller konstruirt und schafft sich (164) einen Leser, wie er seyn soll; er denkt sich denselben nicht ruhend und todt, sondern lebendig und entgegenwirkend. Er lässt das, was er erfunden hat, vor seinen Augen stufenweise werden, oder er lockt ihn es selbst zu erfinden. Er will keine bestimmte Wirkung auf ihn machen, sondern er tritt mit ihm in das heilige Verhältniss der innigsten Symphilosophie oder Sympoesie.

113.

Voss ist in der Louise ein Homeride: so ist auch Homer in seiner Übersetzung ein Vosside.

114.

Es giebt so viele kritische Zeitschriften von verschiedener Natur und mancherley Absichten! Wenn sich doch auch einmahl

111: K 250 f. (88). a) der
114: K 250 (86).

eine Gesellschaft der Art verbinden wollte, welche bloss den Zweck hätte, die Kritik selbst, die doch auch nothwendig ist, allmählig zu realisiren.

115.

Die ganze Geschichte der modernen Poesie ist ein fortlaufender Kommentar zu dem kurzen Text der Philosophie: Alle Kunst soll Wissenschaft, und alle Wissenschaft soll Kunst werden; Poesie und Philosophie sollen vereinigt seyn.

116.

Die Deutschen, sagt man, sind, was Höhe (165) des Kunstsinns und des wissenschaftlichen Geistes betrifft, das erste Volk in der Welt. Gewiss; nur giebt es sehr wenige Deutsche.

117.

Poesie kann nur durch Poesie kritisirt werden. Ein Kunsturtheil, welches nicht selbst ein Kunstwerk ist, entweder im Stoff, als Darstellung des nothwendigen Eindrucks in seinem Werden, oder[a]) durch eine schöne Form, und einen im Geist der alten römischen Satire liberalen Ton, hat gar kein Bürgerrecht im Reiche der Kunst.

118.

War nicht alles, was abgenutzt werden kann, gleich Anfangs schief oder platt?

119.

Sapphische Gedichte müssen wachsen und gefunden werden. Sie lassen sich weder machen, noch ohne Entweihung öffentlich mittheilen. Wer es thut, dem fehlt es zugleich an Stolz und an Bescheidenheit. An Stolz: indem er sein Innerstes herausreisst, aus der heiligen Stille des Herzens, und es hinwirft unter die Menge, dass sie's angaffen, roh oder fremd; und das für ein lausiges Da capo oder für Friedrichsd'or. Unbescheiden aber bleibts immer, sein Selbst auf die Ausstellung zu schi-(166)cken, wie ein Urbild. Und sind lyrische Gedichte nicht ganz eigenthümlich, frey und wahr: so taugen sie nichts, als solche. Petrarka gehört nicht hieher: der kühle Liebhaber sagt ja nichts, als zierliche Allgemeinheiten; auch ist er romantisch, nicht lyrisch. Gäbe es aber auch noch eine Natur so konsequent schön und klassisch, dass sie sich nackt zeigen dürfte, wie Phryne vor allen Griechen: so giebts doch kein Olympisches Publikum mehr für ein solches Schauspiel. Auch war es Phryne. Nur Cyniker lieben auf dem Markt. Man kann ein Cyniker seyn und ein grosser Dichter: der Hund und der Lorber haben gleiches Recht, Horazens Denkmahl zu zieren. Aber Horazisch ist noch bey weitem nicht Sapphisch. Sapphisch ist nie cynisch.

117: K 250 (87).
118: K 225 (7).

a) oder liberalen Ton: *fehlt.*

120.

Wer Göthe's Meister gehörig charakterisirte, der hätte damit wohl eigentlich gesagt, was es jetzt an der Zeit ist in der Poesie. Er dürfte sich, was poetische Kritik betrifft, immer zur Ruhe setzen.

121.

Die einfachsten und nächsten Fragen, wie: Soll man Shakspeare's Werke als Kunst oder als Natur beurtheilen? und: Ist das Epos (167) und die Tragödie wesentlich verschieden oder nicht? und: Soll die Kunst täuschen oder bloss scheinen? können nicht beantwortet werden ohne die tiefste Spekulazion und die gelehrteste Kunstgeschichte.

122.

Wenn irgend etwas die hohe Idee von Deutschheit rechtfertigen kann, die man hie und da findet: so ists die entschiedne Vernachlässigung und Verachtung solcher gewöhnlich guten Schriftsteller, die jede andre Nazion mit Pomp in ihren Johnson aufnehmen würde, und der ziemlich allgemeine Hang, auch an dem, was sie als das beste erkennen, und was besser ist, als dass die Ausländer es schon gut finden könnten, frey zu tadeln, und es überall recht genau zu nehmen.

123.

Es ist eine unbesonnene und unbescheidne Anmaassung, aus der Philosophie etwas über die Kunst lernen zu wollen. Manche fangen's so an, als ob sie hofften hier etwas Neues zu erfahren; da die Philosophie doch weiter nichts kann und können soll, als die gegebnen Kunsterfahrungen und vorhandnen Kunstbegriffe zur Wissenschaft machen,[a]) die Kunstansicht erheben, mit Hülfe einer gründlich gelehrten Kunstgeschichte erweitern, (168) und diejenige[b]) logische Stimmung auch über diese Gegenstände zu[c]) erzeugen, welche[d]) absolute Liberalität mit absolutem Rigorismus vereinigt.

124.

Auch im Innern und Ganzen der grössten modernen Gedichte ist Reim, symmetrische Wiederkehr des Gleichen. Diess rundet nicht nur vortrefflich, sondern kann auch höchst tragisch wirken. Zum Beyspiel, die Champagnerflasche und die drey Gläser, welche die alte Barbara in der Nacht vor Wilhelm auf den Tisch setzt. — Ich möchte es den gigantischen oder den Shakspeareschen Reim nennen: denn Shakspeare ist Meister darin.

121: K 245 (74).
123: K 245 f (75) a) bilden b) diejenige freie Stimmung des Verstandes auch c) *fehlt* d) welche aus dem Bewusstsein des einzig Rechten verbunden mit dem Gefühl von der Unendlichkeit desselben hervorgeht.

125.

Schon Sophokles glaubte treuherzig, seine dargestellten Menschen seyen besser als die wirklichen. Wo hat er einen Sokrates dargestellt, einen Solon, Aristides, so unzählig viele andre? — Wie oft lässt sich nicht diese Frage auch für andre Dichter wiederhohlen? Wie haben nicht auch die grössten Künstler wirkliche Helden in ihrer Darstellung verkleinert? Und doch ist jener Wahn allgemein geworden, von den Imperatoren der Poesie bis zu den geringsten Lictoren. Dichtern mag er auch wohl heilsam seyn können, wie jede konsequente Beschrän-(169)kung, um die Kraft zu kondensiren und zu konzentriren. Ein Philosoph aber, der sich davon anstecken liesse, verdiente wenigstens deportirt zu werden, aus dem Reiche der Kritik. Oder giebt es etwa nicht unendlich viel Gutes und Schönes im Himmel und auf Erden, wovon sich die Poesie nichts träumen lässt?

126.

Die Römer wussten, dass der Witz ein prophetisches Vermögen ist; sie nannten ihn Nase.

127.

Es ist indelikat, sich drüber[a]) zu wundern, wenn etwas schön ist, oder gross; als ob es anders seyn dürfte.

127: K 225 (5). a) darüber

Fragmente.

1.

Ueber keinen Gegenstand philosophiren sie seltner als über die Philosophie.

2.

Die Langeweile gleicht auch in ihrer Entstehungsart der Stickluft, wie in den Wirkungen. Beyde entwickeln sich gern, wo eine Menge Menschen im eingeschlossnen Raum beysammen ist.

A: Athenäum. Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Ersten Bandes Zweytes Stück. Berlin, 1798. bey Friedrich Vieweg dem älteren. Nr. I. S. 3—146.

K: Charakteristiken und Kritiken. Von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Erster Band. Königsberg, bei Friedrich Nicolovius, 1801. *(In den Abschluss des Lessing-Aufsatzes hat Schlegel unter der Ueberschrift* Eisenfeile *S. 224—255 eine Auswahl aus den Fragmenten des Lyceums und Athenäums aufgenommen. Die Varianten nach K.)*

E: Kritische Grundgesetze der schriftstellerischen Mittheilung, nebst einem Gedicht Herkules Musagetes. Von Fr. Schlegel. Hamburg, bei Carl Anton Heydemann 1803. *(Abdruck der* Eisenfeile *nach K.)*

N: Novalis Schriften. Herausgegeben von Ludwig Tieck und Fr. Schlegel. Vierte vermehrte Auflage. Zweiter Theil. Berlin 1826. Gedruckt und verlegt bei G. Reimer. *(Enthält auf* S. 80. 103. 138. 142. 145. 179. 180. 201 *Athenäumsfragmente.)*

N^5: Novalis Schriften. Herausgegeben von Ludwig Tieck und Ed. v. Bülow. Dritter Theil. Mit Novalis Bildniss. Berlin, Verlag von G. Reimer. 1846. *(Enthält* S. 237. 303 *Athenäumsfragmente.)*

S: Kritische Schriften von August Wilhelm von Schlegel. Erster Theil. Berlin, bei G. Reimer. 1828. *(Unter der Ueberschrift* Urtheile, Gedanken und Einfälle über Litteratur und Kunst. 1798 *bringt A. W. Schlegel hier* S. 416—436 *73 Athenäumsfragmente zum Abdruck.)*

B: August Wilhelm von Schlegels sämmtliche Werke. Herausgegeben von Eduard Böcking. Achter Band. Leipzig Weidmann'sche Buchhandlung. 1846. *(Den 73 in S aufgenommenen Fragmenten fügt Böcking* S. 3—33 *auf Grund handschriftlicher Aufzeichnungen Wilhelms, des meist irrigen Varnhagenschen Zeugnisses und auf eigene Autorität 36 weitere Athenäumsfragmente hinzu.)*

D_1: Denkmale der innern Entwicklung Schleiermachers, erläutert durch kritische Untersuchungen. *(Anhang zu* Leben Schleiermachers von Wilhelm Dilthey. Erster Band. Berlin. Druck und Verlag von Georg Reimer. 1870. *— Auf Grund seiner eigenen, durch handschriftliches Material unterstützten kritischen Forschungen druckt Dilthey S. 79—87 die Schleiermacher zuerkannten Athenäumsfragmente ab.)*

(Die zur Feststellung des Verfassers der einzelnen Fragmente herbeigezogenen Quellenwerke citire ich folgendermassen: Schl *bedeutet den von Jonas und Dilthey herausgegebenen Schleiermacherschen Briefwechsel;* D *das Leben Schleiermachers von Dilthei und* D_1 *die dazugehörigen Denkmale;* H *die romantische Schule von Haym.)*

2: Wilhelm? B 22 (74) *auf Varnhagens Autorität abgedruckt.*

3.

Kant hat den Begriff des Negativen in die Weltweisheit eingeführt. Sollte es nicht ein nützlicher Versuch seyn, nun auch den Begriff des Positiven in die Philosophie einzuführen?

4.

Zum grossen Nachtheil der Theorie von den Dichtarten vernachlässigt man oft die Unterabtheilungen der Gattungen. So theilt sich zum Beyspiel die Naturpoesie in die natürliche und in die künstliche, und die Volkspoesie in die Volkspoesie für das Volk und in die Volkspoesie für Standespersonen und Gelehrte.

5.

(4) Was gute Gesellschaft genannt wird, ist meistens nur eine Mosaik von geschliffnen Karikaturen.

6.

Manche haben es in Herrmann und Dorothea als einen grossen Mangel an Delikatesse getadelt, dass der Jüngling seiner Geliebten, einer verarmten Bäurin, verstellter Weise den Vorschlag thut, als Magd in das Haus seiner guten Eltern zu kommen. Diese Kritiker mögen übel mit ihrem Gesinde umgehen.

7.

Ihr verlangt immer neue Gedanken? Thut etwas neues, so lässt sich etwas neues darüber sagen.

8.

Gewissen Lobrednern der vergangnen Zeiten unsrer Litteratur darf man kühnlich antworten, wie Sthenelos dem Agamemnon: wir rühmen uns viel besser zu seyn denn unsre Väter.

9.

Zum Glück wartet die Poesie eben so wenig auf die Theorie, als die Tugend auf die Moral, sonst hätten wir fürs erste keine Hoffnung zu einem Gedicht.

10.

Die Pflicht ist Kants Eins und Alles. Aus Pflicht der Dankbarkeit behauptet er, müsse man die Alten vertheidigen und schätzen; und nur aus Pflicht ist er selbst ein grosser Mann geworden.

11.

Der Parisischen schönen Welt haben Gessners Idyllen grade so gefallen, wie der an haut gout gewöhnte Gaum sich manchmal an Milchspeisen labt.

3: Friedrich. K 240 (57).
4: Friedrich. *Vgl. unten Fragment 252.*
6: Wilhelm. S 424 (28). B 10 (28).
7: Wilhelm. S 424 (29). B 10 (29).
8: Wilhelm. S 424 (30). B 10 (30).
9: Wilhelm. S 424 (31). B 10 (31).
11: Wilhelm. S 420 (13). B 6 (13).

12.

(5) Man hat von manchem Monarchen gesagt: er würde ein sehr liebenswürdiger Privatmann gewesen seyn, nur zum Könige habe er nicht getaugt. Verhält es sich etwa mit der Bibel eben so? Ist sie auch bloss ein liebenswürdiges Privatbuch, das nur nicht Bibel seyn sollte?

13.

Wenn junge Personen beyderley Geschlechts nach einer lustigen Musik zu tanzen wissen, so fällt es ihnen gar nicht ein, deshalb über die Tonkunst urtheilen zu wollen. Warum haben die Leute weniger Respekt vor der Poesie?

14.

Schöner Muthwille im Vortrage ist das Einzige was die poetische Sittlichkeit lüsterner Schilderungen retten kann. Sie zeugen von Schlaffheit und Verkehrtheit wenn sich nicht überschäumende Fülle der Lebenskraft in ihnen offenbart. Die Einbildungskraft muss ausschweifen wollen, nicht dem herrschenden Hange der Sinne knechtisch nachzugeben gewohnt seyn. Und doch findet man unter uns meistens die fröhliche Leichtfertigkeit am verdammlichsten; hingegen hat man das stärkste in dieser Art verziehen, wenn es mit einer fantastischen Mystik der Sinnlichkeit umgeben war. Als ob eine Schlechtigkeit durch eine Tollheit wieder gut gemacht würde!

15.

Der Selbstmord ist gewöhnlich nur eine Begebenheit, selten eine Handlung. Ist es das erste, so hat der Thäter immer Unrecht, wie ein Kind, das sich (6) emanzipiren will. Ist es aber eine Handlung, so kann vom Recht gar nicht die Frage seyn, sondern nur von der Schicklichkeit. Denn dieser allein ist die Willkühr unterworfen, welche alles bestimmen soll was in den reinen Gesetzen nicht bestimmt werden kann, wie das Jetzt, und das Hier, und alles bestimmen darf, was nicht die Willkühr andrer, und dadurch sie selbst vernichtet. Es ist nie Unrecht, freywillig zu sterben, aber oft unanständig, länger zu leben.

16.

Wenn das Wesen des Cynismus darin besteht, der Natur vor der Kunst, der Tugend vor der Schönheit und Wissenschaft den Vorzug zu geben; unbekümmert um den Buchstaben, auf den der Stoiker streng hält, nur auf den Geist zu sehen, allen ökonomischen Werth und politischen Glanz unbedingt zu verachten, und die Rechte der selbständigen Willkühr tapfer zu behaupten: so dürfte der Christianismus wohl nichts anders seyn, als universeller Cynismus.

12: Friedrich. K 243 (69). — *Von Varnhagen mit Unrecht Schleiermachern zugeschrieben* D_1 *75. Vgl. Raich, Dorothea v. Schlegel I 93 (42).*

14: Wilhelm. S 427 (43). B 13 (43).

15: Friedrich?; *vgl. H 874.*

16: Friedrich. — *Von Varnhagen mit Unrecht Schleiermachern zugeschrieben* D_1 *75.*

17.

Die dramatische Form kann man wählen aus Hang zur systematischen Vollständigkeit, oder um Menschen nicht blos darzustellen, sondern nachzuahmen und nachzumachen, oder aus Bequemlichkeit, oder aus Gefälligkeit für die Musik, oder auch aus reiner Freude am Sprechen, und Sprechen lassen.

18.

Es giebt verdiente Schriftsteller, die mit jugendlichem Eifer die Bildung ihres Volkes betrieben haben, (7) sie aber da fixiren wollen, wo die Kraft sie selbst verliess. Diess ist umsonst: wer einmal thöricht, oder edel, sich bestrebt hat, in den Gang des menschlichen Geistes mit einzugreifen, muss mit fort, oder er ist nicht besser dran als ein Hund im Bratenwender, der die Pfoten nicht vorwärts setzen will.

19.

Das sicherste Mittel unverständlich oder vielmehr misverständlich zu seyn, ist, wenn man die Worte in ihrem ursprünglichen Sinne braucht; besonders Worte aus den alten Sprachen.

20.

Duclos bemerkt, es gebe wenig ausgezeichnete Werke, die nicht von Schriftstellern von Profession herrühren. In Frankreich wird dieser Stand seit langer Zeit mit Achtung anerkannt. Bey uns galt man ehedem weniger als nichts wenn man bloss Schriftsteller war. Noch jezt regt sich diess Vorurtheil hier und da, aber die Gewalt verehrter Beyspiele muss es immer mehr lähmen. Die Schriftstellerey ist, je nachdem man sie treibt, eine Infamie, eine Ausschweifung, eine Tagelöhnerey, ein Handwerk, eine Kunst, eine Wissenschaft und eine Tugend.

21.

Die Kantische Philosophie gleicht dem untergeschobnem Briefe, den Maria in Shakspeare's Was ihr wollt, dem Malvolio in den Weg legt. Nur mit dem Unterschiede, dass es in Deutschland zahllose philosophische Malvolios giebt, die nun die Kniegürtel (8) kreuzweise binden, gelbe Strümpfe tragen, und immer fort fantastisch lächeln.

22.

Ein Projekt ist der subjektive Keim eines werdenden Objekts. Ein vollkommnes Projekt müsste zugleich ganz subjektiv, und ganz objektiv, ein untheilbares und lebendiges Individuum seyn. Seinem Ursprunge nach, ganz subjektiv, original, nur grade in diesem Geiste möglich; seinem Charakter nach ganz objektiv, physisch und moralisch nothwendig. Der Sinn für Projekte, die man Fragmente aus

17: Friedrich. K 227 (15).
18: Wilhelm. S 428 (44). B 14 (44).
19: Friedrich. K 228 (16). B 22 (75) *auf Varnhagens Autorität mit Unrecht abgedruckt.*
20: Wilhelm. S 426 (40). B 12 (40).
21: Friedrich. K 228 (17).

der Zukunft nennen könnte, ist von dem Sinn für Fragmente aus der Vergangenheit nur durch die Richtung verschieden, die bei ihm progressiv, bei jenem aber regressiv ist. Das Wesentliche ist die Fähigkeit, Gegenstände unmittelbar zugleich zu idealisiren, und zu realisiren, zu ergänzen, und theilweise in sich auszuführen. Da nun transcendental eben das ist, was auf die Verbindung oder Trennung des Idealen und des Realen Bezug hat; so könnte man wohl sagen, der Sinn für Fragmente und Projekte sey der transcendentale Bestandtheil des historischen Geistes.

23.

Es wird manches gedruckt, was besser nur gesagt würde, und zuweilen etwas gesagt was schicklicher gedruckt wäre. Wenn die Gedanken die besten sind, die sich zugleich sagen und schreiben lassen, so ists wohl der Mühe werth, zuweilen nachzusehen, was sich von dem Gesprochnen schreiben, und was sich von dem Geschriebnen drucken lässt. Anmassend ist es (9) freylich, noch bey Lebzeiten Gedanken zu haben, ja bekannt zu machen. Ganze Werke zu schreiben ist ungleich bescheidner, weil sie ja wohl bloss aus andern Werken zusammengesetzt seyn können, und weil dem Gedanken da auf den schlimmsten Fall die Zuflucht bleibt, der Sache den Vorrang zu lassen, und sich demüthig in den Winkel zu stellen. Aber Gedanken, einzelne Gedanken sind gezwungen, einen Werth für sich haben zu wollen, und müssen Anspruch darauf machen, eigen und gedacht zu seyn. Das einzige, was eine Art von Trost dagegen giebt, ist, dass nichts anmassender seyn kann, als überhaupt zu existiren, oder gar auf eine bestimmte selbständige Art zu existiren. Aus dieser ursprünglichen Grundanmassung folgen nun doch einmal alle abgeleiteten, man stelle sich wie man auch will.

24.

Viele Werke der Alten sind Fragmente geworden. Viele Werke der Neuern sind es gleich bey der Entstehung.

25.

Nicht selten ist das Auslegen ein Einlegen des Erwünschten, oder des Zweckmässigen, und viele Ableitungen sind eigentlich Ausleitungen. Ein Beweis, dass Gelehrsamkeit und Spekulazion der Unschuld des Geistes nicht so schädlich sind, als man uns glauben machen will. Denn ist es nicht recht kindlich, froh über das Wunder zu erstaunen, das man selbst veranstaltet hat?

23: Friedrich. K 242 (64) *mit Weglassung der beiden ersten Sätze; von* Anmassend ist etc. *an.*
25: Friedrich. K 228 (18.)

26.

(10) Die Deutschheit ist wohl darum ein Lieblingsgegenstand der Charakteriseurs, weil eine Nazion je weniger sie fertig, um so mehr ein Gegenstand der Kritik ist, und nicht der Historie.

27.

Die meisten Menschen sind, wie Leibnitzens mögliche Welten, nur gleichberechtigte Prätendenten der Existenz. Es giebt wenig Existenten.

28.

Folgendes scheinen nächst der vollendeten Darstellung des kritischen Idealismus, die immer das Erste bleibt, die wichtigsten Desiderata der Philosophie zu seyn: eine materiale Logik, eine poetische Poetik, eine positive Politik, eine systematische Ethik, und eine praktische Historie.

29.

Witzige Einfälle sind die Sprüchwörter der gebildeten Menschen.

30.

Ein blühendes Mädchen ist das reizendste Symbol vom reinen guten Willen.

31.

Prüderie ist Prätension auf Unschuld, ohne Unschuld. Die Frauen müssen wohl prüde bleiben, so lange Männer sentimental, dumm und schlecht genug sind, ewige Unschuld und Mangel an Bildung von ihnen zu fodern. Denn Unschuld ist das Einzige, was Bildungslosigkeit adeln kann.

32.

(11) Man soll Witz haben, aber nicht haben wollen; sonst entsteht Witzeley, Alexandrinischer Styl in Witz.

33.

Es ist weit schwerer, andre zu veranlassen, dass sie gut reden, als selbst gut zu reden.

34.

Fast alle Ehen sind nur Konkubinate, Ehen an der linken Hand, oder vielmehr provisorische Versuche, und entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe, deren eigentliches Wesen, nicht nach den Paradoxen dieses oder jenes Systems, sondern nach allen geistlichen und weltlichen Rechten darin besteht, dass mehre Personen nur Eine werden sollen. Ein artiger Gedanke, dessen

26: Friedrich. *Vgl. L[yceumsfragment] 38 (oben S. 188), 116 (oben S. 200), 122 (oben S. 201).*
34: Friedrich. — *Von Varnhagen mit Unrecht Schleiermachern zugeschrieben* D_1 *75.*

Realisirung jedoch viele und grosse Schwierigkeiten zu haben scheint. Schon darum sollte die Willkühr, die wohl ein Wort mitreden darf, wenn es darauf ankommt, ob einer ein Individuum für sich, oder nur der integrante Theil einer gemeinschaftlichen Personalität seyn will, hier so wenig als möglich beschränkt werden; und es lässt sich nicht absehen, was man gegen eine Ehe à quatre gründliches einwenden könnte. Wenn aber der Staat gar die misglückten Eheversuche mit Gewalt zusammenhalten will, so hindert er dadurch die Möglichkeit der Ehe selbst, die durch neue, vielleicht glücklichere Versuche befördert werden könnte.

35.

Der **Cyniker** dürfte eigentlich gar keine Sachen haben: denn alle Sachen die ein Mensch hat, haben ihn doch in gewissem Sinne wieder. Es kömmt also (12) nur darauf an, die Sachen so zu haben, als ob man sie nicht hätte. Noch künstlicher und noch cynischer ists aber, die Sachen so nicht zu haben, als ob man sie hätte.

36.

Niemand beurtheilt eine Dekorazionsmahlerey und ein Altarblatt, eine Operette und eine Kirchenmusik, eine Predigt und eine philosophische Abhandlung nach demselben Massstabe. Warum macht man also an die rhetorische Poesie, welche nur auf der Bühne existirt, Foderungen, die nur durch höhere dramatische Kunst erfüllt werden können?

37.

Manche witzige Einfälle sind wie das überraschende Wiedersehen zwey befreundeter Gedanken nach einer langen Trennung.

38.

Die Geduld, sagte S., verhält sich zu Chamforts état d'epigramme wie die Religion zur Philosophie.

39.

Die meisten Gedanken sind nur Profile von Gedanken. Diese muss man umkehren, und mit ihren[a]) Antipoden synthesiren. Viele philosophische Schriften, die es sonst nicht haben würden, erhalten dadurch ein grosses Interesse.

40.

Noten zu einem Gedicht, sind wie anatomische Vorlesungen über einen Braten.

35: Schleiermacher, *nur der Anfang der das Weitere veranlasste von* Friedrich. D_1 87 (22). *Vgl.* D_1 *77; H 900.*

Alle Fragmente allgemeineren Inhaltes von S. 12 bis 95 des Athenäums (Nr. 36 bis 336) finden sich mit Ausnahme der zum Scherz eingefügten und wol im Gespräche entstandenen handschriftlich in Schleiermachers Leibnitzheft vor. D_1 *71.*

36 u. 37: B 22 (76 u. 77) *auf Varnhagens Autorität mit Unrecht abgedruckt. H 283* vermuthet* Friedrich.

38: Schleiermacher *(der unter* S *citirt wird).* D_1 86 (21). *In seinem Tagebuch* D_1 *92. Vgl.* D_1 *77. H 900. Schl IV 63.*

39: Friedrich. K 240 (56). [a]) ihren unsichtbaren Hälften verbinden. Viele

40: Wilhelm. S. 425 (37). B 12 (37).

41.

(13) Die welche Profession davon gemacht haben, den Kant zu erklären, waren entweder solche, denen es an einem Organ fehlte, um sich von den Gegenständen über die Kant geschrieben hat, einige Notiz zu verschaffen; oder solche, die nur das kleine Unglück hatten, niemand zu verstehen als sich selbst; oder solche, die sich noch verworrener ausdrückten als er.

42.

Gute Dramen müssen drastisch seyn.

43.

Die Philosophie geht noch zu sehr grade aus, ist noch nicht cyklisch genug.

44.

Jede philosophische Rezension sollte zugleich Philosophie der Rezensionen seyn.

45.

Neu, oder nicht neu, ist das, wornach[a] auf dem höchsten und niedrigsten Standpunkte, dem Standpunkte der Geschichte, und dem der Neugierde, bey einem Werk gefragt wird.

46.

Ein Regiment Soldaten en parade ist nach der Denkart mancher Philosophen ein System.

47.

Kritisch heisst die Philosophie der Kantianer wohl per antiphrasin; oder es ist ein epitheton ornans.

48.

Mit den grössten Philosophen geht mirs, wie dem Plato mit den Spartanern. Er liebte und ach-(14)tete sie unendlich, aber er klagt immer, dass sie überall auf halbem Wege stehn geblieben wären.

49.

Die Frauen werden in der Poesie eben so ungerecht behandelt, wie im Leben. Die weiblichen sind nicht idealisch, und die idealischen sind nicht weiblich.

41: Friedrich. K 239 (54).
43: Friedrich. *Vgl. Windischmann Supplemente zu Schlegels Werken IV 421.*
44: Friedrich. *Vgl. die Recension des Niethammerschen Journals.*
45: Friedrich. K. 240 (55). [a] wonach
47: Friedrich? *Von Varnhagen Schleiermachern mit einem Fragezeichen zugeschrieben* D_1 *75.*
48: Friedrich; *vgl. Windischmann IV 414.*

50.

Wahre Liebe sollte ihrem Ursprunge nach, zugleich ganz willkührlich und ganz zufällig seyn, und zugleich nothwendig und frey scheinen; ihrem Charakter nach aber zugleich Bestimmung und Tugend seyn, ein Geheimniss, und ein Wunder scheinen.

51.

Naiv ist, was bis zur Ironie, oder bis zum steten Wechsel von Selbstschöpfung und Selbstvernichtung natürlich, individuell oder klassisch ist, oder scheint. Ist es bloss Instinkt, so ists kindlich, kindisch, oder albern; ists bloss Absicht, so entsteht Affektazion. Das schöne, poetische, idealische Naive muss zugleich Absicht, und Instinkt seyn. Das Wesen der Absicht in diesem Sinne ist die Freyheit. Bewusstseyn ist noch bey weitem nicht Absicht. Es giebt ein gewisses verliebtes Anschauen eigner Natürlichkeit oder Albernheit, das selbst unsäglich albern ist. Absicht erfordert nicht gerade einen tiefen Calcul oder Plan. Auch das Homerische Naive ist nicht bloss Instinkt: es ist wenigstens so viel Absicht darin, wie in der Anmuth lieblicher Kinder, oder unschuldiger Mädchen. Wenn (15) Er auch keine Absichten hatte, so hat doch seine Poesie und die eigentliche Verfasserin derselben, die Natur, Absicht.

52.

Es giebt eine eigne Gattung Menschen, bey denen die Begeistrung der Langenweile, die erste Regung der Philosophie ist.

53.

Es ist gleich tödtlich für den Geist, ein System zu haben, und keins zu haben. Er wird sich also wohl entschliessen müssen, beydes zu verbinden.

54.

Man kann nur Philosoph werden, nicht es seyn. So bald man es zu seyn glaubt, hört man auf es zu werden.

55.

Es giebt Klassifikazionen, die als Klassifikazionen schlecht genug sind, aber ganze Nazionen und Zeitalter beherrschen, und oft äusserst charakteristisch und wie Centralmonaden eines solchen historischen Individuums sind. So die griechische Eintheilung aller Dinge in göttliche und menschliche, die sogar eine Homerische Antiquität ist. So die Römische Eintheilung in Zu Haus, und Im Kriege. Bey den Neuern redet man immer von dieser und jener

53: Friedrich. *Vgl. den Schluss der Recension des Niethammerschen Journals und* D_1 *76.*
54: Friedrich: K 239 (53).

Welt, als ob es mehr als eine Welt gäbe. Aber freylich ist bey ihnen auch das meiste so isolirt und getrennt wie ihre Diese und Jene Welt.

56.

(16) Da die Philosophie jetzt alles was ihr vorkömmt kritisirt, so wäre eine Kritik der Philosophie nichts als eine gerechte Repressalie.

57.

Mit dem Schriftstellerruhm ist es oft wie mit Frauengunst, und Gelderwerb. Ist nur erst ein guter Grund gelegt, so folgt das übrige von selbst. Viele heissen durch Zufall gross. „Es ist alles Glück nur Glück;" ist das Resultat mancher litterarischen Phänomene nicht minder als der meisten politischen.

58.

An das Herkommen glaubend, und immer um neue Tollheiten bemüht; nachahmungssüchtig und stolz auf Selbständigkeit, unbeholfen in der Oberflächlichkeit, und bis zur Gewandtheit geschickt im tief- oder trübsinnig Schwerfälligen; von Natur platt, aber dem Streben nach transcendent in Empfindungen und Ansichten; in ernsthafter Behaglichkeit gegen Witz und Muthwillen durch einen heiligen Abscheu verschanzt; auf die grosse Masse welcher Litteratur möchten diese Züge etwa passen?

59.

Die schlechten Schriftsteller klagen viel über Tyranney der Rezensenten; ich glaube diese hätten eher die Klage zu führen. Sie sollen schön, geistvoll, vortrefflich finden, was nichts von dem allen ist; und es stösst sich nur an dem kleinen Umstande der Macht, so gingen die Rezensirten eben so mit ihnen um wie Dionysius mit den Tadlern seiner Verse. Ein Kotzebue hat diess ja laut bekannt. Auch liessen sich die neuen (17) Produkte von kleinen Dionysen dieser Art hinreichend mit den Worten anzeigen: Führt mich wieder in die Latomien.

60.

Die Unterthanen in einigen Ländern rühmen sich einer Menge Freyheiten, die ihnen alle durch die Freyheit entbehrlich werden würden. So legt man wohl nur deswegen einen so grossen Nachdruck auf die Schönheiten mancher Gedichte, weil sie keine Schönheit haben. Sie sind im Einzelnen kunstvoll, aber im Ganzen keine Kunstwerke.

61.

Die wenigen Schriften welche gegen die Kantische Philosophie existiren, sind die wichtigsten Dokumente zur Krankheitsgeschichte des gesunden Menschenverstandes. Diese Epidemie, welche in England entstanden ist, drohte einmal sogar die Deutsche Philosophie anstecken zu wollen.

62.

Das Drucken lassen verhält sich zum Denken, wie eine Wochenstube zum ersten Kuss.

57: Wilhelm? B 22 (78) *auf Varnhagens Autorität abgedruckt.*
58: Wilhelm. S 417 (1). B 3 (1).
59: Wilhelm. S 417 (2). B 4 (2).
60: Wilhelm. B 23 (79) *nach den eigenen Anzeichnungen Wilhelms abgedruckt.*

63.

Jeder ungebildete Mensch ist die Karikatur von sich selbst.

64.

Moderantismus ist Geist der kastrirten Illiberalität.

65.

(18) Viele Lobredner beweisen die Grösse ihres Abgottes antithetisch, durch die Darlegung ihrer eignen Kleinheit.

66.

Wenn der Autor dem Kritiker gar nichts mehr zu antworten weiss, so sagt er ihm gern: Du kannst es doch nicht besser machen. Das ist eben, als wenn ein dogmatischer Philosoph dem Skeptiker vorwerfen wollte, dass er kein System erfinden könne.

67.

Es wäre illiberal, nicht vorauszusetzen, ein jeder Philosoph sey liberal, und folglich rezensibel; ja es nicht zu fingiren, wenn man auch das Gegentheil weiss. Aber anmassend wäre es, Dichter eben so zu behandeln; es müsste denn einer durch und durch Poesie und gleichsam ein lebendes und handelndes Kunstwerk seyn.

68.

Nur der Kunstliebhaber liebt wirklich die Kunst, der auf einige seiner Wünsche völlig Verzicht thun kann, wo er andre ganz befriedigt findet, der auch das Liebste noch streng würdigen mag, der sich im Nothfall Erklärungen gefallen lässt, und Sinn für Kunstgeschichte hat.

69.

Die Pantomimen der Alten haben wir nicht mehr. Dagegen ist aber die ganze Poesie jetzt pantomimisch.

70.

Wo ein öffentlicher Ankläger auftreten soll, muss schon ein öffentlicher Richter vorhanden seyn.

71.

(19) Man redet immer von der Störung, welche die Zergliederung des Kunstschönen dem Genuss des Liebhabers verursachen soll. So der rechte Liebhaber lässt sich wohl nicht stören!

66: Friedrich. K 241 (61). B 23 (80) *irrig auf Varnhagens Autorität abgedruckt.*
71: Friedrich? *Vgl. L(yceumsfragment) 148 (57); oben S. 191.* B 23 (81) *auf Varnhagens Autorität abgedruckt. Vgl. H 283*.*

72.

Uebersichten des Ganzen, wie sie jetzt Mode sind, entstehen, wenn einer alles Einzelne übersieht, und dann summirt.

73.

Sollte es mit der Bevölkerung nicht seyn wie mit der Wahrheit, wo das Streben, wie man sagt, mehr werth ist als die Resultate?

74.

Nach dem verderbten Sprachgebrauche bedeutet Wahrscheinlich so viel, als Beynah wahr, oder Etwas wahr, oder was noch vielleicht einmal wahr werden kann. Das alles kann das Wort aber schon seiner Bildung nach, gar nicht bezeichnen. Was wahr scheint, braucht darum auch nicht im kleinsten Grade wahr zu seyn: aber es muss doch positiv scheinen. Das Wahrscheinliche ist der Gegenstand der Klugheit, des Vermögens unter den möglichen Folgen freyer Handlungen die wirklichen zu errathen, und etwas durchaus subjektives. Was einige Logiker so genannt und zu berechnen versucht haben, ist Möglichkeit.

75.

Die formale Logik und die empirische Psychologie sind philosophische Grotesken. Denn das Interessante einer Arithmetik der vier Species oder einer (20) Experimentalphysik des Geistes kann doch nur in dem Kontrast der Form und des Stoffs liegen.

76.

Die intellektuale Anschauung ist der kategorische Imperativ der Theorie.

77.

Ein Dialog ist eine Kette, oder ein Kranz von Fragmenten. Ein Briefwechsel ist ein Dialog in vergrössertem Massstabe, und Memorabilien sind ein System von Fragmenten. Es giebt noch keins was in Stoff und Form fragmentarisch, zugleich ganz subjektiv und individuell, und ganz objektiv und wie ein nothwendiger Theil im System aller Wissenschaften wäre.

78.

Das Nichtverstehen kommt meistens gar nicht vom Mangel an Verstande, sondern vom Mangel an Sinn.

79.

Die Narrheit ist bloss dadurch von der Tollheit verschieden, dass sie willkührlich ist wie die Dummheit. Soll dieser Unterschied

72: Friedrich. K 228 (19).
75: Friedrich. *Vgl. unten Fragment 389 und die Lesarten dazu.*
79: Friedrich. *Vgl. unten Fragment 278.*

nicht gelten, so ists sehr ungerecht einige Narren einzusperren, während man andre ihr Glück machen lässt. Beyde sind dann nur dem Grade, nicht der Art nach verschieden.

80.

Der Historiker ist ein rückwärts gekehrter Prophet.

81.

Die meisten Menschen wissen von keiner andern Würde, als von repräsentativer; und doch haben nur (21) so äusserst wenige Sinn für repräsentativen Werth. Was auch für sich gar nichts ist, wird doch Beytrag zur Charakteristik irgend einer Gattung seyn, und in dieser Rücksicht könnte man sagen: Niemand sey uninteressant.

82.

Die Demonstrazionen der Philosophie sind eben Demonstrazionen im Sinne der militärischen Kunstsprache. Mit den Dedukzionen steht es auch nicht besser wie mit den politischen; auch in den Wissenschaften besetzt man erst ein Terrain, und beweist dann hinterdrein sein Recht daran. Auf die Definizionen lässt sich anwenden, was Chamfort von den Freunden sagte[a]), die man so in der Welt hat. Es giebt drey Arten von Erklärungen in der Wissenschaft: Erklärungen, die uns ein Licht oder einen Wink geben; Erklärungen, die nichts erklären; und Erklärungen, die alles verdunkeln. Die rechten Definizionen lassen sich gar nicht aus dem Stegreife machen, sondern müssen einem von selbst kommen; eine Definizion, die nicht witzig ist, taugt nichts, und von jedem Individuum giebt es doch unendlich viele reale Definizionen. Die nothwendigen Förmlichkeiten der Kunstphilosophie arten aus in Etikette und Luxus. Als Legitimazion und Probe der Virtuosität haben sie ihren Zweck und Werth, wie die Bravourarien der Sänger, und das Lateinschreiben der Philologen. Auch machen sie nicht wenig rhetorischen Effekt. Die Hauptsache aber bleibt doch immer, dass man etwas weiss, und dass man es sagt. Es beweisen oder gar erklä-(22)ren wollen, ist in den meisten Fällen herzlich überflüssig[b]). Der kategorische Styl der Gesetze der zwölf Tafeln, und die thetische Methode, wo die reinen Fakta der Reflexion ohne Verhüllung, Verdünnung und künstliche Verstellung wie Texte für das Studium oder die Symphilosophie da stehen, bleibt der gebildeten Naturphilosophie die angemessenste. Soll beydes gleich gut gemacht werden, so ist es unstreitig viel schwerer behaupten, als beweisen. Es giebt Demonstrazionen die Menge, die der Form nach vortrefflich sind, für schiefe und platte Sätze. Leibniz behauptete, und Wolf bewies. Das ist genug gesagt.

82: Friedrich. K 251 (90). *Von Varnhagen irrig Schleiermachern zugeschrieben* D_1 *75.* [a]) sagt [b]) *hier schliesst das Fragment in* K.

83.

Der Satz des Widerspruchs ist auch nicht einmal das Prinzip der Analyse, nemlich der absoluten, die allein den Namen verdient, der chemischen Dekomposizion eines Individuums in seine schlechthin einfachen Elemente.

84.

Subjektiv betrachtet, fängt die Philosophie doch immer in der Mitte an, wie das epische Gedicht.

85.

Grundsätze sind fürs Leben, was im Kabinet geschriebene Instrukzionen für den Feldherrn.

86.

Ächtes Wohlwollen geht auf Beförderung fremder Freyheit, nicht auf Gewährung thierischer Genüsse.

87.

Das Erste in der Liebe ist der Sinn für einander, und das Höchste, der Glauben an einander. (23) Hingebung ist der Ausdruck des Glaubens, und Genuss kann den Sinn beleben und schärfen, wenn auch nicht hervorbringen, wie die gemeine Meynung ist. Darum kann die Sinnlichkeit schlechte Menschen auf eine kurze Zeit täuschen, als könnten sie sich lieben.

88.

Es giebt Menschen, deren ganze Thätigkeit darin besteht, immer Nein zu sagen. Es wäre nichts kleines, immer recht Nein sagen zu können, aber wer weiter nichts kann, kann es gewiss nicht recht. Der Geschmack dieser Neganten ist eine tüchtige Schere, um die Extremitäten des Genies zu säubern; ihre Aufklärung eine grosse Lichtputze für die Flamme des Enthusiasmus; und ihre Vernunft ein gelindes Laxativ gegen unmässige Lust und Liebe.

89.

Die Kritik ist das einzige Surrogat der von so manchen Philosophen vergeblich gesuchten und gleich unmöglichen moralischen Mathematik und Wissenschaft des Schicklichen.

90.

Der Gegenstand der Historie ist das Wirklichwerden alles dessen, was praktisch nothwendig ist.

84: Friedrich. *Vgl. Windischmann IV 407.* D_1 *76.*
86: Schleiermacher; *vgl. unten Fragment 330 und die Monologen.*
87: *Nach Varnhagen von Friedrich und Schleiermacher* D_1 *75.*
88: Friedrich. K 229 (20).

91.

Die Logik ist weder die Vorrede, noch das Instrument, noch das Formular, noch eine Episode der Philosophie, sondern eine der Poetik und Ethik entgegengesetzte, und koordinirte pragmatische Wissenschaft, welche von der Foderung der positiven Wahr-(24) heit, und der Voraussetzung der Möglichkeit eines Systems ausgeht.

92.

Ehe nicht die Philosophen Grammatiker, oder die Grammatiker Philosophen werden, wird die Grammatik nicht, was sie bey den Alten war, eine pragmatische Wissenschaft und ein Theil der Logik, noch überhaupt eine Wissenschaft werden.

93.

Die Lehre vom Geist und Buchstaben ist unter andern auch darum so interessant, weil sie die Philosophie mit der Philologie in Berührung setzen kann.

94.

Immer hat noch jeder grosse Philosoph seine Vorgänger, oft ohne seine Absicht, so erklärt, dass es schien, als habe man sie vor ihm gar nicht verstanden.

95.

Einiges muss die Philosophie einstweilen auf ewig voraussetzen, und sie darf es, weil sie es muss.

96.

Wer nicht um der Philosophie willen philosophirt, sondern die Philosophie als Mittel braucht, ist ein Sophist.

97.

Als vorübergehender Zustand ist der Skeptizismus logische Insurrekzion; als System ist er Anarchie. Skeptische Methode wäre also ungefähr wie insurgente Regierung.

98.

(25) Philosophisch ist Alles, was zur Realisirung des logischen Ideals beyträgt, und wissenschaftliche Bildung hat.

99.

Bey den Ausdrücken, Seine Philosophie, Meine Philosophie, erinnert man sich immer an die Worte im Nathan: „Wem eignet Gott? Was ist das für ein Gott, der einem Menschen eignet?"

93: Friedrich. *Vgl. D 357. Von Varnhagen Schleiermachern zugeschrieben* D_1 75.
96: Friedrich. *Vgl. Windischmann IV 408 ff. und die Recension von Jakobis Woldemar.*
99: Friedrich. K 229 (21). *Von Varnhagen Schleiermachern zugeschrieben* D_1 75.

100.

Poetischer Schein ist Spiel der Vorstellungen, und Spiel ist Schein von Handlungen.

101.

Was in der Poesie geschieht, geschieht nie, oder immer. Sonst ist es keine rechte Poesie. Man darf nicht glauben sollen, dass es jetzt wirklich geschehe.

102.

Die Frauen haben durchaus keinen Sinn für die Kunst, wohl aber für die Poesie. Sie haben keine Anlage zur Wissenschaft, wohl aber zur Philosophie. An Spekulazion, innerer Anschauung des Unendlichen fehlts ihnen gar nicht; nur an Abstrakzion, die sich weit eher lernen lässt.

103.

Dass man eine Philosophie annihilirt, wobey sich der Unvorsichtige leicht gelegentlich selbst mit annihiliren kann, oder dass man ihr zeigt, sie annihilire sich selbst, kann ihr wenig schaden. Ist sie wirklich Philosophie, so wird sie doch wie ein Phönix aus ihrer eignen Asche immer wieder aufleben.

104.

(26) Nach dem Weltbegriffe ist jeder ein Kantianer, der sich auch für die neueste deutsche philosophische Litteratur interessirt. Nach dem Schulbegriffe ist nur der ein Kantianer, der glaubt, Kant sey die Wahrheit, und der, wenn die Königsberger Post einmal verunglückte, leicht einige Wochen ohne Wahrheit seyn könnte. Nach dem veralteten Sokratischen Begriffe, da die, welche sich den Geist des grossen Meisters selbständig angeeignet, und angebildet hatten, seine Schüler hiessen, und als Söhne seines Geistes nach ihm genannt wurden, dürfte es nur wenige Kantianer geben.

105.

Schellings Philosophie, die man kritisirten Mystizismus nennen könnte, endigt, wie der Prometheus des Aeschylus, mit Erdbeben und Untergang.

106.

Die moralische Würdigung ist der ästhetischen völlig entgegengesetzt. Dort gilt der gute Wille alles, hier gar nichts. Der gute Wille witzig zu seyn, zum Beyspiel, ist die Tugend eines Pagliass. Das Wollen beym Witze darf nur darin bestehen, dass man die konvenzionellen Schranken aufhebt, und

102: Friedrich. *Vgl. unten den Brief* über die Philosophie.
103: Friedrich. K 239 (52).
104: Friedrich. *Vgl. Windischmann IV 412. Auf Varnhagens Autorität irrig* B 23 (82) *wiederabgedruckt.*
106: Wilhelm. S 427 (41). B 13 (41).

den Geist frey lässt. Am witzigsten aber müsste der seyn, der es nicht nur ohne es zu wollen, sondern wider seinen Willen wäre, so wie der bienfaisant bourru eigentlich der allergutmüthigste Charakter ist.

107.

Das stillschweigends vorausgesetzte, und wirklich erste Postulat aller Kantianischen Harmonien der (27) Evangelisten, lautet: Kants Philosophie soll mit sich selbst übereinstimmen.

108.

Schön ist, was zugleich reizend und erhaben ist.

109.

Es giebt eine Mikrologie, und einen Glauben an Autorität, die Charakterzüge der Grösse sind. Das ist die vollendende Mikrologie des Künstlers, und der historische Glaube an die Autorität der Natur.

110.

Es ist ein erhabner Geschmack, immer die Dinge in der zweyten Potenz vorzuziehn. Z. B. Kopieen von Nachahmungen, Beurtheilungen von Rezensionen, Zusätze zu Ergänzungen, Kommentare zu Noten. Uns Deutschen ist er vorzüglich eigen, wo es aufs Verlängern ankommt; den Franzosen, wo Kürze und Leerheit dadurch begünstigt wird. Ihr wissenschaftlicher Unterricht pflegt wohl die Abkürzung eines Auszugs zu seyn, und das höchste Produkt ihrer poetischen Kunst, ihre Tragödie, ist nur die Formel einer Form.

111.

Die Lehren welche ein Roman geben will, müssen solche seyn, die sich nur im Ganzen mittheilen, nicht einzeln beweisen, und durch Zergliederung erschöpfen lassen. Sonst wäre die rhetorische Form ungleich vorzüglicher.

112.

Die Philosophen welche nicht gegen einander sind, verbindet gewöhnlich nur Sympathie, nicht Symphilosophie.

113.

(28) Eine Klassifikazion ist eine Definizion, die ein System von Definizionen enthält.

114.

Eine Definizion der Poesie kann nur bestimmen was sie seyn soll, nicht was sie in der Wirklichkeit war und ist; sonst würde sie am kürzesten so lauten: Poesie ist, was man zu irgend einer Zeit, an irgend einem Orte so genannt hat.

109: Friedrich. K 238 (50).
110: Wilhelm. S 428 (45). B 14 (45).
112: Friedrich. K 239 (51).

115.

Dass es den Adel vaterländischer Festgesänge nicht entweihen kann, wenn sie tüchtig bezahlt werden, beweisen die Griechen und Pindar. Dass aber das Bezahlen nicht allein selig macht, beweisen die Engländer, die wenigstens darin die Alten haben nachahmen wollen. Die Schönheit ist also doch in England nicht käuflich und verkäuflich, wenn auch die Tugend.

116.

Die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie. Ihre Bestimmung ist nicht bloss, alle getrennte Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen, und die Poesie mit der Philosophie und Rhetorik in Berührung zu setzen. Sie will, und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig, und das Leben und die Gesellschaft poetisch machen, den Witz poetisiren, und die Formen der Kunst mit gediegnem Bildungsstoff jeder Art anfüllen und sättigen, und durch die Schwingungen des Humors beseelen. Sie umfasst alles, was nur poetisch ist, vom grössten wieder mehre Systeme (29) in sich enthaltenden Systeme der Kunst, bis zu dem Seufzer, dem Kuss, den das dichtende Kind aushaucht in kunstlosen Gesang. Sie kann sich so in das Dargestellte verlieren, dass man glauben möchte, poetische Individuen jeder Art zu charakterisiren, sey ihr Eins und Alles; und doch giebt es noch keine Form, die so dazu gemacht wäre, den Geist des Autors vollständig auszudrücken: so dass manche Künstler, die nur auch einen Roman schreiben wollten, von ungefähr sich selbst dargestellt haben. Nur sie kann gleich dem Epos ein Spiegel der ganzen umgebenden Welt, ein Bild des Zeitalters werden. Und doch kann auch sie am meisten zwischen dem Dargestellten und dem Darstellenden, frey von allem realen und idealen Interesse auf den Flügeln der poetischen Reflexion in der Mitte schweben, diese Reflexion immer wieder potenziren und wie in einer endlosen Reihe von Spiegeln vervielfachen. Sie ist der höchsten und der allseitigsten Bildung fähig; nicht bloss von innen heraus, sondern auch von aussen hinein; indem sie jedem, was ein Ganzes in ihren Produkten seyn soll, alle Theile ähnlich organisirt, wodurch ihr die Aussicht auf eine gränzenlos wachsende Klassizität eröffnet wird. Die romantische Poesie ist unter den Künsten was der Witz der Philosophie, und die Gesellschaft, Umgang, Freundschaft und Liebe im Leben ist. Andre Dichtarten sind fertig, und können nun vollständig zergliedert werden. Die romantische Dichtart ist noch im Werden; ja das ist ihr eigentliches Wesen, dass sie ewig nur werden, nie vollendet

115: Friedrich? *Vgl. L 146 (49); oben S. 190. Auf Varnhagens Autorität* B 24 (83) *abgedruckt.*

seyn kann. Sie kann durch keine Theo-(30)rie erschöpft werden, und nur eine divinatorische Kritik dürfte es wagen, ihr Ideal charakterisiren zu wollen. Sie allein ist unendlich, wie sie allein frey ist, und das als ihr erstes Gesetz anerkennt, dass die Willkühr des Dichters kein Gesetz über sich leide. Die romantische Dichtart ist die einzige, die mehr als Art, und gleichsam die Dichtkunst selbst ist: denn in einem gewissen Sinn ist oder soll alle Poesie romantisch seyn.

117.

Werke, deren Ideal für den Künstler nicht eben so viel lebendige Realität, und gleichsam Persönlichkeit hat,[a]) wie die Geliebte oder der Freund, blieben besser ungeschrieben. Wenigstens Kunstwerke werden es gewiss nicht.

118.

Es ist nicht einmal ein feiner, sondern eigentlich ein recht grober Kitzel des Egoismus, wenn alle Personen in einem Roman sich um Einen bewegen wie Planeten um die Sonne, der dann gewöhnlich des Verfassers unartiges Schosskind ist, und der Spiegel und Schmeichler des entzückten Lesers wird. Wie ein gebildeter Mensch nicht bloss Zweck sondern auch Mittel ist für sich und für andre, so sollten auch im gebildeten Gedicht alle zugleich Zweck und Mittel seyn. Die Verfassung sey republikanisch, wobey immer erlaubt bleibt, dass einige Theile aktiv andre passiv seyn.

119.

Auch solche Bilder der Sprache, die bloss Eigensinn scheinen, haben oft tiefe Bedeutung. Was für eine Analogie, könnte man denken, ist wohl zwischen (31) Massen von Gold oder Silber, und Fertigkeiten des Geistes, die so sicher und so vollendet sind, dass sie willkührlich werden, und so zufällig entstanden, dass sie angebohren scheinen können? Und doch fällt es in die Augen, dass man Talente nur hat, besitzt, wie Sachen, die doch ihren soliden Werth behalten, wenn sie gleich den Inhaber selbst nicht adeln können. Genie kann man eigentlich nie haben, nur seyn. Auch giebt es keinen Pluralis von Genie, der hier schon im Singularis steckt. Genie ist nemlich ein System von Talenten.

120.

Den Witz achten sie darum so wenig, weil seine Äusserungen nicht lang, und nicht breit genug sind, denn ihre Empfindung ist nur eine dunkel vorgestellte Mathematik; und weil sie dabey lachen,

117: Friedrich. K 238 (47). [a]) haben
120: Friedrich. K 238 (48).

welches gegen den Respekt wäre, wenn der Witz wahre Würde hätte. Der Witz ist wie einer, der nach der Regel repräsentiren sollte, und statt dessen bloss handelt.

121.

Eine Idee ist ein bis zur Ironie vollendeter Begriff, eine absolute Synthesis absoluter Antithesen, der stete sich selbst erzeugende Wechsel zwey streitender Gedanken. Ein Ideal ist zugleich Idee und Faktum. Haben die Ideale für den Denker nicht so viel Individualität wie die Götter des Alterthums für den Künstler, so ist alle Beschäftigung mit Ideen nichts als ein langweiliges und mühsames Würfelspiel mit hohlen Formeln, oder ein nach Art der Chinesischen Bonzen, hinbrütendes Anschauen seiner eignen Nase. (32) Nichts ist kläglicher und verächtlicher als diese sentimentale Spekulazion ohne Objekt. Nur sollte man das nicht Mystik nennen, da diess schöne alte Wort für die absolute Philosophie, auf deren Standpunkte der Geist alles als Geheimniss und als Wunder betrachtet, was er aus andern Gesichtspunkten theoretisch und praktisch natürlich findet, so brauchbar und so unentbehrlich ist. Spekulazion en detail ist so selten als Abstrakzion en gros, und doch sind sie es, die allen Stoff des wissenschaftlichen Witzes erzeugen, sie die Prinzipien der höhern Kritik, die obersten Stufen der geistigen Bildung. Die grosse praktische Abstrakzion macht die Alten, bey denen sie Instinkt war, eigentlich zu Alten. Umsonst war es, dass die Individuen das Ideal ihrer Gattung vollständig ausdrückten, wenn nicht auch die Gattungen selbst, streng und scharf isolirt, und ihrer Originalität gleichsam frey überlassen waren. Aber sich willkührlich bald in diese bald in jene Sphäre, wie in eine andre Welt, nicht bloss mit dem Verstande und der Einbildung, sondern mit ganzer Seele versetzen; bald auf diesen bald auf jenen Theil seines Wesens frey Verzicht thun, und sich auf einen andern ganz beschränken; jetzt in diesem, jetzt in jenem Individuum sein Eins und Alles suchen und finden, und alle übrigen absichtlich vergessen: das kann nur ein Geist, der gleichsam eine Mehrheit von Geistern, und ein ganzes System von Personen in sich enthält, und in dessen Innerm das Universum, welches, wie man sagt, in jeder Monade keimen soll, ausgewachsen, und reif geworden ist.

122.

(33) Wenn Bürgern ein neues Buch von der Art vorkam, die einen weder kalt noch warm macht, so pflegte er zu sagen: es verdiene in der Bibliothek der schönen Wissenschaften gepriesen zu werden.

121: Friedrich. *Vgl. D 259. 357. 359.*
122: Wilhelm. B 24 (84) *auf Varnhagens und Wilhelms eigene Autorität abgedruckt.*

123.

Sollte[a]) die Poesie nicht unter andern auch deswegen die höchste und würdigste[b]) aller Künste seyn, weil nur in ihr Dramen möglich sind?

124.

Wenn man einmal aus Psychologie Romane schreibt oder Romane liest, so ist es sehr inkonsequent, und klein, auch die langsamste und ausführlichste Zergliederung unnatürlicher Lüste, grässlicher Marter, empörender Infamie, ekelhafter sinnlicher oder geistiger Impotenz scheuen zu wollen.

125.

Vielleicht würde eine ganz neue Epoche der Wissenschaften und Künste beginnen, wenn die Symphilosophie und Sympoesie so allgemein und so innig würde, dass es nichts seltnes mehr wäre, wenn mehre sich gegenseitig ergänzende Naturen gemeinschaftliche Werke bildeten. Oft kann man sich des Gedankens nicht erwehren, zwey Geister möchten eigentlich zusammengehören, wie getrennte Hälften, und nur verbunden alles seyn, was sie könnten. Gäbe es eine Kunst, Individuen zu verschmelzen, oder könnte die wünschende Kritik etwas mehr als wünschen, wozu sie überall so viel Veranlassung findet, so möchte ich Jean Paul und Peter Leberecht kombinirt sehen. Grade alles, was jenem fehlt, hat dieser. Jean (34) Pauls groteskes Talent und Peter Leberechts fantastische Bildung vereinigt, würden einen vortrefflichen romantischen Dichter hervorbringen.

126.

Alle nazionale und auf den Effekt gemachte Dramen sind romantisirte Mimen.

127.

Klopstock ist ein grammatischer Poet, und ein poetischer Grammatiker.

128.

Nichts ist kläglicher, als sich dem Teufel umsonst ergeben; zum Beyspiel schlüpfrige Gedichte machen, die nicht einmal vortrefflich sind.

129.

Manche Theoristen vergessen bey Fragen, wie die über den Gebrauch des Sylbenmasses im Drama allzusehr, dass die Poesie überhaupt nur eine schöne Lüge ist, von der es aber dafür auch heissen kann:

Magnanima menzogna, ov' or' è il vero
Si bello, che si possa a te preporre?

123: Friedrich. K 243 (65). [a]) Sollte nicht unter andern die Poesie auch [b]) und würdigste: *fehlt*
127: Wilhelm. S 418 (5). B 4 (5).
128: Wilhelm. S 418 (6). B 4 (6).
129: Wilhelm. S 418 (7). B 5 (7).

130.

Es giebt auch grammatische Mystiker. Moriz war einer.

131.

Der Dichter kann wenig vom Philosophen, dieser aber viel von ihm lernen. Es ist sogar zu befürchten, dass die Nachtlampe des Weisen den irre führen möchte, der gewohnt ist im Licht der Offenbarung zu wandeln.

132.

(35) Dichter sind doch immer Narzisse.

133.

Es ist als wenn die Weiber alles mit eignen Händen machten, und die Männer mit dem Handwerksgeräth.

134.

Das männliche Geschlecht wird nicht eher durch das weibliche verbessert werden, als bis die Geschlechtsfolge der Nayren nach den Müttern eingeführt seyn wird.

135.

Zuweilen nimmt man doch einen Zusammenhang zwischen den getrennten, und oft sich widersprechenden Theilen unsrer Bildung gewahr. So scheinen die besseren Menschen in unsern moralischen Dramen aus den Händen der neuesten Pädagogik zu kommen.

136.

Es giebt Geister, denen es bey grosser Anstrengung und bestimmter Richtung ihrer Kraft an Biegsamkeit fehlt. Sie werden entdecken, aber weniges, und in Gefahr seyn diese Lieblingssätze immer zu wiederhohlen. Man dringt nicht tief, wenn man einen Bohrer mit grosser Gewalt gegen ein Brett drückt, ohne ihn umzudrehen.

137.

Es giebt eine[a]) materiale, enthusiastische Rhetorik die unendlich weit erhaben ist über den sophistischen Misbrauch der Philosophie, die deklamatorische Stylübung, die angewandte Poesie, die improvisirte Politik, welche man mit demselben Nahmen zu bezeichnen (36) pflegt. Ihre Bestimmung ist,[b]) die Philosophie praktisch zu realisiren, und die praktische Unphilosophie und Antiphilosophie nicht bloss dialektisch zu besiegen, sondern real zu vernichten. Rousseau[c]) und Fichte verbieten auch denen, die nicht glauben, wo sie nicht sehen, diess Ideal für chimärisch zu halten.

130: Wilhelm. S 419 (8). B 5 (8).
131: Wilhelm. S 419 (9). B 5 (9).
132: Wilhelm. S 423 (26). B 9 (26). *Vgl. Raich, Dorothea I 95.*
133: Wilhelm. S 423 (27). B 10 (27). *Von Varnhagen Schleiermachern zugeschrieben D_1 75.*
134: Wilhelm. B 24 (85) *nach dessen Anzeichnungen abgedruckt.*
135: Wilhelm. S 422 (22). B 8 (22).
136: Wilhelm. S 422 (23). B 9 (23).
137: Friedrich. K 252 (91). [a]) eine Rhetorik des Enthusiasmus, die unendlich [b]) ist, das Göttliche zu constituiren, und das Schlechte real zu vernichten. [c]) Rousseau . . . halten: *fehlt*

138.

Die Tragiker setzen die Szene ihrer Dichtungen fast immer in die Vergangenheit. Warum sollte diess schlechthin nothwendig, warum sollte es nicht auch möglich seyn, die Szene in die Zukunft zu setzen, wodurch die Fantasie mit einem Streich von allen historischen Rücksichten und Einschränkungen befreyt würde? Aber freylich müsste ein Volk, das die beschämenden Gestalten einer würdigen Darstellung der bessern Zukunft ertragen sollte, mehr als eine republikanische Verfassung, es müsste eine liberale Gesinnung haben.

139.

Aus dem romantischen Gesichtspunkt haben auch die Abarten der Poesie, selbst die ekzentrischen und monströsen, ihren Werth, als Materialien und Vorübungen der Universalität, wenn nur irgend etwas drin ist, wenn sie nur original sind.

140.

Die Eigenschaft des dramatischen Dichters scheint es zu seyn, sich selbst mit freygebiger Grossmuth an andere Personen zu verlieren, des lyrischen, mit liebevollem Egoismus alles zu sich herüber zu ziehn.

141.

(37) Es heisst, in Englischen und Deutschen Trauerspielen wären doch so viel Verstösse gegen den Geschmack. Die Französischen sind nur ein einziger grosser Verstoss: Denn was kann geschmackwidriger seyn, als ganz ausserhalb der Natur zu schreiben, und vorzustellen?

142.

Hemsterhuys vereinigt Plato's schöne Seherflüge mit dem strengen Ernst des Systematikers. Jacobi hat nicht dieses harmonische Ebenmass der Geisteskräfte, aber desto freyer wirkende Tiefe und Gewalt; den Instinkt des Göttlichen haben sie mit einander gemein. Hemsterhuys Werke mögen intellektuelle Gedichte heissen. Jacobi bildete keine untadeligen vollendeten Antiken, er gab Bruchstücke voll Originalität, Adel, und Innigkeit. Vielleicht wirkt Hemsterhuys Schwärmerey mächtiger, weil sie sich immer in den Gränzen des Schönen ergiesst; hingegen setzt sich die Vernunft sogleich in wehrbaren Stand, wenn sie die Leidenschaftlichkeit des gegen sie eindringenden Gefühls gewahr wird.

143.

Man kann Niemand zwingen, die Alten für klassisch zu halten, oder für alt; das hängt zuletzt von Maximen ab.

144.

Das goldne Zeitalter der römischen Litteratur war genialischer und der Poesie günstiger; das sogenannte silberne in der Prosa ungleich korrekter.

140: Wilhelm. S 425 (35). B 11 (35).
141: Wilhelm. S 426 (38). B 12 (38).
142: Wilhelm. S 426 (39). B 12 (39).
143: Friedrich. K 229 (22).

145.

(38) Als Dichter betrachtet, ist Homer sehr sittlich, weil er so natürlich, und doch so poetisch ist. Als Sittenlehrer aber, wie ihn die Alten trotz den Protestazionen der älteren und bessern Philosophen häufig betrachteten, ist er eben darum sehr unsittlich.

146.

Wie der Roman die ganze moderne Poesie, so tingirt auch die Satire, die durch alle Umgestaltungen, bey den Römern doch immer eine klassische Universalpoesie, eine Gesellschaftspoesie aus und für den Mittelpunkt des gebildeten Weltalls blieb, die ganze römische Poesie, ja die gesammte römische Litteratur, und giebt darin gleichsam den Ton an. Um Sinn zu haben für das, was in der Prosa eines Cicero, Caesar, Suetonius das urbanste, das originalste und das schönste ist, muss man die Horazischen Satiren schon lange geliebt und verstanden haben. Das sind die ewigen Urquellen der Urbanität.

147.

Klassisch zu leben, und das Alterthum praktisch in sich zu realisiren, ist der Gipfel und das Ziel der Philologie. Sollte dies ohne allen Cynismus möglich seyn?

148.

Die grösste aller Antithesen, die es je gegeben hat, ist Caesar und Cato. Sallust hat sie nicht unwürdig dargestellt.

149.

Der systematische Winkelmann, der alle Alten gleichsam wie Einen Autor las, alles im Ganzen sah, (39) und seine gesammte Kraft auf die Griechen konzentrirte, legte durch die Wahrnehmung der absoluten Verschiedenheit des Antiken und des Modernen, den ersten Grund zu einer materialen Alterthumslehre. Erst wenn der Standpunkt und die Bedingungen der absoluten Identität des Antiken und Modernen, die war ist oder seyn wird, gefunden ist, darf man sagen, dass wenigstens der Kontour der Wissenschaft fertig sey, und nun an die methodische Ausführung gedacht werden könne.

150.

Der Agrikola des Tacitus ist eine klassisch prächtige, historische Kanonisazion eines konsularischen Oekonomen. Nach der

146: Friedrich. *Vgl. Raich, Novalis Briefwechsel mit Friedrich und August Wilhelm, Charlotte und Caroline Schlegel S. 65. H 283*.* — B 24 (86) *auf Varnhagens Autorität abgedruckt.*

147: Friedrich. K 237 (46).

149: Friedrich. *Vgl. die Griechen und Römer.*

150: Friedrich? — B 25 (87) *auf Varnhagens Autorität, welche Böcking selbst bezweifelt, abgedruckt. H 283*.*

Denkart die darin herrscht, ist die höchste Bestimmung des Menschen, mit Erlaubniss des Imperators zu triumphiren.

151.

Jeder hat noch in den Alten gefunden, was er brauchte, oder wünschte; vorzüglich sich selbst.

152.

Cicero war ein grosser Virtuose der Urbanität, der ein Redner, ja sogar ein Philosoph seyn wollte, und ein sehr genialischer Antiquar, Litterator, und Polyhistor altrömischer Tugend und altrömischer Festivität hätte werden können.

153.

Je populärer ein alter Autor ist, je romantischer ist er. Dies ist das Prinzip der neuen Auswahl, welche die Modernen aus der alten Auswahl der Klassi-(40)ker durch die That gemacht haben, oder vielmehr immer noch machen.

154.

Wer frisch vom Aristophanes, dem Olymp der Komödie, kommt, dem erscheint die romantische Persifflage wie eine lang ausgesponnene Faser aus einem Gewebe der Athene, wie eine Flocke himmlischen Feuers, von der das beste im Herabfallen auf die Erde verflog.

155.

Die rohen kosmopolitischen Versuche der Carthager und andrer Völker des Alterthums erscheinen gegen die politische Universalität der Römer, wie die Naturpoesie ungebildeter Nazionen gegen die klassische Kunst der Griechen. Nur die Römer waren zufrieden mit dem Geist des Despotismus, und verachteten den Buchstaben; nur sie haben naive Tyrannen gehabt.

156.

Der komische Witz ist eine Mischung des epischen und des jambischen. Aristophanes ist zugleich Homer und Archilochus.

157.

Ovid hat viel Aehnlichkeit mit dem Euripides. Dieselbe rührende Kraft, derselbe rhetorische Glanz und oft unzeitige Scharfsinn, dieselbe tändelnde Fülle, Eitelkeit und Dünnheit.

152: Friedrich. *Vgl. zu Fragment 438.* — B 25 (88) *auf Varnhagens Autorität, welche Böcking selbst bezweifelt, abgedruckt. H 283*.*

154: Friedrich. *Vgl. die Griechen und Römer 202 (Band I 160.) H 255**.*

157: Friedrich? — B 25 (89) *auf Varnhagens Autorität, welche Böcking selbst bezweifelt, abgedruckt. H 283*.*

158.

Das beste im Martial ist das, was Katullisch scheinen könnte.

159.

(41) In manchem Gedicht der spätern Alten, wie zum Beyspiel in der Mosella des Ausonius, ist schon nichts mehr antik, als das antiquarische.

160.

Weder die Attische Bildung des Xenophon, noch sein Streben nach Dorischer Harmonie, noch seine Sokratische Anmuth, durch die er liebenswürdig scheinen kann, diese hinreissende Einfalt, Klarheit und eigne Süssigkeit des Styls, kann dem unbefangnen Gemüth die Gemeinheit verbergen, die der innerste Geist seines Lebens, und seiner Werke ist. Die Memorabilien beweisen, wie unfähig er war, die Grösse seines Meisters zu begreifen, und die Anabase, das interessanteste und schönste seiner Werke, wie klein er selbst war.

161.

Sollte die cyklische Natur des höchsten Wesens bey Plato und Aristoteles nicht die Personifikazion einer philosophischen Manier seyn?

162.

Hat man nicht bey Untersuchung der ältesten griechischen Mythologie viel zu wenig Rücksicht auf den Instinkt des menschlichen Geistes zu parallelisiren und zu antithesiren genommen? Die Homerische Götterwelt ist eine einfache Variazion der Homerischen Menschenwelt; die Hesiodische, welcher der heroische Gegensatz fehlt, spaltet sich in mehre entgegengesetzte Göttergeschlechter. In der alten Aristotelischen Bemerkung, dass man die Menschen aus ihren Göttern kennen lerne, liegt nicht bloss die von selbst einleuchtende Subjektivität aller Theologie, sondern auch die (42) unbegreiflichere angebohrne geistige Duplicität des Menschen.

163.

Die Geschichte der ersten Römischen Caesaren ist wie die Symphonie und das Thema der Geschichte aller nachfolgenden.

164.

Die Fehler der griechischen Sophisten waren mehr Fehler aus Ueberfluss als aus Mangel. Selbst in der Zuversicht und Arro-

158: Friedrich? — B 25 (90) *auf Varnhagens Autorität, welche Böcking selbst bezweifelt, abgedruckt. H 283**.

159: Friedrich? — B 25 (91) *auf Varnhagens Autorität, welche Böcking selbst bezweifelt, abgedruckt. H 283**.

160: Friedrich? — B 26 (92) *auf Varnhagens Autorität, welche Böcking selbst bezweifelt, abgedruckt. H 283**.

164: Friedrich. *Vgl. Windischmann IV 418.*

ganz, mit der sie alles zu wissen, ja auch wohl zu können glaubten und vorgaben, liegt etwas sehr philosophisches, nicht der Absicht, aber dem Instinkt nach: denn der Philosoph hat doch nur die Alternative, Alles oder Nichts wissen zu wollen. Das, woraus man nur Etwas, oder Allerley lernen soll, ist sicher keine Philosophie.

165.

Im Plato finden sich alle reinen Arten der Griechischen Prosa in klassischer Individualität unvermischt, und oft schneidend neben einander: die logische, die physische, die mimische, die panegyrische, und die mythische. Die mimische ist die Grundlage und das allgemeine Element: die andern kommen oft nur episodisch vor. Dann hat er noch eine ihm besonders eigne Art, worin er am meisten Plato ist, die dithyrambische. Man könnte sie eine Mischung der mythischen, und panegyrischen nennen, wenn sie nicht auch etwas von dem gedrängten und einfach Würdigen der physischen hätte.

166.

(43) Nazionen und Zeitalter zu charakterisiren, das Grosse gross zu zeichnen, das ist das eigentliche Talent des poetischen Tacitus. In historischen Porträten ist der kritische Suetonius der grössere Meister.

167.

Fast alle Kunsturtheile sind zu allgemein oder zu speziell. Hier in ihren eignen Produkten sollten die Kritiker die schöne Mitte suchen, und nicht in den Werken der Dichter.

168.

Cicero würdigt die Philosophieen nach ihrer Tauglichkeit für den Redner: eben so lässt sich fragen, welche die angemessenste für den Dichter sey. Gewiss kein System, das mit den Aussprüchen des Gefühls und Gemeinsinnes im Widerspruch steht; oder das Wirkliche in Schein verwandelt; oder sich aller Entscheidung enthält; oder den Schwung zum Uebersinnlichen hemmt; oder die Menschheit von den äussern Gegenständen erst zusammenbettelt. Also weder der Eudämonismus, noch der Fatalismus, noch der Idealismus, noch der Skeptizismus, noch der Materialismus, noch der Empirismus. Und welche Philosophie bleibt dem Dichter übrig? Die schaffende, die von der Freyheit, und dem Glauben an sie ausgeht, und dann zeigt wie der menschliche Geist sein Gesetz allem aufprägt, und wie die Welt sein Kunstwerk ist.

169.

Das Demonstriren a priori führt doch eine selige Beruhigung bey sich, während die Beobachtung immer etwas halbes und unvollendetes bleibt. Aristoteles (44) machte durch den blossen Begriff die Welt kugelrund: nicht das kleinste Eckchen heraus, oder hineinwärts liess er ihr. Er zog deswegen

169: Wilhelm. B 26 (93) *nach dessen eigenen Anzeichnungen abgedruckt.*

auch die Kometen in die Atmosphäre der Erde, und fertigte die wahren Sonnensysteme der Pythagoräer kurz ab. Wie lange werden unsre Astronomen, die durch Herschelsche Teleskope sehen, zu thun haben, ehe sie wieder zu einer so bestimmten klaren und kugelrunden Einsicht über die Welt gelangen?

170.

Warum schreiben die Deutschen Frauen nicht häufiger Romane? Was soll man daraus auf ihre Geschicklichkeit Romane zu spielen für einen Schluss ziehen? Hängen diese beyden Künste unter einander zusammen, oder steht diese mit jener in umgekehrtem Verhältnisse? Das letzte sollte man beynah aus dem Umstande vermuthen, dass so viele Romane von Englischen, so wenige von Französischen Frauen herrühren. Oder sind die geistreichen und reizenden Französinnen in dem Fall affairirter Staatsmänner, die nicht anders dazu kommen ihre Memoiren zu schreiben, als wenn sie etwa des Dienstes entlassen werden? Und wann glaubt wohl solch ein weiblicher Geschäftsmann seinen Abschied zu haben? Bey der steifen Etikette der weiblichen Tugend in England, und dem zurückgezogenen Leben, wozu die Ungeschliffenheit des männlichen Umgangs die Frauen dort oft nöthigt, scheint die häufige Romanenautorschaft der Engländerinnen auf das Bedürfniss freyerer Verhältnisse zu deuten. Man sonnt sich wenigstens im Mondschein, wenn man (45) durch das Spazierengehn am Tage seine Haut zu schwärzen fürchtet.

171.

Ein Französischer Beurtheiler hat in Hemsterhuys Schriften le flegme allemand gefunden; ein andrer nach einer Französischen Uebersetzung von Müllers Geschichte der Schweiz gemeynt, das Buch enthalte gute Materialien für einen künftigen Geschichtschreiber. Solche überschwengliche Dummheiten sollten in den Jahrbüchern des menschlichen Geistes aufbewahrt werden, man kann sie mit allem Verstande nicht so erfinden. Sie haben auch die Ähnlichkeit mit genialischen Einfällen, dass jedes als Kommentar hinzugefügte Wort ihnen das Pikante nehmen würde.

172.

Man kann sagen, dass es ein charakteristisches Kennzeichen des dichtenden Genies ist, viel mehr zu wissen, als es weiss, dass es weiss.

173.

Im Styl des ächten Dichters ist nichts Schmuck, alles nothwendige Hieroglyphe.

174.

Die Poesie ist Musik für das innere Ohr, und Mahlerey für das innere Auge; aber gedämpfte Musik, aber verschwebende Mahlerey.

175.

Mancher betrachtet Gemählde am liebsten mit verschlossnen Augen, damit die Fantasie nicht gestört werde.

170: Wilhelm. B 26 (94) *nach dessen eigenen Anzeichnungen abgedruckt.*
171: Wilhelm. B 27 (45) *nach dessen eigenen Anzeichnungen abgedruckt.*
172: Wilhelm. S 429 (48). B 15 (48).
173: Wilhelm. S 429 (49). B 15 (49).
174: Wilhelm S 429 (50). B 15 (50). — *Nach Varnhagen von Friedrich und Schleiermacher D_1 75.*
175: Wilhelm. S 429 (51). B 15 (51).

176.

(46) Von vielen Plafonds kann man recht eigentlich sagen, dass der Himmel voll Geigen hängt.

177.

Für die so oft verfehlte Kunst, Gemählde mit Worten zu mahlen, lässt sich im Allgemeinen wohl keine andre Vorschrift ertheilen, als mit der Manier, den Gegenständen gemäss, aufs mannichfaltigste zu wechseln. Manchmal kann der dargestellte Moment aus einer Erzählung lebendig hervorgehn. Zuweilen ist eine fast mathematische Genauigkeit in lokalen Angaben nöthig. Meistens muss der Ton der Beschreibung das Beste thun, um den Leser über das Wie zu verständigen. Hierin ist Diderot Meister. Er musizirt viele Gemählde wie der Abt Vogler.

178.

Darf irgend etwas von Deutscher Mahlerey im Vorhofe zu Raphaels Tempel aufgestellt werden, so kommen Albrecht Dürer und Holbein gewiss näher am Heiligthume zu stehn, als der gelehrte Mengs.

179.

Tadelt den beschränkten Kunstgeschmack der Holländer nicht. Fürs erste wissen sie ganz bestimmt was sie wollen. Fürs zweyte haben sie sich ihre Gattungen selbst erschaffen. Lässt sich eins von beyden von der Englischen Kunstliebhaberey rühmen?

180.

Die bildende Kunst der Griechen ist sehr schamhaft, wo es auf die Reinheit des Edlen ankommt; sie deutet zum Beyspiel an nackten Figuren der Götter und Helden das irdische Bedürfniss auf das be-(47)scheidenste an. Freylich weiss sie nichts von einer gewissen halben Delikatesse, und zeigt daher die viehischen Lüste der Satyrn ohne alle Verhüllung. Jedes Ding muss in seiner Art bleiben. Diese unbezähmbaren Naturen waren schon durch ihre Gestalt aus der Menschheit hinausgestossen. Eben so war es vielleicht nicht bloss ein sinnliches, sondern ein sittliches Raffinement, das die Hermaphroditen erschuf. Da die Wollust einmal auf diesen Abweg gerathen war, so dichtete man eigne ursprünglich dazu bestimmte Geschöpfe.

181.

Rubens Anordnung ist oft dithyrambisch, während die Gestalten träge und auseinander geschwommen bleiben. Das Feuer seines Geistes kämpft mit der klimatischen Schwerfälligkeit. Wenn in seinen Gemählden mehr innre Harmonie seyn sollte, musste er weniger Schwungkraft haben, oder kein Flamänder seyn.

182.

Sich eine Gemähldeausstellung von einem Diderot beschreiben lassen, ist ein wahrhaft kaiserlicher Luxus.

176: Wilhelm. S 430 (52). B 16 (52). *Nach Varnhagen von Schleiermacher D_1 75.*
177: Wilhelm. S 430 (53). B 16 (53).
178: Wilhelm. S 430 (54). B 16 (54).
179: Wilhelm. S 430 (55). B 16 (55).
180: Wilhelm. S 431 (56). B 16 (56). *Dass die zwei letzten Sätze fehlen, wird von Böcking nicht bemerkt.*
181: Wilhelm. S 431 (57). B 17 (57).
182: Wilhelm. S 431 (58). B 17 (58).

183.

Hogarth hat die Hässlichkeit gemahlt, und über die Schönheit geschrieben.

184.

Peter Laar's Bambocciaten sind Niederländische Kolonisten in Italien. Das heissere Klima scheint ihr Kolorit gebräunt, Charakter und Ausdruck aber durch rüstigere Kraft veredelt zu haben.

185.

(48) Der Gegenstand kann die Dimensionen vergessen machen: man fand es nicht unschicklich, dass der Olympische Jupiter nicht aufstehen durfte, weil er das Dach eingestossen hätte, und Herkules auf einem geschnittnen Steine erscheint noch übermenschlich gross. Über den Gegenstand können nur verkleinernde Dimensionen täuschen. Das Gemeine wird durch eine kolossale Ausführung gleichsam multiplizirt.

186.

Wir lachen mit Recht über die Chinesen, die beym Anblick Europäischer Porträte mit Licht und Schatten, fragten, ob die Personen denn wirklich so fleckig wären? Aber würden wir es wagen, über einen alten Griechen zu lächeln, dem man ein Stück mit Rembrandschen Helldunkel gezeigt, und der in seiner Unschuld gemeynt hätte: so mahlte man wohl im Lande der Cimmerier?

187.

Kein kräftigeres Mittel gegen niedrige Wollust als Anbetung der Schönheit. Alle höhere bildende Kunst ist daher keusch, ohne Rücksicht auf die Gegenstände; sie reinigt die Sinne, wie die Tragödie nach Aristoteles die Leidenschaften. Ihre zufälligen Wirkungen kommen hiebey nicht in Betracht, denn in schmutzigen Seelen kann selbst eine Vestalinn Begierden erregen.

188.

Gewisse Dinge bleiben unübertroffen, weil die Bedingungen, unter denen sie erreicht werden, zu herabwürdigend sind. Wenn nicht etwa einmal ein versoffner Gastwirth wie Jan Steen ein Künstler wird, (49) einem Künstler kann man nicht zumuthen ein versoffner Gastwirth zu werden.

189.

Das wenige, was in Diderots Essai sur la peinture nicht taugt, ist das Sentimentale. Er hat aber den Leser, den es irre führen könnte, durch seine unvergleichliche Frechheit selbst zurecht gewiesen.

190.

Die einförmigste und flachste Natur erzieht am besten zum Landschaftsmahler. Man denke an den Reichthum der Holländischen Kunst in diesem Fache. Armuth macht haushälterisch: es bildet sich ein genügsamer Sinn,

183: Wilhelm. S 431 (59). B 17 (59).
184: Wilhelm. S 431 (60). B 17 (60).
185: Wilhelm. S 431 (61). B 17 (61).
186: Wilhelm. S 431 (62). B 18 (62).
187: Wilhelm. S 431 (63). B 18 (63). *Nach Varnhagen von Schleiermacher* D_1 *75.*
188: Wilhelm. S 431 (64). B 18 (64).
189: Wilhelm. S 433 (65). B 19 (65).
190: Wilhelm. S 433 (66). B 19 (66).

den selbst der leiseste Wink höheres Lebens in der Natur erfreut. Wenn der Künstler dann auf Reisen romantische Szenen kennen lernt, so wirken sie desto mächtiger auf ihn. Auch die Einbildungskraft hat ihre Antithesen: der grösste Mahler schauerlicher Wüsteneyen, Salvator Rosa, war zu Neapel geboren.

191.

Die Alten, scheint es, liebten auch in der Miniatur das Unvergängliche: die Steinschneidekunst ist die Miniatur der Bildnerey.

192.

Die alte Kunst selbst will nicht ganz wiederkommen, so rastlos auch die Wissenschaft alle angehäuften Schätze der Natur bearbeitet. Zwar scheint es oft: aber es fehlt immer noch etwas, nämlich grade das, was nur aus dem Leben kommt und was kein Modell geben kann. Die Schicksale der alten Kunst (50) indessen kommen mit buchstäblicher Genauigkeit wieder. Es ist als sey der Geist des Mummius, der seine Kennerschaft an den Korinthischen Kunstschätzen so gewaltig übte, jetzt von den Todten auferstanden.

193.

Wenn man sich nicht durch Künstlernamen und gelehrte Anspielungen blenden lässt, so findet man bey alten und neuen Dichtern den Sinn für bildende Kunst seltner als man erwarten sollte. Pindar kann vor allen der plastische unter den Dichtern heissen, und der zarte Styl der alten Vasengemählde erinnert an seine Dorische Weichheit und süsse Pracht. Propertius, der in acht Zeilen eben so viel Künstler charakterisiren konnte, ist eine Ausnahme unter den Römern. Dante zeigt durch seine Behandlung des Sichtbaren grosse Mahleranlagen, doch hat er mehr Bestimmtheit der Zeichnung als Perspektive. Es fehlte ihm an Gegenständen, diesen Sinn zu üben: denn die neuere Kunst war damals in ihrer Kindheit, die alte lag noch im Grabe. Aber was brauchte der von Mahlern zu lernen, von dem Michel Angelo lernen konnte? Im Ariost trifft man auf starke Spuren, dass er im blühendsten Zeitalter der Mahlerey lebte, sein Geschmack daran hat ihn bey Schilderung der Schönheit manchmal über die Gränzen der Poesie fortgerissen. Bey Goethen ist diess nie der Fall. Er macht die bildenden Künste manchmal zum Gegenstande seiner Dichtungen, ausserdem ist ihre Erwähnung darin niemals angebracht, oder herbey gezogen. Die Fülle des ruhigen Besitzes[a]) drängt sich nicht an den Tag, (51) sie verheimlicht sich auch nicht. Alle solche Stellen hinweggenommen, würde doch die Kunstliebe und Einsicht des Dichters, in der Gruppirung seiner Figuren, in der einfachen Grossheit seiner Umrisse unverkennbar seyn.

194.

Als ein Merkmahl der Ächtheit antiker Münzen kennt man in der Numismatik den sogenannten edlen Rost. Die verfälschende Kunst hat alles besser nachahmen gelernt, als diess Gepräge der Zeiten. Solch einen edlen Rost giebt es auch an Menschen, Helden, Weisen, Dichtern. Johannes Müller ist ein vortrefflicher Numismatiker des Menschengeschlechts.

191: Wilhelm. S 433 (67). B 19 (67).
192: Wilhelm. S 433 (68). B 19 (68).
193: Wilhelm und Friedrich. S 434 (69). B 20 (69). *Vgl. H 900, wonach Friedrich hier Fragmente von Wilhelm mit eigenen synthesirte. Jedenfalls gehört das Fragment, wie es hier steht, mehr Wilhelm als Friedrich an.*
[a]) Besitzers A
194: Wilhelm. B 27 (96) *nach dessen eigenen Anzeichnungen abgedruckt.*

195.

Hat Condorcet sich nicht ein schöneres Denkmal gesetzt, da er, von Todesgefahren umringt, sein Buch von den progrès de l'esprit humain schrieb, als wenn er die kurze Frist dazu angewandt hätte, sein endliches Individuum statt jener unendlichen Aussichten hinzustellen? Wie konnte er besser an die Nachwelt appelliren, als durch das Vergessen seiner selbst im Umgange mit ihr?

196.

Reine Autobiographien werden geschrieben: entweder von Nervenkranken, die immer an ihr Ich gebannt sind, wohin Rousseau mit gehört; oder von einer derben künstlerischen oder abentheuerlichen Eigenliebe, wie die des Benvenuto Cellini; oder von gebornen Geschichtsschreibern, die sich selbst nur ein Stoff historischer Kunst sind; oder von Frauen, die auch (52) mit der Nachwelt kokettiren; oder von sorglichen Gemüthern, die vor ihrem Tode noch das kleinste Stäubchen in Ordnung bringen möchten, und sich selbst nicht ohne Erläuterungen aus der Welt gehen lassen können; oder sie sind ohne weiteres bloss als plaidoyers vor dem Publikum zu betrachten. Eine grosse Klasse unter den Autobiographen machen die Autopseusten aus.

197.

Schwerlich hat irgend eine andre Litteratur so viele Ausgeburten der Originalitätssucht aufzuweisen als unsre. Es zeigt sich auch hierin dass wir Hyperboreer sind. Bey den Hyperboreern wurden nämlich dem Apollo Esel geopfert, an deren wunderlichen Sprüngen er sich ergötzte.

198.

Ehedem wurde unter uns die Natur, jetzt wird das Ideal ausschliessend gepredigt. Man vergisst zu oft, dass diese Dinge innig vereinbar sind, dass in der schönen Darstellung die Natur idealisch und das Ideal natürlich seyn soll.

199.

Die Meynung von der Erhabenheit des Englischen Nazionalcharakters ist unstreitig zuerst durch die Gastwirthe veranlasst; aber Romane und Schauspiele haben sie begünstigt, und dadurch einen nicht zu verwerfenden Beytrag zu der Lehre von der erhabenen Lächerlichkeit geliefert.

200.

(53) „Ich will einem Narren niemals trauen“ sagt ein sehr gescheidter Narr beym Shakspeare, „bis ich sein Gehirn sehe.“ Man möchte diese Bedingung des Zutrauens gewissen angeblichen Philosophen zumuthen; was gilts, man fände papier maché aus Kantischen Schriften verfertigt.

201.

Diderot ist im Fatalisten, in den Versuchen über die Mahlerey, und überall wo er recht Diderot ist, bis zur Unverschämtheit wahr. Er hat die

195: Wilhelm. B 28 (97) *nach dessen eigenen Anzeichnungen abgedruckt.*
197: Wilhelm. S 427 (42). B 13 (42).
198: Wilhelm. S 424 (32). B 10 (32).
199: Wilhelm. B 28 (98) *nach dessen eigenen Anzeichnungen abgedruckt.*
200: Wilhelm. S 421 (17). B 7 (17).
201: Wilhelm. S 421 (18). B 7 (18).

Natur nicht selten im reizenden Nachtkleide überrascht, er hat sie mitunter auch ihre Nothdurft verrichten sehen.

202.

Seit die Nothwendigkeit des Ideals in der Kunst so dringend eingeschärft worden ist, sieht man die Lehrlinge treuherzig hinter diesem Vogel herlaufen, um ihm, so bald sie etwa nahe genug wären, das Salz der Ästhetik auf den Schwanz zu streuen.

203.

Moriz liebte den Griechischen Gebrauch der geschlechtlosen Adjektive für Abstrakte, und suchte etwas geheimnissvolles darin. Man könnte in seiner Sprache von der Mythologie und Anthusa sagen, dass das Menschliche dem Heiligen sich hier überall zu nähern und das Denkende im Sinnbildlichen sich wieder zu erkennen sucht, aber sich manchmal selbst nicht versteht.

204.

Mag es noch so gut seyn, was jemand vom Katheder herab sagt: die beste Freude ist weg, weil man (54) ihm nicht drein reden darf. Eben so mit dem lehrhaften Schriftsteller.

205.

Sie pflegen sich selbst die Kritik zu nennen. Sie schreiben kalt, flach, vornehmthuend und über alle Massen wässericht. Natur, Gefühl, Adel und Grösse des Geistes sind für sie gar nicht vorhanden, und doch thun sie, als könnten sie diese Dinge vor ihr Richterstühlchen laden. Nachahmungen der ehemaligen Französischen Schönenweltsversemacherey, sind das äusserste Ziel ihrer lauwarmen Bewunderung. Korrektheit gilt ihnen für Tugend. Geschmack ist ihr Idol; ein Götze dem man nur ohne Freude dienen darf. — Wer erkennt nicht in diesem Porträt die Priester im Tempel der schönen Wissenschaften, welche von dem Geschlecht sind wie die Priester der Cybele?

206.

Ein Fragment muss gleich einem kleinen Kunstwerke von der umgebenden Welt ganz abgesondert und in sich selbst vollendet seyn wie ein Igel.

207.

Die Freygeisterey geht immer in dieser Stufenleiter fort: zuerst wird der Teufel angegriffen, dann der heilige Geist, demnächst der Herr Christus, und zuletzt Gott der Vater.

208.

Es giebt Tage wo man sehr glücklich gestimmt ist, und leicht neue Entwürfe machen, sie aber eben so wenig mittheilen, als wirklich etwas hervorbringen kann. Nicht Gedanken sind es; nur Seelen von Gedanken.

209.

(55) Sollte sich eine durch Konvenienzen gefesselte Sprache, wie etwa die Französische, nicht durch einen Machtspruch des allgemeinen Willens

202: Wilhelm. S 421 (19). B 8 (19).
203: Wilhelm. S 422 (20). B 8 (20).
204: Wilhelm. S 420 (14). B 6 (14).
205: Wilhelm. S 420 (15). B 6 (15). *Die Varianten unterlässt Böcking anzumerken.*
207: Wilhelm. B 28 (99) *nach dessen eigenen Anzeichnungen abgedruckt.*
208: Wilhelm. S 421 (16). B 7 (16).
209: Wilhelm. S 419 (11). B 5 (11).

republikanisiren können? Die Herrschaft der Sprache über die Geister ist offenbar: aber ihre heilige Unverletzlichkeit folgt daraus eben so wenig, als man im Naturrecht den ehemals behaupteten göttlichen Ursprung aller Staatsgewalt gelten lassen kann.

210.

Man erzählt, Klopstock habe den Französischen Dichter Rouget de Lisle, der ihn besuchte, mit der Anrede begrüsst: wie er es wage in Deutschland zu erscheinen, da sein Marseiller Marsch funfzigtausend braven Deutschen das Leben gekostet? Dieser Vorwurf war unverdient. Schlug Simson die Philister nicht mit einem Eselskinnbacken? Hat aber der Marseiller Marsch wirklich Antheil an den Siegen Frankreichs, so hat wenigstens Rouget de Lisle die mörderische Gewalt seiner Poesie in diesem einen Stücke erschöpft: mit allen seinen übrigen zusammengenommen, würde man keine Fliege todt schlagen.

211.

Die Menge nicht zu achten, ist sittlich; sie zu ehren, ist rechtlich.

212.

Werth ist vielleicht kein Volk der Freyheit, aber das gehört vor das forum Dei.

213.

Nur derjenige Staat verdient Aristokratie genannt zu werden, in welchem wenigstens die kleinere (56) Masse, welche die grössere despotisirt, eine republikanische Verfassung hat.

214.

Die vollkommne Republik müsste nicht bloss demokratisch, sondern zugleich auch aristokratisch und monarchisch seyn; innerhalb der Gesetzgebung der Freyheit und Gleichheit müsste das Gebildete das Ungebildete überwiegen und leiten, und alles sich zu einem absoluten Ganzen organisiren.

215.

Kann eine Gesetzgebung wohl sittlich heissen, welche die Angriffe auf die Ehre der Bürger weniger hart bestraft, als die auf ihr Leben?

216.

Die Französische Revoluzion, Fichte's Wissenschaftslehre, und Goethe's Meister sind die grössten Tendenzen des Zeitalters. Wer an dieser Zusammenstellung Anstoss nimmt, wem keine Revoluzion wichtig scheinen kann, die nicht laut und materiell ist, der hat sich noch nicht auf den hohen weiten Standpunkt der Geschichte der Menschheit erhoben. Selbst in unsern dürftigen Kulturgeschichten,

210: Wilhelm. S 419 (12). B 6 (12).
211: *Nach Varnhagen von Schleiermacher* D_1 75.
216: Friedrich. *Wiederabgedruckt im Aufsatze* über die Unverständlichkeit (Athenäum III, 2, 340 f.).

die meistens einer mit fortlaufendem Kommentar begleiteten Variantensammlung, wozu der klassische Text verlohren ging, gleichen, spielt manches kleine Buch, von dem die lärmende Menge zu seiner Zeit nicht viel Notiz nahm, eine grössere Rolle, als alles was diese trieb.

217.

Alterthümlichkeit der Worte, und Neuheit der Wortstellungen, gedrungne Kürze und nebenausbildende (57) Fülle, die auch die unerklärlichern Züge der charakterisirten Individuen wieder giebt; das sind die wesentlichen Eigenschaften des historischen Styls. Die wesentlichste von allen ist Adel, Pracht, Würde. Vornehm wird der historische Styl durch die Gleichartigkeit und Reinheit einheimischer Worte von ächtem Stamm, und durch Auswahl der bedeutendsten, gewichtigsten und kostbarsten; durch gross gezeichneten, und deutlich, lieber zu hart als unklar, artikulirten Periodenbau, wie der des Thucydides; durch nackte Gediegenheit, erhabene Eil und grossartige Fröhlichkeit der Stimmung und Farbe, nach Art des Caesar; besonders aber durch jene innige und hohe Bildung eines Tacitus, welche die trocknen Fakta der reinen Empirie so poetisiren, urbanisiren und zur Philosophie erheben läutern und generalisiren muss, als sey sie von Einem der zugleich ein vollendeter Denker, Künstler, und Held wäre, aufgefasst, und vielfach durchgearbeitet, ohne dass doch irgendwo rohe Poesie, reine Philosophie oder isolirter Witz die Harmonie störte. Das alles muss in der Historie verschmolzen seyn, wie auch die Bilder und Antithesen nur angedeutet oder wieder aufgelöst seyn müssen, damit der schwebende und fliessende Ausdruck dem lebendigen Werden der beweglichen Gestalten entspreche.

218.

Man wundert sich immer misstrauisch, wenn man zu wissen scheint: das und das wird so seyn. Und doch ist es grade eben so wunderbar, dass wir wissen können: das und das ist so; was niemanden auffällt weil es immer geschieht.

219.

(58) Im Gibbon hat sich die gemeine Bigotterie der Engländischen Pedanten für die Alten auf klassischem Boden bis zu sentimentalen Epigrammen über die Ruinen der versunknen Herrlichkeit veredelt, doch konnte sie ihre Natur nicht ganz ablegen. Er zeigt verschiedentlich für die Griechen gar keinen Sinn gehabt zu haben. Und an den Römern liebt er doch eigentlich nur die materielle Pracht, vorzüglich aber, nach Art seiner zwischen Merkantilität und Mathematik getheilten Nazion, die quantitative Erhabenheit. Die Türken sollte man denken, hätten es ihm eben auch gethan.

220.

Ist aller Witz Prinzip und Organ der Universalphilosophie, und alle Philosophie nichts andres als der Geist der Universalität, die Wissenschaft aller sich ewig mischenden und wieder trennenden Wissenschaften, eine logische Chemie: so ist der Werth und die Würde jenes absoluten, enthusiastischen, durch und durch materialen Witzes, worin Baco und Leibniz, die Häupter der scholastischen Prosa, jener einer der ersten, dieser einer der grössten Virtuosen war, unendlich. Die wichtigsten wissenschaftlichen Entdeckungen sind bonmots der Gattung. Das sind sie durch die überraschende Zufälligkeit ihrer Entstehung, durch das Kombinatorische des Gedankens, und durch das Barokke des hingeworfenen Ausdrucks. Doch sind sie dem Gehalt nach freylich weit mehr als die sich in Nichts auflösende Erwartung des rein poetischen Witzes. Die besten sind echappées de vue ins Unend-(59)liche. Leibnizens gesammte Philosophie besteht aus wenigen in diesem Sinne witzigen Fragmenten und Projekten. Kant der Kopernikus der Philosophie hat von Natur vielleicht noch mehr synkretistischen Geist und kritischen Witz als Leibnitz: aber seine Situazion und seine Bildung ist nicht so witzig; auch geht es seinen Einfällen wie beliebten Melodieen: die Kantianer haben sie todt gesungen; daher kann man ihm leicht Unrecht thun, und ihn für weniger witzig halten, als er ist. Freylich ist die Philosophie erst dann in einer guten Verfassung, wenn sie nicht mehr auf genialische Einfälle zu warten, und zu rechnen braucht, und zwar nur durch enthusiastische Kraft, und mit genialischer Kunst aber doch in sicherer Methode stetig fortschreiten kann. Aber sollen wir die einzigen noch vorhandenen Produkte des synthesirenden Genie's darum nicht achten, weil es noch keine kombinatorische Kunst und Wissenschaft giebt? Und wie kann es diese geben, so lange wir die meisten Wissenschaften nur noch buchstabiren wie Quintaner, und uns einbilden, wir wären am Ziel, wenn wir in einem der vielen Dialekte der Philosophie dekliniren und konjugiren können, und noch nichts von Syntax ahnden, noch nicht den kleinsten Perioden konstruiren können?

221.

A. Sie behaupten immer Sie wären ein Christ. Was verstehn Sie unter Christenthum? — B. Was die Christen als Christen

220: Friedrich. K 238 (49) *findet sich ein Theil dieses Fragmentes in folgender Fassung:* Die wichtigsten wissenschaftlichen Entdeckungen sind philosophische Bonmots. Das sind sie durch die überraschende Zufälligkeit ihrer Entstehung, durch das Combinatorische des Gedankens und selbst durch das Barocke des hingeworfnen Ausdrucks. Die besten sind echappées de vue ins Unendliche.

221: Friedrich. *Vgl.* D_1 *78. Von Varnhagen Schleiermachern zugeschrieben* D_1 *75.*

seit achtzehn Jahrhunderten machen, oder machen wollen. Der Christianismus scheint mir ein Faktum zu seyn. Aber ein erst ange-(60)fangnes Faktum, das also nicht in einem System historisch dargestellt, sondern nur durch divinatorische Kritik charakterisirt werden kann.

222.

Der revoluzionäre Wunsch, das Reich Gottes zu realisiren, ist der elastische Punkt der progressiven Bildung, und der Anfang der modernen Geschichte. Was in gar keiner Beziehung auf's Reich Gottes steht, ist in ihr nur Nebensache.

223.

Die sogenannte Staatenhistorie, welche nichts ist als eine genetische Definizion vom Phänomen des gegenwärtigen politischen Zustandes einer Nazion, kann nicht für eine reine Kunst oder Wissenschaft gelten. Sie ist ein wissenschaftliches Gewerbe, das durch Freymüthigkeit und Opposizion gegen Faustrecht und Mode geadelt werden kann. Auch die Universalhistorie wird sophistisch, sobald sie dem Geiste der allgemeinen Bildung der ganzen Menschheit irgend etwas vorzieht, wäre auch eine moralische Idee das heteronomische Prinzip, so bald sie für eine Seite des historischen Universums Parthey nimmt; und nichts stört mehr in einer historischen Darstellung als rhetorische Seitenblicke und Nutzanwendungen.

224.

Johannes Müller thut in seiner Geschichte oft Blicke aus der Schweiz in die Weltgeschichte; seltner aber betrachtet er die Schweiz mit dem Auge eines Weltbürgers.

225.

(61) Strebt eine Biographie zu generalisiren, so ist sie ein historisches Fragment. Konzentrirt sie sich ganz darauf, die Individualität zu charakterisiren: so ist sie eine Urkunde oder ein Werk der Lebenskunstlehre.

226.

Da man immer so sehr gegen die Hypothesen redet, so sollte man doch einmahl versuchen, die Geschichte ohne Hypothese anzufangen. Man kann nicht sagen, dass etwas ist, ohne zu sagen, was es ist. Indem man sie denkt, bezieht man Fakta schon auf Begriffe, und es ist doch wohl nicht einerley, auf welche. Weiss man diess, so bestimmt und wählt man sich selbst unter den möglichen Begriffen die nothwendigen, auf die man Fakta jeder Art beziehen soll. Will man es nicht anerkennen, so bleibt die Wahl dem Instinkt, dem Zufall, oder der Willkühr überlassen, man

222: Friedrich. *Vgl.* D_1 *78. Von Varnhagen Schleiermachern zugeschrieben* D_1 *75.*
224: Wilhelm. S 419 (10). B 5 (10).
226: Friedrich. *Vgl. Windischmann IV 414.*

schmeichelt sich reine solide Empirie ganz a posteriori zu haben, und hat eine höchst einseitige, höchst dogmatizistische und transcendente Ansicht a priori.

227.

Der Schein der Regellosigkeit in der Geschichte der Menschheit entsteht nur durch die Kollisionsfälle heterogener Sphären der Natur, die hier alle zusammentreffen und in einander greifen. Denn sonst hat die unbedingte Willkühr in diesem Gebiet der freyen Nothwendigkeit und nothwendigen Freyheit, weder konstitutive noch legislative Gewalt, und nur den täuschenden Titel der exekutiven und richterlichen. Der skizzirte Gedanke einer historischen Dynamik macht dem Geiste des Condorcet so viel Ehre, als seinem (62) Herzen der mehr als französische Enthusiasmus für die beynah trivial gewordene Idee der unendlichen Vervollkommnung.

228.

Die historische Tendenz seiner Handlungen bestimmt die positive Sittlichkeit des Staatsmanns und Weltbürgers.

229.

Die Araber sind eine höchst polemische Natur, die Annihilanten unter den Nazionen. Ihre Liebhaberey, die Originale zu vertilgen, oder wegzuwerfen, wenn die Uebersetzung fertig war, charakterisirt den Geist ihrer Philosophie. Eben darum waren sie vielleicht unendlich kultivirter, aber bei aller Kultur rein barbarischer als die Europäer des Mittelalters. Barbarisch ist nämlich, was zugleich antiklassisch, und antiprogressiv ist.

230.

Die Mysterien des Christianismus mussten durch den unaufhörlichen Streit, in den sie Vernunft und Glauben verwickelten, entweder zur skeptischen Resignazion auf alles nicht empirische Wissen, oder auf kritischen Idealismus führen.

231.

Der Katholizismus ist das naive Christenthum; der Protestantismus ist sentimentaler, und hat ausser seinem polemischen revoluzionären Verdienst auch noch das positive, durch die Vergötterung der Schrift die einer universellen und progressiven Religion auch wesentliche Philologie veranlasst zu haben. Nur fehlt es (63) dem protestantischen Christenthum vielleicht noch an Urbanität. Einige biblische Historien in ein Homerisches Epos zu travestiren, andre

227: Friedrich. *Vgl. D 357.*
231: Friedrich. *Vgl. Windischmann IV 420;* D_1 *76; H 481. Von Varnhagen Schleiermachern zugeschrieben* D_1 *75.*

mit der Offenheit des Herodot und der Strenge des Tacitus im Styl der klassischen Historie darzustellen, oder die ganze Bibel als das Werk Eines Autors zu rezensiren; das würde allen paradox, vielen ärgerlich, einigen doch unschicklich und überflüssig scheinen. Aber darf irgend etwas wohl überflüssig scheinen, was die Religion liberaler machen könnte?

232.

Da alle Sachen die recht Eins sind, zugleich Drey zu seyn pflegen, so lässt sich nicht absehen warum es mit Gott grade anders seyn sollte. Gott ist aber nicht bloss ein Gedanke, sondern zugleich auch eine Sache, wie alle Gedanken, die nicht blosse Einbildungen sind.

233.

Die Religion ist meistens nur ein Supplement oder gar ein Surrogat der Bildung, und nichts ist religiös in strengem Sinne, was nicht ein Produkt der Freyheit ist. Man kann also sagen: Je freyer, je religiöser; und je mehr Bildung, je weniger Religion.

234.

Es ist sehr einseitig und anmassend, dass es grade nur Einen Mittler geben soll. Für den vollkommnen Christen, dem sich in dieser Rücksicht der einzige Spinosa am meisten nähern dürfte, müsste wohl alles Mittler seyn.

235.

(64) Christus ist jetzt verschiedentlich a priori deduzirt worden: aber sollte die Madonna nicht eben so viel Anspruch haben, auch ein ursprüngliches, ewiges, nothwendiges Ideal wenn gleich nicht der reinen, doch der weiblichen und männlichen Vernunft zu seyn?

236.

Es ist ein grobes, doch immer noch gemeines Missverständniss, dass man glaubt, um ein Ideal darzustellen, müsse ein so zahlreiches Aggregat von Tugenden wie möglich auf einen Namen zusammengepackt, ein ganzes Kompendium der Moral in einem Menschen aufgestellt werden; wodurch nichts erlangt wird als Auslöschung der Individualität und Wahrheit. Das Ideale liegt nicht in der Quantität sondern in der Qualität. Grandison ist ein Exempel, und kein Ideal.

237.

Humor ist gleichsam der Witz der Empfindung. Er darf sich daher mit Bewusstseyn äussern: aber er ist nicht ächt, sobald man Vorsatz dabei wahrnimmt.

233: Friedrich. *Vgl. Charakteristiken und Kritiken I 57 (oben S. 105). Windischmann IV 422. H 481.*

234: Friedrich? Novalis? *Vgl. Athenäum I 1, 91 (Blüthenstaubfragment) und* D_1 *78. Von Varnhagen Schleiermachern zugeschrieben* D_1 *75.*

235: Friedrich? *Vgl. D 363.*

236: Wilhelm. S 424 (33). B 11 (33).

237: Wilhelm. S 425 (34). B 11 (34).

238.

Es giebt eine Poesie, deren Eins und Alles das Verhältniss des Idealen und des Realen ist, und die also nach der Analogie der philosophischen Kunstsprache Transcendentalpoesie heissen müsste. Sie beginnt als Satire mit der absoluten Verschiedenheit des Idealen und Realen, schwebt als Elegie in der Mitte, und endigt als Idylle mit der absoluten Identität beyder. So wie man aber wenig Werth auf eine Transcendentalphilosophie legen würde, die nicht kritisch wäre, (65) nicht auch das Producirende mit dem Produkt darstellte, und im System der transcendentalen Gedanken zugleich eine Charakteristik des transcendentalen Denkens enthielte: so sollte wohl auch jene Poesie die in modernen Dichtern nicht seltnen transcendentalen Materialien und Vorübungen zu einer poetischen Theorie des Dichtungsvermögens mit der künstlerischen Reflexion und schönen Selbstbespiegelung, die sich im Pindar, den lyrischen Fragmenten der Griechen, und der alten Elegie, unter den Neuern aber in Goethe findet, vereinigen, und in jeder ihrer Darstellungen sich selbst mit darstellen, und überall zugleich Poesie und Poesie der Poesie seyn.

239.

Bey der Liebe der Alexandrinischen und Römischen Dichter für schwierigen und unpoetischen Stoff liegt doch der grosse Gedanke zum Grunde: dass alles poetisirt werden soll: keineswegs als Absicht der Künstler, aber als historische Tendenz der Werke. Und bey der Mischung aller Kunstarten der poetischen Eklektiker des spätern Alterthums, die Foderung, dass es nur Eine Poesie geben solle wie Eine Philosophie.

240.

Im Aristophanes ist die Immoralität gleichsam legal, und in den Tragikern ist die Illegalität moralisch.

241.

Wie bequem ist es doch dass mythologische Wesen allerley bedeuten, was man sich zueignen möchte! Indem man unaufhörlich von ihnen spricht, glaubt einen der gutmüthige Leser im Besitz der bezeichneten (66) Eigenschaft. Einer oder der andre von unsern Dichtern wäre ein geschlagner Mann, wenn es keine Grazien gäbe.

242.

Wenn jemand die Alten in Masse charakterisiren will, das findet niemand paradox; und doch, so wenig wissen sie meistens was sie meynen, würde es ihnen auffallen wenn man behauptete:

238: Friedrich. *Vgl.* D_1 *76.*
241: Wilhelm S 423 (25). 9 (25).
242: Friedrich. *Vgl. D 259; 357.*

die alte Poesie sey ein Individuum im strengsten und buchstäblichsten Sinne des Worts; markirter von Physiognomie, origineller an Manieren und konsequenter in ihren Maximen als ganze Summen solcher Phänomene, welche wir in rechtlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen für Personen, ja sogar für Individuen gelten lassen müssen und gelten lassen sollen. Kann man etwas andres charakterisiren als Individuen? Ist, was sich auf einem gewissen gegebnen Standpunkte nicht weiter multipliziren lässt, nicht eben so gut eine historische Einheit, als was sich nicht weiter dividiren lässt? Sind nicht alle Systeme Individuen, wie alle Individuen auch wenigstens im Keime und der Tendenz nach Systeme? Ist nicht alle reale Einheit historisch? Giebt es nicht Individuen, die ganze Systeme von Individuen in sich enthalten?

243.

Das Trugbild einer gewesenen goldnen Zeit ist eins der grössten Hindernisse gegen die Annäherung der goldnen Zeit die noch kommen soll. Ist die goldne Zeit gewesen, so war sie nicht recht golden. Gold kann nicht rosten, oder verwittern: es geht aus allen (67) Vermischungen und Zersetzungen unzerstörbar ächt wieder hervor. Will die goldne Zeit nicht ewig fortgehend beharren, so mag sie lieber gar nicht anheben, so taugt sie nur zu Elegien über ihren Verlust.

244.

Die Komödien des Aristophanes sind Kunstwerke, die sich von allen Seiten sehen lassen. Gozzi's Dramen haben einen Gesichtspunkt.

245.

Ein Gedicht oder ein Drama, welches der Menge gefallen soll, muss ein wenig von allem haben, eine Art Mikrokosmus seyn. Ein wenig Unglück und ein wenig Glück, etwas Kunst, und etwas Natur, die gehörige Quantität Tugend und eine gewisse Dosis Laster. Auch Geist muss drin seyn nebst Witz, ja sogar Philosophie, und vorzüglich Moral, auch Politik mitunter. Hilft ein Ingrediens nicht, so kann vielleicht das andre helfen. Und gesetzt auch, das Ganze könnte nicht helfen, so könnte es doch auch, wie manche darum immer zu lobende Medizin, wenigstens nicht schaden.

246.

Magie, Karikatur, und Materialität sind die Mittel durch welche die moderne Komödie der alten Aristophanischen im Innern, wie durch demagogische Popularität im Äussern, ähnlich werden kann, und im Gozzi bis zur Erinnerung geworden ist. Das Wesen der komischen Kunst aber bleibt immer der enthusiastische Geist und die klassische Form.

243: Wilhelm. S 422 (21). B 8 (21).
244: *Auf Varnhagens Autorität* B 28 (100) *abgedruckt.*
245: Friedrich. K 230 (24). *Auf Varnhagens Autorität* B 28 (101) *abgedruckt.*

247.

(68) Dante's prophetisches Gedicht ist das einzige System der transcendentalen Poesie, immer noch das höchste seiner Art. Shakspeare's Universalität ist wie der Mittelpunkt der romantischen Kunst. Goethe's rein poetische Poesie ist die vollständigste Poesie der Poesie. Das ist der grosse Dreyklang der modernen Poesie, der innerste und allerheiligste Kreis unter allen engern und weitern Sphären der kritischen Auswahl der Klassiker der neuern Dichtkunst.

248.

Die einzelnen Grossen stehen weniger isolirt unter den Griechen und Römern. Sie hatten weniger Genie's, aber mehr Genialität. Alles Antike ist genialisch. Das ganze Alterthum ist ein Genius, der einzige den man ohne Übertreibung absolut gross, einzig und unerreichbar nennen darf.

249.

Der dichtende Philosoph, der philosophirende Dichter ist ein Prophet. Das didaktische Gedicht sollte prophetisch seyn, und hat auch Anlage, es zu werden.

250.

Wer Fantasie, oder Pathos, oder mimisches Talent hat, müsste die Poesie lernen können, wie jedes andre Mechanische. Fantasie ist zugleich Begeistrung und Einbildung; Pathos ist Seele und Leidenschaft; Mimik ist Blick und Ausdruck.

251.

Wie viele giebt es nicht jetzt, die zu weich und gutmüthig sind, um Tragödien sehen zu können, und zu edel und würdig, um Komödien hören zu wollen. (69) Ein grosser Beweis für die zarte Sittlichkeit unsers Jahrhunderts, welches die Französische Revoluzion nur hat verläumden wollen.

252.

Eine eigentliche Kunstlehre der Poesie würde mit der absoluten Verschiedenheit, der ewig unauflöslichen Trennung der Kunst und der rohen Schönheit anfangen. Sie selbst würde den Kampf beyder darstellen, und mit der vollkommnen Harmonie der Kunstpoesie und Naturpoesie endigen. Diese findet sich nur in den Alten, und sie selbst würde nichts anders seyn, als eine höhere Geschichte vom Geist der klassischen Poesie. Eine Philosophie der Poesie überhaupt aber, würde mit der Selbständigkeit des Schönen beginnen, mit dem Satz, dass es vom Wahren und Sittlichen getrennt sey und getrennt seyn solle, und dass es mit diesem gleiche Rechte

247: Friedrich. *Vgl. D 358. H 262.*
252: Friedrich. *Vgl. Fragment 4 (S. 204) und oben S. 121.*

habe; welches für den, der es nur überhaupt begreifen kann, schon aus dem Satz folgt, dass Ich = Ich sey. Sie selbst würde zwischen Vereinigung und Trennung der Philosophie und der Poesie, der Praxis und der Poesie, der Poesie überhaupt und der Gattungen und Arten schweben, und mit der völligen Vereinigung enden. Ihr Anfang gäbe die Prinzipien der reinen Poetik, ihre Mitte die Theorie der besondern eigenthümlich modernen Dichtarten, der didaktischen, der musikalischen, der rhetorischen im höhern Sinn u. s. w. Eine Philosophie des Romans, deren erste Grundlinien Platos politische Kunstlehre enthält, wäre der Schlussstein. Flüchtigen Dilettanten ohne Enthusiasmus, und ohne (70) Belesenheit in den besten Dichtern aller Art freylich müsste eine solche Poetik vorkommen, wie einem Kinde, das bildern wollte, ein trigonometrisches Buch. Die Philosophie über einen Gegenstand kann nur der brauchen, der den Gegenstand kennt, oder hat; nur der wird begreifen können, was sie will und meynt. Erfahrungen und Sinne kann die Philosophie nicht inokuliren oder anzaubern. Sie soll es aber auch nicht wollen. Wer es schon gewusst hat, der erfährt freylich nichts neues von ihr; doch wird es ihm erst durch sie ein Wissen und dadurch neu von Gestalt.

253.

In dem edleren und ursprünglichen Sinne des Worts Korrekt, da es absichtliche Durchbildung und Nebenausbildung des Innersten und Kleinsten im Werke nach dem Geist des Ganzen, praktische Reflexion des Künstlers, bedeutet, ist wohl kein moderner Dichter korrekter als Shakspeare. So ist er auch systematisch wie kein andrer: bald durch jene Antithesen, die Individuen, Massen, ja Welten in mahlerischen Gruppen kontrastiren lassen; bald durch musikalische Symmetrie desselben grossen Massstabes, durch gigantische Wiederholungen und Refrains; oft durch Parodie des Buchstabens und durch Ironie über den Geist des romantischen Drama und immer durch die höchste und vollständigste Individualität und die vielseitigste alle Stufen der Poesie von der sinnlichsten Nachahmung bis zur geistigsten Charakteristik vereinigende Darstellung derselben.

254.

(71) Noch ehe Hermann und Dorothee erschien, verglich man es mit Vossens Luise; die Erscheinung hätte der Vergleichung ein Ende machen sollen; allein sie wird jenem Gedicht immer noch richtig als Empfehlungsschreiben an das Publikum mit auf den Weg gegeben. Bey der Nachwelt wird es Luisen empfehlen können, dass sie Dorotheen zur Taufe gehalten hat.

253: Friedrich? Wilhelm? B 29 (102) *auf Varnhagens Autorität abgedruckt. Vgl. Friedrichs Charakteristik von Forster (K 119, oben S. 134) und Wilhelms Bürgeraufsatz (K II 74 ff.)*
254: Wilhelm. S. 429 (47). B 15 (47).

255.

Je mehr die Poesie Wissenschaft wird, je mehr wird sie auch Kunst. Soll die Poesie Kunst werden, soll der Künstler von seinen Mitteln und seinen Zwecken, ihren Hindernissen und ihren Gegenständen gründliche Einsicht und Wissenschaft haben, so muss der Dichter über seine Kunst philosophiren. Soll er nicht bloss Erfinder und Arbeiter sondern auch Kenner in seinem Fache seyn, und seine Mitbürger im Reiche der Kunst verstehn können, so muss er auch Philolog werden.

256.

Der Grundirrthum der sophistischen Ästhetik ist der, die Schönheit bloss für einen gegebnen Gegenstand, für ein psychologisches Phänomen zu halten. Sie ist freylich nicht bloss der leere Gedanke von etwas was hervorgebracht werden soll, sondern zugleich die Sache selbst, eine der ursprünglichen Handlungsweisen des menschlichen Geistes; nicht bloss eine nothwendige Fikzion, sondern auch ein Faktum, nämlich ein ewiges transcendentales.

257.

Die Gesellschaften der Deutschen sind ernsthaft; ihre Komödien und Satiren sind ernsthaft; ihre Kritik (72) ist ernsthaft; ihre ganze schöne Litteratur ist ernsthaft. Ist das Lustige bey dieser Nazion immer nur unbewusst und unwillkührlich?

258.

Alle Poesie, die auf einen Effekt geht, und alle Musik die der ekzentrischen Poesie in ihren komischen oder tragischen Ausschweifungen und Übertreibungen folgen will, um zu wirken und sich zu zeigen, ist rhetorisch.

259.

A. Fragmente, sagen Sie, wären die eigentliche Form der Universalphilosophie. An der Form liegt nichts. Was können aber solche Fragmente für die grösseste und ernsthafteste Angelegenheit der Menschheit, für die Vervollkommung der Wissenschaft, leisten und seyn? — B. Nichts als ein Lessingsches Salz gegen die geistige Fäulniss, vielleicht eine cynische lanx satura im Styl des alten Lucilius oder Horaz, oder gar fermenta cognitionis zur kritischen Philosophie, Randglossen zu dem Text des Zeitalters.

260.

Wieland hat gemeynt, seine beynah ein halbes Jahrhundert umfassende Laufbahn habe mit der Morgenröthe unsrer Litteratur angefangen, und endige mit ihrem Untergange. Ein recht offenes Geständniss eines natürlichen optischen Betrugs.

257: Wilhelm. S 429 (46). B 15 (46). *Nach Varnhagen soll dieses Fragment von Wilhelm und Schleiermacher sein; vgl. Böckings Anmerkung zu 15 (46) und D_1 75.*

259: Wilhelm. *Vgl. Schl. III 71.*

260: Wilhelm. S 418 (3). B 4 (3).

261.

Wie das Lebensmotto des poetischen Vagabunden in Claudine von Villabella „Toll aber klug" auch der Charakter manches Werks des Genies ist: so (73) liesse sich der entgegengesetzte Wahlspruch auf die geistlose Regelmässigkeit anwenden: Vernünftig aber dumm.

262.

Jeder gute Mensch wird immer mehr und mehr Gott. Gott werden, Mensch seyn, sich bilden, sind Ausdrücke, die einerley bedeuten.

263.

Ächte Mystik ist Moral in der höchsten Dignität.

264.

Man soll nicht[a]) mit allen symphilosophiren wollen, sondern nur mit denen die à la hauteur sind.

265.

Einige haben Genie zur Wahrheit; viele haben Talent zum Irren. Ein Talent, dem eine eben so grosse Industrie zur Seite steht. Wie zu einem Leckerbissen sind oft zu einem einzigen Irrthum die Bestandtheile aus allen Weltgegenden des menschlichen Geistes mit unermüdlicher Kunst zusammen geholt.

266.

Könnte es nicht noch vor Abfassung der logischen Konstituzion eine provisorische Philosophie geben; und ist nicht alle Philosophie provisorisch, bis die Konstituzion durch die Akzeptazion sankzionirt ist?

267.

Je mehr man schon weiss, je mehr hat man noch zu lernen. Mit dem Wissen nimmt das Nichtwissen in gleichem Grade zu, oder vielmehr das Wissen des Nichtwissens.

268.

(74) Was man eine glückliche Ehe nennt, verhält sich zur Liebe, wie ein korrektes Gedicht zu improvisirtem Gesang.

269.

W. sagte von einem jungen Philosophen: Er trage einen Theorien-Eyerstock im Gehirne, und lege täglich wie eine Henne seine Theorie; und das sey für ihn der einzig mögliche Ruhepunkt in seinem beständigen Wechsel von Selbstschöpfung und Selbstvernichtung, welches eine fatigante Manoeuvre seyn möchte.

261: Wilhelm. S 418 (4). B 4 (4).
262: Friedrich. *Vgl. Haym 874.*
264: Friedrich. K 236 (42). [a]) nur mit denen symphilosophiren, die
269: Wilhelm; *der redend eingeführt wird. Das Fragment ist einem Briefe Wilhelms entnommen und geht auf Friedrich. Vgl. H 900. D_1 76. 78.*

270.

Leibniz liess sich bekanntlich Augengläser von Spinosa machen; und das ist der einzige Verkehr den er mit ihm oder mit seiner Philosophie gehabt hat. Hätte er sich doch auch Augen von ihm machen lassen, um in die ihm unbekannte Weltgegend der Philosophie, wo Spinosa seine Heimath hat, wenigstens aus der Ferne hinüber[a]) schauen zu können!

271.

Vielleicht muss man um einen transcendentalen Gesichtspunkt für das Antike zu haben, erzmodern seyn. Winkelmann hat die Griechen wie ein Grieche gefühlt. Hemsterhuys hingegen wusste modernen Umfang durch antike Einfachheit schön zu beschränken, und warf von der Höhe seiner Bildung, wie von einer freyen Gränze, gleich seelenvolle Blicke in die alte, und in die neue Welt.

272.

Warum sollte es nicht auch unmoralische Menschen geben dürfen, so gut wie unphilosophische und (75) unpoetische? Nur antipolitische oder unrechtliche Menschen können nicht geduldet werden.

273.

Mystik ist was allein das Auge des Liebenden an dem geliebten sieht. Jeder mag seine Mystik für sich haben, nur muss er sie auch für sich behalten. Es giebt wohl viele, die das schöne Alterthum travestiren, gewiss aber auch einige die es mystifiziren, und also für sich behalten müssen. Beydes entfernt von dem Sinn in dem es rein genossen, und von dem Wege worauf es zurückgebracht werden kann.

274.

Jede Philosophie der Philosophie, nach der Spinosa kein Philosoph ist, muss verdächtig scheinen.

275.

Sie jammern immer, die Deutschen Autoren schrieben nur für einen so kleinen Kreis, ja oft nur für sich selbst untereinander. Das ist recht gut. Dadurch wird die Deutsche Litteratur immer mehr Geist und Charakter bekommen. Und unterdessen kann vielleicht ein Publikum entstehen.

276.

Leibniz war so sehr Moderantist, dass er auch das Ich, und Nicht-Ich, wie Katholizismus und Protestantismus verschmelzen wollte, und Thun und Leiden nur dem Grade nach verschieden hielt. Das heisst die Harmonie chargiren, und die Billigkeit bis zur Karikatur treiben.

270: Friedrich. K 232 (26). a) herüber
271: Wilhelm. S 423 (24). B 9 (24).
273: Wilhelm; *mit einem Zusatz von* Friedrich. *Vgl.* D_1 *76.*
275: Friedrich. K 230 (25).
276: Friedrich *und* Schleiermacher. *Vgl.* D_1 *71.*

277.

(76) An die Griechen zu glauben, ist eben auch eine Mode des Zeitalters. Sie hören gern genug über die Griechen deklamiren. Kommt aber einer und sagt: Hier sind welche; so ist niemand zu Hause.

278.

Vieles was Dummheit scheint, ist Narrheit, die gemeiner ist, als man denkt. Narrheit ist absolute Verkehrtheit der Tendenz, gänzlicher Mangel an historischem Geist.

279.

Leibnizens Methode der Jurisprudenz ist ihrem Zwecke nach eine allgemeine Ausstellung seiner Plane. Er hatte es auf alles angelegt: Praktiker, Kanzellist, Professor, Hofmeister. Das Eigne davon ist blosse Kombinazion des juristischen Stoffs mit der theologischen Form. Die Theodicee ist im Gegentheil eine Advokatenschrift in Sachen Gottes contra Bayle und Konsorten.

280.

Man hält es für ein Unglück, dass es kein bestimmtes Gefühl der physischen Gesundheit giebt, wohl aber der Krankheit. Wie weise diese Veranstaltung der Natur sey, sieht man aus dem Zustande der Wissenschaften, wo der Fall umgekehrt ist, und wo ein Wassersüchtiger, Hektischer und Gelbsüchtiger, wenn er sich mit einem Gesunden vergleicht, glaubt, es gäbe zwischen ihnen keinen andern Unterschied als den zwischen Fett und Mager oder Brünett und Blondin.

281.

(77) Fichte's Wissenschaftslehre ist eine Philosophie über die Materie der Kantischen Philosophie. Von der Form redet er nicht viel, weil er Meister derselben ist. Wenn aber das Wesen der kritischen Methode darin besteht, dass Theorie des bestimmenden Vermögens und System der bestimmten Gemüthswirkungen in ihr wie Sache und Gedanken in der praestabilirten Harmonie innigst vereinigt sind: so dürfte er wohl auch in der Form ein Kant in der zweyten Potenz und die Wissenschaftslehre weit kritischer seyn, als sie scheint. Vorzüglich die neue Darstellung der Wissenschaftslehre ist immer zugleich Philosophie und Philosophie der Philosophie. Es mag gültige Bedeutungen des Worts Kritisch geben, in welchem es nicht auf jede Fichtische Schrift passt. Aber bey Fichte muss man, wie er selbst, ohne alle Nebenrücksicht nur auf das Ganze sehen und auf das Eine worauf es eigentlich ankommt;

277: B 29 (103) *auf Varnhagens Autorität abgedruckt.*
278: Friedrich. K 231 (27).
279: Friedrich *und* Schleiermacher. *Vgl. Raich, Novalis' Briefw. S. 77 f.* D_1 *71. Die einzelnen Gedanken wörtlich in Schleiermachers Leibnitzheft* D_1 *72. 73.*
280: Schleiermacher. D_1 *87* (26). *Aus dessen Leibnitzheft 19.*

nur so kann man die Identität seiner Philosophie mit der Kantischen sehen und begreifen. Auch ist Kritisch wohl etwas, was man nie genug seyn kann.

282.

Wenn der Mensch nicht weiter kommen kann, so hilft er sich mit einem Machtspruche, oder einer Machthandlung, einem raschen Entschluss.

283.

Wer sucht wird zweifeln. Das Genie sagt aber so dreist und sicher, was es in sich vorgehn sieht, weil es nicht in seiner Darstellung und also auch die Darstellung nicht in ihm befangen ist, sondern seine Betrachtung und das Betrachtete frey zusammen zu (78) stimmen, zu einem Werke frey sich zu vereinigen scheinen. Wenn wir von der Aussenwelt sprechen, wenn wir wirkliche Gegenstände schildern, so verfahren wir wie das Genie. Ohne Genialität existirten wir alle überhaupt nicht. Genie ist zu allem nöthig. Was man aber gewöhnlich Genie nennt, ist Genie des Genie's.

284.

Der Geist führt einen ewigen Selbstbeweis.

285.

Der transcendentale Gesichtspunkt für dieses Leben erwartet uns. Dort wird es uns erst recht bedeutend werden.

286.

Das Leben eines wahrhaft kanonischen Menschen muss durchgehends symbolisch seyn. Wäre unter dieser Voraussetzung nicht jeder Tod ein Versöhnungstod? Mehr oder weniger versteht sich; und liessen sich nicht mehre höchst merkwürdige Folgerungen daraus ziehen?

287.

Nur dann zeige ich, dass ich einen Schriftsteller verstanden habe, wenn ich in seinem Geiste handeln kann; wenn ich ihn, ohne seine Individualität zu schmälern, übersetzen und mannichfach verändern kann.

288.

Wir sind dem Aufwachen nah, wenn wir träumen dass wir träumen.

289.

Ächt geselliger Witz ist ohne Knall. Es giebt eine Art desselben, die nur magisches Farbenspiel in höhern Sphären ist.

290.

(79) Geistvoll ist das, worin sich der Geist unaufhörlich offenbart, wenigstens oft von neuem in veränderter Gestalt wiedererscheint; nicht bloss etwa nur einmal, so zu Anfang, wie bey vielen philosophischen Systemen.

282: Novalis. N 180.
283: Novalis. N 145 *und* N^5 303.
284: Novalis. N^5 237.
285: Novalis?
286: Novalis. N^5 237.
287: Novalis. N 138.
288: Novalis. N 103.
289: Novalis. N 142.
290: Novalis. N 80.

291.

Deutsche giebt es überall. Germanität ist so wenig, wie Romanität, Gräcität oder Britannität auf einen besondern Staat eingeschränkt; es sind allgemeine Menschenkaraktere die nur hie und da vorzüglich allgemein geworden sind. Deutschheit ist ächte Popularität, und darum ein Ideal.

292.

Der Tod ist eine Selbstbesiegung, die wie alle Selbstüberwindung, eine neue leichtere Existenz verschafft.

293.

Brauchen wir zum Gewöhnlichen und Gemeinen vielleicht deswegen so viel Kraft und Anstrengung, weil für den eigentlichen Menschen nichts ungewöhnlicher nichts ungemeiner ist als armselige Gewöhnlichkeit?

294.

Genialischer Scharfsinn ist scharfsinniger Gebrauch des Scharfsinns.

295.

Auf die berühmte Preisfrage der Berliner Akademie der Wissenschaften über die Fortschritte der Metaphysik sind Antworten jeder Art erschienen: eine feindliche, eine günstige, eine überflüssige, noch eine, (80) auch eine dramatische, und sogar eine Sokratische von Hülsen. Ein wenig Enthusiasmus, wenn er auch roh seyn sollte, ein gewisser Schein von Universalität verfehlen ihre Wirkung nicht leicht, und verschaffen auch wohl dem Paradoxen ein Publikum. Aber der Sinn für reine Genialität ist selbst unter gebildeten Menschen eine Seltenheit. Kein Wunder also, wenn es nur wenige wissen, dass Hülsens Werk eines von denen ist, wie sie in der Philosophie immer sehr selten waren und es auch jetzt noch sind: ein Werk im strengsten Sinne des Worts, ein Kunstwerk, das Ganze aus Einem Stück, an dialektischer Virtuosität das nächste nach Fichte, und das eine erste Schrift, die der Veranlassung nach eine Gelegenheitsschrift seyn sollte. Hülsen ist seines Gedankens und seines Ausdrucks völlig Meister, er geht sicher und leise; und diese ruhige hohe Besonnenheit bey dem weitumfassenden Blick und der reinen Humanität, ist es eben was ein historischer Philosoph in seinem antiquarischen und aus der Mode gekommenen Dialekt das Sokratische nennen würde; eine Terminologie, die sich jedoch ein Künstler, der so viel philologischen Geist hat, gefallen lassen muss.

296.

Ungeachtet er so eine idyllische Natur ist, hat Fontenelle doch eine starke Antipathie gegen den Instinkt, und vergleicht das

291: Novalis. N 201.
292: Novalis. N^5 237.
293: Novalis. N 179.
295: Friedrich. *Vgl. D* 359.
296: *Auf Varnhagens Autorität B* 30 (104) *abgedruckt.*

reine Talent, welches er für unmöglich hält, mit dem ganz absichtslosen Kunstfleisse der Biber. Wie schwer ist es sich selbst nicht zu übersehn! Denn wenn Fontenelle sagt: La gêne fait (81) l'essence et le merite brillant de la Poesie: so scheints kaum möglich, die französische Poesie mit wenigen Worten besser zu karakterisiren. Aber ein Biber, der Academicien wäre, könnte wohl nicht mit vollkommnerem Unbewusstseyn das Rechte treffen.

297.

Gebildet ist ein Werk, wenn es überall scharf begränzt, innerhalb der Gränzen aber gränzenlos und unerschöpflich ist, wenn es sich selbst ganz treu, überall gleich, und doch über sich selbst erhaben ist. Das Höchste und Letzte ist, wie bey der Erziehung eines jungen Engländers, le grand tour. Es muss durch alle drey oder vier Welttheile der Menschheit gewandert seyn, nicht um die Ecken seiner Individualität abzuschleifen, sondern um seinen Blick zu erweitern und seinem Geist mehr Freyheit und innre Vielseitigkeit und dadurch mehr Selbständigkeit und Selbstgenugsamkeit zu geben.

298.

Die Orthodoxen unter den Kantianern suchen das Prinzip ihrer Philosophie vergeblich im Kant. Es steht in Bürgers Gedichten und lautet: „Ein Kaiserwort soll man nicht drehn noch deuteln."

299.

An genialischem Unbewusstseyn können die Philosophen, dünkt mich, den Dichtern den Rang recht wohl streitig machen.

300.

Wenn Verstand und Unverstand sich berühren, so giebt es einen elektrischen Schlag. Das nennt man Polemik.

301.

(82) Noch bewundern die Philosophen im Spinosa nur die Konsequenz, wie die Engländer am Shakspeare bloss die Wahrheit preisen.

302.

Vermischte Gedanken sollten die Kartons der Philosophie seyn. Man weiss, was diese den Kennern der Mahlerey gelten. Wer nicht philosophische Welten mit dem Crayon skizziren, jeden Gedanken, der Physiognomie hat, mit ein paar Federstrichen karakterisiren kann, für den wird die Philosophie nie Kunst, und also auch nie Wissenschaft werden. Denn in der Philosophie geht der

299: *Nach Varnhagen von Schleiermacher* D_1 *75.*
300: Friedrich. K 231 (28).
301: Friedrich. K 232 (29).
302: Friedrich. *Vgl. Windischmann IV 415.*

Weg zur Wissenschaft nur durch die Kunst, wie der Dichter im Gegentheil erst durch Wissenschaft ein Künstler wird.

303.

Immer tiefer zu dringen, immer höher zu steigen, ist die Lieblingsneigung der Philosophen. Auch gelingt es, wenn man ihnen aufs Wort glaubt, mit bewundrungswürdiger Schnelligkeit. Mit dem Weiterkommen geht es dagegen langsam genug. Besonders in Rücksicht der Höhe überbieten sie sich ordentlich, wie wenn zwey zugleich auf einer Aukzion unbedingte Commission haben. Vielleicht ist aber alle Philosophie, die philosophisch ist, unendlich hoch und unendlich tief. Oder steht Plato niedriger als die jetzigen Philosophen?

304.

Auch die Philosophie ist das Resultat zwey streitender Kräfte, der Poesie und Praxis. Wo diese sich ganz durchdringen und in Eins schmelzen, da entsteht (83) Philosophie; wenn sie sich wieder zersetzt, wird sie Mythologie, oder wirft sich ins Leben zurück. Aus Dichtung und Gesetzgebung bildete sich die Griechische Weisheit. Die höchste Philosophie, vermuthen einige, dürfte wieder Poesie werden; und es ist sogar eine bekannte Erfahrung, dass gemeine Naturen erst nach ihrer Art zu philosophiren anfangen, wenn sie zu leben aufhören. — Diesen chemischen Prozess des Philosophirens besser darzustellen, wo möglich die dynamischen Gesetze desselben ganz ins Reine zu bringen, und die Philosophie, welche sich immer von neuem organisiren und desorganisiren muss, in ihre lebendigen Grundkräfte zu scheiden, und zu ihrem Ursprung zurückzuführen, das halte ich für Schellings eigentliche Bestimmung. Dagegen scheint mir seine Polemik, besonders aber seine litterarische Kritik der Philosophie eine falsche Tendenz zu seyn; und seine Anlage zur Universalität ist wohl noch nicht gebildet genug, um in der Philosophie der Physik das finden zu können, was sie da sucht.

305.

Absicht bis zur Ironie, und mit willkührlichem Schein von Selbstvernichtung ist eben sowohl naiv, als Instinkt bis zur Ironie. Wie das Naive mit den Widersprüchen der Theorie und der Praxis, so spielt das Groteske mit wunderlichen Versetzungen von Form und Materie, liebt den Schein des Zufälligen und Seltsamen, und kokettirt gleichsam mit unbedingter Willkühr. Humor hat es mit Seyn und Nichtseyn zu thun, und sein eigentliches Wesen ist Reflexion. Da-(84)her seine Verwandtschaft mit der Elegie und allem, was transcendental ist; daher aber auch sein Hochmuth und sein

304: Friedrich. *Vgl.* D_1 *76.*
305: Friedrich. *Vgl. D 361.*

Hang zur Mystik des Witzes. Wie Genialität dem Naiven, so ist ernste reine Schönheit dem Humor nothwendig. Er schwebt am liebsten über leicht und klar strömenden Rhapsodien der Philosophie oder der Poesie und flieht schwerfällige Massen, und abgerissne Bruchstücke.

306.

Die Geschichte von den Gergesener Säuen ist wohl eine sinnbildliche Prophezeyung von der Periode der Kraftgenie's, die sich nun glücklich in das Meer der Vergessenheit gestürzt haben.

307.

Wenn ich meine Antipathie gegen das Katzengeschlecht erkläre, so nehme ich Peter Leberechts gestiefelten Kater aus. Krallen hat er, und wer davon geritzt worden ist, schreyt, wie billig, über ihn; Andre aber kann es belustigen, wie er gleichsam auf dem Dache der dramatischen Kunst herumspaziert.

308.

Der Denker braucht grade ein solches Licht wie der Mahler: hell, ohne unmittelbaren Sonnenschein oder blendende Reflexe, und, wo möglich, von oben herab.

309.

Welche Vorstellungen müssen die Theoristen gehabt haben, die das Porträt vom Gebiet der eigentlich schönen, freyen und schaffenden Kunst ausschliessen. Es ist grade, als wollte man es nicht für Poe-(85)sie gelten lassen, wenn ein Dichter seine wirkliche Geliebte besingt. Das Porträt ist die Grundlage und der Prüfstein des historischen Gemähldes.

310.

Neuerdings ist die unerwartete Entdeckung gemacht worden, in der Gruppe des Laokoon sey der Held sterbend vorgestellt, und zwar an einem Schlagflusse. Weiter lässt sich nun die Kennerschaft in dieser Richtung nicht treiben, es müsste uns denn jemand belehren, Laokoon sey wirklich schon todt, welches auch in Rücksicht auf den Kenner seine vollkommene Richtigkeit haben würde. Bey Gelegenheit werden Lessing und Winkelmann zurechtgewiesen: nicht Schönheit, wie jener behauptet, (eigentlich beyde und mit ihnen Mengs) noch stille Grösse und edle Einfalt, wie dieser, sey das Grundgesetz der Griechischen Kunst gewesen, sondern Wahrheit der Karakteristik. Karakterisiren will wohl alle menschliche Bildnerey bis auf die hölzernen Götzen der Kamtschadalen hinunter. Wenn man aber den Geist einer Sache in Einem Zuge fassen will, so nennt man nicht das, was sich von selbst versteht, und was sie mit andern gemein hat, sondern was wesentlich ihre Eigenthümlichkeit bezeichnet. Karakterlose Schönheit lässt sich nicht denken: sie wird, wenn auch keinen ethischen, doch allezeit einen physischen Karakter haben,

309: Wilhelm. S 435 (70). B 21 (70).

310: Wilhelm. *Dieses gegen Hirts Horenaufsatz über den Laokoon gerichtete Fragment ist mit Wilhelms Ausfall gegen Hirt im Athenäum II 2, 226 f. zusammenzuhalten.* *H 283*.* D_1 *76.*

d. h. die Schönheit eines gewissen Alters und Geschlechts seyn, oder bestimmte körperliche Gewöhnungen verrathen, wie die Körper der Ringer. Die alte Kunst hat nicht nur ihre unter Anleitung der Mythologie erschaffnen (86) Bildungen in dem höchsten und würdigsten Sinne gedacht, sondern mit jedem Karakter der Formen und des Ausdrucks den Grad von Schönheit vereinbart, der dabey Statt finden konnte, ohne jenen zu zerstören. Dass sie diess auch da möglich zu machen gewusst, wo ein barbarischer Geschmack nicht einmal des Gedankens fähig gewesen wäre, lässt sich, z. B. an antiken Medusenköpfen, beynah mit Händen greifen. Wenn komische oder tragische Darstellungen ein Einwurf gegen diess allgemeine, durchgängige Streben nach Schönheit wären, so läge er zu nahe, als dass er Kennern des Alterthums wie Mengs und Winkelmann hätte entgehen können. Man vergleiche die gröbste Ausgelassenheit antiker Satyren und Bakchantinnen mit ähnlichen Vorstellungen aus der Flamändischen Schule, und man müsste selbst ganz unhellenisch seyn, wenn man nicht dort noch das Hellenische fühlte. Es ist ganz etwas anders, im Schmutze gemeiner Sinnlichkeit einheimisch seyn, oder sich, wie eine Gottheit in eine Thiergestalt, aus muthwilliger Lust dazu herablassen. Auch bey der Wahl schrecklicher Gegenstände kommt ja noch alles auf die Behandlung an, welche den mildernden Hauch der Schönheit darüber verbreiten kann, und in der Griechischen Kunst und Poesie wirklich verbreitet hat. Grade in streitenden Elementen, in dem unauflöslich scheinenden Widerspruche zwischen der Natur des Dargestellten und dem Gesetze der Darstellung, erscheint die innre Harmonie des Geistes am göttlichsten. Oder wird man in den Tragödien des Sophokles, deswe-(87)gen weil sie höchst tragisch sind, die stille Grösse und edle Einfalt wegläugnen? Dass im Körper des Laokoon der gewaltsamste Zustand des Leidens und der Anstrengung ausgedrückt sey, hat Winkelmann sehr bestimmt anerkannt; nur im Gesichte, behauptet er, erscheine die nicht erliegende Heldenseele. Jetzt erfahren wir, dass Laokoon nicht schreyt, weil er nicht mehr schreyen kann. Nämlich von wegen des Schlagflusses. Freylich kann er nicht schreyen, sonst würde er gegen eine so entstellende Beschreibung und Verkennung seiner heroischen Grösse die Stimme erheben.

311.

Wenn der Geschmack der Engländer in der Mahlerey, wie die mechanische Zierlichkeit ihrer Kupferstiche befürchten lässt, sich auf dem festen Lande noch weiter verbreiten sollte, so möchte man darauf antragen, den ohne diess unschicklichen Namen, historisches Gemählde, abzuschaffen und dafür theatralisches Gemählde einzuführen.

312.

Gegen den Vorwurf, dass die eroberten Italiänischen Gemählde in Paris übel behandelt würden, hat sich der Säuberer derselben erboten, ein Bild von Carracci halb gereinigt und halb in seinem ursprünglichen Zustande aufzustellen. Ein artiger Einfall! So sieht man bey plötzlichem Lärm auf der Gasse manchmal ein halb rasirtes Gesicht zum Fenster herausgucken; und mit Französischer Lebhaftigkeit und Ungeduld betrieben, mag das Säuberungsgeschäft überhaupt viel von der Barbierkunst an sich haben.

313.

(88) Die zarte Weiblichkeit in Gedanken und Dichtungen, die auf den Bildern der Angelika Kaufmann anzieht, hat sich bey den Figuren mitunter auf eine unerlaubte Art eingeschlichen: ihren Jünglingen sieht es aus den

311: Wilhelm. S 435 (71). B 21 (71).
312: Wilhelm. B 30 (105) *auf Varnhagens Autorität abgedruckt. Vgl. B I 61.*
313: Wilhelm. S 435 (72). B 21 (72).

Augen, dass sie gar zu gern einen Mädchenbusen hätten, und wo möglich auch solche Hüften. Vielleicht waren sich die Griechischen Mahlerinnen dieser Gränze oder Klippe ihres Talentes bewusst. Unter den wenigen, die Plinius nennt, führt er von der Timarete, Irene und Lala nur weibliche Figuren an.

314.

Da man jetzt überall moralische Nutzanwendungen verlangt, so wird man auch die Nützlichkeit der Porträtmahlerey durch eine Beziehung auf häusliches Glück darthun müssen. Mancher, der sich an seiner Frau ein wenig müde gesehen, findet seine ersten Regungen vor den reineren Zügen ihres Bildnisses wieder.

315.

Der Ursprung der Griechischen Elegie, sagt man, liege in der lydischen Doppelflöte. Sollte er nicht nächstdem auch in der menschlichen Natur zu suchen seyn?

316.

Für Empiriker, die sich auch bis zum Streben nach Gründlichkeit und bis zum Glauben an einen grossen Mann erheben können, wird die Fichtische Wissenschaftslehre doch nie mehr seyn als das dritte Heft von dem philosophischen Journal, die Konstituzion.

317.

(89) Wenn Nichts zuviel so viel bedeutet als Alles ein wenig: so ist Garve der grösste deutsche Philosoph.

318.

Heraklit sagte, man lerne die Vernunft nicht durch Vielwisserey. Jetzt scheint es[a]) nöthiger zu erinnern, dass man durch reine Vernunft allein noch nicht gelehrt werde.

319.

Um einseitig seyn zu können, muss man wenigstens eine Seite haben. Diess ist gar nicht der Fall der Menschen, (die gleich ächten Rhapsoden nach Platos Karakteristik dieser Gattung) nur für Eins Sinn haben, nicht weil es ihr Alles, sondern weil es ihr Einziges ist, und immer dasselbe absingen. Ihr Geist ist nicht so wohl in enge Gränzen eingeschlossen; er hört vielmehr gleich auf, und wo er aufhört, geht unmittelbar der leere Raum an. Ihr ganzes Wesen ist wie ein Punkt, der aber doch die Aehnlichkeit mit dem Golde hat, das er sich zu einem unglaublich dünnen Plättchen sehr weit auseinanderschlagen lässt.

314: Wilhelm. S 436 (73). B 21 (73).
315: *Nach Varnhagen von Friedrich und Schleiermacher* D_1 *75.*
318: Friedrich. K 245 (73) [a]) es fast

320.

Warum fehlt in den modigen Verzeichnissen aller möglichen Grundsätze der Moral immer das Ridicüle? Etwa weil dieses Prinzip nur in der Praxis allgemein gilt?

321.

Über das geringste Handwerk der Alten wird keiner zu urtheilen wagen, der es nicht versteht. Über die Poesie und Philosophie der Alten glaubt jeder (90) mitsprechen zu dürfen, der eine Konjektur oder einen Kommentar machen kann, oder etwa in Italien gewesen ist. Hier glauben sie einmal dem Instinkt zu viel: denn übrigens mag es wohl eine Foderung der Vernunft seyn, dass jeder Mensch ein Poet und ein Philosoph seyn solle, und die Foderungen der Vernunft, sagt man, ziehen den Glauben nach sich. Man könnte diese Gattung des Naiven das philologische Naive nennen.

322.

Das beständige Wiederhohlen des Themas in der Philosophie entspringt aus zwey verschiedenen Ursachen. Entweder der Autor hat etwas entdeckt, er weiss aber selbst noch[a]) nicht recht was; und in diesem Sinne sind Kants Schriften musikalisch genug. Oder er hat etwas Neues gehört, ohne es gehörig zu vernehmen, und in diesem Sinne sind die Kantianer die grössten Tonkünstler der Litteratur.

323.

Dass ein Prophet nicht in seinem Vaterlande gilt ist wohl der Grund, warum kluge Schriftsteller es so häufig vermeiden, ein Vaterland im Gebiete der Künste und Wissenschaften zu haben. Sie legen sich lieber aufs Reisen, Reisebeschreibungen, oder auf's Lesen und Übersetzen von Reisebeschreibungen, und erhalten das Lob der Universalität.

324.

Alle Gattungen sind gut, sagt Voltaire, ausgenommen die langweilige Gattung. Aber welches ist denn nun die langweilige Gattung? Sie mag grösser (91) seyn als alle andern und viele Wege mögen dahin führen. Der kürzeste ist wohl, wenn ein Werk nicht weiss, zu welcher Gattung es gehören will oder soll. Sollte Voltaire diesen Weg nie gegangen seyn?

325.

Wie Simonides die Poesie eine redende Mahlerey und die Mahlerey eine stumme Poesie nannte, so könnte man sagen, die

321: Friedrich. K 232 (30).
322: Friedrich. K 232 (31). a) *fehlt*
323: Friedrich. K 244 (71).

Geschichte sey eine werdende Philosophie, und die Philosophie eine vollendete Geschichte. Aber Apoll, der nicht verschweigt und nicht sagt, sondern andeutet, wird nicht mehr verehrt und wo sich eine Muse sehen lässt, wollen sie sie gleich zu Protokoll vernehmen. Wie übel verfährt selbst Lessing mit jenem schönen Wort des geistvollen Griechen, der vielleicht keine Gelegenheit hatte, an descriptive poetry zu denken, und dem es sehr überflüssig scheinen musste, daran zu erinnern, dass die Poesie auch eine geistige Musik sey, da er keine Vorstellung davon hatte, dass beyde Künste getrennt seyn könnten.

326.

Wenn gemeine Menschen, ohne Sinn für die Zukunft, einmahl von der Wuth des Fortschreitens ergriffen werden, treiben sie's auch recht buchstäblich. Den Kopf voran und die Augen zu schreiten sie in alle Welt, als ob der Geist Arme und Beine hätte. Wenn sie nicht etwa den Hals brechen, so erfolgt gewöhnlich eins von beyden: entweder sie werden stätisch oder sie machen linksum. Mit den letzten muss mans machen wie Caesar, der die Gewohnheit hatte, im (92) Gedränge der Schlacht flüchtig gewordene[a]) Krieger bey der Kehle zu packen, und mit dem Gesicht gegen die Feinde zu kehren.

327.

Virtuosen in verwandten Gattungen verstehn sich oft am wenigsten, und auch die geistige Nachbarschaft pflegt Feindseligkeiten zu veranlassen. So findet man nicht selten, dass edle und gebildete Menschen, die alle göttlich dichten, denken oder leben, deren jeder aber sich der Gottheit auf einem andern Wege nähert, einander die Religion absprechen, gar nicht um der Parthey oder des Systems willen, sondern aus Mangel an Sinn für religiöse Individualität. Die Religion ist schlechthin gross wie die Natur, der vortrefflichste Priester hat doch nur ein klein Stück davon. Es giebt unendlich viel Arten derselben, die sich jedoch von selbst unter einige Hauptrubriken zu ordnen scheinen. Einige haben am meisten Talent für die Anbetung des Mittlers, für Wunder und Gesichte. Das sind die, welche der gemeine Mann, wie es kommt, Schwärmer oder Poeten nennt. Ein andrer weiss vielleicht mehr von Gott dem Vater, und versteht sich auf Geheimnisse und Weissagungen. Dieser ist ein Philosoph, und wird wie der Gesunde von der Gesundheit, nicht viel von der Religion reden, am wenigsten von seiner eignen. Andre glauben an den heiligen Geist, und was dem anhängt, Offenbarungen, Eingebungen u. s. w.; an sonst aber niemand. Das sind künstlerische Naturen. Es ist ein sehr natür-

326: Friedrich. K 244 (70). *Von Varnhagen Schleiermachern zugeschrieben* D_{I} *75.* a) gewordne

licher ja fast unvermeidlicher Wunsch, alle Gattungen der Religion (93) in sich vereinigen zu wollen. In der Ausführung ists damit aber ungefähr, wie mit der Vermischung der Dichtarten. Wer aus wahrem Instinkt zugleich an den Mittler und an den heiligen Geist glaubt, pflegt schon die Religion als isolirte Kunst zu treiben, welches eine der misslichsten Professionen ist, die ein ehrlicher Mann treiben kann. Wie müsste es erst einem ergehn, der an alle drey glaubt!

328.

Nur der, welcher sich selbst setzt, kann andre setzen. Eben so hat nur der, welcher sich selbst annihilirt, ein Recht jeden andern zu annihiliren.

329.

Es ist kindisch, den Leuten das einreden zu wollen, wofür sie keinen Sinn haben. Thut als ob sie nicht da wären, und macht ihnen vor, was sie sehen lernen sollen. Diess ist zugleich höchst weltbürgerlich und höchst sittlich; sehr höflich und sehr cynisch.

330.

Viele haben Geist oder Gemüth oder Fantasie. Aber weil es für sich selbst nur in flüchtiger dunstförmiger Gestalt erscheinen könnte, hat die Natur Sorge getragen, es durch irgend einen gemeinen erdigen Stoff chemisch zu binden. Dieses Gebundne zu entdecken ist die beständige Aufgabe des höchsten Wohlwollens, aber es erfodert viel Übung in der intellektuellen Chemie. Wer für jedes, was in der menschlichen Natur schön ist, ein untrügliches Reagens zu entdecken wüsste, würde uns eine neue Welt zeigen. (94) Wie in der Vision des Propheten würde auf einmal das unendliche Feld zerstückter Menschenglieder lebendig werden.

331.

Es giebt Menschen, die kein Interesse an sich selbst nehmen. Einige, weil sie überhaupt keines, auch nicht an andern, fähig sind. Andere, weil sie ihres gleichmässigen Fortschreitens sicher sind, und weil ihre selbstbildende Kraft keiner reflektirenden Theilnahme mehr bedarf, weil hier Freyheit in allen ihren höchsten und schönsten Aeusserungen gleichsam Natur geworden ist. So berührt sich auch hier in der Erscheinung das Niedrigste und das Erhabenste.

332.

Unter den Menschen, die mit der Zeit fortgehn, giebt es manche, welche, wie die fortlaufenden Kommentare, bey den schwierigen Stellen nicht still stehn wollen.

333.

Gott ist nach Leibnitz wirklich, weil nichts seine Möglichkeit verhindert. In dieser Rücksicht ist Leibnitzens Philosophie recht gottähnlich.

328: Schleiermacher. D_1 81.
329: Schleiermacher. D_1 87.
330: Schleiermacher. D_1 80.
331: Schleiermacher D_1 80.
332: *Nach Varnhagen von Schleiermacher D_1 75.*
333: Friedrich. K 237 (45). *Fast wörtlich in Schleiermachers Leibnitzheft D_1 72.*

334.

Dafür ist das Zeitalter noch nicht reif, sagen sie immer. Soll es deswegen unterbleiben? — Was noch nicht seyn kann, muss wenigstens immer im Werden bleiben.

335.

Wenn Welt der Inbegriff desjenigen ist, was sich dynamisch afficirt, so wird es der gebildete (95) Mensch wohl nie dahin bringen, nur in einer Welt zu leben. Die eine müsste die beste seyn, die man nur suchen soll, nicht finden kann. Aber der Glaube an sie ist etwas so heiliges, wie der Glaube an die Einzigkeit in der Freundschaft und Liebe.

336.

Wer mit seiner Manier, kleine Silhouetten von sich selbst in verschiednen Stellungen aus freyer Hand auszuschneiden und umherzubieten, eine Gesellschaft unterhalten kann, oder auf den ersten Wink fertig ist, den Kastellan von sich selbst zu machen, und was in ihm ist jedem, der an seiner Thüre stehn bleibt, zu zeigen wie ein Landedelmann die verschrobenen Anlagen seines englischen Gartens, der heisst ein offner Mensch. Für die, welche auch in die Gesellschaft ihre Trägheit mitbringen und beyläufig gern was sie um sich sehn mustern und klassifiziren möchten, ist dies freylich eine bequeme Eigenschaft. Auch giebt es Menschen genug, die dieser Foderung entsprechen, und durchaus in dem Styl eines Gartenhauses gebaut sind, wo jedes Fenster eine Thür ist, und jedermann Platz zu nehmen genöthigt wird, in der Voraussetzung, dass er nicht mehr zu finden erwarte, als was ein Dieb in einer Nacht ausräumen könnte, ohne sich sonderlich zu bereichern. Ein eigentlicher Mensch, der etwas mehr in sich hat, als diesen ärmlichen Hausbedarf, wird sich freylich nicht so preis geben, da es ohnediess vergeblich wäre, ihn aus Selbstbeschreibungen, auch aus den besten und geistvollsten, kennen lernen zu wollen. Von einem Karakter giebt es keine an-(96)dre Erkenntniss als Anschauung. Ihr müsst selbst den Standpunkt finden, aus dem grade ihr das Ganze übersehn könnt, und müsst verstehn aus den Erscheinungen das Innere nach festen Gesetzen und sichern Ahndungen zu konstruiren. Für einen reellen Zweck ist also jenes Selbsterklären überflüssig. Und Offenheit in diesem Sinne zu fodern, ist eben so anmassend als unverständig. Wer dürfte sich selbst zerlegen, wie das Objekt einer anatomischen Vorlesung, das Einzelne aus der Verbindung, in der es allein schön und verständlich ist, herausreissen, und auch das Feinste und Zarteste mit Worten gleichsam aussprüzen, dass es zur Ungestaltheit ausgedehnt wird? Das innere Leben verschwindet unter dieser Behandlung; sie ist der jämmerlichste Selbstmord. Der Mensch gebe sich selbst, wie ein Kunstwerk, welches im Freyen ausgestellt Jedem den Zutritt verstattet, und doch nur von denen genossen und verstanden wird, die Sinn und Studium mitbringen. Er stehe frey und bewege sich seiner Natur gemäss, ohne zu fragen, wer ihn ansieht und wie. Diese ruhige Unbefangenheit verdient eigentlich den Namen der Offenheit allein: denn offen ist, wo hinein jeder gehn kann, ohne dass etwas gewaltthätiges nöthig wäre; versteht sich, dass er auch das, was nicht Niet- und Nagelfest ist, mit Achtung behandle. Mehr gehört nicht zu der Gastfreyheit die der Mensch innerhalb seines Gemüths beweisen muss: alles übrige ist nur in den Ergiessungen und den Genüssen einer vertrauten Freundschaft nicht an der unrechten Stelle. Um diesen engeren Kreis erst zu finden, be-(97)darf es freylich einer etwas zuvorkommendern Mittheilung, einer schamhaften, schüchtern versuchenden Offenheit,

334: Schleiermacher. D_1 87. *In dem Leibnitzheft.*
335: Schleiermacher. D_1 80. *In dem Leibnitzheft.*
336: Schleiermacher. D_1 81 ff. — *Vgl. Schl III 80. 97. H 282*. D 252. 257. D_1 79. Auch von Varnhagen Schleiermachern zugeschrieben* D_1 75.

die hie und da durch einen kleinen Druck ihr innerstes Daseyn mit seinen Springfedern errathen lässt, und ihre Tendenz zu Liebe und Freundschaft offenbart. Sie ist aber kein permanenter Zustand, sondern wie eine Wünschelruthe schlägt sie nur da an, wo der Instinkt der Freundschaft seinen Schatz zu heben hoft. Über diese schmale Linie des sittlich Schönen werden liebenswürdige Seelen nur durch Missverstand zu beyden Seiten etwas hinausgeführt. Durch misslungene Versuche dieses schönen Instinkts zu jener interessanten Verschlossenheit, die sich nicht verstellen, sondern nur verbergen will, und die jeden, der das Vortreffliche zu ahnden weiss, so zauberisch intriguirt; durch sanguinische Hoffnungen und durch eine Reizbarkeit, welche auch von der geringsten Affinität in Bewegung gesetzt wird, zu jener naiven Herzlichkeit, welche, wie die Freymaurer meynt, dass wenigstens der erste Grad niemals zu Vielen gegeben werden kann. Diese Erscheinungen sind erfreulich und interessant, weil sie noch an der Gränze des Besten liegen, und nur der Uneingeweihte wird sie mit Manieren verwechseln, die aus reiner Unfähigkeit hervorgehn. So wie man ein nicht verstandnes Buch lieber verläugnet, so sind viele nur deswegen verschlossen, weil sie den Fragen über sich selbst ausweichen wollen; und wie Manche nicht für sich lesen können, ohne zugleich die Worte hören zu lassen, so können Manche sich nicht anschaun, ohne immer zu sagen, was sie sehn. Diese Verschlossenheit (98) aber ist ängstlich und kindisch verlegen, und diese nur scheinbare Offenheit kümmert sich nicht, ob Jemand da ist und wer, sondern strömt ihren Stoff aus ins Weite und nach allen Richtungen wie eine elektrische Spitze. Eine andre langweilige Offenheit, der mehr mit Hörern gedient ist, ist die der Enthusiasten die aus reinem Eifer für das Reich Gottes sich selbst vortragen, erläutern und übersetzen, weil sie glauben Normal-Seelen zu seyn, an denen alles lehrreich und erbaulich ist. Heinrich Stilling mag leicht der vollkommenste unter diesen seyn; und wie ist er nun ganz herunter? Mit dem was wir nur haben, können wir uns ohne so grosse Gefahr viel freygebiger zeigen. Erfahrungen und Erkenntnisse deren Erwerbung von[a]) lokalen und temporellen Verhältnissen abhängt, darf keiner nur für sich haben wollen; sie müssen für jeden rechtlichen Mann immer bereit liegen. Es giebt freylich eine nicht eben beneidenswerthe Art, auch Meinungen, Gefühle und Grundsätze nur so zu haben, und mit wem es so steht, der hat natürlich für seine unbedeutende Offenheit einen weit grössern Spielraum. Dagegen sind diejenigen sehr übel daran, bey denen Eigenthümlichkeit des Sinnes und Karakters überall ins Spiel kommt. Ihnen muss man erlauben, auch mit dem was andren nur lose anzuhängen pflegt zurückhaltender zu seyn, bis vollendete Kenntniss ihrer selbst und der andern ihnen den sichern Takt giebt, die Sache, worauf es den Leuten allein ankommt von ihrer individuellen Ansicht durchaus zu trennen und zu jedem Stoff, die ihnen fremde, Jenen aber so erwünschte (99) gemeine Form zu finden. So können Notizen und Urtheile mitgetheilt werden, ohne auf Ideen hinzudeuten und Empfindungen zu profaniren; und die Heiligkeit des Gemüths kann bewahrt werden, ohne irgend einem zu versagen, was ihm auch nur entfernt gebührt. Wer es dahin gebracht hätte, könnte für jeden offen seyn, nach dem Mass, welches ihm zukommt. Jeder würde glauben, ihn zu haben und zu kennen, und nur der, der ihm gleich wäre, oder dem er es gäbe, würde ihn wirklich besitzen.

337.

Arrogant ist, wer Sinn und Karakter zugleich hat, und sich dann und wann merken lässt, dass diese Verbindung gut und nützlich sey. Wer beydes auch von den Weibern fodert, ist ein Weiberfeind.

[a]) an A

337: Schleiermacher D_1 86. *In Schleiermachers Fragmentenbuch 5. Vgl. D 252. H 901.*

338.

Nur die äusserlich bildende und schaffende Kraft des Menschen ist veränderlich und hat ihre Jahreszeiten. Verändrung ist nur ein Wort für die physische Welt. Das Ich verliert nichts, und in ihm geht nichts unter; es wohnt mit allem, was ihm angehört, seinen Gedanken und Gefühlen, in der Burgfreyheit der Unvergänglichkeit. Verloren gehn kann nur das, was bald hierhin bald dorthin gelegt wird. Im Ich bildet sich alles organisch, und alles hat seine Stelle. Was du verlieren kannst, hat dir noch nie angehört. Das gilt bis auf einzelne Gedanken.

339.

Sinn der sich selbst sieht, wird Geist; Geist ist innre Geselligkeit, Seele ist verborgene Liebenswürdig-(100)keit. Aber die eigentliche Lebenskraft der innern Schönheit und Vollendung ist das Gemüth. Man kann etwas Geist haben ohne Seele, und viel Seele bey weniger Gemüth. Der Instinkt der sittlichen Grösse aber, den wir Gemüth nennen, darf nur sprechen lernen, so hat er Geist. Er darf sich nur regen und lieben, so ist er ganz Seele; und wann er reif ist, hat er Sinn für alles. Geist ist wie eine Musik von Gedanken; wo Seele ist, da haben auch die Gefühle Umriss und Gestalt, edles Verhältniss und reizendes Kolorit. Gemüth ist die Poesie der erhabenen Vernunft, und durch Vereinigung mit Philosophie und sittlicher Erfahrung entspringt aus ihm die namenlose Kunst, welche das verworrne flüchtige Leben ergreift und zur ewigen Einheit bildet.

340.

Was oft Liebe genannt wird, ist nur eine eigne Art von Magnetismus. Es fängt an mit einem beschwerlich kitzelnden en rapport Setzen, besteht in einer Desorganisazion und endigt mit einem ekelhaften Hellsehen und viel Ermattung. Gewöhnlich ist auch einer dabey nüchtern.

341.

Wer einen höheren Gesichtspunkt für sich selbst gefunden hat, als sein äusseres Daseyn, kann auf einzelne Momente die Welt aus sich entfernen. So werden diejenigen, die sich selbst noch nicht gefunden haben, nur auf einzelne Momente wie durch einen Zauber in die Welt hineingerückt, ob sie sich etwa finden möchten.

342.

(101) Es ist schön, wenn ein schöner Geist sich selbst anlächelt, und der Augenblick, in welchem eine grosse Natur sich mit Ruhe und Ernst betrachtet, ist ein erhabener Augenblick. Aber das Höchste ist, wenn zwey Freunde zugleich ihr Heiligstes in der Seele des Andern klar und vollständig erblicken, und ihres Werthes gemeinschaftlich froh ihre Schranken nur durch die Ergänzung des

338: Schleiermacher D_1 80. *In Schleiermachers Fragmentenbuch 7. Vgl. H 282**.
339: Friedrich. *Vgl. Schl III 74. D_1 76.*
340: Schleiermacher. D_1 86. *In Schleiermachers Fragmentenbuch 1.*
341: Schleiermacher. D_1 80. *In Schleiermachers Fragmentenbuch 6.*
342: Friedrich. *Vgl. Schl III 74. D_1 76.*

Andern fühlen dürfen. Es ist die intellektuale Anschauung der Freundschaft.

343.

Wenn man ein interessantes philosophisches Phänomen, und dabey ein ausgezeichneter Schriftsteller ist, so kann man sicher auf den Ruhm eines grossen Philosophen rechnen. Oft erhält man ihn auch ohne die letzte Bedingung.

344.

Philosophiren heisst die Allwissenheit gemeinschaftlich suchen.

345.

Es wäre zu wünschen, dass ein transcendentaler Linné die verschiedenen Ichs klassifizirte und eine recht genaue Beschreibung derselben allenfalls mit illuminirten Kupfern herausgäbe, damit das philosophirende Ich nicht mehr so oft mit dem philosophirten Ich verwechselt würde.

346.

Der gepriesne Salto mortale der Philosophen ist oft nur ein blinder Lerm. Sie nehmen in Gedanken einen erschrecklichen[a]) Anlauf und wünschen sich Glück zu der überstandnen Gefahr; sieht man aber nur (102) etwas genau zu, so sitzen sie immer[b]) auf dem alten Fleck. Es ist Don Quixotes Luftreise auf dem hölzernen Pferde. Auch[c]) Jacobi scheint mir zwar nie ruhig werden zu können, aber doch immer da zu bleiben, wo er ist: in der Klemme zwischen zwey Arten von Philosophie, der systematischen und der absoluten, zwischen Spinosa und Leibnitz, wo sich sein zarter Geist etwas wund gedrückt hat.

347.

Es ist noch ungleich gewagter, anzunehmen, dass jemand ein Philosoph sey, als zu behaupten, dass jemand ein Sophist sey: Soll das letzte nie erlaubt seyn, so kann das erste noch weniger gelten.

348.

Es giebt Elegien von der heroisch kläglichen Art, die man so erklären könnte: es sind die Empfindungen der Jämmerlichkeit bey den Gedanken der Albernheit von den Verhältnissen der Plattheit zur Tollheit.

349.

Die Duldung hat keinen andern Gegenstand als das Vernichtende. Wer nichts vernichten will, bedarf gar nicht geduldet zu werden; wer alles

345: Friedrich. K 237 (44). *Von Varnhagen Schleiermachern zugeschrieben* D_1 *75.*

346: Friedrich. K 233 (32). *a*) schrecklichen *b*) immer noch *c*) Auch . . . hat *(z. 22)*: *fehlt.*

347: Friedrich. K 233 (33).

349: Schleiermacher. D_1 81 (10). *In Schleiermachers Fragmentenbuch 12.*

vernichten will, soll nicht geduldet werden. In dem was zwischen beyden liegt, hat diese Gesinnung ihren ganz freyen Spielraum. Denn wenn man nicht intolerant seyn dürfte, wäre die Toleranz nichts.

350.

Keine Poesie, keine Wirklichkeit. So wie es trotz aller Sinne ohne Fantasie keine Aussenwelt giebt, so (103) auch mit allem Sinn ohne Gemüth keine Geisterwelt. Wer nur Sinn hat, sieht keinen Menschen, sondern bloss Menschliches: dem Zauberstabe des Gemüths allein thut sich alles auf. Es setzt Menschen und ergreift sie; es schaut an wie das Auge ohne sich seiner mathematischen Operazion bewusst zu seyn.

351.

Hast du je den ganzen Umfang eines Andern mit allen seinen Unebenheiten berühren können, ohne ihm Schmerzen zu machen? Ihr braucht beyde keinen weitern Beweis zu führen, dass ihr gebildete Menschen seyd.

352.

Es ist eine Dichtung der Geschichtschreiber der Natur, dass ihre plastischen Kräfte lange in vergeblichen Anstrengungen gearbeitet, und nachdem sie sich in Formen erschöpft hatten, die kein dauerndes Leben haben konnten, noch viele andre erzeugt worden wären, die zwar lebten, aber untergehen mussten, weil es ihnen an der Kraft fehlte sich fortzupflanzen. Die sich selbst bildende Kraft der Menschheit steht noch auf dieser Stufe. Wenige leben, und die meisten unter diesen haben nur ein vergängliches Daseyn. Wenn sie ihr Ich in einem glücklichen Moment gefunden haben, so fehlt es ihnen doch an der Kraft es aus sich selbst wieder zu erzeugen. Der Tod ist ihr gewöhnlicher Zustand, und wenn sie einmal leben, glauben sie in eine andre Welt entzückt zu seyn.

353.

(104) Jene Geschichte von einem Franzosen der alten Zeit, welcher seine Adelszeichen den Gerichten übergab, um sie wieder zu fodern, wenn er durch den Handel einiges Vermögen erlangt haben würde, ist eine Allegorie auf die Bescheidenheit. Wer den Ruhm dieser beliebten Tugend haben will, muss es mit seinem innern Adel eben so machen. Er gebe ihn der gemeinen Meynung ad depositum und erwerbe sich dadurch ein Recht ihn wieder zu fodern, dass er mit Glück und Fleiss einen Spedizionshandel treibt mit fremden Verdiensten, Talenten und Einfällen, feinem und Mittelgut, wie es jeder verlangt.

354.

Wer Liberalität und Rigorismus verbinden wollte, bey dem müsste jene etwas mehr seyn als Selbstverläugnung, und dieser etwas mehr als Einseitigkeit. Sollte das aber wohl erlaubt seyn?

355.

Jämmerlich ist freylich jene praktische Philosophie der Franzosen und Engländer, von denen man meynt, sie wüssten so gut, was der Mensch sey,

350: Schleiermacher. D_1 80 (7).
351: Schleiermacher. D_1 81 (9). *In Schleiermachers Fragmentenbuch 9.*
352: Schleiermacher. D_1 79 (1). *In Schleiermachers Fragmentenbuch 10. Der Keim zu diesem Fragment in Schleiermachers Tagebuch D_1 95.*
353: Schleiermacher. D_1 86 (20). *Der Keim zu diesem Fragment in Schleiermachers Tagebuch D_1 96. Auch von Varnhagen Schleiermachern zugeschrieben D_1 75.*
354: Schleiermacher. D_1 81 (11). *In Schleiermachers Fragmentenbuch 11.*
355: Schleiermacher. D_1 83 (14). *In Schleiermachers Fragmentenbuch 2.*

unerachtet sie nicht darüber spekulirten, was er seyn solle. Jede organische Natur hat ihre Regel, ihr Sollen; und wer darum nicht weiss, wie kann der sie kennen? Woher nehmen sie denn den Eintheilungsgrund ihrer naturhistorischen Beschreibungen und wonach messen sie den Menschen? Eben so gut sind sie aber doch als jene, die mit dem Sollen anfangen und endigen. Diese wissen nicht, dass der sittliche Mensch aus eigner Kraft sich um seine Axe frey bewegt. Sie haben (105) den Punkt ausser der Erde gefunden, den nur ein Mathematiker suchen wollen kann, aber die Erde selbst verloren. Um zu sagen, was der Mensch soll, muss man einer seyn, und es nebenbey auch wissen.

356.

Die Welt kennen, heisst wissen, dass man nicht viel auf derselben bedeutet, glauben, dass kein philosophischer Traum darin realisirt werden kann, und hoffen, dass sie nie anders werden wird, höchstens nur etwas dünner.

357.

Von einer guten Bibel fodert Lessing Anspielungen, Fingerzeige, Vorübungen; er billigt auch die Tautologien, welche den Scharfsinn üben, die Allegorien und Exempel, welche das Abstrakte lehrreich einkleiden; und er hat das Zutrauen, die geoffenbarten Geheimnisse seyen bestimmt, in Vernunftwahrheiten ausgebildet zu werden. Welches Buch hätten die Philosophen nach diesem Ideal wohl schicklicher zu ihrer Bibel wählen können, als die Kritik der reinen Vernunft?

358.

Leibniz bedient sich einmal, indem er das Wesen und Thun einer Monade beschreibt, des merkwürdigen Ausdrucks: Cela peut aller jusqu'au sentiment. Diess möchte man auf ihn selbst anwenden. Wenn jemand die Physik universeller macht, sie als ein Stück Mathematik und diese als ein Charadenspiel behandelt, und dann sieht dass er die Theologie dazu[a]) nehmen muss, deren Geheimnisse seinen diplomatischen (106) und deren verwickelte Streitfragen seinen chirurgischen Sinn anlocken: cela peut aller jusqu'a la philosophie, wenn er noch so viel Instinkt hat als Leibniz. Aber eine solche Philosophie wird doch immer nur ein konfuses, unvollständiges Etwas bleiben, wie der Urstoff nach Leibniz seyn soll, der nach Art der[b]) Genies die Form seines Innern einzelnen Gegenständen der Aussenwelt anzudichten pflegt.

359.

Freundschaft ist parziale Ehe und Liebe ist Freundschaft von allen Seiten und nach allen Richtungen, universelle Freundschaft. Das Bewusstseyn der nothwendigen Gränzen ist das Unentbehrlichste und das Seltenste in der Freundschaft.

356: Schleiermacher. D_1 80 (6). *In Schleiermachers Fragmentenbuch 13.*
357: Friedrich. K 235 (39).
358: Friedrich. K 233 (34). *Die einzelnen Gedanken fast wörtlich im Leibnitzheft D_1 72 f.* a) noch dazu b) des
359: Friedrich. *Vgl. Schl I 333.* D_1 76.

360.

Wenn eine Kunst die schwarze Kunst heissen sollte, so wäre es die, den Unsinn flüssig klar und beweglich zu machen, und ihn zur Masse zu bilden. Die Franzosen haben Meisterwerke der Gattung aufzuweisen. Alles grosse Unheil ist seinem innersten Grunde nach eine ernsthafte Fratze, eine mauvaise plaisanterie. Heil und Ehre also den Helden, die nicht müde werden, gegen die Thorheit zu kämpfen, deren Unscheinbarstes oft den Keim zu einer endlosen Reihe ungeheurer Verwüstungen in sich trägt! Lessing und Fichte sind die Friedensfürsten der künftigen Jahrhunderte.

361.

Leibniz sieht die Existenz an wie eine Hofcharge, die man zu Lehn haben muss. Sein Gott ist nicht (107) nur Lehnsherr der Existenz, sondern er besitzt auch als Regale allein Freyheit, Harmonie, synthetisches Vermögen. Ein fruchtbarer Beyschlaf ist die Expedizion eines Adelsdiploms für eine schlummernde Monade aus der göttlichen geheimen Kanzley.

362.

Die Fertigkeit, zu einem gegebnen Zweck die Mittel zu finden, welche ihn, ohne Rücksicht auf etwas anders zu nehmen, am vollkommensten erreichen, und die, sie so zu wählen, dass nicht ausser ihrer Beziehung auf den gegebnen Zweck noch etwas anders daraus erfolge, was entweder einen andern von unsern Zwecken hintertreibt, oder irgend einen Gegenstand für die Zukunft von unsern Bestrebungen ausschliesst, sind sehr unterschiedene Talente, obgleich die Sprache für beyde nur das Wort Klugheit darbietet. Man sollte es nicht an jeden verschwenden, der sich nur in den gemeinsten Fällen des Schicklichen zu bemächtigen weiss, oder der sich durch kleinliche Selbstbeobachtung eine gewisse Menschenkenntniss erworben hat, die weder etwas schweres noch etwas rühmliches ist. Man denkt sich unter Klugheit doch etwas bedeutendes und wichtiges, und das Talent aus einer Mustercharte von Mitteln die zweckmässigsten auszuwählen ist etwas so geringfügiges, dass auch der gemeinste Verstand dazu hinreicht, und dass kaum etwas anders als leidenschaftliche Verblendung jemanden darin kann fehl gehen lassen. Sich für so ein Objekt mit einem so imposanten Wort in Unkosten zu stecken, lohnt wahrlich der Mühe nicht. Auch rechtfertigt es (108) der Sprachgebrauch nicht. Man schreibt der Natur oder dem höchsten Wesen nie Klugheit zu, ungeachtet man in allen ihren Veranstaltungen diess Talent in einem hohen Grade preist. Es wäre daher besser, diess Wort für die zweyte Eigenschaft allein aufzubewahren. Bey dem Streben nach einem Zweck zugleich auf alle wirklichen und möglichen Zwecke hinsehn, und die natürlichen Wirkungen, die eine jede Handlung nebenher haben kann, berechnen, das ist in der That etwas grosses, und was man nur von wenigen wird rühmen können. Dass man im gemeinen Sprachgebrauch wirklich so etwas unter Klugheit versteht, geht auch aus dem Gefühl hervor, welches erregt wird, wenn man Jemand mit einem gewissen Akzent als klug preist. Das erste ist, dass er uns im-

360: Friedrich. K 234 (36).
361: *Fast wörtlich im Leibnitzheft* D_1 72.
362: Schleiermacher. D_1 85 (17). *Der Keim zu diesem Fragment in Schleiermachers Tagebuch* D_1 *93. Vgl. Schl III 74 und* D_1 *79.*

ponirt, und das zweyte, dass wir uns nach Wohlwollen und Ironie bey dem gerühmten Manne umsehn, und dass er uns verhasst wird, wenn wir nicht beydes antreffen. Das letzte dürfte eben so allgemein seyn, als das erste und gewiss ist es auch, so bald man Klugheit in dieser Bedeutung nimmt, eben so natürlich. Wir hoffen nämlich von jedem Menschen, dass wir ihn mehr oder weniger zu unsern Absichten werden gebrauchen können, und zugleich wünschen wir, dass er uns durch das freye Naturspiel seines Gemüths und durch absichtslose und unverwahrte Aeusserungen ein Gegenstand des Wohlwollens und nach Gelegenheit auch ein Gegenstand für den Scherz oder den arglosen Spott werden möge. Bey andern Menschen sind wir ziemlich sicher beydes allenfalls auch wider ihren (109) Willen zu erlangen. Der ausgezeichnet Kluge aber, der seine Handlungen so abmisst, dass nichts dabey herauskommen kann, als was er selbst beabsichtigt, macht uns für beydes bloss von seinem guten Willen abhängig; und wenn er nicht Wohlwollen besitzt, um mit Bewusstseyn und Freyheit in die Absichten Andrer hinein zu gehen, oder wenn es ihm an der Ironie fehlt, die ihn dahin bringen könnte, absichtlich sich aus seiner Klugheit herauszusetzen und sich mit Entsagung auf dieselbe als ein Naturwesen der Gesellschaft zum beliebigen Gebrauch hinzugeben: so ist es natürlich, dass wir die Stelle, die er in unserm Kreise einnimmt, von einem andern besetzt wünschen.

363.

Das Geliebte zu vergöttern ist die Natur des Liebenden. Aber ein andres ist es, mit gespannter Imaginazion ein fremdes Bild unterschieben und eine reine Vollkommenheit anstaunen, die uns nur darum als solche erscheint, weil wir noch nicht gebildet genug sind, um die unendliche Fülle der menschlichen Natur zu begreifen, und die Harmonie ihrer Widersprüche zu verstehn. Laura war des Dichters Werk. Dennoch konnte die wirkliche Laura ein Weib seyn, aus der ein nicht so einseitiger Schwärmer etwas weniger und etwas mehr als eine Heilige gemacht hätte.

364.

Idee zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen. — Die zehn Gebote. 1) Du sollst keinen Geliebten haben neben ihm: aber du sollst Freun- (110) din seyn können, ohne in das Kolorit der Liebe zu spielen und zu kokettiren oder anzubeten. 2) Du sollst dir kein Ideal machen, weder eines Engels im Himmel, noch eines Helden aus einem Gedicht oder Roman, noch eines selbstgeträumten oder fantasirten; sondern du sollst einen Mann lieben, wie er ist. Denn sie die Natur, deine Herrin, ist eine strenge Gottheit, welche die Schwärmerey der Mädchen heimsucht an den Frauen bis ins dritte und vierte Zeitalter ihrer Gefühle. 3) Du sollst von den Heiligthümern der Liebe auch nicht das kleinste missbrauchen: denn die wird ihr zartes Gefühl verlieren, die ihre Gunst entweiht und sich hingiebt für Geschenke und Gaben, oder um nur in Ruhe und Frieden Mutter zu werden. 4) Merke auf den Sabbath deines Herzens, dass du ihn feyerst, und wenn sie dich halten, so mache dich frey oder gehe zu Grunde. 5) Ehre die Eigenthümlichkeit und die Willkühr deiner Kinder, auf dass es ihnen wohlgehe, und sie kräftig leben auf Erden. 6) Du sollst nicht absichtlich lebendig machen. 7) Du sollst keine Ehe schliessen, die gebrochen werden müsste. 8) Du sollst nicht geliebt seyn wollen, wo du nicht liebst. 9) Du sollst nicht falsch Zeugniss ablegen für die Männer; du sollst ihre Barbarey nicht beschönigen mit Worten

364: Schleiermacher. D_I 83 (15). *Vgl. Schl III 74. 80. 90 f. 97. Auch von Varnhagen Schleiermachern zugeschrieben D_1 75. Vgl. D_1 79.*

und Werken. 10) Lass dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre. — Der Glaube. 1) Ich glaube an die unendliche Menschheit, die da war, ehe sie die Hülle der Männlichkeit und der Weiblichkeit annahm. 2) Ich glaube, dass ich nicht lebe, um zu gehorchen oder (111) um mich zu zerstreuen, sondern um zu seyn und zu werden; und ich glaube an die Macht des Willens und der Bildung, mich dem Unendlichen wieder zu nähern, mich aus den Fesseln der Missbildung zu erlösen, und mich von den Schranken des Geschlechts unabhängig zu machen. 3) Ich glaube an Begeisterung und Tugend, an die Würde der Kunst und den Reiz der Wissenschaft, an Freundschaft der Männer und Liebe zum Vaterlande, an vergangene Grösse und künftige Veredlung.

365.

Die Mathematik ist gleichsam eine sinnliche Logik, sie verhält sich zur Philosophie, wie die materiellen Künste, Musik und Plastik zur Poesie.

366.

Verstand ist mechanischer, Witz ist chemischer, Genie ist organischer Geist.

367.

Man glaubt Autoren oft durch Vergleichungen mit dem Fabrikwesen zu schmähen. Aber soll der wahre Autor nicht auch Fabrikant seyn? Soll er nicht sein ganzes Leben dem Geschäft widmen, litterarische Materie[a]) in Formen zu bilden, die auf eine grosse Art zweckmässig und nützlich sind? Wie sehr wäre manchem Pfuscher nur ein geringer Theil von dem Fleiss und der Sorgfalt zu wünschen, die wir an den gemeinsten Werkzeugen kaum noch achten!

368.

Es gab und giebt schon Aerzte, die über ihre Kunst zu philosophiren wünschen. Die Kaufleute al-[112]lein machen nicht einmal diese Prätension und sind recht altfränkisch bescheiden.

369.

Der Deputirte ist etwas ganz anders als der Repräsentant. Repräsentant ist nur, wer das politische Ganze in seiner Person, gleichsam identisch mit ihm, darstellt, er mag nun gewählt seyn oder nicht; er ist wie die sichtbare Weltseele des Staats. Diese Idee, welche offenbar nicht selten der Geist der Monarchien war, ist vielleicht nirgends so rein und konsequent ausgeführt wie zu Sparta. Die Spartanischen Könige waren zugleich die ersten Priester, Feldherren und Präsidenten der öffentlichen Erziehung. Mit der eigentlichen Administrazion hatten sie wenig zu schaffen; sie waren eben nichts als Könige im Sinne jener Idee. Die Gewalt des Priesters, des Feldherrn und des Erziehers ist ihrer Natur nach unbestimmt, universell, mehr oder weniger ein rechtlicher Despo-

366: *Von Varnhagen Schleiermachern zugeschrieben* D_1 75.
367: Friedrich K 253 (92). B 30 (106) *auf Varnhagens Autorität abgedruckt.*
[a]) Materien

tismus. Nur durch den Geist der Repräsentazion kann er gemildert und legitimirt werden.

370.

Sollte nicht das eine absolute Monarchie seyn, wo alles Wesentliche durch ein Kabinet im Geheim geschieht, und wo ein Parlament über die Formen mit Pomp öffentlich reden und streiten darf? Eine absolute Monarchie könnte sonach sehr gut eine Art von Konstituzion haben, die Unverständigen wohl gar republikanisch schiene.

371.

(113) Um den Unterschied der Pflichten gegen sich selbst und der Pflichten gegen andre zu bestimmen, dürften sich schwerlich andre Kennzeichen finden, als die welche jener einfältige Mensch für den der Tragödie und der Komödie angab. Lachst du dabey und bekommst du am Ende etwas, so nimms für eine Pflicht gegen dich selbst; ist dir das Weinen näher und bekommts ein andrer, so nimms für eine Pflicht gegen den Nächsten. Dass die ganze Eintheilung am Ende darauf hinausläuft, und dass es auch ein ganz unmoralischer Unterschied ist, leuchtet ein. Es entsteht daraus die Ansicht als ob es zwey ganz verschiedne im Streit liegende Stimmungen gäbe, die entweder sorgfältig auseinander gehalten oder durch eine kleinliche Arithmetik künstlich verglichen werden müssten. Es entstehn daraus die Fantome von Hingebung, Aufopferung, Grossmuth und was alles für moralisches Unheil. Überhaupt ist die gesammte Moral aller Systeme eher jedes andre, nur nicht moralisch.

372.

In den Werken der grössten Dichter athmet nicht selten der Geist einer andern Kunst. Sollte diess nicht auch bey Mahlern der Fall seyn; mahlt nicht Michelangelo in gewissem Sinn wie ein Bildhauer, Rafael wie ein Architekt, Correggio wie ein Musiker? Und gewiss würden sie darum nicht weniger Mahler seyn als Tizian, weil dieser bloss Mahler war.

373.

Die Philosophie war bey den Alten in ecclesia pressa, die Kunst bey den Neuern; die Sittlichkeit (114) aber war noch überall im Gedränge, die Nützlichkeit und die Rechtlichkeit missgönnen ihr sogar die Existenz.

374.

Sieht man nicht auf Voltaire's Behandlung, sondern bloss auf die Meynung des Buchs, das Weltall persiffliren sey Philosophie und eigentlich das Rechte: so kann man sagen, die Französischen Philosophen machen es mit dem Candide, wie die Weiber mit der Weiblichkeit; sie bringen ihn überall an.

375.

Grade die Energie hat am wenigsten das Bedürfniss, zu zeigen, was sie kann. Fodern es die Umstände, so mag sie gern

371: Schleiermacher D_4 87 (23). *In Schleiermachers Tagebuch 1, 24. Der Reim D 93.*
372: Friedrich; vgl. *die Gemälde-Artikel in der Europa.*

Passivität scheinen, und verkannt werden. Sie ist zufrieden, im Stillen zu wirken ohne Accompagnement und ohne Gestikulazion. Der Virtuose, der genialische Mensch will einen bestimmten Zweck durchsetzen, ein Werk bilden u. s. w. Der energische Mensch benutzt immer nur den Moment, und ist überall bereit und unendlich biegsam. Er hat unermesslich viel Projekte oder gar keins: denn Energie ist zwar mehr als blosse Agilität, es ist wirkende, bestimmt nach Aussen wirkende Kraft, aber universelle Kraft, durch die der ganze Mensch sich bildet und handelt.

376.

Die passiven Christen betrachten die Religion meistens aus einem medicinischen, die aktiven aus einem merkantilischen Gesichtspunkte.

377.

(115) Hat der Staat denn ein Recht, Wechsel aus reiner Willkühr gültiger zu heiligen, als andre Verträge, und dadurch diese ihrer Majestät zu entsetzen?

378.

Es ist nicht selten, dass jemand lange kalt scheint und heisst, der nachher bey ausserordentlichen Veranlassungen durch die gewaltigsten Explosionen von Leidenschaft alles in Erstaunen setzt. Das ist der wahrhaft gefühlvolle Mensch, bey dem die ersten Eindrücke nicht stark sind, aber lange nachwirken, tief ins Innre dringen, und im Stillen durch ihre eigne Kraft wachsen. Immer gleich zu reagiren ist das Kennzeichen der Schwäche, jenes innre Crescendo der Empfindungen ist die Eigenheit energischer Naturen.

379.

Der Satan der Italiänischen und Engländischen Dichter mag poetischer seyn: aber der deutsche Satan ist satanischer; und insofern könnte man sagen, der Satan sey eine deutsche Erfindung. Gewiss ist er ein Favorit deutscher Dichter und Philosophen. Er muss also wohl auch sein Gutes haben, und wenn sein Karakter in der unbedingten Willkührlichkeit und Absichtlichkeit, und in der Liebhaberey am Vernichten, Verwirren und Verführen besteht, so findet man ihn unstreitig nicht selten in der schönsten Gesellschaft. Aber sollte man sich bisher nicht in den Dimensionen vergriffen haben? Ein grosser Satan hat immer etwas Ungeschlachtes, und Vierschrötiges; er passt höchstens nur für die Prätensionen auf Ruchlosigkeit (116) solcher Caricaturen, die nichts können und mögen, als Verstand affektiren. Warum fehlen die Sataniskeu in

376: Friedrich? *nach Athenäum I 97 geschrieben. Vgl.* D_1 *78.*
378: Schleiermacher, *dem ich dieses Fragment ohne Bedenken zuschreibe.*
379: Friedrich. *Vgl. Schl III 74.* D_1 *76.* — B 31 (107) *von Böcking auf eigene Autorität abgedruckt.*

der christlichen Mythologie? Es giebt vielleicht kein angemessneres Wort und Bild für gewisse Bosheiten en miniature, deren Schein die Unschuld liebt; und für jene reizend groteske Farbenmusik des erhabensten und zartesten Muthwillens, welche die Oberfläche der Grösse so gern zu umspielen pflegt. Die alten Amorinen sind nur eine andre Race dieser Satanisken.

380.

Vorlesen und Deklamiren ist nicht einerley. Dieses erfodert den richtig höchsten, jenes einen gemässigten Ausdruck. Deklamazion gehört für die Ferne, nicht in das Zimmer. Die laute Stimme zu welcher sie sich, um den gehörigen Wechsel hervorzubringen, erhöhen muss, beleidigt ein feines Gehör. Alle Wirkung geht in der Betäubung verloren. Mit Gestikulazion verbunden wird sie widrig wie alle Demonstrazionen heftiger Leidenschaft. Die gebildete Empfindung kann sie nur in solcher Entfernung ertragen, die gleichsam wieder einen Schleyer über sie wirft. Der Ton, statt sich zu erheben, muss, um die Wirkung durch ein andres Mittel hervorzubringen, gedämpft, in der Tiefe gehalten und der Akzent nur so bezeichnet werden, dass das Verstehen dessen was man liest angedeutet wird, ohne das Gelesene ganz auszudrücken. Bey epischen Gedichten und dem Roman insbesondre sollte der Vorleser nie von seinem Gegenstande hingerissen scheinen, sondern die stille (117) Superiorität des Verfassers selbst behaupten, der über seinem Werke ist. Überhaupt wäre es sehr nöthig das Vorlesen zu üben, damit es allgemeiner eingeführt würde, und sehr nöthig es einzuführen, um es desto besser zu üben. Bey uns bleibt die Poesie wenigstens stumm und wer denn doch zum Beyspiel den Wilhelm Meister nie laut gelesen oder lesen gehört hätte, der hat diese Musik nur in den Noten studirt.

381.

Viele der ersten Stifter der modernen Physik müssen gar nicht als Philosophen, sondern als Künstler betrachtet werden.

382.

Der Instinkt spricht dunkel und bildlich. Wird er missverstanden, so entsteht eine falsche Tendenz. Das widerfährt Zeitaltern und Nazionen nicht seltener[a]) als Individuen.

383.

Es giebt eine Art von Witz, den man wegen seiner Gediegenheit, Ausführlichkeit und Symmetrie den architektonischen nennen möchte. Aeussert er sich satirisch, so giebt das die eigentlichen Sarkasmen. Er muss ordentlich systematisch seyn, und doch auch wieder nicht; bey aller Vollständigkeit muss dennoch etwas zu fehlen scheinen, wie abgerissen. Dieses Barokke dürfte wohl eigentlich den grossen Styl im Witz erzeugen. Es spielt eine wichtige Rolle in der Novelle: denn eine Geschichte kann doch nur durch eine solche einzig schöne Seltsamkeit ewig neu bleiben. (118) Dahin scheint die wenig verstandne Absicht der Unterhaltungen der Ausgewanderten zu gehn. Wunder nimmts gewiss niemand,

380: Wilhelm; *dem es Böcking* B 31 (108) *wohl mit Recht zuschreibt.*
382: Friedrich. K 234 (35). [a]) seltner
383: Friedrich. *Vgl. den Boccaccio-Aufsatz und unten Fragment 429.*

dass der Sinn für reine Novellen fast nicht mehr existirt. Doch wäre es nicht übel, ihn wieder zu erwecken, da man unter andern die Form der Shakspeareschen Dramen ohne das wohl nie begreifen wird.

384.

Jeder Philosoph hat seine veranlassende Punkte, die ihn nicht selten real beschränken, an die er sich akkomodirt u. s. w. Da bleiben denn dunkle Stellen im System für den, welcher es isolirt, und die Philosophie nicht historisch und im Ganzen studirt. Manche verwickelte Streitfragen der modernen Philosophie sind wie die Sagen und Götter der alten Poesie. Sie kommen in jedem System wieder, aber immer verwandelt.

385.

In den Handlungen und Bestimmungen, welche der gesetzgebenden, ausübenden oder richterlichen Gewalt zur Erreichung ihrer Zwecke unentbehrlich sind, kommt oft etwas absolut Willkührliches vor, welches unvermeidlich ist, und sich aus dem Begriff jener Gewalten nicht ableiten lässt, wozu sie also für sich nicht berechtigt scheinen. Ist die Befugniss dazu nicht etwa von der konstitutiven Gewalt entlehnt, die daher auch nothwendig ein Veto haben müsste, nicht bloss ein Recht des Interdikts? Geschehn nicht alle absolut willkührlichen Bestimmungen im Staat kraft der konstitutiven Gewalt?

386.

(119) Der platte Mensch beurtheilt alle andre Menschen wie Menschen, behandelt sie aber wie Sachen, und begreift es durchaus nicht, dass sie andre Menschen sind als er.

387.

Man betrachtet die kritische Philosophie immer so[a]) als ob sie vom Himmel gefallen wäre. Sie hätte auch ohne Kant in Deutschland entstehn[b]) müssen, und es auf viele Weisen[c]) können. Doch ist's so besser.

388.

Transcendental ist was in der Höhe ist, seyn soll und kann: transcendent ist, was in die Höhe will, und nicht kann oder nicht soll. Es wäre Lästerung und Unsinn zu glauben, die Menschheit könne ihren Zweck überschreiten, ihre Kräfte überspringen, oder die Philosophie dürfe irgend etwas nicht, was sie will und also soll.

389.

Wenn jede rein willkührliche oder rein zufällige Verknüpfung von Form und Materie grotesk ist: so hat auch die Philosophie

387: Friedrich. K 253 (92). a) *fehlt* b) entstehen c) Weise
389: Friedrich. K 236 (43).

Grotesken wie die Poesie; nur weiss sie weniger darum, und hat den Schlüssel zu[a]) ihrer eignen esoterischen Geschichte noch nicht finden können. Sie hat Werke, die ein Gewebe von moralischen Dissonanzen sind, aus[b]) denen man die[c]) Desorganisazion lernen könnte, oder wo die Konfusion ordentlich konstruirt und symmetrisch ist. Manches philosophische Kunstchaos der Art hat Festigkeit genug gehabt, eine Gothische Kirche zu überleben. In[d]) unserem Jahrhundert hat man auch in den Wis-(120)senschaften leichter gebaut, obgleich nicht weniger grotesk. Es fehlt der Litteratur nicht an chinesischen Gartenhäusern. So zum Beyspiel die Engländische Kritik, die doch nichts enthält, als eine Anwendung der Philosophie des gesunden Menschenverstandes, die selbst nur eine Versetzung der Naturphilosophie und Kunstphilosophie ist, auf die Poesie ohne Sinn für die Poesie. Denn von Sinn für die Poesie findet sich in Harris Home und Johnson, den Koryphäen der Gattung, auch nicht die schamhafteste Andeutung.

390.

Es giebt rechtliche und angenehme Leute, die den Menschen und das Leben so betrachten und besprechen, als ob von der besten Schafzucht oder vom Kaufen und Verkaufen der Güter die Rede wäre. Es sind die Oekonomen der Moral, und eigentlich behält wohl alle Moral ohne Philosophie auch bey grosser Welt und hoher Poesie immer einen gewissen illiberalen und ökonomischen Anstrich. Einige Oekonomen bauen gern, andre flicken lieber, andre müssen immer etwas bringen, andre treiben, andre versuchen alles, und halten sich überall an, andre legen immer zurecht und machen Fächer, andre sehen zu und machen nach. Alle Nachahmer in der Poesie und Philosophie sind eigentlich verlaufne Oekonomen. Jeder Mensch hat seinen ökonomischen Instinkt, der gebildet werden muss, so gut wie auch die Orthographie und die Metrik gelernt zu werden verdienen. Aber es giebt ökonomische Schwärmer und Panthei-(121)sten, die nichts achten als die Nothdurft und sich über nichts freuen als über ihre Nützlichkeit. Wo sie hinkommen, wird alles platt und handwerksmässig, selbst die Religion, die Alten und die Poesie, die auf ihrer Drechselbank nichts edler ist als Flachshecheln.

391.

Lesen heisst den philologischen Trieb befriedigen, sich selbst litterarisch affiziren. Aus reiner Philosophie oder Poesie ohne Philologie kann man wohl nicht lesen.

a) *fehlt* b) andre, aus c) die logische d) In unserm . . . Andeutung *(z. 16)*: Die Ausländer sind auch hier für die leichtere Bauart; es fehlt ihren Litteraturen nicht an chinesischen Gartenhäusern. Zu dieser Gattung gehört auch die formelle Logik und die empirische Psychologie. *(Vgl. oben Fragment 75.)*

390: Friedrich. *Vgl. D 259. 358.*

392.

Viele musikalische Komposizionen sind nur Übersetzungen des Gedichts in die Sprache der Musik.

393.

Um aus den Alten ins Moderne vollkommen übersetzen zu können, müsste der Übersetzer desselben so mächtig seyn, dass er allenfalls alles Moderne machen könnte; zugleich aber das Antike so verstehn, dass ers nicht bloss nachmachen, sondern allenfalls wiederschaffen könnte.

394.

Es ist ein grosser Irrthum, den Witz bloss auf die Gesellschaft einschränken zu wollen. Die besten Einfälle machen durch ihre zermalmende Kraft, ihren unendlichen Gehalt und ihre klassische Form oft einen unangenehmen Stillstand im Gespräch. Eigentlichen Witz kann man sich doch nur geschrieben denken, wie Gesetze; man muss seine Produkte nach dem Gewicht würdigen, wie Caesar die Perlen und Edel-(122)steine in der Hand sorgfältig gegen einander abwog. Der Werth steigt mit der Grösse ganz unverhältnissmässig; und manche, die bey einem enthusiastischen Geist und barokkem Aeussern, noch beseelte Akzente, frisches Kolorit und eine gewisse krystallne Durchsichtigkeit haben, die man mit dem Wasser der Diamanten vergleichen möchte, sind gar nicht mehr zu taxiren.

395.

In der wahren Prosa muss alles unterstrichen seyn.

396.

Caricatur ist eine passive Verbindung des Naiven und Grotesken. Der Dichter kann sie eben so wohl tragisch als komisch gebrauchen.

397.

Da die Natur und die Menschheit sich so oft und so schneidend widersprechen, darf die Philosophie es vielleicht nicht vermeiden, dasselbe zu thun.

398.

Der Mystizismus ist die mässigste und wohlfeilste aller philosophischen Rasereyen. Man darf ihm nur einen einzigen absoluten Widerspruch creditiren, er weiss alle Bedürfnisse damit zu bestreiten und kann noch grossen Luxus treiben.

399.

Polemische Totalität ist zwar[a]) eine nothwendige Folge aus der Annahme und Foderung unbedingter Mittheilbarkeit und Mit-

394: *Von Varnhagen Schleiermachern zugeschrieben* D_1 75.
398: *Von Varnhagen Schleiermachern zugeschrieben* D_1 75.
399: Friedrich. K 236 (40). *a) fehlt*

theilung, und[a]) kann wohl die Gegner vollkommen vernichten, ohne jedoch die Phi-(123)losophie ihres Eigenthümers hinreichend zu legitimiren, so lange sie bloss nach Aussen gerichtet ist. Nur wenn sie auch auf das Innere angewandt wäre, wenn eine Philosophie ihren Geist selbst kritisirte, und ihren Buchstaben auf dem Schleifstein und mit der Feile der Polemik selbst bildete, könnte sie zu logischer Correctheit führen.

400.

Es giebt noch gar keinen Skeptizismus, der den Nahmen verdient. Ein solcher müsste mit der Behauptung und Foderung unendlich vieler Widersprüche anfangen und endigen. Dass Konsequenz in ihm vollkommne Selbstvernichtung nach sich ziehen würde, ist nichts Karakteristisches. Das hat diese logische Krankheit mit aller Unphilosophie gemein. Respect vor der Mathemathik, und Appelliren an den gesunden Menschenverstand sind die diagnostischen Zeichen des halben unächten Skeptizismus.

401.

Um jemand zu verstehn, der sich selbst nur halb versteht, muss man ihn erst ganz und besser als er selbst, dann aber auch nur halb und grade so gut wie er selbst verstehn.

402.

Bey der Frage von der Möglichkeit, die alten Dichter zu übersetzen, kömmts eigentlich darauf an, ob das treu aber[b]) in das reinste Deutsch übersetzte nicht etwa immer noch griechisch sey. Nach dem Eindruck auf die Layen, welche am meisten Sinn und Geist haben, zu urtheilen, sollte man das vermuthen.

403.

(124) Die ächte Recension sollte die Auflösung einer kritischen Gleichung, das Resultat und die Darstellung eines philologischen Experiments und einer litterarischen Recherche seyn.

404.

Zur Philologie muss man gebohren seyn, wie zur Poesie und zur Philosophie. Es giebt keinen Philologen ohne Philologie in der ursprünglichsten Bedeutung des Worts, ohne grammatisches Interesse. Philologie ist ein logischer Affekt, das Seitenstück der Philosophie, Enthusiasmus für chemische Erkenntniss: denn die Grammatik ist doch nur der philosophische Theil der universellen Scheidungs- und Verbindungskunst. Durch die kunstmässige Ausbil-

[a]) und . . . führen *(z. 7)*: *fehlt*
401: Friedrich. K 235 (37).
402: Friedrich. K 235 (38). [b]) und
404: Friedrich. *Vgl. D 357.*

dung jenes Sinns entsteht die Kritik, deren Stoff nur das Klassische und schlechthin Ewige seyn kann, was nie ganz verstanden werden mag: sonst würden die Philologen, an deren meisten man die gewöhnlichsten und sichersten Merkmahle der unwissenschaftlichen Virtuosität wahrnimmt, ihre Geschicklichkeit eben so gern an jedem andern Stoff zeigen als an den Werken des Alterthums, für das sie in der Regel weder Interesse noch Sinn haben. Doch ist diese nothwendige Beschränktheit um so weniger zu tadeln oder zu beklagen, da auch hier die künstlerische Vollendung allein zur Wissenschaft führen, und die bloss formelle Philologie einer materialen Alterthumslehre und einer humanen Geschichte der Menschheit nähern muss. Besser als eine sogenannte Anwendung der Philosophie auf die Philologie im gewöhnlichen Styl derer, welche die (125) Wissenschaften mehr kompiliren als kombiniren. Die einzige Art, die Philosophie auf die Philologie oder, welches noch weit nöthiger ist, die Philologie auf die Philosophie anzuwenden, ist, wenn man zugleich Philolog und Philosoph ist. Doch auch ohne das kann die philologische Kunst ihre Ansprüche behaupten. Sich ausschliesslich der Entwicklung eines ursprünglichen Triebes zu widmen, ist so würdig und so weise, wie das Beste und das Höchste, was der Mensch nur immer zum Geschäft seines Lebens wählen kann.

405.

Die Mildthätigkeit ist die schmähliche Tugend die es in Romanen und Schauspielen immer ausbüssen muss, wenn gemeine Natur zum edlen Karakter erhoben, oder gar wie in Kotzebue's Stücken anderweitige Schlechtigkeit wieder gut gemacht werden soll. Warum benutzt man nicht die wohlthätige Stimmung des Augenblicks, und lässt den Klingelbeutel im Schauspielhause umhergehn?

406.

Wenn jedes unendliche Individuum Gott ist, so giebts so viele Götter als Ideale. Auch ist das Verhältniss des wahren Künstlers und des wahren Menschen zu seinen Idealen durchaus Religion. Wem dieser innre Gottesdienst Ziel und Geschäft des ganzen Lebens ist, der ist Priester, und so kann und soll es jeder werden.

407.

Das wichtigste Stück der guten Lebensart ist die Dreistigkeit, sie denen absichtlich andichten zu können, (126) von denen man weiss, dass sie sie nicht haben: das schwerste ist, unter der Hülle der allgemeinen guten Sitte die eigenthümliche Gemeinheit zu ahnden und zu errathen.

408.

Niedliche Gemeinheit und gebildete Unart heisst in der Sprache des feinen Umgangs Delikatesse.

405: Wilhelm. S 425 (36). B 11 (36).

407: Schleiermacher. D_I 87. *Aus Aufzeichnungen für eine projektirte Schrift über die gute Lebensart* D_I *89.*

409.

Um sittlich zu heissen, müssen Empfindungen nicht bloss schön, sondern auch weise, im Zusammenhange ihres Ganzen zweckmässig, im höchsten Sinne schicklich seyn.

410.

Alltäglichkeit, Oekonomie ist das nothwendige Supplement aller nicht schlechthin universellen Naturen. Oft verliert sich das Talent und die Bildung ganz in diesem umgebenden Element.

411.

Das wissenschaftliche Ideal des Christianismus ist eine Karakteristik der Gottheit mit unendlich vielen Variazionen.

412.

Ideale die sich für unerreichbar halten, sind eben darum nicht Ideale, sondern mathematische Fantome des bloss mechanischen Denkens. Wer Sinn fürs Unendliche hat, und weiss was er damit will, sieht in ihm das Produkt sich ewig scheidender und mischender Kräfte, denkt sich seine Ideale wenigstens chemisch, und sagt, wenn er sich entschieden ausdrückt, lauter Widersprüche. So weit scheint die Philosophie (127) des Zeitalters gekommen zu seyn; nicht aber die Philosophie der Philosophie: denn auch chemische Idealisten haben doch nicht selten nur ein einseitiges mathematisches Ideal des Philosophirens. Ihre Thesen darüber sind ganz wahr d. h. philosophisch: aber die Antithesen dazu fehlen. Eine Physik der Philosophie scheint noch nicht an der Zeit zu seyn, und nur der vollendete Geist könnte Ideale organisch denken.

413.

Ein Philosoph muss von sich selbst reden so gut wie ein lyrischer Dichter.

414.

Giebts eine unsichtbare Kirche, so ist es die jener grossen Paradoxie, die von der Sittlichkeit unzertrennlich ist, und von der bloss philosophischen noch sehr unterschieden werden muss. Menschen, die so ekzentrisch sind, im vollen Ernst tugendhaft zu seyn und zu werden, verstehn sich überall, finden sich leicht, und bilden eine stille Opposizion gegen die herrschende Unsittlichkeit, die eben für Sittlichkeit gilt. Ein gewisser Mystizismus des Ausdrucks, der bey einer romantischen Fantasie und mit grammatischem Sinn verbunden, etwas sehr Reizendes und etwas sehr Gutes seyn kann, dient ihnen oft als Symbol ihrer schönen Geheimnisse.

411: Friedrich. *Vgl. D 360.*
414: Friedrich? *Vgl. D* 259. 358.

415.

Sinn für Poesie oder Philosophie hat der, für den sie ein Individuum ist.

416.

(128) Zur Philosophie gehören, je nach dem man es nimmt, entweder gar keine oder alle Sachkenntnisse.

417.

Man soll niemanden zur Philosophie verführen oder bereden wollen.

418.

Auch nach den gewöhnlichsten Ansichten ist es Verdienst genug, um einen Roman berühmt zu machen, wenn ein durchaus neuer Karakter darin auf eine interessante Art dargestellt und ausgeführt wird. Diess Verdienst hat William Lovell unläugbar, und dass alles Nebenwerk und Gerüste darin gemein oder misglückt ist, wie der grosse Machinist im Hintergrunde des Ganzen, dass das Ungewöhnliche darin oft nur ein umgekehrtes Gewöhnliches ist, hätte ihm wohl nicht geschadet: aber der Karakter war unglücklicherweise poetisch. Lovell ist wie seine nur etwas zu wenig unterschiedene Variazion Balder ein vollkommner Fantast in jedem guten und in jedem schlechten, in jedem schönen und in jedem hässlichen Sinne des Worts. Das ganze Buch ist ein Kampf der Prosa und der Poesie, wo die Prosa mit Füssen getreten wird und die Poesie über sich selbst den Hals bricht. Übrigens hat es den Fehler mancher ersten Produkte: es schwankt zwischen Instinkt und Absicht, weil es von beyden nicht genug hat. Daher die Wiederhohlungen, wodurch die Darstellung der erhabenen Langenweile zuweilen in Mittheilung übergehn kann. Hier liegt der Grund, (129) warum die absolute Fantasie in diesem Roman auch von Eingeweihten der Poesie verkannt und als bloss sentimental verachtet werden mag, während dem vernünftigen Leser, der für sein Geld mässig gerührt zu werden verlangt, das Sentimentale darin keineswegs zusagt und sehr furios dünkt. So tief und ausführlich hat Tieck vielleicht noch keinen Karakter wieder dargestellt. Aber der Sternbald vereinigt den Ernst und Schwung des Lovell mit der künstlerischen Religiosität des Klosterbruders und mit allem was in den poetischen Arabesken, die er aus alten Mährchen gebildet, im Ganzen genommen das Schönste ist: die fantastische Fülle und Leichtigkeit, der Sinn für Ironie, und besonders die absichtliche Verschiedenheit und Einheit des Kolorits. Auch hier ist alles klar

415: Friedrich. *Vgl. D 357.*
417: *Nach Varnhagen von Schleiermacher D_1 75.*
418: Friedrich. *Vgl. D_1 76. Vielleicht hat Karoline einen Beitrag zu diesem Fragment geleistet; Waitz, Caroline I 210.*

und transparent, und der romantische Geist scheint angenehm über sich selbst zu fantasiren.

419.

Die Welt ist viel zu ernsthaft, aber der Ernst ist doch selten genug. Ernst ist das Gegentheil von Spiel. Der Ernst hat einen bestimmten Zweck, den wichtigsten unter allen möglichen; er kann nicht tändeln und kann sich nicht täuschen; er verfolgt sein Ziel unermüdet bis er es ganz erreicht hat. Dazu gehört Energie, Geisteskraft von schlechthin unbegränzter Extension und Intension. Giebt es keine absolute Höhe und Weite für den Menschen, so ist das Wort Grösse in sittlicher Bedeutung überflüssig. Ernst ist Grösse in Handlung. Gross ist was zugleich Enthusiasmus und Genialität hat, was zugleich gött-(130)lich und vollendet ist. Vollendet ist, was zugleich natürlich und künstlich ist. Göttlich ist was aus der Liebe zum reinen ewigen Seyn und Werden quillt, die höher ist als alle Poesie und Philosophie. Es giebt eine ruhige Göttlichkeit ohne die zermalmende Kraft des Helden und die bildende Thätigkeit des Künstlers. Was zugleich göttlich, vollendet und gross ist, ist vollkommen.

420.

Ob eine gebildete Frau, bey der von Sittlichkeit die Frage seyn kann, verderbt oder rein sey, lässt sich vielleicht sehr bestimmt entscheiden. Folgt sie der allgemeinen Tendenz, ist Energie des Geistes und des Karakters, die äussre Erscheinung derselben und was eben durch sie gilt, ihr Eins und Alles, so ist sie verderbt. Kennt sie etwas grösseres als die Grösse, kann sie über ihre natürliche Neigung zur Energie lächeln, ist sie mit einem Worte des Enthusiasmus fähig, so ist sie unschuldig im sittlichen Sinne. In dieser Rücksicht kann man sagen, alle Tugend des Weibes sey Religion. Aber dass die Frauen gleichsam mehr an Gott oder an Christus glauben müssten, als die Männer, dass irgend eine gute und schöne Freygeisterey ihnen weniger zieme als den Männern, ist wohl nur eine von den unendlich vielen gemeingeltenden Plattheiten, die Rousseau in ein ordentliches System der Weiblichkeitslehre verbunden hat, in welchem der Unsinn so ins Reine gebracht und ausgebildet war, dass es durchaus allgemeinen Beyfall finden musste.

421.

(131) Der grosse Haufen liebt Friedrich Richters Romane vielleicht nur wegen der anscheinenden Abentheuerlichkeit. Überhaupt interessirt er wohl auf die verschiedenste Art und aus ganz

419: Friedrich. *Vgl.* D_1 *76.*
421: Friedrich. D_1 *76. Ludwig Tiek's Schriften, sechster Band (Berlin 1828) Vorbericht S. LIII. Vielleicht hat Karoline einen Beitrag geleistet; Waitz, Caroline I 210. 216. 220.*

entgegengesetzten Ursachen. Während der gebildete Oekonom edle Thränen in Menge bey ihm weint, und der strenge Künstler ihn als das blutrothe Himmelszeichen der vollendeten Unpoesie der Nazion und des Zeitalters hasst, kann sich der Mensch von universeller Tendenz an den grotesken Porzellanfiguren seines wie Reichstruppen zusammengetrommelten Bilderwitzes ergötzen, oder die Willkührlichkeit in ihm vergöttern. Ein eignes Phänomen ist es; ein Autor, der die Anfangsgründe der Kunst nicht in der Gewalt hat, nicht ein Bonmot rein ausdrücken, nicht eine Geschichte gut erzählen kann, nur so was man gewöhnlich gut erzählen nennt, und dem man doch schon um eines solchen humoristischen Dithyrambus willen, wie der Adamsbrief des trotzigen, kernigen, prallen, herrlichen Leibgeber, den Namen eines grossen Dichters nicht ohne Ungerechtigkeit absprechen dürfte. Wenn seine Werke auch nicht übermässig viel Bildung enthalten, so sind sie doch gebildet: das Ganze ist wie das Einzelne und umgekehrt; kurz, er ist fertig. Es ist ein grosser Vorzug des Siebenkäs, dass die Ausführung und Darstellung darin noch am besten ist; ein weit grösserer, dass so wenig Engländer darin sind. Freylich sind seine Engländer am Ende auch Deutsche, nur in idyllischen Verhältnissen und mit sentimentalen Namen: indessen haben sie immer eine starke Aehnlich-(132)keit mit Louvets Pohlen und gehören mit zu den falschen Tendenzen, deren er so viele hat. Dahin gehören auch die Frauen, die Philosophie, die Jungfrau Maria, die Zierlichkeit, die idealischen Visionen und die Selbstbeurtheilung. Seine Frauen haben rothe Augen und sind Exempel, Gliederfrauen zu psychologischmoralischen Reflexionen über die Weiblichkeit oder über die Schwärmerey. Überhaupt lässt er sich fast nie herab, die Personen darzustellen; genug dass er sie sich denkt, und zuweilen eine treffende Bemerkung über sie sagt. So hält ers mit den passiven Humoristen, den Menschen, die eigentlich nur humoristische Sachen sind: die aktiven erscheinen auch selbständiger, aber sie haben eine zu starke Familienähnlichkeit unter sich und mit dem Autor, als dass man ihnen diess für ein Verdienst anrechnen dürfte. Sein Schmuck besteht in bleyernen Arabesken im Nürnberger Styl. Hier ist die an Armuth gränzende Monotonie seiner Fantasie und seines Geistes am auffallendsten: aber hier ist auch seine anziehende Schwerfälligkeit zu Hause, und seine pikante Geschmacklosigkeit, an der nur das zu tadeln ist, dass er nicht um sie zu wissen scheint. Seine Madonna ist eine empfindsame Küstersfrau, und Christus erscheint wie ein aufgeklärter Candidat. Je moralischer seine poetischen Rembrandts sind, desto mittelmässiger und gemeiner; je komischer, je näher dem Bessern; je dithyrambischer und je kleinstädtischer, desto göttlicher: denn seine Ansicht des Kleinstädtischen ist vorzüglich gottesstädtisch. Seine humoristische Poesie sondert sich im-(133)mer mehr von seiner sentimentalen Prosa; oft erscheint

sie gleich eingestreuten Liedern als Episode, oder vernichtet als Appendix das Buch. Doch zerfliessen ihm immer noch zu Zeiten gute Massen in das allgemeine Chaos.

422.

Mirabeau hat eine grosse Rolle in der Revoluzion gespielt, weil sein Karakter und sein Geist revoluzionär war; Robespierre, weil er der Revoluzion unbedingt gehorchte, sich ihr ganz hingab, sie anbetete, und sich für den Gott derselben hielt; Buonaparte, weil er Revoluzionen schaffen und bilden, und sich selbst annihiliren kann.

423.

Sollte der jetzige französische Nazionalkarakter nicht eigentlich mit dem Kardinal Richelieu anfangen? Seine seltsame und beynah abgeschmackte Universalität erinnert an viele der merkwürdigsten französischen Phänomene nach ihm.

424.

Man kann die französische Revoluzion als das grösste und merkwürdigste Phänomen der Staatengeschichte betrachten, als ein fast universelles Erdbeben, eine unermessliche Überschwemmung in der politischen Welt; oder als ein Urbild der Revoluzionen, als die Revoluzion schlechthin. Das sind die gewöhnlichen Gesichtspunkte. Man kann sie aber auch betrachten als den Mittelpunkt und den Gipfel des französischen Nazionalkarakters, wo alle Paradoxien desselben zusammengedrängt sind; als die furchtbarste (134) Groteske des Zeitalters, wo die tiefsinnigsten Vorurtheile und die gewaltsamsten Ahndungen desselben in ein grauses Chaos gemischt, zu einer ungeheuren Tragikomödie der Menschheit so bizarr als möglich verwebt sind. Zur Ausführung dieser historischen Ansichten findet man nur noch einzelne Züge.

425.

Die erste Regung der Sittlichkeit ist Opposizion gegen die positive Gesetzlichkeit und konvenzionelle Rechtlichkeit, und eine gränzenlose Reizbarkeit des Gemüths. Kommt dazu noch die selbständigen und starken Geistern so eigne Nachlässigkeit, und die Heftigkeit und Ungeschicklichkeit der Jugend, so sind Ausschweifungen unvermeidlich, deren nicht zu berechnende Folgen oft das ganze Leben vergiften. So geschiehts, dass der Pöbel die für Verbrecher oder Exempel der Unsittlichkeit hält, welche für den wahrhaft sittlichen Menschen zu den höchst seltnen Ausnahmen gehören, die er als Wesen seiner Art, als Mitbürger seiner Welt betrachten kann. Wer denkt hiebey nicht an Mirabeau und Chamfort?

426.

Es ist natürlich, dass die Franzosen etwas dominiren im Zeitalter. Sie sind eine chemische Nazion, der chemische Sinn ist bey ihnen am allgemeinsten erregt, und sie machen ihre Versuche auch in der moralischen Chemie immer im Grossen. Das Zeitalter ist gleichfalls ein chemisches Zeitalter. Revoluzionen sind universelle nicht organische, sondern chemische Bewegungen. Der grosse Handel ist die Chemie der (135) grossen Oekonomie; es giebt wohl auch eine Alchemie der Art. Die chemische Natur des Romans, der Kritik, des Witzes, der Geselligkeit, der neuesten Rhetorik und der bisherigen Historie leuchtet von selbst ein. Ehe man nicht zu einer Karakteristik des Universums und zu einer Eintheilung der Menschheit gelangt ist, muss man sich nur mit Notizen über den Grundton und einzelne Manieren des Zeitalters begnügen lassen, ohne den Riesen auch nur silhouettiren zu können. Denn wie wollte man ohne jene Vorkenntnisse bestimmen, ob das Zeitalter wirklich ein Individuum, oder vielleicht nur ein Collisionspunkt andrer Zeitalter sey; wo es bestimmt anfange und endige? Wie wäre es möglich, die gegenwärtige Periode der Welt richtig zu verstehen und zu interpungiren, wenn man nicht wenigstens den allgemeinen Karakter der nächstfolgenden anticipiren dürfte? Nach der Analogie jenes Gedankens würde auf das chemische ein organisches Zeitalter folgen, und dann dürften die Erdbürger des nächsten Sonnenumlaufs wohl bey weitem nicht so gross von uns denken wie wir selbst, und vieles was jetzt bloss angestaunt wird, nur für nützliche Jugendübungen der Menschheit halten.

427.

Eine sogenannte Recherche ist ein historisches Experiment. Der Gegenstand und das Resultat desselben ist ein Faktum. Was ein Faktum seyn soll, muss strenge Individualität haben, zugleich ein Geheimniss und ein Experiment seyn, nämlich ein Experiment der bildenden Natur. Geheimniss und Mysterie ist alles (136) was nur durch Enthusiasmus und mit philosophischem poetischem oder sittlichem Sinn aufgefasst werden kann.

428.

Auch die Sprache begegnet der Sittlichkeit schlecht. Sie ist nirgends so roh und arm, als wo es auf die Bezeichnung sittlicher Begriffe ankommt. Zum Beyspiel nehme ich die drey Karaktere, die sich aus den verschiedenen Verbindungen zwischen Zweck und Mittel konstruiren lassen. Es giebt Menschen, denen unter der Hand alles was sie als Mittel behandeln, zum Zweck

428: Schleiermacher. D_1 84 (16). *Vgl. Schl III 79, wo das Fragment unter dem Titel* die cyklische Praxis *erwähnt ist.* D_1 *79. H 282*. Die Keime in Schleiermachers Tagebuch* D_1 95.

wird. Sie widmen sich einer Wissenschaft um ihr Glück zu machen, und werden von den Reizen derselben gefesselt. Sie suchen einen Anhänger derselben auf, und sie fangen an ihn zu lieben. Sie besuchen seine Zirkel um mit ihm zu seyn, und sie werden die leidenschaftlichsten Mitglieder derselben. Sie schreiben, oder treiben schöne Künste, oder kleiden sich besser, um in diesen Zirkeln zu gefallen, und ehe man sich versieht, finden sie unabhängig von Gefallen und Missfallen in ihren Schreibereyen, in ihrem Kunststudium, in ihrer Eleganz einen innigen Genuss. Diess ist ein sehr bestimmter Karakter der sich überall leicht erkennen lässt; hat aber die Sprache einen Namen dafür? Ein grosser Kreis von verschiedenen Thätigkeiten wird auf diese Art durchlaufen, und die Sprache vergönnt auch ihn deswegen veränderlich oder vielseitig zu nennen: das ist aber nur ein Theil von den Erscheinungen dieser Denkungsart, welchen sie mit manchen andern gemein hat. Menschen (137) von dieser Art machen den endlichen Raum vom gegenwärtigen Augenblick bis zur Erreichung eines gewissen Zweckes zu einer unendlichen und ins Unendliche getheilten Grösse. Wem diese Fertigkeit das Endliche als etwas Unendliches zu behandeln, immer liebenswürdig erscheint, möchte sie so nennen: aber diess ist nur die Beschreibung eines Eindrucks. Für das Wesen dieses Karakters, von dem Interesse für etwas als Mittel in ein unmittelbares Interesse leicht und oft überzugehn, hat die Sprache kein Zeichen. Es giebt andre Menschen, welche den entgegengesetzten Weg gehn, und sehr leicht das, was ihnen Anfangs Zweck war, nur als Mittel für etwas andres behandeln; die wenn sie einen Schriftsteller leidenschaftlich gelesen haben, mit einer Karakteristik desselben endigen, wenn sie eine Wissenschaft lange getrieben haben, sich bald zur Philosophie der Wissenschaft erheben, und selbst wenn eine persönliche Anhänglichkeit sie fesselt, in Gefahr sind, eine zärtliche Verbindung als Mittel zu behandeln, um eine neue Ansicht der menschlichen Natur zu gewinnen, oder über die Liebe aus eignen Experimenten zu philosophiren. Nenne mir das Jemand auf Deutsch! Von den Wirkungen und dem Eindruck eines solchen Karakters zu reden, ist wohlfeil: dass es gross ist, das Endliche wegzuwerfen, weil man auf das Unendliche losgeht, dass es originell ist, Schranken umzureissen, wo Andere hängen bleiben, neue Bahnen zu eröffnen, wo Andere einen geschlossnen Kreis zu sehen glauben, grosse Leidenschaften in reissendem Fluge zu durchlaufen, und (138) grosse Kunstwerke gleichsam im Vorbeygehn aufzubaun; denn das sind die natürlichen Aeusserungen eines solchen Karakters, wenn er nicht erlischt; diess zu mahlen, hat die Sprache nicht Mangel an Worten. Es giebt einen dritten Karakter, der beyde vereinigt, der so lange er einen Zweck vor Augen hat, alles wieder zum Zweck macht, was in das System desselben gehört, bey diesem endlichen Genuss dennoch das Höherstreben nicht vergisst und mitten auf seinen Riesenschritten immer wieder zu jenem zurückkehrt. Er verbindet das Talent, seine eignen Gränzen leicht zu finden, und nichts zu wollen, als was man kann, mit dem, seine Endzwecke mit den Kräften zugleich zu erweitern: die Weisheit und ruhige Resignazion des in sich gekehrten Gemüths, mit der Energie eines äusserst elastischen und expansibeln Geistes, der durch die geringste Oeffnung, die sich darbietet, entweicht, um in einem Augenblick einen weit grössern Kreis als den bisherigen auszufüllen. Er macht nie einen vergeblichen Versuch, den erkannten Schranken des Augenblicks zu entweichen, und glüht dabey doch von Sehnsucht, sich weiter auszudehnen; er widerstrebt nie dem Schicksal, aber er fodert es in jedem Augenblick auf, ihm eine Erweiterung seines Daseyns anzuweisen; er hat immer alles im Auge, was ein Mensch nur werden kann und zu werden wünschen mag, aber strebt nie nach etwas, bis der günstige Moment erschienen ist. Dass ein solcher Karakter ein vollendetes praktisches Genie wäre, dass bey ihm alles Absicht und alles Instinkt, alles Willkühr, (139) und alles Natur seyn würde, das kann man sagen, aber ein Wort, um das Wesen dieses Karakters zu bezeichnen, wird vergebens gesucht.

429.

Wie die Novelle in jedem Punkt ihres Seyns und ihres Werdens neu und frappant seyn muss, so sollte vielleicht das poetische Mährchen und vorzüglich die Romanze unendlich bizarr seyn; denn sie will nicht bloss die Fantasie interessiren, sondern auch den Geist bezaubern und das Gemüth reizen; und das Wesen des Bizarren scheint eben in gewissen willkührlichen und seltsamen Verknüpfungen und Verwechslungen des Denkens, Dichtens und Handelns zu bestehn. Es giebt eine Bizarrerie der Begeisterung, die sich mit der höchsten Bildung und Freyheit verträgt, und das Tragische nicht bloss verstärkt, sondern verschönert und gleichsam vergöttlicht; wie in Goethe's Braut von Korinth, die Epoche in der Geschichte der Poesie macht. Das Rührende darin ist zerreissend und doch verführerisch lockend. Einige Stellen könnte man fast bürlesk nennen, und eben in diesen erscheint das Schreckliche zermalmend gross.

430.

Es giebt unvermeidliche Lagen und Verhältnisse, die man nur dadurch liberal behandeln kann, dass man sie durch einen kühnen Akt der Willkühr verwandelt und durchaus als Poesie betrachtet. Also sollen alle gebildete Menschen im Nothfalle Poeten seyn können, und daraus lässt sich eben so gut folgern, dass der (140) Mensch von Natur ein Poet sey, dass es eine Naturpoesie gebe, als umgekehrt.

431.

Opfre den Grazien, heisst, wenn es einem Philosophen gesagt wird, so viel als: Schaffe dir Ironie und bilde dich zur Urbanität.

432.

Bey manchen, besonders historischen Werken von Umfang, die im Einzelnen überall sehr anziehend und schön geschrieben sind, empfindet man dennoch im Ganzen eine unangenehme Monotonie. Um diess zu vermeiden, müsste Kolorit und Ton und selbst der Styl sich verändern und in den verschiedenen grossen Massen des Ganzen auffallend verschieden seyn, wodurch das Werk nicht bloss mannichfaltiger, sondern auch systematischer werden würde. Es leuchtet ein, dass eine solche regelmässige Abwechslung nicht das Werk des Zufalls seyn könne, dass der Künstler hier ganz bestimmt wissen müsse, was er wolle, um es machen zu können; aber es leuchtet auch ein, dass es voreilig sey, die Poesie oder die Prosa Kunst zu nennen, ehe sie dahin gelangt sind, ihre Werke vollständig zu konstruiren. Dass das Genie dadurch überflüssig gemacht

429: Friedrich? *Vgl. oben das Fragment* 383. — B 32 (109) *auf Varnhagens Autorität abgedruckt.*

431: Friedrich. K 236 (41).

werde, steht nicht zu besorgen, da der Sprung vom anschaulichsten Erkennen und klaren Sehen dessen, was hervorgebracht werden soll, bis zum Vollenden immer unendlich bleibt.

433.

Das Wesen des poetischen Gefühls liegt vielleicht darin, dass man sich ganz aus sich selbst affi-(141)ciren, über Nichts in Affekt gerathen und ohne Veranlassung fantasiren kann. Sittliche Reizbarkeit ist mit einem gänzlichen Mangel an poetischem Gefühl sehr gut vereinbar.

434.

Soll denn die Poesie schlechthin eingetheilt seyn? oder soll sie die eine und untheilbare bleiben? oder wechseln zwischen Trennung und Verbindung? Die meisten Vorstellungsarten vom poetischen Weltsystem sind noch so roh und kindisch, wie die älteren vom astronomischen vor Kopernikus. Die gewöhnlichen Eintheilungen der Poesie sind nur todtes Fachwerk für einen beschränkten Horizont. Was einer machen kann, oder was eben gilt, ist die ruhende Erde im Mittelpunkt. Im Universum der Poesie selbst aber ruht nichts, alles wird und verwandelt sich und bewegt sich harmonisch; und auch die Kometen haben unabänderliche Bewegungsgesetze. Ehe sich aber der Lauf dieser Gestirne nicht berechnen, ihre Wiederkunft nicht vorherbestimmen lässt, ist das wahre Weltsystem der Poesie noch nicht entdeckt.

435.

Einige Grammatiker scheinen den Grundsatz des alten Völkerrechts, dass jeder Fremde ein Feind sey, in die Sprache einführen zu wollen. Aber ein Autor, der auch ohne ausländische Worte fertig zu werden weiss, wird sich immer berechtigt halten dürfen, sie zu brauchen, wo der Karakter der Gattung selbst ein Kolorit der Universalität fodert oder wünscht; und ein historischer Geist wird sich immer für alte Worte, (142) die so oft nicht bloss mehr Erfahrung und Verstand, sondern auch mehr Lebenskraft und Einheit haben, als viele sogenannte Menschen oder Grammatiker, mit Ehrfurcht und Liebe interessiren und sie bey Gelegenheit gern verjüngen.

436.

Ganz ohne Rücksicht auf den Inhalt ist der Fürstenspiegel sehr schätzbar als ein Muster des guten Tons in geschriebner Konversazion, wie die deutsche Prosa nur wenige aufzuweisen hat, aus denen der Autor, der die Philosophie und das gesellschaftliche Leben en rapport setzen will, lernen muss, wie man das Dekorum der Konvenzion zum Anstand der Natur adelt. So sollte eigentlich jeder schreiben können, der Veranlassung findet, etwas drucken zu lassen, ohne darum eben ein Autor seyn zu wollen.

437.

Wie kann eine Wissenschaft auf wissenschaftliche Strenge und Vollendung Anspruch machen, die meistens in usum delphini oder nach dem System der gelegenheitlichen Ursachen angeordnet und eingetheilt ist, wie die Mathematik?

438.

Urbanität ist der Witz der harmonischen Universalität, und diese ist das Eins und Alles der historischen Philosophie und Plato's höchste Musik. Die Humaniora sind die Gymnastik dieser Kunst und Wissenschaft.

439.

(143) Eine Karakteristik ist ein Kunstwerk der Kritik, ein visum repertum der chemischen Philosophie. Eine Rezension ist eine angewandte und anwendende Karakteristik, mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand der Litteratur und des Publikums. Übersichten, litterarische Annalen sind Summen oder Reihen von Karakteristiken. Parallelen sind kritische Gruppen. Aus der Verknüpfung beyder entspringt die Auswahl der Klassiker, das kritische Weltsystem für eine gegebne Sphäre der Philosophie oder der Poesie.

440.

Alle reine uneigennützige Bildung ist gymnastisch oder musikalisch; sie geht auf Entwicklung der einzelnen und auf Har-

438: Friedrich. — *Ueber Urbanität vgl. Fragment 146. 152 und die fünfte Anmerkung zur epitafischen Rede des Lysias, besonders im ersten Drucke (Attisches Museum I 257 f.). Zu den Worten des Textes:* „Damals hätte Hellas hier an diesem Grabe ihre Haare scheeren sollen" *fügt Friedrich in diesem hinzu:* „Aristoteles (Rhet. III. 10.) führt diesen Ausdruck unter einer Menge andrer Beyspiele, die eben so treffend gewählt sind, als die Erklärung, welche sie erläutern sollen, dürftig ist, als ein Beyspiel des Urbanen an; in einer Stelle, welche für den Alterthumsforscher ein köstlicher Schatz ist, und noch jetzt demjenigen, welcher sich etwa an die nicht leichte Aufgabe wagen sollte, sich über die Natur des Urbanen vollständige und strenge Rechenschaft zu geben, und den Begriff desselben wissenschaftlich zu bestimmen, viel zu denken (258) geben kann, und sehr willkommen sein muss; und ich glaube, er hat Recht, wiewohl ich hier ohne seine Hinweisung wahrlich nichts Urbanes gewittert haben würde. Es ist auch gar kein Wunder, dass die zartere Bedeutung, die eigenste Eigenthümlichkeit, der ganze Umfang von Nebenbegriffen eines Worts aus der lebendigen Sprache, worauf es beim Urbanen ankömmt, in der todten Schrift meistens nur noch eben, oft aber gar nicht fühlbar ist. — Auch das gemeine Leben, und der Umgang haben ihre Kunstsprache; wo diese mit der gesetzlichen Freyheit, und freyen Gesetzmässigkeit der gegenseitigen Mittheilungen, welche das Wesen der guten Gesellschaft, und der grossen Welt ausmacht, mit der Sprache des Dichters, Denkers und Redners geschickt zu mischen weiss, der besitzt die grosse Kunst des urbanen Ausdrucks, über deren Geheimnisse sich im Cicero, der hier als Kenner und als Künstler gleich gross ist, die fruchtbarsten Winke finden."

monie aller Kräfte. Die Griechische Dichotomie der Erziehung ist mehr als eine von den Paradoxien des Alterthums.

441.

Liberal ist wer von allen Seiten und nach allen Richtungen wie von selbst frey ist und in seiner ganzen Menschheit wirkt; wer alles, was handelt, ist und wird, nach dem Mass seiner Kraft heilig hält, und an allem Leben Antheil nimmt, ohne sich durch beschränkte Ansichten zum Hass oder zur Geringschätzung desselben verführen zu lassen.

442.

Philosophische Juristen nennen sich auch solche, die neben ihren andern Rechten, die oft so unrechtlich sind, auch ein Naturrecht haben, welches nicht selten noch unrechtlicher ist.

443.

(144) Die Dedukzion eines Begriffs ist die Ahnenprobe seiner ächten Abstammung von der intellektuellen Anschauung seiner Wissenschaft. Denn jede Wissenschaft hat die ihrige.

444.

Es pflegt manchem seltsam und lächerlich aufzufallen, wenn die Musiker von den Gedanken in ihren Composizionen reden; und oft mag es auch so geschehen, dass man wahrnimmt, sie haben mehr Gedanken in ihrer Musik als über dieselbe. Wer aber Sinn für die wunderbaren Affinitäten aller Künste und Wissenschaften hat, wird die Sache wenigstens nicht aus dem platten Gesichtspunkt der sogenannten Natürlichkeit betrachten, nach welcher die Musik nur die Sprache der Empfindung seyn soll, und eine gewisse Tendenz aller reinen Instrumentalmusik zur Philosophie an sich nicht unmöglich finden. Muss die reine Instrumentalmusik sich nicht selbst einen Text erschaffen? und wird das Thema in ihr nicht so entwickelt, bestätigt, variirt und kontrastirt, wie der Gegenstand der Meditazion in einer philosophischen Ideenreihe?

445.

Die Dynamik ist die Grössenlehre der Energie, welche in der Astronomie auf die Organisazion des Universums angewandt wird. Insofern könnte man beyde eine historische Mathematik nennen. Die Algebra erfordert am meisten Witz und Enthusiasmus, nämlich mathematischen.

446.

(145) Der konsequente Empirismus endigt mit Beyträgen zur Ausgleichung der Misverständnisse oder mit einer Subskripzion auf die Wahrheit.

447.

Die unächte Universalität ist entweder theoretisch oder praktisch. Die theoretische ist die Universalität eines schlechten Lexikons, einer Registratur. Die praktische entsteht aus der Totalität der Einmischung.

448.

Die intellektualen Anschauungen der Kritik sind das Gefühl von der unendlich feinen Analyse der Griechischen Poesie und das von der unendlich vollen Mischung der Römischen Satire und der Römischen Prosa.

449.

Wir haben noch keinen moralischen Autor, welcher den Ersten der Poesie und Philosophie verglichen werden könnte. Ein solcher müsste die erhabene antiquarische Politik Müllers mit Forsters grosser Oekonomie des Universums und mit Jakobi's sittlicher Gymnastik und Musik verknüpfen, und auch in der Schreibart den schweren, ehrwürdigen und begeisterten Styl des ersten, mit dem frischen Kolorit, der liebenswürdigen Zartheit des zweyten, und mit der überall wie ferne Harmonika der Geisterwelt antönenden gebildeten Fühlbarkeit des dritten verbinden.

450.

Rousseau's Polemik gegen die Poesie ist doch nur eine schlechte Nachahmung des Plato. Plato hat es mehr gegen die Poeten als gegen die Poesie; er hielt (146) die Philosophie für den kühnsten Dithyrambus und für die einstimmigste Musik. Epikur ist eigentlicher Feind der schönen Kunst: denn er will die Fantasie ausrotten und sich bloss an den Sinn halten. Auf eine ganz andre Art könnte Spinosa ein Feind der Poesie scheinen; weil er zeigt, wie weit man mit Philosophie und Moralität ohne Poesie kommen kann, und weil es sehr im Geist seines Systems liegt, die Poesie nicht zu isoliren.

451.

Universalität ist Wechselsättigung aller Formen und aller Stoffe. Zur Harmonie gelangt sie nur durch Verbindung der Poesie und der Philosophie: auch den universellsten vollendetsten Werken der isolirten Poesie und Philosophie scheint die letzte Synthese zu fehlen; dicht am Ziel der Harmonie bleiben sie unvollendet stehn. Das Leben des universellen Geistes ist eine ununterbrochne Kette innerer Revoluzionen; alle Individuen, die ursprünglichen, ewigen nämlich leben in ihm. Er ist ächter Polytheist und trägt den ganzen Olymp in sich.

449: Friedrich. *Vgl. D* 259.

Ideen.

1.

Die Foderungen und Spuren einer Moral, die mehr wäre als der praktische Theil der Philosophie, werden immer lauter und deutlicher. Sogar von Religion ist schon die Rede. Es ist Zeit den Schleyer der Isis zu zerreissen, und das Geheime zu offenbaren. Wer den Anblick der Göttin nicht ertragen kann fliehe oder verderbe.

2.

Ein Geistlicher ist, wer nur im Unsichtbaren lebt, für wen alles Sichtbare nur die Wahrheit einer Allegorie hat.

3.

Nur durch Beziehung aufs Unendliche entsteht Gehalt und Nutzen; was sich nicht darauf bezieht, ist schlechthin leer und unnütz.

4.

Die Religion ist die allbelebende Weltseele der Bildung, das vierte unsichtbare Element zur Philoso-(5)phie, Moral und Poesie, welches gleich dem Feuer, wo es gebunden ist, in der Stille allgegenwärtig wohlthut, und nur durch Gewalt und Reiz von aussen in furchtbare Zerstörung ausbricht.

5.

Der Sinn versteht etwas nur dadurch, dass er es als Keim in sich aufnimmt, es nährt und wachsen lässt bis zur Blüthe und Frucht. Also heiligen Samen streuet in den Boden des Geistes, ohne Künsteley und müssige Ausfüllungen.

6.

Das ewige Leben und die unsichtbare Welt ist nur in Gott zu suchen. In ihm leben alle Geister, er ist ein Abyssus von Individualität, das einzige unendlich Volle.

A: Athenäum. Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Dritten Bandes Erstes Stück. Berlin, 1800. bei Heinrich Frölich. Nr. II. S. 4—33. *(Die Nummerirung ist von mir durchgeführt.)*

7.

Lasst die Religion frey, und es wird eine neue Menschheit beginnen.

8.

Der Verstand, sagt der Verfasser der Reden über die Religion, weiss nur vom Universum; die Fantasie herrsche, so habt ihr einen Gott. Ganz recht, die Fantasie ist das Organ des Menschen für die Gottheit.

9.

Der wahre Geistliche fühlt immer etwas höheres als Mitgefühl.

10.

Ideen sind unendliche, selbständige, immer in sich bewegliche, göttliche Gedanken.

11.

(6) Nur durch Religion wird aus Logik Philosophie, nur daher kommt alles was diese mehr ist als Wissenschaft. Und statt einer ewig vollen unendlichen Poesie werden wir ohne sie nur Romane haben, oder die Spielerei die man jetzt schöne Kunst nennt.

12.

Giebt es eine Aufklärung? So dürfte nur das heissen, wenn man ein Princip im Geist des Menschen, wie das Licht in unserm Weltsystem ist, zwar nicht durch Kunst hervorbrächte, aber doch mit Willkühr in freye Thätigkeit setzen könnte.

13.

Nur derjenige kann ein Künstler seyn, welcher eine eigne Religion, eine originelle Ansicht des Unendlichen hat.

14.

Die Religion ist nicht bloss ein Theil der Bildung, ein Glied der Menschheit, sondern das Centrum aller übrigen, überall das Erste und Höchste, das schlechthin Ursprüngliche.

15.

Jeder Begriff von Gott ist leeres Geschwätz. Aber die Idee der Gottheit ist die Idee aller Ideen.

16.

Der Geistliche bloss als solcher ist es nur in der unsichtbaren Welt. Wie kann er erscheinen unter den Menschen? Er wird nichts wollen auf der Erde, als das Endliche zum Ewigen bilden, und so muss er, mag auch sein Geschäft Namen haben wie es will, ein Künstler seyn und bleiben.

17.

(7) Wenn die Ideen Götter werden, so wird das Bewusstseyn der Harmonie Andacht, Demuth und Hoffnung.

18.

Den Geist des sittlichen Menschen muss Religion überall umfliessen, wie sein Element, und dieses lichte Chaos von göttlichen Gedanken und Gefühlen nennen wir Enthusiasmus.

19.

Genie zu haben, ist der natürliche Zustand des Menschen; gesund musste auch er aus der Hand der Natur kommen, und da Liebe für die Frauen ist, was Genie für den Mann, so müssen wir uns das goldene Zeitalter als dasjenige denken, wo Liebe und Genie allgemein waren.

20.

Künstler ist ein jeder, dem es Ziel und Mitte des Daseyns ist, seinen Sinn zu bilden.

21.

Es ist der Menschheit eigen, dass sie sich über die Menschheit erheben muss.

22.

Was thun die wenigen Mystiker die es noch giebt? — Sie bilden mehr oder weniger das rohe Chaos der schon vorhandnen Religion. Aber nur einzeln, im Kleinen, durch schwache Versuche. Thut es im Grossen von allen Seiten mit der ganzen Masse, und lasst uns alle Religionen aus ihren Gräbern wecken, und die unsterblichen neu beleben und bilden durch die Allmacht der Kunst und Wissenschaft.

23.

(8) Tugend ist zur Energie gewordne Vernunft.

24.

Die Symmetrie und Organisazion der Geschichte lehrt uns, dass die Menschheit, so lange sie war und wurde, wirklich schon ein Individuum, eine Person war und wurde. In dieser grossen Person der Menschheit ist Gott Mensch geworden.

25.

Das Leben und die Kraft der Poesie besteht darin, dass sie aus sich herausgeht, ein Stück von der Religion losreisst, und dann in sich zurückgeht, indem sie es sich aneignet. Eben so ist es auch mit der Philosophie.

26.

Witz ist die Erscheinung, der äussre Blitz der Fantasie. Daher seine Göttlichkeit, und das Witzähnliche der Mystik.

27.

Plato's Philosophie ist eine würdige Vorrede zur künftigen Religion.

28.

Der Mensch ist ein schaffender Rückblick der Natur auf sich selbst.

29.

Frey ist der Mensch, wenn er Gott hervorbringt oder sichtbar macht, und dadurch wird er unsterblich.

30.

Die Religion ist schlechthin unergründlich. Man kann in ihr überall ins Unendliche immer tiefer graben.

31.

(9) Die Religion ist die centripetale und centrifugale Kraft im menschlichen Geiste, und was beyde verbindet.

32.

Ob denn das Heil der Welt von den Gelehrten zu erwarten sey? Ich weiss es nicht. Aber Zeit ist es, dass alle Künstler zusammentreten als Eidgenossen zu ewigem Bündniss.

33.

Das Moralische einer Schrift liegt nicht im Gegenstande, oder im Verhältniss des Redenden zu den Angeredeten, sondern im Geist der Behandlung. Athmet dieser die ganze Fülle der Menschheit, so ist sie moralisch. Ist sie nur das Werk einer abgesonderten Kraft und Kunst, so ist sie es nicht.

34.

Wer Religion hat, wird Poesie reden. Aber um sie zu suchen und zu entdecken, ist Philosophie das Werkzeug.

35.

Wie die Feldherrn der Alten zu den Kriegern vor der Schlacht redeten, so sollte der Moralist zu den Menschen in dem Kampf des Zeitalters reden.

36.

Jeder vollständige Mensch hat einen Genius. Die wahre Tugend ist Genialität.

37.

Das höchste Gut und das allein Nützliche ist die Bildung.

38.

(10) In der Welt der Sprache, oder welches eben so viel heisst, in der Welt der Kunst und der Bildung, erscheint die Religion nothwendig als Mythologie oder als Bibel.

39.

Die Pflicht der Kantianer verhält sich zu dem Gebot der Ehre, der Stimme des Berufs und der Gottheit in uns, wie die getrocknete Pflanze zur frischen Blume am lebenden Stamme.

40.

Ein bestimmtes Verhältniss zur Gottheit muss dem Mystiker so unerträglich seyn, wie eine bestimmte Ansicht, ein Begriff derselben.

41.

Nichts ist mehr Bedürfniss der Zeit, als ein geistiges Gegengewicht gegen die Revoluzion, und den Despotismus, welchen sie durch die Zusammendrängung des höchsten weltlichen Interesse über die Geister ausübt. Wo sollen wir dieses Gegengewicht suchen und finden? Die Antwort ist nicht schwer; unstreitig in uns, und wer da das Centrum der Menschheit ergriffen hat, der wird eben da zugleich auch den Mittelpunkt der modernen Bildung und die Harmonie aller bis jetzt abgesonderten und streitenden Wissenschaften und Künste gefunden haben.

42.

Glaubt man den Philosophen, so ist das was wir Religion nennen, nur eine absichtlich populäre oder aus Instinkt kunstlose Philosophie. Die Dichter scheinen sie eher für eine Abart von Poesie zu halten, (11) die ihr eignes schönes Spiel verkennend sich selbst zu ernsthaft und einseitig nimmt. Doch gesteht und erkennet die Philosophie schon, dass sie nur mit Religion anfangen und sich selbst vollenden könne, und die Poesie will nur nach dem Unendlichen streben und verachtet weltliche Nützlichkeit und Cultur, welches die eigentlichen Gegensätze der Religion sind. Der ewige Friede unter den Künstlern ist also nicht mehr fern.

43.

Was die Menschen unter den andern Bildungen der Erde, das sind die Künstler unter den Menschen.

44.

Gott erblicken wir nicht, aber überall erblicken wir Göttliches; zunächst und am eigentlichsten jedoch in der Mitte eines sinnvollen Menschen, in der Tiefe eines lebendigen Menschenwerks. Die Natur, das Universum kannst du unmittelbar fühlen, unmittelbar denken; nicht also die Gottheit. Nur der Mensch unter Menschen kann göttlich dichten und denken und mit Religion leben. Sich selbst kann niemand auch nur seinem Geiste direkter Mittler seyn, weil dieser schlechthin Objekt seyn muss, dessen Centrum der Anschauende ausser sich setzt. Man wählt und setzt sich den Mittler, aber man kann sich nur den wählen und setzen, der sich schon

als solchen gesetzt hat. Ein Mittler ist derjenige, der Göttliches in sich wahrnimmt, und sich selbst vernichtend Preis giebt, um dieses Göttliche zu verkündigen, mittzutheilen, und darzustellen allen Menschen in Sitten und Thaten, in Worten und Werken. Erfolgt dieser Trieb nicht, so war das (12) Wahrgenommene nicht göttlich oder nicht eigen. Vermitteln und Vermitteltwerden ist das ganze höhere Leben des Menschen, und jeder Künstler ist Mittler für alle übrigen.

45.

Ein Künstler ist, wer sein Centrum in sich selbst hat. Wem es da fehlt, der muss einen bestimmten Führer und Mittler ausser sich wählen, natürlich nicht auf immer sondern nur fürs erste. Denn ohne lebendiges Centrum kann der Mensch nicht seyn, und hat er es noch nicht in sich, so darf er es nur in einem Menschen suchen, und nur ein Mensch und dessen Centrum kann das seinige reizen und wecken.

46.

Poesie und Philosophie sind, je nachdem man es nimmt, verschiedne Sphären, verschiedne Formen, oder auch die Factoren der Religion. Denn versucht es nur beyde wirklich zu verbinden, und ihr werdet nichts anders erhalten als Religion.

47.

Gott ist jedes schlechthin Ursprüngliche und Höchste, also das Individuum selbst in der höchsten Potenz. Aber sind nicht auch die Natur und die Welt Individuen?

48.

Wo die Philosophie aufhört, muss die Poesie anfangen. Einen gemeinen Standpunkt, eine nur im Gegensatz der Kunst und Bildung natürliche Denkart, ein blosses Leben soll es gar nicht geben; d. h. es soll kein Reich der Rohheit jenseits der Gränzen der Bil- (13) dung gedacht werden. Jedes denkende Glied der Organisazion fühle seine Gränzen nicht ohne seine Einheit in der Beziehung aufs Ganze. Man soll der Philosophie zum Beispiel nicht bloss die Unphilosophie, sondern die Poesie entgegensetzen.

49.

Dem Bunde der Künstler einen bestimmten Zweck geben, das heisst ein dürftiges Institut an die Stelle des ewigen Vereins setzen; das heisst die Gemeinde der Heiligen zum Staat erniedrigen.

50.

Ihr staunt über das Zeitalter, über die gährende Riesenkraft, über die Erschütterungen, und wisst nicht welche neue Geburten ihr erwarten sollt. Versteht euch doch und beantwortet euch die Frage, ob wohl etwas in der Menschheit geschehen könne, was

nicht seinen Grund in ihr selbst habe. Muss nicht alle Bewegung aus der Mitte kommen, und wo liegt die Mitte? — Die Antwort ist klar, und also deutet auch die Erscheinungen auf eine grosse Auferstehung der Religion, eine allgemeine Metamorphose. Die Religion an sich zwar ist ewig, sich selbst gleich und unveränderlich wie die Gottheit; aber eben darum erscheint sie immer neu gestaltet und verwandelt.

51.

Wir wissen nicht was ein Mensch sey, bis wir aus dem Wesen der Menschheit begreifen, warum es Menschen giebt, die Sinn und Geist haben, andre denen sie fehlen.

52.

(14) Als Repräsentant der Religion aufzutreten, das ist noch frevelhafter wie eine Religion stiften zu wollen.

53.

Keine Thätigkeit ist so menschlich wie die bloss ergänzende, verbindende, befördernde.

54.

Der Künstler darf eben so wenig herrschen als dienen wollen. Er kann nur bilden, nichts als bilden, für den Staat also nur das thun, dass er Herrscher und Diener bilde, dass er Politiker und Oekonomen zu Künstlern erhebe.

55.

Zur Vielseitigkeit gehört nicht allein ein weitumfassendes System, sondern auch Sinn für das Chaos ausserhalb desselben, wie zur Menschheit der Sinn für ein Jenseits der Menschheit.

56.

Wie die Römer die einzige Nation, die ganz Nation war, so ist unser Zeitalter das erste wahre Zeitalter.

57.

Die Fülle der Bildung wirst du in unsrer höchsten Poesie finden, aber die Tiefe der Menschheit suche du bey dem Philosophen.

58.

Auch die sogenannten Volkslehrer, die der Staat angestellt hat, sollen wieder Priester werden und geistlich gesinnt: aber sie können es nur dadurch, dass sie sich an die höhere Bildung anschliessen.

59.

(15) Nichts ist witziger und grotesker als die alte Mythologie und das Christenthum; das macht, weil sie so mystisch sind.

60.

Grade die Individualität ist das Ursprüngliche und Ewige im Menschen; an der Personalität ist so viel nicht gelegen. Die Bildung und Entwicklung dieser Individualität als höchsten Beruf zu treiben, wäre ein göttlicher Egoismus.

61.

Man redet schon lange von einer Allmacht des Buchstabens, ohne recht zu wissen was man sagt. Es ist Zeit dass es Ernst damit werde, dass der Geist erwache und den verlohrnen Zauberstab wieder ergreife.

62.

Man hat nur so viel Moral, als man Philosophie und Poesie hat.

63.

Die eigentliche Centralanschauung des Christenthums ist die Sünde.

64.

Durch die Künstler wird die Menschheit ein Individuum, indem sie Vorwelt und Nachwelt in der Gegenwart verknüpfen. Sie sind das höhere Seelenorgan, wo die Lebensgeister der ganzen äussern Menschheit zusammentreffen und in welchem die innere zunächst wirkt.

65.

Nur durch die Bildung wird der Mensch, der es ganz ist überall menschlich und von Menschheit durchdrungen.

66.

(16) Die ursprünglichen Protestanten wollten treuherzig nach der Schrift leben und Ernst machen, und alles andre vernichten.

67.

Religion und Moral sind sich symmetrisch entgegengesetzt, wie Poesie und Philosophie.

68.

Euer Leben bildet nur menschlich, so habt ihr genug gethan: aber die Höhe der Kunst und die Tiefe der Wissenschaft werdet ihr nie erreichen ohne ein Göttliches.

69.

Ironie ist klares Bewusstsein der ewigen Agilität, des unendlich vollen Chaos.

70.

Musik ist der Moral verwandter, Historie der Religion: denn Rhythmus ist die Idee der Musik, die Historie aber geht aufs Primitive.

71.

Nur diejenige Verworrenheit ist ein Chaos, aus der eine Welt entspringen kann.

72.

Vergeblich sucht ihr in dem was ihr Aesthetik nennt die harmonische Fülle der Menschheit, Anfang und Ende der Bildung. Versucht es die Elemente der Bildung und der Menschheit zu erkennen und betet sie an, vor allen das Feuer.

73.

Es giebt keinen Dualismus ohne Primat; so ist auch die Moral der Religion nicht gleich sondern untergeordnet.

74.

(17) Verbindet die Extreme, so habt ihr die wahre Mitte.

75.

Als schönste Blüthe der besondern Organisazion ist Poesie sehr lokal; die Philosophie verschiedner Planeten mag nicht so sehr verschieden seyn.

76.

Moralität ohne Sinn für Paradoxie ist gemein.

77.

Ehre ist die Mystik der Rechtlichkeit.

78.

Alles Denken des religiösen Menschen ist etymologisch, ein Zurückführen aller Begriffe auf die ursprüngliche Anschauung, auf das Eigenthümliche.

79.

Es giebt nur Einen Sinn, und in dem Einen liegen alle; der geistigste ist der ursprüngliche, die andern sind abgeleitet.

80.

Hier sind wir einig, weil wir eines Sinns sind; hier aber nicht, weil es mir oder dir an Sinn fehlt. Wer hat Recht, und wie können wir eins werden? Nur durch die Bildung, die jeden besondern Sinn zu dem allgemeinen unendlichen erweitert; und durch den Glauben an diesen Sinn, oder an die Religion sind wir es schon jetzt, noch ehe wir es werden.

81.

Jede Beziehung des Menschen aufs Unendliche ist Religion, nämlich des Menschen in der ganzen Fülle seiner Menschheit. Wenn der Mathematiker (18) das unendlich Grosse berechnet; das ist freylich nicht Religion. Das Unendliche in jener Fülle gedacht, ist die Gottheit.

82.

Man lebt nur insofern man nach seinen eignen Ideen lebt. Die Grundsätze sind nur Mittel, der Beruf ist Zweck an sich.

83.

Nur durch die Liebe und durch das Bewusstseyn der Liebe wird der Mensch zum Menschen.

84.

Nach der Sittlichkeit zu streben ist wohl der schlechteste Zeitvertreib, die Uebungen in der Gottseeligkeit ausgenommen. Könnt ihr euch eine Seele, einen Geist angewöhnen? — So ists mit Religion und auch mit Moral, die nicht ohne Vermittlung auf die Oekonomie und Politik des Lebens einfliessen sollen.

85.

Der Kern, das Centrum der Poesie ist in der Mythologie zu finden, und in den Mysterien der Alten. Sättigt das Gefühl des Lebens mit der Idee des Unendlichen, und ihr werdet die Alten verstehen und die Poesie.

86.

Schön ist was uns an die Natur erinnert, und also das Gefühl der unendlichen Lebensfülle anregt. Die Natur ist organisch, und die höchste Schönheit daher ewig und immer vegetabilisch, und das gleiche gilt auch von der Moral und der Liebe.

87.

(19) Ein wahrer Mensch ist, wer bis in den Mittelpunkt der Menschheit gekommen ist.

88.

Es giebt eine schöne Offenheit, die sich öffnet wie die Blume, nur um zu duften.

89.

Wie sollte die Moral bloss der Philosophie angehören, da der grösste Theil der Poesie sich auf die Lebenskunst bezieht und auf die Kenntniss der Menschen! Ist sie also unabhängig von beyden und für sich bestehend? Oder ist es etwa mit ihr wie mit der Religion, dass sie gar nicht isolirt erscheinen soll?

90.

Du wolltest die Philosophie zerstören, und die Poesie, um Raum zu gewinnen für die Religion und Moral, die du verkanntest: aber du hast nichts zerstören können als dich selber.

91.

Alles Leben ist seinem ersten Ursprunge nach nicht natürlich, sondern göttlich und menschlich; denn es muss aus der Liebe entspringen, wie es keinen Verstand geben kann ohne Geist.

92.

Die einzige bedeutende Opposizion gegen die überall aufkeimende Religion der Menschen und der Künstler, ist von den wenigen eigentlichen Christen zu erwarten, die es noch giebt. Aber auch sie, wenn die Morgensonne wirklich emporsteigt, werden schon niederfallen und anbeten.

93.

(20) Die Polemik kann nur den Verstand schärfen, und soll die Unvernunft vertilgen. Sie ist durchaus philosophisch; der religiöse Zorn und Ingrimm über die Beschränkung verliehrt seine Würde, wenn er als Polemik erscheint, in bestimmter Richtung auf einen einzelnen Gegenstand und Zweck.

94.

Die wenigen Revoluzionärs, die es in der Revoluzion gab, waren Mystiker, wie es nur Franzosen des Zeitalters seyn können. Sie constituirten ihr Wesen und Thun als Religion; aber in der künftigen Historie wird es als die höchste Bestimmung und Würde der Revoluzion erscheinen, dass sie das heftigste Incitament der schlummernden Religion war.

95.

Als Bibel wird das neue ewige Evangelium erscheinen, von dem Lessing geweissagt hat: aber nicht als einzelnes Buch im gewöhnlichen Sinne. Selbst was wir Bibel nennen ist ja ein System von Büchern. Uebrigens ist das kein willkührlicher Sprachgebrauch! Oder giebt es ein andres Wort, um die Idee eines unendlichen Buchs von der gemeinen zu unterscheiden als Bibel, Buch schlechthin, absolutes Buch? Und es ist doch wohl ein ewig wesentlicher und sogar praktischer Unterschied, ob ein Buch bloss Mittel zu einem Zweck, oder selbständiges Werk, Individuum, personificirte Idee ist. Das kann es nicht ohne Göttliches, und darin stimmt der esoterische Begriff selbst mit dem exoterischen überein; auch ist (21) keine Idee isolirt, sondern sie ist was sie ist, nur unter allen Ideen. Ein Beyspiel wird den Sinn erklären. Alle classischen Gedichte der Alten hängen zusammen, unzertrennlich, bilden ein organisches Ganzes, sind richtig angesehen nur Ein Gedicht, das einzige in welchem die Dichtkunst selbst vollkommen erscheint. Auf eine ähnliche Weise sollen in der vollkommnen Litteratur alle Bücher nur Ein Buch seyn, und in einem solchen ewig werdenden Buche wird das Evangelium der Menschheit und der Bildung offenbart werden.

96.

Alle Philosophie ist Idealismus und es giebt keinen wahren Realismus als den der Poesie. Aber Poesie und Philosophie sind nur Extreme. Sagt man nun, einige sind schlechthin Idealisten, andre entschieden Realisten; so ist das eine sehr wahre Bemerkung.

Anders ausgedrückt heisst es, es giebt noch keine durchaus gebildete Menschen, es giebt noch keine Religion.

97.

Günstiges Zeichen, dass ein Physiker sogar — der tiefsinnige Baader — aus der Mitte der Physik sich erhoben hat, die Poesie zu ahnden, die Elemente als organische Individuen zu verehren, und auf das Göttliche im Centrum der Materie zu deuten!

98.

Denke dir ein Endliches ins Unendliche gebildet, so denkst du einen Menschen.

99.

(22) Willst du ins Innere der Physik dringen, so lass dich einweihen in die Mysterien der Poesie.

100.

Wir werden den Menschen kennen, wenn wir das Centrum der Erde kennen.

101.

Wo Politik ist oder Oekonomie, da ist keine Moral.

102.

Der erste unter uns, der die intellektuelle Anschauung der Moral gehabt, und das Urbild vollendeter Menschheit in den Gestalten der Kunst und des Alterthums erkannte und gottbegeistert verkündigte, war der heilige Winkelmann.

103.

Wer die Natur nicht durch die Liebe kennen lernt, der wird sie nie kennen lernen.

104.

Die ursprüngliche Liebe erscheint nie rein, sondern in mannichfachen Hüllen und Gestalten, als Zutrauen, als Demuth, als Andacht, als Heiterkeit, als Treue und als Schaam, als Dankbarkeit; am meisten aber als Sehnsucht und als stille Wehmuth.

105.

Fichte also soll die Religion angegriffen haben? — Wenn das Interesse am Uebersinnlichen das Wesen der Religion ist, so ist seine ganze Lehre Religion in Form der Philosophie.

106.

Nicht in die politische Welt verschleudere du Glau-(23)ben und Liebe, aber in der göttlichen Welt der Wissenschaft und der Kunst opfre dein Innerstes in den heiligen Feuerstrom ewiger Bildung.

107.

In ungestörter Harmonie dichtet Hülsens Muse schöne erhabene Gedanken der Bildung, der Menschheit und der Liebe. Es ist Moral im hohen Sinne; aber Moral von Religion durchdrungen im Uebergange aus dem künstlichen Wechsel des Syllogismus in den freyen Strom des Epos.

108.

Was sich thun lässt, so lange Philosophie und Poesie getrennt sind, ist gethan und vollendet. Also ist die Zeit nun da, beyde zu vereinigen.

109.

Fantasie und Witz sind Dir Eins und Alles! — deute den lieblichen Schein und mache Ernst aus dem Spiel, so wirst du das Centrum fassen und die verehrte Kunst in höherm Lichte wieder finden.

110.

Der Unterschied der Religion und Moral liegt ganz einfach in der alten Eintheilung aller Dinge in göttliche und menschliche, wenn man sie nur recht versteht.

111.

Dein Ziel ist die Kunst und die Wissenschaft, dein Leben Liebe und Bildung. Du bist ohne es zu wissen auf dem Wege zur Religion. Erkenne es, und du bist sicher das Ziel zu erreichen.

112.

(24) In und aus unserm Zeitalter lässt sich nichts grösseres zum Ruhme des Christenthums sagen, als dass der Verfasser der Reden über die Religion ein Christ sey.

113.

Der Künstler, der nicht sein ganzes Selbst Preis giebt, ist ein unnützer Knecht.

114.

Kein Künstler soll allein und einzig Künstler der Künstler, Central-Künstler, Director aller übrigen seyn; sondern alle sollen es gleich sehr seyn, jeder aus seinem Standpunkt. Keiner soll bloss Repräsentant seiner Gattung seyn, sondern er soll sich und seine Gattung auf das Ganze beziehen, dieses dadurch bestimmen und also beherrschen. Wie die Senatoren der Römer sind die wahren Künstler ein Volk von Königen.

115.

Willst du ins Grosse wirken, so entzünde und bilde die Jünglinge und die Frauen. Hier ist noch am ersten frische Kraft und Gesundheit zu finden, und auf diesem Wege wurden die wichtigsten Reformationen vollbracht.

116.

Wie beym Manne der äussre Adel zum Genie, so verhält sich die Schönheit der Frauen zur Liebesfähigkeit, zum Gemüth.

117.

Die Philosophie ist eine Ellipse. Das eine Centrum, dem wir jetzt näher sind, ist das Selbstgesetz der Vernunft. Das andre ist die Idee des Univer-(25)sums, und in diesem berührt sich die Philosophie mit der Religion.

118.

Die Blinden, die von Atheismus reden! Giebt es denn schon einen Theisten? Ist schon irgend ein Menschengeist der Idee der Gottheit Meister!

119.

Heil den wahren Philologen! Sie wirken Göttliches, denn sie verbreiten Kunstsinn über das ganze Gebiet der Gelehrsamkeit. Kein Gelehrter sollte bloss Handwerker seyn.

120.

Der Geist unsrer alten Helden deutscher Kunst und Wissenschaft muss der unsrige bleiben so lange wir Deutsche bleiben. Der deutsche Künstler hat keinen Charakter oder den eines Albrecht Dürer, Keppler, Hans Sachs, eines Luther und Jacob Böhme. Rechtlich, treuherzig, gründlich, genau und tiefsinnig ist dieser Charakter, dabey unschuldig und etwas ungeschickt. Nur bey den Deutschen ist es eine Nationaleigenheit, die Kunst und die Wissenschaft bloss um der Kunst und der Wissenschaft willen göttlich zu verehren.

121.

Vernehmt mich nur jetzt und merket warum ihr euch nicht verstehen könnt unter einander, so habe ich meinen Zweck erreicht. Ist der Sinn für Harmonie geweckt, dann ist es Zeit das das Eine, was ewig wiedergesagt werden muss, harmonischer zu sagen.

122.

(26) Wo die Künstler eine Familie bilden, da sind Urversammlungen der Menschheit.

123.

Die falsche Universalität ist die welche alle einzelne Bildungsarten abschleift und auf dem mittlern Durchschnitt beruht. Durch eine wahre Universalität würde im Gegentheil die Kunst zum Beyspiel noch künstlicher werden, als sie es vereinzelt seyn kann, die Poesie poetischer, die Kritik kritischer, die Historie historischer und so überhaupt. Diese Universalität kann entstehn, wenn der einfache Strahl der Religion und Moral ein Chaos des combinatorischen Witzes berührt und befruchtet. Da blüht von selbst die höchste Poesie und Philosophie.

124.

Warum äussert sich das Höchste jetzt so oft als falsche Tendenz? — Weil niemand sich selbst verstehen kann, der seine Genossen nicht versteht. Ihr müsst also erst glauben, dass ihr nicht allein seyd, ihr müsst überall unendlich viel ahnden und nicht müde werden den Sinn zu bilden, bis ihr zuletzt das Ursprüngliche und Wesentliche gefunden habt. Dann wird euch der Genius der Zeit erscheinen und wird euch leise andeuten was schicklich sey und was nicht.

125.

Wer ein Höchstes tief in sich ahndet und nicht weiss wie er sichs deuten soll, der lese die Reden über die Religion, und was er fühlte wird ihm klar werden bis zum Wort und zur Rede.

126.

(27) Nur um eine liebende Frau her kann sich eine Familie bilden.

127.

Die Poesie der Dichter bedürfen die Frauen weniger, weil ihr eigenstes Wesen Poesie ist.

128.

Mysterien sind weiblich; sie verhüllen sich gern, aber sie wollen doch gesehen und errathen seyn.

129.

In der Religion ist immer Morgen und Licht der Morgenröthe.

130.

Nur wer einig ist mit der Welt kann einig seyn mit sich selbst.

131.

Der geheime Sinn des Opfers ist die Vernichtung des Endlichen, weil es endlich ist. Um zu zeigen dass es nur darum geschieht muss das Edelste und Schönste gewählt werden; vor allen der Mensch, die Blüthe der Erde. Menschenopfer sind die natürlichsten Opfer. Aber der Mensch ist mehr als die Blüthe der Erde; er ist vernünftig, und die Vernunft ist frey und selbst nichts anders als ein ewiges Selbstbestimmen ins Unendliche. Also kann der Mensch nur sich selbst opfern, und so thut er auch in dem allgegenwärtigen Heiligthum von dem der Pöbel nichts sieht. Alle Künstler sind Decier, und ein Künstler werden heisst nichts anders als sich den unterirdischen Gottheiten weihen. In der Begeisterung des Vernichtens offenbart sich zuerst der Sinn göttlicher Schöp-(28)fung. Nur in der Mitte des Todes entzündet sich der Blitz des ewigen Lebens.

132.

Trennt die Religion ganz von der Moral, so habt ihr die eigentliche Energie des Bösen im Menschen, das furchtbare, grausame, wüthende und unmenschliche Prinzip, was ursprünglich in seinem Geiste liegt. Hier straft sich die Trennung des Untheilbaren am schrecklichsten.

133.

Zunächst rede ich nur mit denen die schon nach dem Orient sehen.

134.

Du vermuthest Höheres auch in mir, und fragst, warum ich eben an der Gränze schweige? — Es geschieht, weil es noch so früh am Tage ist.

135.

Nicht Herrmann und Wodan sind die Nationalgötter der Deutschen, sondern die Kunst und die Wissenschaft. Gedenke noch einmal an Keppler, Dürer, Luther, Böhme; und dann an Lessing, Winkelmann, Goethe, Fichte. Nicht auf die Sitten allein ist die Tugend anwendbar; sie gilt auch für Kunst und Wissenschaft, die ihre Rechte und Pflichten haben. Und dieser Geist, diese Kraft der Tugend unterscheidet eben den Deutschen in der Behandlung der Kunst und der Wissenschaft.

136.

Worauf bin ich stolz und darf ich stolz seyn als Künstler? — Auf den Entschluss, der mich auf ewig von (29) allem Gemeinen absonderte und isolirte; auf das Werk, was alle Absicht göttlich überschreitet, und dessen Absicht keiner zu Ende lernen wird; auf die Fähigkeit, das Vollendete was mir entgegen ist, anzubeten; auf das Bewusstseyn, dass ich die Genossen in ihrer eigensten Wirksamkeit zu beleben vermag, dass alles was sie bilden Gewinn ist für mich.

137.

Die Andacht der Philosophen ist Theorie, reine Anschauung des Göttlichen, besonnen, ruhig und heiter in stiller Einsamkeit. Spinosa ist das Ideal dafür. Der religiöse Zustand des Poeten ist leidenschaftlicher und mittheilender. Das Ursprüngliche ist Enthusiasmus, am Ende bleibt Mythologie. Was in der Mitte liegt, hat den Charakter des Lebens bis zur Geschlechtsverschiedenheit. Mysterien sind, wie schon gesagt, weiblich; Orgien wollen in fröhlicher Ausgelassenheit der männlichen Kraft alles um sich her überwinden oder befruchten.

138.

Eben weil das Christenthum eine Religion des Todes ist, liesse es sich mit dem äussersten Realismus behandeln, und könnte seine Orgien haben so gut wie die alte Religion der Natur und des Lebens.

139.

Es giebt keine Selbstkenntniss als die historische. Niemand weiss was er ist, wer nicht weiss was seine Genossen sind, vor allen der höchste Genosse des Bundes, der Meister der Meister, der Genius des Zeitalters.

140.

(30) Eine der wichtigsten Angelegenheiten des Bundes ist, alle Ungehörigen, die sich unter die Genossen eingeschlichen haben, wieder zu entfernen. Die Stümperey soll nichts mehr gelten.

141.

O wie armseelig sind eure — ich meyne die besten unter euch — eure Begriffe vom Genie. Wo ihr Genie findet, finde ich nicht selten die Fülle der falschen Tendenzen, das Centrum der Stümperey. Etwas Talent und ziemlich viel Windbeuteley, das preisen alle und rühmen sich gar wohl zu wissen, das Genie sey incorrect, müsse so seyn. So ist also auch diese Idee verloren gegangen? — Ist nicht der sinnige Mensch am geschicktesten Geisterwort zu vernehmen? Nur der Geistliche hat einen Geist, einen Genius, und jeder Genius ist universell. Wer nur Repräsentant ist, hat nur Talent.

142.

Wie die Kaufleute im Mittelalter so sollten die Künstler jetzt zusammentreten zu einer Hanse, um sich einigermassen gegenseitig zu schützen.

143.

Es giebt keine grosse Welt als die Welt der Künstler. Sie leben hohes Leben. Der gute Ton steht noch zu erwarten. Er würde da seyn, wo jeder sich frey und fröhlich äusserte, und den Werth der andern ganz fühlte und begriffe.

144.

Ursprünglichen Sinn fordert ihr vom Denker (31) einmal für allemal, und ein gewisses Mass von Begeisterung verstattet ihr sogar dem Dichter. Aber wisst ihr auch, was das heisse? Ihr habt, ohne es gewahr zu werden, heiligen Boden betreten; ihr seyd unser.

145.

Alle Menschen sind etwas lächerlich und grotesk, bloss weil sie Menschen sind; und die Künstler sind wohl auch in dieser Rücksicht doppelte Menschen. So ist es, so war es, und so wird es seyn.

146.

Selbst in den äusserlichen Gebräuchen sollte sich die Lebensart der Künstler von der Lebensart der übrigen Menschen durchaus unterscheiden. Sie sind Braminen, eine höhere Kaste, aber nicht durch Geburt sondern durch freye Selbsteinweihung geadelt.

147.

Was der freye Mensch schlechthin constituirt, worauf der nicht freye Mensch alles bezieht, das ist seine Religion. Es ist ein tiefer Sinn in dem Ausdruck, dies oder jenes ist sein Gott, oder Abgott und in andern ähnlichen.

148.

Wer entsiegelt das Zauberbuch der Kunst und befreyt den verschlossnen heiligen Geist? — Nur der verwandte Geist.

149.

Ohne Poesie wird die Religion dunkel, falsch und bösartig; ohne Philosophie ausschweifend in aller Unzucht und wollüstig bis zur Selbstentmannung.

150.

(32) Das Universum kann man weder erklären noch begreifen, nur anschauen und offenbaren. Höret nur auf das System der Empirie Universum zu nennen, und lernt die wahre religiöse Idee desselben, wenn ihr den Spinosa nicht schon verstanden habt, vor der Hand in den Reden über die Religion lesen.

151.

In alle Gestalten von Gefühl kann die Religion ausbrechen. Der wilde Zorn und der süsseste Schmerz gränzen hier unmittelbar aneinander, der fressende Hass und das kindliche Lächeln froher Demuth.

152.

Willst du die Menschheit vollständig erblicken, so suche eine Familie. In der Familie werden die Gemüther organisch Eins, und eben darum ist sie ganz Poesie.

153.

Alle Selbständigkeit ist ursprünglich, ist Originalität, und alle Originalität ist moralisch, ist Originalität des ganzen Menschen. Ohne sie keine Energie der Vernunft und keine Schönheit des Gemüths.

154.

Zuerst vom Höchsten redet man durchaus freymüthig, völlig sorglos, aber gerade zum Ziel.

155.

Ich habe einige Ideen ausgesprochen, die aufs Centrum deuten, ich habe die Morgenröthe begrüsst nach meiner Ansicht, aus meinem Standpunkt. Wer den Weg kennt, thue desgleichen nach seiner Ansicht, aus seinem Standpunkt.

An Novalis.

(33) Nicht auf der Gränze schwebst du, sondern in deinem Geiste haben sich Poesie und Philosophie innig durchdrungen. Dein Geist stand mir am nächsten bey diesen Bildern der unbegriffenen Wahrheit. Was du gedacht hast, denke ich, was ich gedacht, wirst du denken, oder hast es schon gedacht. Es giebt Missverständnisse, die das höchste Einverständniss nur bestätigen. Allen Künstlern gehört jede Lehre vom ewigen Orient. Dich nenne ich statt aller andern.

Notizen.

Wir glauben diese kritischen Ansichten nicht würdiger eröffnen zu können, als mit den so eben erschienenen

(289) Reden über die Religion,

weil gewiss seit langer Zeit über diesen Gegenstand aller Gegenstände nicht grösser und herrlicher ist geredet worden. Doch warum rede ich vergleichungsweise? Religion in dem Sinne, wie der Verfasser sie nimmt, ist, etwa einen unverstandenen Wink [1]) Lessings abgerechnet, eines von denen Dingen, die unser Zeitalter bis auf den Begriff verloren hat, und die erst von neuem wieder entdeckt werden müssen, ehe man einsehen kann, dass und wie sie auch in alten Zeiten in anderer Gestalt schon da waren. Der Leser mag ja vergessen, was er etwa von sogenannter Religionsphilosophie der Kantianer weiss, und weder Moral noch populär gemachte Exegese und Dogmatik erwarten.

Wie der Gegenstand, so ist auch die Behandlung des Buchs nicht gewöhnlich. Es sind Reden, die ersten der Art, die wir im Deutschen haben, voll Kraft und Feuer und doch sehr kunstreich, in einem Styl, der eines Alten nicht unwürdig wäre. Es ist ein sehr gebildetes und auch ein sehr eigenes Buch; das eigenste, was wir haben, kann nicht eigner seyn. Und eben darum, weil es im Gewande der allgemeinsten Verständlichkeit (290) und Klarheit so tief und so unendlich subjektiv ist, kann es nicht leicht seyn, darüber zu reden, es müsste denn ganz oberflächlich geschehen sollen, oder auf eine eben so subjektive Weise geschehen dürfen: denn von der Religion lässt sich nur mit Religion reden. Und

[1]) Ich meyne die Stellen vom dritten Weltalter in der Erziehung des Menschengeschlechts, wo unter andern die merkwürdigen Worte stehn: „Ja es wird kommen das neue ewige Evangelium" u. s. w.; von welcher Stelle, wie von mancher andern Lessings Freunde uns unstreitig bald sagen werden, dass er sie unmöglich im Ernst meynen konnte.

A: Athenäum. Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Zweiten Bandes Zweites Stück. Berlin, 1799. bey Heinrich Frölich. Nr. IV: Notizen. S. 288—300.

dazu muss ich mir denn, wenigstens was die Form betrifft, die Erlaubniss erbitten. Ich will meine Meinung über das Buch sagen, weil ich in dem Fall bin, es ganz zu verstehn und also zu wissen, dass es ein sehr ausserordentliches Phänomen ist, und dass wohl nicht viele mit mir in gleichem Falle seyn werden. Ich glaube diess für jetzt wenigstens (denn das Buch ist von denen, die nicht leicht jemals erschöpft werden, und auch ich werde noch oft darauf zurückkommen müssen), vorläufig nicht besser thun zu können, als indem ich dem Leser im Auszuge mittheile, was ich in zwey Briefen an zwey verschiedene Freunde darüber schrieb, von denen der eine ganz füglich keinesweges im Maass der Bildung, wohl aber in der Irreligion als Repräsentant der hochheiligen Majorität aller Gebildeten, der andere aber als Repräsentant der kleinen unbedeutenden Minorität der Religiösen gelten kann. Daher muss ich den Leser bitten, auch das zu verzeihen, dass diese Briefe in Ton und Geist ungleich individueller seyn werden, als sonst in litterarischer Correspondenz gewöhnlich ist.

An den ersten schrieb ich ungefähr so:

Lieber gottloser Freund! Du sollst das Buch, welches ich Dir hier schicke, vor allen Dingen lesen, dann wollen wir weiter darüber reden. Du siehst schon am Titel, dass Du es lesen musst von Rechtswegen. (291) Denn es lautet ja an die gebildeten Verächter der Religion. Du wirst finden, dass der Autor Eure Verachtung oft mit lebhafter Dankbarkeit erwiedert. Doch was mich betrifft, so will ich Deinen Beruf es zu lesen, lieber in Deine Bildung setzen als in Deine Verachtung, wie ich Dir auch das Buch mehr wegen der Bildung empfehle, die es hat, als wegen der Religion. Du siehst also, dass ich nicht gesonnen bin, grau für schwarz und weiss zu geben, wie Du mir und andern, welche Du Dilettanten der Religion nennst, Schuld giebst. Gern erlaube ich es, dass Du nach Deiner Art die seltsame Erscheinung mit dem fröhlichen Spott der Zuneigung — aus dessen spielenden Wellen alles Heilige nur schöner hervorglänzt — begrüssest, aber ich fordere dagegen, dass Du die angebotene Erweiterung des innern Daseyns mit ganzem Ernst ergreifest: denn mit ganzem Ernst bietet sie auch der Redner dar. Ich meyne gewiss nicht den Ton, sondern den innern Charakter des Buchs. Nimm es wie Du willst mit den darin enthaltenen Ansprüchen auf Universalität; ja Du magst das zu den äusserlichen Umgebungen rechnen, deren es hier so viele giebt, und einstweilen vermuthen, die Begränzung des Geistes, den Du hier kennen lernen kannst, sey so absolut, wie sie bey grossen Virtuosen oft zu seyn pflegt. Was aber die Virtuosität in seiner Sphäre betrifft, so darfst Du Deine Erwartungen noch so hoch spannen, Du wirst sie nicht getäuscht finden. Was sich so ankündigt, das gilt Kraft dieser Ankündigung selbst. Der Verfasser hat es nun eben nicht — construirt, dass die Religion ursprünglich

und ewig eine eigen-(292)thümliche Anlage der Menschheit und ein selbständer Theil der Bildung sey. Vielleicht konnte er das auch nicht wollen. Aber durch die Bildung, mit der er sie behandelt, hat er sie zur Mitbürgerin im Reiche der Bildung constituirt. Das Gebildete finde ich vorzüglich darin, dass hier alle die Zufälligkeiten, mit denen die jetzigen Anhänger einer höhern Mystik sie aufputzen zu müssen glauben, und zu überladen pflegen, hier so ganz vernachlässigt und verachtet sind, und doch das grosse Wesentliche der Religion und des Christenthums in einfacher Glorie immer herrlicher strahlt. Aber auch im Aeussern. Richte Dein Auge auf den Styl, und sage mir, ob Dir neben der herrschenden Schreiberey unsrer Stylisten nicht auch so zu Muthe dabey wird, als sähest Du nach der aufgedunsenen Manier eines Rubens wieder den kräftigen braunen Farbenton und die grossen Formen der besten Italiäner. In dieser Rücksicht empfehle Dir besonders die erste und die dritte Rede. Aber wie schön sind auch die andern gebaut? Wie gross hebt sich die zweyte mit immer neuem Anflug? Wie majestätisch wölbt sich die vierte gleich der Kuppel eines Tempels? Wie wunderbar entwickelt sich die letzte aus sich selbst immer grösser und wirft am Schluss ein neues Licht auf das Ganze zurück? —

Doch das alles siehst Du ja ohne Zweifel eben so gut und besser als ich. Nur noch eins. Ist es Dir nun einmal nicht gegeben, die Religion für ein Wesen eigner Art und eignen Ursprungs anzuerkennen, so setze das ganz bey Seite, und halte Dich an den Sinn, worin (293) ich doch gewiss nicht irre: denn ich weiss es, dass Du durch diese Reden oft ja überall Dein Innerstes berührt und angeregt fühlen wirst. Ueberlass Dich mit freywilliger Hingebung diesem seltenen Eindruck, und nenne dann das Buch, wie es Dir gefällt, meinetwegen einen Roman. Ja ich würde das insofern gar nicht missbilligen, weil Du Dir dadurch die für Dich absolute Subjektivität dieser Erscheinung am besten konstituiren kannst. Und ist nicht eine anziehende Darstellung der eigensten und tiefsten Menschheit das was wir an den besten Romanen oft bey einem hohen Grade von entschiedner Unpoesie so sehr rühmen? Und hier wirst Du noch überdem eine Ansicht des Christenthums finden, die sich in der Musik der Gefühle, besonders des allerheiligsten der Wehmuth, eher zur Schönheit neigt. Bedenke nur, welche himmlische Gabe des Friedens dieses Buch für so manche liebenswürdige Menschen werden kann, die nun einmal weder von dem Christenthum noch von der Bildung des Zeitalters ablassen können, weil sie es nicht wollen können. Ja es kann und muss, wirst du selbst sagen, ihr Innres, wo bisher zwey Mächte unfreundlich und einzeln gegen einander standen, in Harmonie bringen, oder wie ich es lieber ansehn und ausdrücken möchte, sie auf eine indirecte Weise von fern der Religion näher führen. Und wenn es erlaubt ist, in eine

fremde Seele etwas auszusprechen, was nur aus dem Innersten und der eigensten Wahl hervorgehn kann, so würde ich sagen, er muss für viele unter ihnen und grade von den besten und edelsten Naturen der wahre Mittler seyn können.

(294) Willst Du das Buch nun so subjektiv ansehn, wie ich Dir auf den äussersten Fall vorschlage, so betrachte die Religion des Verfassers bloss als den Brennpunkt in seinem Innersten, wo die Strahlen alles Grossen und Schönen, was er etwa in andern Sphären noch haben und kennen mag, zusammenfallen. Daher darf es Dich auch nicht wundern, dass er diese andern angebornen Eigenheiten des Menschen, die Poesie, die Philosophie oder Moral bisweilen ziemlich übel und nicht mit der gehörigen Religiosität zu behandeln scheint: denn wenn man ihnen erst den innersten Geist aussaugt, so ist das was übrig bleibt, in der That von geringem Werth. Die offenherzige Abneigung gegen die Poesie wird Dir zuerst auffallen; lass Dich aber ja nicht dadurch täuschen, so wenig wie durch das scheinbare gute Vernehmen mit der Philosophie. Ja von diesen Reden möchte ichs fast mit Zuversicht behaupten, dass sie den irreligiösesten Dichtern und Künstlern noch eher zusagen werden, als den religiösesten Philosophen. Und je öfter ich sie lese, je mehr Poesie finde ich darin, versteht sich unbewusste. Im Grunde aber mag wohl das Verhältniss gegen die eine so freundschaftlich seyn, wie gegen die andre; und so hat der Verfasser die Gesetzesgleichheit der Bildung, die er in allen einleitenden Stellen zu verheissen scheint, gewissermassen durch die That anerkannt. Hierin nimm ihn ja beym Wort, sobald Du deinen angenommenen subjektiven Standpunkt verlassen und in den seinigen eingehn willst. Denn was der Redner giebt und als Religion konstituirt, ist keineswegs eine Harmonie des (295) Ganzen (von deren Möglichkeit sogar hier nicht einmal die Frage seyn kann); sondern eine, um etwas Bestimmtes zu nennen, der Moral gleichnamige Grösse.

Dass beide gänzlich von einander geschieden werden sollen, hat er so viel ich weiss, zuerst so absolut gefordert; und das ist dann einer von den Punkten, wo es sich zeigt, dass der Redner ganz gegen Jakobi ist, mit dem er nach einer allgemeinen Ansicht auf dasselbe auszugehn scheinen könnte. Denn auch Jakobi will wie der Redner das Daseyn der Religion (nicht dieser oder jener, noch weniger einer allgemeinen Religion die also gar keine wäre, sondern der Religion schlechthin) offenbaren und andeuten. Wie es die Absicht seiner philosophischen Schriften ist, zu zeigen, dass die isolirte Philosophie ohne Religion das Innerste der Menschheit zerstöre, so ists die ähnliche Tendenz seiner Romane, mit der Poesie zu verfahren, und wie er dort erst alle Philosophie auf Spinosismus reducirt, so weiss er auch hier von keiner andern Poesie als vom Werther, und muss alles was ihm so erscheinen soll, erst die Gestalt annehmen. Dies ist freylich eine subjektive Ansicht;

doch an dieser Zufälligkeit würde sich gewiss niemand sehr stossen, der im Wesentlichen mit ihm einstimmte. Wohl aber der, welcher Religion für das eigentliche Organ hielte, um sich über das Zeitalter zu erheben und die Opposizion gegen dasselbe zu koncentriren, daran, dass alle Winke die uns Jakobi über sein Eigentliches und Eigenstes giebt, auf eine etwas dürftige und mittelmässige Mystik schliessen lassen, dass alle Spuren und Aeusserungen von Religion bey (296) ihm so sehr das schwächliche Gepräge dieses gebrechlichen Zeitalters verrathen, in dem alle Religion gänzlich erloschen ist, bis auf wenige Funken, die vielleicht hie und da noch schlummern unter dem Aschenhaufen der Mode, der kameralistischen Politik und der diesen nachgebildeten Aufklärung und Erziehung.

Nicht wahr, ich habe hier eine Saite berührt, wo Du von ganzem Herzen einstimmst, mags Religion heissen oder Irreligion, oder wie es will? Du wirst sie auch beym Verfasser oft herrlich berührt finden, und so müssen Eure Geister, Ihr mögt Euch stellen wie Ihr wollt, wenigstens durch gemeinsamen Krieg in Frieden mit einander seyn; zu meiner nicht geringen Freude."

* * *

Das ist nun so ziemlich meine exoterische und also — mit Rücksicht auf die angeredeten Verächter und den repräsentativen Charakter des Freundes Nr. 1. — irreligiöse Meynung über dieses Buch; obgleich es seyn kann, dass sich eine oder die andre religiöse Ansicht eingeschlichen hat. Nur muss ich noch zur Ergänzung anfügen, dass ich in der Sphäre der Verfassers durchaus einig mit ihm bin, und nichts anders wünschte wie es ist; also eben darum nicht über ihn urtheilen kann, es müsste denn durch die That geschehn. Auch liegt es in der Natur der Sache, dass folgender zweyter Brief sehr missverständlich und bey weitem nicht so verständlich seyn wird, wie der erste, weil das, was er enthält, mehr zur esoterischen Ansicht gehört.

(297) „Sieh auch hier, mein Geliebter, noch ein unerwartetes Zeichen des fernher nahenden Orients! Das ist es wenigstens für mich und wird es bleiben, während es für Dich, so lange es Dich nur polemisch afficirt, vielleicht das l e t z t e bedeutende Phänomen der Irreligion seyn kann. Ich wünsche sehr, dass Du tief eindringst, magst Du denn auch noch so sehr dagegen seyn; und ich fürchte nur, Du wirst Dich an der Form stossen, und die Manier klein findend das Ganze beyseit legen wollen, ehe Du es kennst. Und das ist sie doch wahrlich nicht, wenn es auch einzelne Ansichten auf eine indirekte Weise seyn mögen.

Es mag Dich auf mannichfache Weise feindlich und freundlich bewegen; dazu ist es eben da. Nur durchdringen sollst Du

Dich damit, nur übersehen darfst Du es nicht. Uebrigens werde ich nichts dagegen einwenden, wenn Du finden solltest, dass sich neben der Religion in diesem polemischen Kunstwerk ein ununterbrochener Strom von Irreligion durch das Ganze hinzieht; ungefähr eben so wie sich nach der Darstellung des Verfassers an jede wahre Kirche sogleich eine falsche ansetzt. Und diese Behauptung würde eigentlich nichts weiter seyn, als eine Reflexion über das Werk im Geist des Werks selbst aus dem polemischen Mittelpunkt. Dir wird diese am meisten auffallen, wo sich die Rede der Natur und Physik nähert, und da erscheint sie doch nur als Mangel. Ich hingegen finde sie an den Stellen, welche sich den Gränzen der Moral nähern, und die Keime einer positiven Immoralität der Ansicht enthalten — welche (298) Ansicht durchaus künstlich und nach der Hauptstelle die Dir im Gedächtnisse seyn wird aus dem zuvor von aller Religion entkleideten Rigorismus und der praktischen Consequenz und Cultur gemischt ist — und am anstössigsten war mir anfänglich die unheilige Form von Virtuosität in der Religion. Doch gehört dies und manches andre, woran Du Dich stossen wirst, nur zu dem Epideiktischen und Exoterischen, wie Du sehn musst, sobald Du die Hauptstelle von der Polemik in der fünften Rede in ihrer ganzen Tiefe gefasst hast. Woher kann aber bey diesem Geiste auch nur eine scheinbare Irreligion einfliessen, wenn diese gleich ihrem Ursprunge nach religiös ist (wie sie es hier seyn muss) und also zuletzt in Religion sich auflöset? — So viel ich sehn kann nur dadurch, dass er die lebendige Harmonie der verschiedenen Theile der Bildung und Anlagen der Menschheit, wie sie sich göttlich vereinigen und trennen, nicht ganz ergriffen hat. Da muss es ihm fehlen; er hat sich aus Willkühr und um der Virtuosität willen nicht auf gleiche aber doch ähnliche Weise begränzt, wie wir oft durch Natur und Genie die Poesie oder Philosophie begränzt sehn, wo denn auch in den höchsten Erscheinungen ein Rest von Unpoesie oder Unphilosophie bleibt.

Ich rechne alles das zu den Vorzügen des Werks, da ich es durchaus als Incitament für die Religionsfähigen betrachte. — Sieh weg von jenen Aeusserlichkeiten, und der religiöse Charakter des Redners ist durchaus schön und gross. Er ist ein Hierophant der die, welche Sinn und Andacht haben, mit Sinn und (299) Andacht immer tiefer in das Heilige einführt, und so viel Heiliges er auch zeigt, doch immer noch Heiligeres zurückbehält. Er redet um (als μαρτυρ) zu zeugen für die Religion gegen das Zeitalter. Ergriffen und gerührt hat mich die Einfalt und Kraft der Innigkeit, mit der er dies an einigen Stellen bekennt, deren moralische Erhabenheit ganz rein ist von allem was stören könnte.

Es kann Dir nach Anleitung jener Stelle von der Polemik nicht schwer werden, die entscheidenden Punkte in dieser Ansicht zu fassen; z. B. die Undarstellbarkeit der Religion, die rein negative

Ansicht der Gottheit, die Nothwendigkeit der Vermittlung und die Natürlichkeit der Wehmuth. Du kannst nun freylich in diesen Stücken nicht so vollkommen wie ich beystimmen: denn für mich ist das Christenthum und die Art wie es eingeleitet und das, was ewig bleiben soll in ihm, gesetzt wird, mit das grösste im ganzen Werk. Du wirst aber doch den Zusammenhang errathen und im Fall Du noch ausserdem überall den Mangel von etwas Wesentlichem ahnden solltest, so bedenke dass was in einer so zusammenhängenden und vollendet ausgebildeten Denkart zu fehlen scheint, wenn es fehlt, nur darum fehlen kann, weil es fehlen muss. Für jetzt, nicht für immer, denn bey diesem Sinn für Historie muss der Geist weiter kommen und noch so künstlich verwickelte Schranken endlich zerreissen.

Und über Mangel wirst Du Dich doch auf keinen Fall zu beklagen haben. Wenigstens ich bekenne Dir gern, dass unendlich viel durch dieses Buch in mir (300) angeregt ist. Und weisst Du andre Pole der Religion als die Religion selbst und das Universum?"

Die bisher in Deutschland gangbare Uebersetzung des Don Quixote war ganz spasshaft zu lesen, nur fehlte — die Poesie, sowohl die in Versen als die der Prosa; und somit der Zusammenhang des Werks, in dem eben nicht viel mehr aber auch nicht weniger Zusammenhang ist wie in einer Composition der Musik oder der Mahlerey. Don Quixote's schöner Jähzorn und hochtrabende Gelassenheit verlor oft die feinsten Züge und Sancho nähert sich dem niedersächsischen Bauer.

Ein Dichter und vertrauter Freund der alten romantischen Poesie wie Tieck muss es seyn, der diesen Mangel ersetzen und den Eindruck und Geist des Ganzen im Deutschen wiedergeben und nachbilden will. Er hat den Versuch angefangen und der erste Theil seiner Uebersetzung zeigt zur Genüge, wie sehr es ihm gelingt, den Ton und die Farbe des Originals nachzuahmen, und so weit es möglich ist, zu erreichen. Auch viele Stellen von denen die fast unübersetzlich scheinen können, sind überraschend glücklich ausgedrückt. (325) Doch ist die Uebersetzung keineswegs im Einzelnen ängstlich treu, obgleich sie es in Rücksicht auf das Colorit des Ganzen auf das gewissenhafteste zu seyn strebt. Daher ist in den Gedichten der Nachbildung des Sylbenmasses, welches beym Cervantes immer so bedeutsam ist, lieber etwas von der Genauigkeit

A: Athenäum. Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Zweiten Bandes Zweites Stück. Berlin, 1799. bei Heinrich Frölich. Nr. IV: Notizen. S. 324—327.

des Sinns aufgeopfert. Was man hierin von dem Uebersetzer hoffen dürfe, sieht man aus dem meisterhaft übersetzten Gedichte S. 417. Auch in dem Gedicht des Chrysostomus ist der Ton des Ganzen sehr gut getroffen. Die Prosa scheint, je weiter das Werk fortrückt, immer ausgebildeter und spanischer zu werden; auch die einzelnen Härten werden seltner.

Es fragt sich also nur, ob der Leser wird in den Gesichtspunkt des Uebersetzers eingehn wollen, ob er sich mit einem Worte entschliessen kann, den Don Quixote auch noch in andern Stunden als denen der Verdauung zu lesen, welcher bekanntlich alles, was nicht zu lachen macht, vorzüglich ernsthafte oder gar tragische Poesie so leicht nachtheilig wird. Wir wollen ihn also mit eben so viel Nachdruck als Ergebenheit gebeten haben, den Cervantes für einen Dichter zu halten, der zwar im ersten Theile des Don Quixote die ganze Blumenfülle seiner frischen Poesie aus des Witzes buntem Füllhorn in einem Augenblicke fröhlicher Verschwendung mit einemmale ausgeschüttet zu haben scheint; der aber doch auch noch andre ganz ehr- und achtbare Werke erfunden und gebildet hat, die dereinst wohl ihre Stelle im Allerheiligsten der romantischen Kunst finden werden. Ich meyne die liebliche und sinnreiche Galatea, wo das Spiel des menschlichen Lebens sich mit bescheidner Kunst und leiser (326) Symmetrie zu einem künstlich schönen Gewebe ewiger Musik und zarter Sehnsucht ordnet, indem es flieht. Es ist der Blüthekranz der Unschuld und der frühsten noch schüchternen Jugend. Der dunkelfarbige Persiles dagegen zieht sich langsam und fast schwer durch den Reichthum seiner sonderbaren Verschlingungen aus der Ferne des dunkelsten Norden nach dem warmen Süden herab, und endigt freundlich in Rom, dem herrlichen Mittelpunkt der gebildeten Welt. Es ist die späteste, fast zu reife, aber doch noch frisch und gewürzhaft duftende Frucht dieses liebenswürdigen Geistes, der noch im letzten Hauch Poesie und ewige Jugend athmete. Die Novelas dürfen gewiss keinem seiner Werke nachstehn. Wer nicht einmal sie göttlich finden kann, muss den Don Quixote durchaus falsch verstehn. Daher sollten sie auch zunächst nach diesem übersetzt werden. Denn übersetzen und lesen muss man alles oder nichts von diesem unsterblichen Autor.

Da man schon anfängt, den Shakspeare nicht mehr für einen rasend tollen Sturm- und Drangdichter, sondern für einen der absichtsvollsten Künstler zu halten, so ist Hoffnung, dass man sich entschliessen werde, auch den grossen Cervantes nicht bloss für einen Spassmacher zu nehmen, da er, was die verborgne Absichtlichkeit betrifft, wohl eben so schlau und arglistig seyn möchte, wie jener, der ohne von ihm zu wissen, sein Freund und Bruder war, als hätten sich ihre Geister in einer unsichtbaren Welt überall begegnet und freundliche Abrede genommen.

(327) Nur noch eine Bemerkung über die Prosa des Cervantes, von der ich schon vorhin erwähnte, dass auch Poesie in ihr sey, und dass der Uebersetzer ihren Charakter sehr glücklich nachgebildet habe. Ich glaube, es ist die einzige moderne, welche wir der Prosa eines Tacitus, Demosthenes oder Plato entgegenstellen können. Eben weil sie so durchaus modern, wie jene antik und doch in ihrer Art eben so kunstreich ausgebildet ist. In keiner andern Prosa ist die Stellung der Worte so ganz Symmetrie und Musik; keine andre braucht die Verschiedenheiten des Styls so ganz, wie Massen von Farbe und Licht; keine ist in den allgemeinen Ausdrücken der geselligen Bildung so frisch, so lebendig und darstellend. Immer edel und immer zierlich bildet sie bald den schärfsten Scharfsinn bis zur äussersten Spitze, und verirrt bald in kindlich süsse Tändeleyen. Darum ist auch die spanische Prosa dem Roman, der die Musik des Lebens fantasiren soll, und verwandten Kunstarten, so eigenthümlich angemessen, wie die Prosa der Alten den Werken der Rhetorik oder der Historie. Lasst uns die populäre Schreiberey der Franzosen und Engländer vergessen, und diesen Vorbildern nachstreben!

Versteht sich, die spanische Prosa des Cervantes. Denn dieser war wohl auch hierin einzig. Die Prosa seines Zeitgenossen Lope de Vega ist roh und gemein; die des wenig spätern Quevedo schon durch das Uebertriebene herbe und hart, und von einer kaum geniessbaren Künstlichkeit.

Ueber die Philosophie.

An Dorothea.

Was ich Dir von Spinosa erzählte, hast Du nicht ohne Religion angehört; Hemsterhuys hat Dir viel Freude gemacht; und sogar die Uebersetzungen haben Dich vom Plato nicht abschrecken können, den Du wahrscheinlich etwas anbeten würdest, wenn Du ihn ganz kenntest. Auch bist Du gesonnen, „Dich nicht bloss mit Deiner Naturphilosophie zu begnügen, sondern Du willst, so der heilige Geist Dir beysteht, es zu ganz etwas Ordentlichem bringen.“

Ich freue mich, dass es Dir so Ernst ist. Wie sollte es auch anders seyn? Eitle Neugier ist Dein Hang zur Philosophie gewiss nicht: denn wer das Rechte weiss, weil er es besitzt in seinem Innern, der hascht nicht bloss nach diesem und jenem, dem ists nicht bloss darum zu thun, nur allerley zu wissen, was die Mode eben stempelt oder die Laune wählt. Warum solltest Du Dich also nicht diesem Hange überlassen? (2) Die Furcht vor dem, was die sogenannte Welt dazu sagen möchte, wird Dich schwerlich davon abhalten können. Denn Du weisst es zu gut, wie leicht es ist, unbemerkt und ungestört in ihr vortrefflich zu seyn, und Du würdest es im Nothfalle nicht scheuen, Dich ihr mit einfacher Freymüthigkeit zu zeigen, wie Du bist. Auch hoffe ich mit Zuversicht, dass Du nicht von dem Gedanken angesteckt seyst, welcher so mancher zierlichen Frau eine geheime Scheu vor Wissenschaften und selbst vor Künsten und vor allem einflösst, was nur jemals die Gelehrsamkeit berührt hat. Ich meyne die Besorgniss, durch diesen Gewinn von geistiger Ausbildung an der sittlichen Unschuld und besonders an der Weiblichkeit Schaden zu leiden; als wenn eben das, was ganze Nationen wie man sagt weibisch macht, die Weiber zu männlich machen könnte. Eine Besorgniss, die mir eben so unge-

A: Athenäum. Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Zweiten Bandes Erstes Stück. Berlin, 1799. bei Heinrich Frölich. Nr. I. S. 1—38.

gründet als unmännlich zu seyn scheint! Denn wo einmal Weiblichkeit vorhanden ist, giebts wohl keinen Augenblick, in dem sie nicht die Besitzerin an ihr Daseyn erinnerte. Besonders wenn man ein ganzes ungetheiltes Daseyn gewohnt ist wie Du.

Ich erinnere mich eben sehr lebhaft an meine dreiste Behauptung, dass Philosophie den Frauen unentbehrlich sey, weil es für sie keine andre Tugend gebe, als Religion, zu der sie nur durch Philosophie gelangen könnten. Ich versprach Dir damals, diesen Gedanken, wie mans nennt, zu beweisen, oder etwas vollständiger auszuführen, als es im Gespräche geschehen kann. Ich (3) komme nun mein Versprechen zu halten; nicht eben um mich als einen Mann von Worte zu zeigen, sondern einzig und allein weil ich Lust dazu habe, wäre es auch nur um eine so entschiedne Verächterin alles Schreibens und Buchstabenwesens mit meiner Liebhaberey für diese Dinge zu necken. Dir wäre ein Gespräch vielleicht lieber. Aber ich bin nun einmal ganz und gar ein Autor. Die Schrift hat für mich ich weiss nicht welchen geheimen Zauber vielleicht durch die Dämmerung von Ewigkeit, welche sie umschwebt. Ja ich gestehe Dir, ich wundre mich, welche geheime Kraft in diesen todten Zügen verborgen liegt; wie die einfachsten Ausdrücke, die nichts weiter als wahr und genau scheinen, so bedeutend seyn können, dass sie wie aus hellen Augen blicken, oder so sprechend wie kunstlose Accente aus der tiefsten Seele. Man glaubt zu hören, was man nur lieset, und doch kann ein Vorleser bey diesen eigentlich schönen Stellen nichts thun, als sich bestreben, sie nicht zu verderben. Die stillen Züge scheinen mir eine schicklichere Hülle für diese tiefsten unmittelbarsten Aeusserungen des Geistes als das Geräusch der Lippen. Fast möchte ich in der etwas mystischen Sprache unsers H. sagen: Leben sey Schreiben; die einzige Bestimmung des Menschen sey, die Gedanken der Gottheit mit dem Griffel des bildenden Geistes in die Tafeln der Natur zu graben. Doch was Dich betrifft, so denke ich, dass Du Deinem Antheile an dieser Bestimmung des menschlichen Geschlechts vollkommen Genüge leisten wirst, wenn Du so viel wie bisher singst, äusserlich und innerlich, im ge-(4)wöhnlichen und im symbolischen Sinne, weniger schweigst, und dann und wann auch in göttlichen Schriften mit Andacht liesest, nicht bloss andere für Dich lesen und Dir erzählen lässt. Besonders aber musst Du die Worte heiliger halten als bisher. Sonst stünde es schlimm um mich. Denn freylich kann ich Dir nichts geben, und muss mir ausdrücklich bedingen, dass Du nicht mehr von mir erwartest als Worte, Ausdrücke für das was Du längst fühltest und wusstest, nur nicht so klar und geordnet. Vielleicht thätest Du gut, von der Philosophie selbst auch nicht mehr zu erwarten als eine Stimme, Sprache und Grammatik für den Instinct der Göttlichkeit, der ihr Keim und wenn man auf das Wesentliche sieht, sie selbst ist.

Sey es eine Einrichtung der Natur, oder eine Künsteley der Menschen; genug, es ist nun einmal so: das Weib ist ein häusliches Wesen. Du wunderst Dich gewiss, dass auch ich in den allgemeinen Choral jener Häuslichkeit einstimme, die in unsern Büchern immer häufiger wird, je seltner man sie in den Familien antrifft. Du wirst denken, das sey einmal wieder eine von den Paradoxien, die des Seltsamen überdrüssig endlich zu der gröbsten Gemeinheit und nächsten Plattheit zurückzukehren pflegen. Du hättest vollkommen Recht, wenn ich von der Bestimmung der Frauen redete. Diese halte ich aber der Häuslichkeit grade entgegengesetzt; wenn Du unter Bestimmung mit mir den Weg verstehen willst, nicht den wir von selbst gehen oder gehen möchten, sondern den, auf wel-(5)chen die Stimme des Gottes in uns deutet. Nicht die Bestimmung der Frauen sondern ihre Natur und Lage ist häuslich. Und ich halte es für eine mehr nützliche als erfreuliche Wahrheit, dass auch die beste Ehe, die Mütterlichkeit selbst und die Familie sie gar leicht so sehr mit dem Bedürfnisse, der Oekonomie und der Erde verstricken und herabziehen kann, dass sie ihres göttlichen Ursprunges und Ebenbildes nicht mehr eingedenk bleiben. Ja oft werden sie sich desselben gar nicht einmal bewusst; auch solche, die wohl alle inneren Gaben und äusseren Mittel dazu hätten. Wir sehen es ja täglich, wie selten ein weibliches Wesen es wagt, auch nur den Kopf aus dem grossen Weltmeere der Vorurtheile und der Gemeinheit in die Höhe zu richten. Geschieht es ja, so ist es meistens nur während sie stärker und eigener lieben, als die Mode es gut heisst, oder die häusliche Moral. War der Gegenstand schlechter als sein Eindruck, so resigniren sie sich gleich wieder nach dem Verluste des Glücks und der Tugend und tauchen unter in das alte Element. Wahrhaftig! man muss schon recht stark im Glauben seyn, um eine moralische Anadyomene — eine Frau, die gleich jener Göttin der Fabel, aber göttlicher und für den Geist schöner wie sie, mit ihrem ganzen Wesen und ihrer ganzen Gestalt aus jenem Oceane emporstiege — nur nicht gar für ein blosses Mährchen zu halten.

„Aber, wirst Du sagen, ist es denn mit den Männern anders?“ — Allerdings ist es das. Wenn Du auch die ganze im Verhältnisse mit der Anzahl derer, die überhaupt gebildet sind und seyn können, sehr (6) ansehnliche Menge derer nicht in Anschlag bringen willst, deren eigentliches Geschäft es ist, sich auf der Himmelsleiter der Kunst oder der Wissenschaft zur Unsterblichkeit zu erheben. Ja, nimm an, dass ein Mann, der nur für den Staat oder für seinen Stand lebt, und von Künsten und Wissenschaften nichts oder wenig weiss, auch ohne Religion sey, ohne eine ursprüngliche eigene und reichliche Quelle reiner Begeisterung in seinem Innern: so kann ihm doch die Liebe der Freyheit, besonders aber das Gefühl der Ehre und der Pflichten seines Standes eine Art von

Religion seyn, und einigen Ersatz geben, sein kaltes Gemüth spärlich erwärmen, dass wenigstens ein Funken vom ewigen Feuer des Prometheus unter der Asche verborgen bleibe, zur Erinnerung oder zur Hoffnung besserer Zeiten. Auch stehen die männlichen Gewerbe der höhern Stände doch schon in etwas näherm Umgange mit Wissenschaften und Künsten, und also mit den Göttern und der Unsterblichkeit, wie die Verwaltung des Hauses. Ja, wenn auch das wegfällt, wenn der Mann nichts vermag und nichts will, als mit ganzem Ernste das Nützliche befördern, so ist doch dieses Nützliche von mehr Umfang und Grösse, und erweitert allmählich selbst den beschränkten Geist, und mit der freyeren Aussicht erhebt sich der Gedanke, zu einer höhern Stufe fortzuschreiten. Die Lebensart der Frauen hat die Neigung, sie immer enger und enger zu beschränken, und ihren Geist noch vor seinem seeligen Ende in den mütterlichen Schooss der Erde zu begraben. Vornehm oder bürgerlich macht hier keinen Un-(7)terschied. Denn das Leben nach der Mode ist noch Lebensärmer und treibt den Geist noch mehr ab, als das häusliche Treiben selbst; ein bunter, dürrer Sand, noch schlechter als jene dunkle Erde.

Eben darum sollten die Frauen mit ganzer Seele und ganzem Gemüthe nach dem Unendlichen und Heiligen streben, nichts so sorgfältig ausbilden, als den Sinn und die Fähigkeit dafür; und mit keiner Liebhaberey sollte es ihnen so Ernst seyn wie mit der Religion. Du siehst, ich halte es mit dem antiken Onkel im Wilhelm Meister, der da glaubt, das Gleichgewicht im menschlichen Leben könne nur durch Gegensätze erhalten werden. Doch nicht so streng wie der alte Italiäner, welcher den stillen, gefühlvollen Jüngeling zum Soldaten, den raschen, feurigen hingegen zum Religiösen erziehen will. Diess letzte missbillige ich indessen nur darum, weil ich alle sittliche Erziehung für ganz thöricht und ganz unerlaubt halte. Es kömmt nichts dabey heraus, bey diesen vorwitzigen Experimenten, als dass man den Menschen verkünstelt und sich an seinem Heiligsten vergreift, an seiner Individualität. Man kann und soll nicht mehr als den Zögling rechtlich und nützlich ziehen. Alles übrige muss von den frühesten Zeiten an ganz allein ihm selbst überlassen bleiben, was und wie er will, auf seine eigne Gefahr. Und ich denke, wenn man jemand zum guten Bürger bildet, und ihn nach der Beschaffenheit seiner Umstände allerley tüchtige Gewerbe lehrt, übrigens aber der Entwickelung seiner Natur den freyesten möglichen Spielraum lässt: so hat man weit mehr gethan (8) als bey den besten geschieht und alles was zu geschehen braucht. Wenn man aber jemand zum M e n s c h e n bilden will, das kömmt mir grade so vor, als wenn einer sagte, er gebe Stunden in der Gottähnlichkeit. Die Menschheit lässt sich nicht inoculiren, und die Tugend lässt sich nicht lehren und lernen, ausser durch Freundschaft und Liebe mit tüchtigen und wahren Menschen und durch Umgang mit uns selbst, mit den Göttern in uns.

Der eigne Sinn, die eigne Kraft und der eigne Wille eines Menschen ist das Menschlichste, das Ursprünglichste, das Heiligste in ihm. Ob er zu dieser oder jener Gattung gehöre, das ist unbedeutender und zufälliger; die Geschlechtsverschiedenheit ist nur eine Aeusserlichkeit des menschlichen Daseyns und am Ende doch nichts weiter als eine recht gute Einrichtung der Natur, die man freylich nicht willkührlich vertilgen oder verkehren, aber allerdings der Vernunft unterordnen, und nach ihren höhern Gesetzen bilden darf. In der That sind die Männlichkeit und die Weiblichkeit, so wie sie gewöhnlich genommen und getrieben werden, die gefährlichsten Hindernisse der Menschlichkeit, welche nach einer alten Sage in der Mitte einheimisch ist und doch nur ein harmonisches Ganzes seyn kann, welches keine Absonderung leidet. Die Welt scheint über diesen Punct in der That nicht anders zu denken wie die schlecht verheyrathete Sophie in den Mitschuldigen, welche sagt: „Es ist ein schlechter Mensch, allein es ist ein Mann.“ Nach eben demselben Massstabe urtheilt man über den Werth der (9) Männer und der Frauen. Kein Wunder, da die Menschen in keiner Profession noch so weit zurück sind als in der der Humanität. Mir scheint ein so unmenschliches Lob des Mannes und des Weibes nicht anders zu seyn, als wenn man jemand rühmen wollte: Er sey ein schlechter Mensch, aber ein vortrefflicher Schneider; welches denn allerdings für den, der eben einen Schneider brauchte, noch eine recht gute Empfehlung seyn würde. Doch die Welt, und wer ihr nachspricht, wird darin wohl bey ihrem Glauben bleiben, aber ich gewiss auch bey dem meinigen: Nur sanfte Männlichkeit, nur selbstständige Weiblichkeit sey die rechte, die wahre und schöne. Ist dem so, so muss man den Charakter des Geschlechts, welches doch nur eine angeborne, natürliche Profession ist, keineswegs noch mehr übertreiben, sondern vielmehr durch starke Gegengewichte zu mildern suchen, damit die Eigenheit einen wo möglich unbeschränkten Raum finde, um sich nach Lust und Liebe in dem ganzen Bezirke der Menschheit frey zu bewegen.

So wenig ich aber der Natur Sitz und Stimme im gesetzgebenden Rathe der Vernunft erlauben kann, so denke ich doch, dass es keine Wahrheit geben kann, die sie nicht in ihren schönen Hieroglyphen angedeutet hätte, und ich glaube allerdings, es ist die Natur selbst, welche die Frauen mit Häuslichkeit umgiebt, und zur Religion führt. Ich finde das alles schon in der Organisazion. Fürchte nicht, dass ich Dir mit Anatomie kommen werde. Ich überlasse es einem künftigen Fontenelle oder Algarotti unsrer Nation, (10) das sonderbare Geheimniss des Geschlechtsunterschiedes mit Anstand und Eleganz für Damen darzustellen und zu enträthseln. Es bedarf gar nicht so vieler Umstände, um zu finden, dass die weibliche Organisation ganz auf den einen schönen Zweck der Mütterlichkeit gerichtet ist. Und eben darum müsst ihr es den

Priestern der bildenden Kunst verzeihen, wenn viele derselben der männlichen Gestalt den Preis der Schönheit zusprechen, obgleich die himmlische Einfachheit der Umrisse ein Vorzug der weiblichen ist. „Aber wie, wirst Du sagen, kann denn das gefrässige Geschlecht sich nicht an dem Farbenspiele und dem Dufte einer Blume ergötzen, ohne gleich an die Frucht zu denken, die in ihrem Kelche reifen soll?" — Ach! liebe Freundin, es sind nicht die Männer, die ihr hier gegen Euch habt, auch nicht einmal die Künstler. Ihr mögt es mit der Poesie, und mit der Kunst selbst ausmachen, wenn sie so gar den Schein des Nützlichen hassen und verfolgen, und das Selbstständige, Insichvollendete so lieben, und den Egoismus in Schutz nehmen. Freylich erscheinen auch in der männlichen Gestalt Zwecke, und zwar gemeinere. Aber eben weil es mehrere sind, weil sie nicht ausschliessend auf diesen, oder jenen Zweck gerichtet ist, entsteht aus dieser Unbestimmtheit ein gewisser göttlicher Schein von Unendlichkeit. Ist aber die männliche Gestalt reicher, selbstständiger, künstlicher und erhabener, so möchte ich die weibliche Gestalt menschlicher finden. In dem schönsten Manne ist die Göttlichkeit und Thierheit weit abgesonderter. In der weiblichen Gestalt ist beydes ganz verschmolzen, (11) wie in der Menschheit selbst. Und darum finde ich's auch sehr wahr, dass die Schönheit des Weibes eigentlich nur die höchste seyn kann: denn das Menschliche ist überall das Höchste, und höher als das Göttliche. Dies hat vielleicht einige Theoretiker der Weiblichkeit veranlasst, ausdruckslose Schönheit als die wesentlichste Pflicht vom weiblichen Körper zu fordern und zur Erfüllung derselben nachdrücklich zu ermahnen.

Nächst der Mütterlichkeit scheint mir keine Eigenschaft der weiblichen Organisation so ursprünglich und wesentlich, wie die zartere weibliche Sympathie. Bey dem Anblicke des vollkommenen Mannes würde gleich jeder sagen: „dieser ist bestimmt die Erde zu bilden, und die Welt den Befehlen der Gottheit zu unterwerfen." Bey der ersten Ansicht eines schönen Weibes würde man denken: „In diesem Gefässe soll die oft zu ungestüme Musik dieses raschen reichen Lebens sanfter und schöner nachklingen, so wie die Blume was sie aus dem umgebenden Gemische einsaugt, in harmonische Farben zersetzt, und in wollüstigem Dufte zurück giebt." Und ist nicht diese Innerlichkeit, diese stille Regsamkeit alles Dichtens und Trachtens die wesentliche Anlage zur Religion, oder vielmehr sie selbst? Freylich, wenn man Seele und Leib für ursprünglich und ewig verschieden hält, und denn doch jene Sympathie und ihre sinnliche Aeusserung als die wahre Tugend vergöttert; das ist nur ein Thierdienst in feinerer Gestalt. Aber wer heisst auch so thörigt unterscheiden und die ewige Harmonie des Universums kindisch zerreissen und zerspalten wollen?

(12) Ich brauche das Wort Religion ohne Scheu, weil ich kein anderes weiss und habe. Du wirst und Du kannst das Wort

nicht missverstehen, da Du die Sache selbst hast, und den äussern Tand, den man wohl auch so nennt, aber lieber anders nennen sollte, so gar nicht hast. Jedes Gefühl wird Dir nicht zur lauten Vergötterung, aber zur stillen Anbetung; darum erscheinst Du der Menge, wo Dein Gefühl einmal zufällig hervorbricht oder durchschimmert, seltsam, hart, oder thöricht. Und jene Gedanken der Liebe, die sich aus Funken vom Witze der Begeistrung im Schoosse der ewigen Sehnsucht erzeugen, sind sie nicht lebendiger und wirklicher für Dich, als das gleichgültige Ding, was andre vorzugsweise Wirklichkeit nennen wollen, weil der Klumpen so breit und roh da liegt? Uebrigens sucht auch die Religion, nämlich die ursprüngliche innerliche, die Einsamkeit, wie die Liebe; auch sie verachtet allen Schmuck und Schimmer, und auch von ihr muss es heissen: Verliebten gnügt zu der geheimen Weihe das Licht der eignen Schönheit. Wie dürfte man Dir also die Religion bloss darum absprechen wollen, weil es Dir vielleicht an einer Antwort fehlen könnte, wenn man Dich fragte, ob Du an Gott glaubst, und weil die Untersuchung, ob es Einen Gott gebe, oder drey, oder so viel Du willst, für Dich nichts mehr als ein ziemlich uninteressantes Gedankenspiel seyn würde. Mir ist es freylich interessant genug, auch als blosses Gedankenspiel, und wenn eben der dritte Mann fehlt, setze ich mich recht gern an den philosophischen L'hombretisch (13) theologischer Geheimnisse und Streitfragen; immer lieber als an einen buchstäblichen. Ja ich liebe die Virtuosität jeder Art so sehr, dass sie mir auch in der Schwärmerey gefallen könnte. Dass Dir hingegen die Schwärmerey nicht so wohl lächerlich als unleidlich ist, verstehe ich sehr gut, und wünschte es nicht anders. Es ist ein Gefühl, als würde das Rechte dadurch compromittirt und beynahe entweiht, weil es mit darunter ist, und doch in solcher Gestalt, dass das Ganze lächerlich zu seyn verdient. Den Aberglauben vollends, wie alles was gemein ist, verachtest du noch über die Verachtung hinaus; das gewöhnliche Treiben der Menge ist Dir so vollkommen gleichgültig, dass Du Dich auch an diese Deine Gleichgültigkeit nur selten erinnerst; es ist kaum noch vorhanden für Dich. Ich kann das auch nicht missbilligen, da es ja gar nicht Dein Beruf ist, Dich um die Welt zu bekümmern. Selig, wer sich nicht in das Gewühl zu mischen braucht, und in der Stille auf die Gesänge seines Geistes horchen darf! Ich lebe wenigstens als Autor in der Welt, und so könnte ich wohl mit dem strengsten Ernste darüber nachdenken, was auch in dieser Rücksicht für das Volk das heilsamste sey, und was von den Priestern und den Regenten zu wünschen wäre. Vor allen Dingen aber kann es mich reizen, den Geist der Zeitalter und der Nazionen, auch in der Religion zu erspähen und zu errathen. Dir werde ich's aber gewiss nicht zumuthen, Dich auch mit der äussern Geschichte der Menschen so sehr zu befassen. Genug wenn Du nur die innre

Geschichte der Menschheit in Dir (14) selbst immer klarer anschaust. Obgleich mir aber auch das, was man gewöhnlich Religion nennt, eins der wunderbarsten, grössesten Phänomene zu seyn scheint, so kann ich doch im strengen Sinne nur das für Religion gelten lassen, wenn man göttlich denkt, und dichtet, und lebt, wenn man voll von Gott ist; wenn ein Hauch von Andacht und Begeisterung über unser ganzes Seyn ausgegossen ist; wenn man nichts mehr um der Pflicht, sondern alles aus Liebe thut, bloss weil man es will, und wenn man es nur darum will, weil es Gott sagt, nämlich Gott in uns.

Es ist mir, als ob ich Dich bey diesem Stücke Religion denken hörte: „Wenn es also nur auf die Andacht und auf die Anbetung des Göttlichen ankommt; wenn das Menschliche überall das Höchste ist; wenn der Mann von Natur der erhabnere Mensch ist: so wäre es ja der rechte, und wohl der nächste Weg den Geliebten anzubeten, und so die menschenvergötternde Religion der menschlichen Griechen zu modernisiren?“ — Ich werde gewiss der letzte seyn, der Dir diesen Weg abräth oder verleidet, wenn der Mann, den Du meinst, anders der ursprünglichen Natur des Mannes getreu, und von erhabnem Sinne ist. Ich wenigstens könnte nicht lieben, ohne auf die Gefahr der Chevalerie etwas anzubeten; und ich weiss nicht, ob ich das Universum von ganzer Seele anbeten könnte, wenn ich nie ein Weib geliebt hätte. Aber freylich das Universum ist und bleibt meine Losung. — Liebst Du wohl, wenn Du nicht die Welt in dem Geliebten findest? Um sie in ihm finden, und in ihn hin-(15)ein legen zu können, muss man sie schon besitzen, sie lieben, oder wenigstens Anlagen, Sinn und Liebesfähigkeit für sie haben. Dass diese Kräfte cultivirt werden können, dass der Blick vom Auge unsers Geistes immer weiter, fester und klarer werden soll, und unser inneres Ohr empfänglicher für die Musik aller Sphären der allgemeinen Bildung; dass die Religion in diesem Sinne sich also lehren und lernen, obgleich nie erschöpfen lasse, leuchtet von selbst ein. Aber freilich sind Freundschaft und Liebe die Organe alles sittlichen Unterrichts auch bey diesen Zweigen desselben unentbehrlich. Und gewiss werden zwey Liebende, wenn der Mann die Geliebte über den gewöhnlichen Dienst kleiner Hausgötter ins freye Ganze hinaus zu führen strebt, oder ihr die zwölf grossen Götter in Gestalt bekannter Laren zugesellt; und wenn sie gleich einer Priesterin der Vesta über das heilige Feuer auf dem reinen Altare in seiner Brust wacht, beyde zusammen schnellere und weitere Fortschritte spüren, als wenn jeder für sich allein mit heissem Bemühen nach Religion gestrebt hätte.

Der Gedanke des Universums und seiner Harmonie ist mir Eins und Alles; in diesem Keime sehe ich eine Unendlichkeit guter Gedanken, welche ans Licht zu bringen und auszubilden ich als die eigentliche Bestimmung meines Lebens fühle. Thöricht und

beschränkt wäre es, zu wünschen, oder gar zu verlangen, dieser eine Gedanke sollte der Mittelpunkt aller Geister seyn. Doch däucht mir, ist ein gewisser gesetzlich organisirter Wechsel zwischen Individualität und Uni-(16)versalität der eigentliche Pulsschlag des höheren Lebens, und die erste Bedingung der sittlichen Gesundheit. Je vollständiger man ein Individuum lieben oder bilden kann, je mehr Harmonie findet man in der Welt: je mehr man von der Organisazion des Universums versteht, je reicher, unendlicher und weltähnlicher wird uns jeder Gegenstand. Ja ich glaube fast, dass weise Selbstbeschränkung und stille Bescheidenheit des Geistes dem Menschen nicht nothwendiger ist, als die innigste, ganz rastlose, beynah gefrässige Theilnahme an allem Leben, und ein gewisses Gefühl von der Heiligkeit verschwenderischer Fülle.

Freylich lässt sich's auch ohne diesen Umfang und diese Tiefe ganz leidlich, ja recht lustig leben. Wir sehen es ja alle Tage, und es geht alles in der einfachsten Ordnung zu, und ist sogar im beständigen Fortschreiten. Der häusliche Mensch bildet sich nach der Heerde, wo er eben gefüttert wird, und besonders nach dem göttlichen Hirten; wenn er reif wird, so pflanzt er sich an, und thut Verzicht auf den thörichten Wunsch, sich frey zu bewegen, bis er endlich versteinert, wo er denn oft noch auf seine alten Tage als Caricatur in bunte Farben zu spielen anfängt. Der bürgerliche Mensch wird zuvörderst freylich nicht ohne Mühe und Noth zur Maschine gezimmert und gedrechselt. Er hat sein Glück gemacht, wenn er nun auch eine Zahl in der politischen Summe geworden ist, und er kann in jeder Rücksicht vollendet heissen, wenn er sich zuletzt aus einer menschlichen Person in eine Figur verwandelt hat. Wie die Einzelnen, so (17) die Masse. Sie nähren sich, heirathen, zeugen Kinder, werden alt, und hinterlassen Kinder, die wieder eben so leben, und eben solche Kinder hinterlassen, und so ins Unendliche fort.

Das reine Leben bloss um des Lebens willen ist der eigentliche Quell der Gemeinheit, und alles ist gemein, was gar nichts hat vom Weltgeiste der Philosophie und der Poesie. Sie allein sind ganz, und können erst alle besondere Wissenschaften und Künste zu einem Ganzen beseelen und vereinen. Nur in ihnen kann auch das einzelne Werk die Welt umfassen, und nur von ihnen kann man sagen, dass alle Werke, die sie jemals hervorgebracht haben, Glieder einer Organisazion sind.

Wahr ist's, das Leben schwebt gern in der Mitte; jene hingegen lieben die Extreme. Auch muss, wer etwas tüchtiges vollbringen will, nur an den Zweck denken, und die rechten Mittel in Bewegung setzen, ohne sich nach Art poetischer und philosophischer Naturen für den ersten besten Umstand am Wege inniger zu interessiren als für das anfängliche Ziel, oder sich in allgemeine Träumereyen zu verlieren. Aber wahr ist's auch, dass ein gemeiner

Mensch gar keinen tüchtigen Zweck haben, und also doch nichts rechtes leisten kann: dass alle Gegenstände dem praktischen Menschen zu nah oder zu fern liegen, dass alle die Beziehungen sein Auge stören, und dass man im Augenblicke des Lebens selbst zu keiner rechten Ansicht des Lebens gelangen kann. Alles was kräftig, treffend, und gross ist in dem Leben handelnder oder liebender Menschen, (18) wenn gleich sie nichts wissen von den Namen der Wissenschaften und Künste, ist Eingebung jenes Weltgeistes. Die wahre Mitte ist nur die, zu der man immer wieder zurückkehrt von den eccentrischen Bahnen der Begeisterung und der Energie, nicht die, welche man nie verlässt. Ueberhaupt, wie alle absolute Absondrung austrocknet, und zur Selbstvernichtung führt: so ist doch keine thörichter, als die, das Leben selbst wie ein gemeines Handwerk zu isoliren und zu beschränken, da das wahre Wesen des menschlichen Lebens in der Ganzheit, Vollständigkeit und freyen Thätigkeit aller Kräfte besteht. In wem sich weiter nichts regt, der geht dann allerdings nicht den falschen Weg: aber wer nur auf einem Punkte klebt, ist nichts als eine vernünftige Auster. Ganz etwas anders ist jene Absonderung, wenn ein Geist unter den vielen Gegenständen den rechten findet, ihn von allen störenden Umgebungen absondert, sich in sein Inneres vertieft, bis er ihm zu einer Welt wird, die er in Worten oder in Werken darstellen möchte. Er wird von einem verwandten Gegenstande zum andern hingezogen, unaufhaltsam weiter schreiten, und doch dem Mittelpunkte unwandelbar getreu immer reicher zu ihm heimkehren.

Ich weiss es, Du stimmst mir von ganzem Herzen bey, dass die Poesie und die Philosophie mehr sey, als etwas, was die Lücken, die müssigen Menschen, welche von ungefähr ein wenig gebildet wurden, bey allen Zerstreuungen übrig bleiben, auszufüllen vermag; dass sie ein nothwendiger Theil des Lebens sey, Geist (19) und Seele der Menschheit. Da es aber kaum möglich seyn dürfte, beyde gleich sehr zu lieben, so wirst Du nun wie Herkules, oder Wilhelm Meister, am Scheidewege stehen, und zweifeln, welcher Muse Du den Preis geben und folgen sollst.

Lass uns von der Poesie anfangen. Mir scheint, sie ist Dir entweder etwas ganz anders als Poesie, oder nicht Poesie genug. Ich will sagen, Du behandelst sie entweder gradezu wie Philosophie, und hältst Dich nur an die göttlichen Gedanken, oder brauchst sie wie Musik, blos als schöne Umgebung und Ergänzung des Lebens. Freylich ist es Dir auch Ernst mit der Poesie, und in den zwey oder drey grossen Dichtern, den einzigen die Du eigentlich liesest, und immer wieder liesest, suchst Du unendlich viel, vorzüglich aber das Höchste, eine würdige treffende Darstellung der schönsten Menschheit und Liebe. Wo die Darstellung so tief und so wahr ist, hast Du leicht Anlass und Reiz finden können, diese oder jene Dichtung in Dir von neuem zu dichten und ihr einen göttlichern

Sinn zu leihen. Aber schaue im Geiste auf Dich selbst, Dein inneres Leben und Lieben, erinnere Dich an alles Grosse was Du sahst, vertiefe Dich in Gedanken in das Heiligthum der Besten die Du kennst, und entscheide dann, ob die Dichter die Wirklichkeit übertreffen, wie sie sich immer rühmen. Mir hat sich sehr oft die Bemerkung aufgedrungen, dass die Poesie das höchste Wirkliche durchaus nicht erreiche, und ich wunderte mich dann, überall das Gegentheil zu hören, bis ich einsah, dass es wohl ein blosser Wortstreit seyn (20) möchte, und dass sie unter der Wirklichkeit das Gewöhnliche und Gemeine verstehen, dessen Daseyn man so leicht vergisst.

Ich bin weit entfernt, es der Poesie zum Verbrechen zu machen, dass sie weniger Religion hat, als ihre Schwester. Denn es scheint mir eben ihre liebenswürdige Bestimmung, den Geist mit der Natur zu befreunden und den Himmel selbst durch den Zauber ihrer geselligen Reize auf die Erde herab zu locken; Menschen zu Göttern zu erheben, das mag sie der Philosophie überlassen. Wenn ein Mann gegen seine Lage und Lebensart ein Gegengewicht bedarf, um nicht die Musen zu vergessen und die Harmonie zu verlieren, so können ihn die Wissenschaften nicht retten, wenn nicht die Poesie ihn aus ihrer Quelle ewiger Jugend erfrischt und stärkt. Du erräthst schon, dass ich Dich an das erinnere, was ich über die Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Bildung sagte, und nun eben daraus folgere: für die Frauen sey die Philosophie das nähere und unentbehrlichere Bedürfniss. Den äussern Reiz sind sie nicht in Gefahr zu vergessen, wie es Männern so leicht begegnet, und wenn sie auch sonst noch so unheilig sind, so halten sie doch die Jugend heilig und den jugendlichen Sinn, und diese Poesie des Lebens ist ihnen natürlich. Darum wählen sie auch fast alle ohne Ausnahme diese, wenn man Wahl nennen kann, was ohne Vergleichung, auch wohl ohne Ueberlegung nach der hergebrachten Meynung, und nach dem ersten Eindrucke geschieht. Sind es solche, die nur zierlich und reizend seyn können, die bloss im (21) äussern Glanze ihre Existenz finden, und nichts wollen und mögen als Eleganz, denen das Eins und Alles ist, so lässt sich nichts dagegen einwenden. Poesie — ich nehme das Wort wie immer im weitesten Sinne — Poesie allein kann dieser Eleganz wenigstens einen Schimmer von Seele leihen und auch den Geist elegant erhalten. Andere haben Anlage zur Religion und Liebe, aber sie wurden irre in ihren Gedanken, weil sie in der feinen Welt für etwas unächten Witz Misstrauen gegen alles Göttliche eintauschten. Auch diese müssen wohl erst mit der Poesie schwärmen und über verlornen Glauben klagen, ehe sie inne werden können, dass man sich selbst und die Liebe nie verlieren kann, mag es auch auf eine Zeit so scheinen, und wenn sie das inne sind, bey der Erinnerung an ihren Unglauben lächeln.

Du siehst, ich bin nicht so begeistert für meine Meynung, dass ich die unendliche Verschiedenheit der Charaktere und Situazionen vergessen sollte, und ich bin dabey so gelassen geblieben, dass ich sogar über die Eleganz reflektiren konnte. Ich gestehe also gern, dass die Poesie die nächsten Ansprüche auf viele Frauen hat, und dass sie allen heilsam und unentbehrlich sey. Ueberhaupt ist es gar nicht darauf abgesehen, die Musen zu trennen. Schon der Gedanke wäre Frevel. Poesie und Philosophie sind ein untheilbares Ganzes, ewig verbunden, obgleich selten beysammen, wie Kastor und Pollux. Das äusserste Gebiet grosser und erhabner Menschheit theilen sie unter sich. Aber in der Mitte begegnen sich ihre verschiedenen Richtungen; hier im (22) Innersten und Allerheiligsten ist der Geist ganz, und Poesie und Philosophie völlig Eins und verschmolzen. Die lebendige Einheit des Menschen kann keine starre Unveränderlichkeit seyn, sie bestehet im freundschaftlichen Wechsel. So könnte auch, wer das Studium der Humanität für seinen einzigen Beruf hielte, Poesie und Philosophie nur dadurch verbinden, dass er sich bald der einen, bald der andern ganz widmete. Dies ist vielleicht das beste für den, welcher die Künste und Wissenschaften selbst mit fortbilden will. Wer aber nur sich durch sie zur Harmonie und ewigen Jugend bilden will, der dürfte wohl genöthigt seyn, einer von beyden eine Art von Vorzug zu geben. Doch versteht sich's, dass er das gar nicht könnte, ohne oft die andre zu besuchen, und als Ergänzung zu brauchen.

Uebrigens aber halte ich strenge auf meinem Satz: Religion sey die wahre Tugend und Glückseligkeit der Frauen, und Philosophie die vorzüglichste Quelle ewiger Jugend für sie, wie Poesie für die Männer. Beydes versteht sich im Ganzen genommen. Und dass Du nicht zu jenen eleganten Ausnahmen gehörst, ist mir recht sehr lieb. Ich mag lieber, dass das Göttliche zu hart, als zu zierlich sey. Unvollendung giebt dem Erhabenen für mich einen neuen höhern Reiz. Seine Würde erscheint mir dadurch unmittelbarer, reiner. Es ist, als ob es seiner ursprünglichen Majestät treuer bliebe, wenn es die Fülle und den Schmuck der ausbildenden Natur wie aus heiligem Stolze verschmäht. Und so wie die Physiognomien die interessantesten für mich sind, die so aussehen, als hätte die Natur in ih-(23)nen ein grosses *Dessein* angelegt, ohne sich Zeit zu lassen, den kühnen Gedanken auszuführen, so geht mir's auch mit den Menschen. *Göttlichkeit mit Härte verbunden* ist mir das Heiligste, und keine Empfindung, keine Ansicht, wurzelt tiefer, oder enger in mir als diese. Ich betrachtete vor einiger Zeit eine grosse Pallas unter den Antiken, wobey mir dies von neuem wieder recht lebhaft vor das Gemüth trat. Es ist ein vollkommenes Bild weiser Tapferkeit, und mir däucht, der natürlichste und erste Gedanke, den man bey ihrem Anblicke haben könnte, wäre die Bemerkung, dass doch alle Tugend eigentlich nur *Tüchtigkeit*

sey. Tüchtig ist das, was zugleich Nachdruck und Geschick hat, was zermalmende Kraft mit klarer stiller Einsicht verbindet. Nie hat mich die Göttlichkeit einer Gestalt so ergriffen. Und doch würde der Eindruck bey weitem nicht so gross gewesen seyn, wenn nicht Stand, Haltung, Züge, Blick, alles an ihr, so grade, ernst, streng und furchtbar wäre; wenn sie mit einem Worte nicht die ganze Härte des ältern Styls der Kunst an sich hätte. Mir war als säh ich die Muse meines innern Lebens vor mir, und vielleicht würdest auch Du, wenn Du sie sähest, sie als die des Deinigen anerkennen.

Dass die Poesie der Erde gewogner, die Philosophie aber heiliger und gottverwandter sey, ist zu klar und einleuchtend, als dass ich dabey verweilen sollte. Zwar hat sie oft die Götter geleugnet, aber dann waren es solche, die ihr nicht göttlich genug waren; und das ist ja ihre alte Klage gegen die Poesie und die (24) Mythologie. Oder es ist auch nur vorübergehende Krise, und beweiset dann grade das Entgegengesetzte von dem, was es zu beweisen scheint. Die heftigste Neigung kann sich am leichtesten wider sich selbst kehren; das höchste Entzücken wird schmerzlich, und alles Unendliche berührt sein Gegentheil. Es giebt eine Eifersucht, die nicht aus Neid oder Misstrauen, sondern aus angeborner tiefer Unersättlichkeit entspringt. Kann sie wohl ohne Liebe seyn? Eben so wenig ist der leidenschaftliche Unglaube vieler Philosophen ohne Religiosität möglich. — Die wahre *Abstraction* selbst, was thut sie anders, als die Vorstellungen von ihrem irdischen Antheile reinigen, sie erheben und unter die Götter versetzen? Nur durch Abstraction sind alle Götter aus Menschen geworden.

Lass uns nicht länger vergleichen, sondern gleich von der höchsten unter den Kräften des Menschen reden, welche die Philosophie erzeugen und bilden, und wieder von ihr gebildet werden. Das ist nach dem allgemeinen Urtheile und Sprachgebrauche der *Verstand.* Zwar setzt die jetzige Philosophie ihn nicht selten herab, und erhebt die Vernunft weit höher. Es ist auch ganz natürlich, dass eine Philosophie, die mehr zum Unendlichen fortschreitet, als Unendliches giebt, mehr alles verbindet und mischt, als Einzelnes vollendet, nichts höher schätzt im menschlichen Geiste, als das Vermögen, Vorstellungen an Vorstellungen zu knüpfen, und den Faden des Denkens auf unendlich viele Weisen ins Endlose fortzusetzen. Diese Eigenthümlichkeit ist indessen kein allgemeingültiges Gesetz. Nach (25) der Denkart und Sprache gebildeter Menschen steht die Einbildungskraft dem Dichter, Vernünftigkeit dem sittlichen Menschen am nächsten. Verstand aber ist das, worauf es eigentlich ankommt, wenn von dem Geiste eines Menschen die Rede ist. Verstand ist das Vermögen der *Gedanken.* Ein Gedanke ist eine Vorstellung, die vollkommen für sich besteht, völlig ausgebildet ist, ganz, und innerhalb der Gränzen unendlich; das

Göttlichste, was es im menschlichen Geiste giebt. In diesem Sinne ist Verstand nichts anders als die natürliche Philosophie selbst, und nicht viel weniger als das höchste Gut. Durch seine Allmacht wird der ganze Mensch innerlich heiter und klar. Er bildet alles was ihn umgiebt und was er berührt. Seine Empfindungen werden ihm zu wirklichen Begebenheiten, und alles Aeusserliche wird ihm unter der Hand zum Innerlichen. Auch die Widersprüche lösen sich in Harmonie auf; alles wird ihm bedeutend, er sieht alles recht und wahr, und die Natur, die Erde und das Leben stehen wieder in ihrer ursprünglichen Grösse und Göttlichkeit freundlich vor ihm. Und unter diesem milden Aeussern schlummert denn doch die Kraft, in einem Augenblicke allem, was uns eben Glück scheint, auf immer zu entsagen.

Gut also! Die Philosophie ist den Frauen unentbehrlich. Wäre es aber nicht am besten, sie trieben sie so, wie sie sie wirklich treiben, ganz natürlich, etwa wie der Gentilhomme des Moliere die Prosa? bloss durch Umgang mit sich selbst, und mit Freunden, die dasselbe wollen, und auch jenen allgemeinen Welt-(26)geist anbeten. Gern setzte ich auch noch die Gesellschaft hinzu, die den Geist biegsam, und den Witz leicht erhält, wenn sie nur nicht so gar selten wäre, dass man kaum auf sie rechnen darf. Wollen wir nur das Gesellschaft nennen, wenn mehrere Menschen beysammen sind: so weiss ich kaum, wo wir sie finden werden. Denn gewiss ist das gewöhnliche Beysammenseyn ein wahres Alleinseyn, und alles andre pflegen die Menschen eher zu seyn, nur keine Menschen. Ich will Dir selbst zu bestimmen überlassen, wie klein eine Anzahl von Personen seyn darf, welche nach diesem Maassstabe schon den Namen einer verhältnissmässig sehr grossen Gesellschaft verdienen können, und wie viel sie werth sey? Denn Geselligkeit ist das wahre Element für alle Bildung, die den ganzen Menschen zum Ziele hat, und also auch für das Studium der Philosophie, von dem wir reden. Was dabey entweder gar nicht, oder von selbst geschieht, ist das beste und das unentbehrlichste. Alle Mühe und alle Kunst ist fruchtlos, wenn wir nicht so glücklich waren, uns selbst kennen zu lernen und das Höchste zu finden. Wie klar wissen wir nicht, dass nur eine oder die andre Begebenheit den Sinn für eine neue Welt in uns weckte; dass das alles gar nicht seyn würde, ohne diese oder jene Bekanntschaft, und wir uns noch auf einer niedern Stufe mit geringem Erfolge ernstlich anstrengen würden. Und scheint es nicht oft, als könnten wir, mit Rücksicht auf unser eigentliches Selbst, mit einem Streiche alles verlieren was wir haben? Wir dürfen auch gar nicht einmal wünschen, dass dies (27) schlechthin unmöglich seyn möchte. Denn es wäre widersprechend, diese Sicherheit mit dem Verluste der Freyheit erkaufen zu wollen. So ist das Heiligste unendlich zart und flüchtig, und die Sittlichkeit der einzelnen Menschen, wie des

ganzen Geschlechts, muss ein Spiel des Zufalls scheinen, weil sie unmittelbar von der Willkühr abhängt. In andern Arten seines Wirkens, in Künsten und Wissenschaften, ist der Gang des menschlichen Geistes bestimmt und festen Gesetzen unterworfen. Hier ist alles in beständigem Fortschreiten und nichts kann verloren gehen. So kann auch keine Stufe übersprungen werden, die jetzige hängt eben so nothwendig mit der vorigen und der folgenden zusammen, und was Jahrhunderte lang veraltet schien, lebt mit neuer Jugendkraft auf, wenn die Zeit gekommen ist, dass der Geist sich seiner erinnern und zu ihm zurückkehren soll. Hier ist die steigende Vervollkommnung und der natürliche Kreislauf der Bildung nicht etwa eine gutmüthige Hoffnung, oder ein wissenschaftlicher Glaubenssatz, den man nothwendig voraussetzen dürfte, um nur nicht gar alles vernünftige Denken aufgeben zu müssen. Nein es ist reine Thatsache; nur mit dem Unterschiede, dass der natürliche Kreislauf, welcher mehr in den Künsten und in der alten Geschichte einheimisch ist, in einzelnen Beyspielen ganz vor uns liegt; da hingegen die steigende Vervollkommnung, die sich in der Philosophie und der modernen Geschichte am glänzendsten offenbart, eine Thatsache ist, die nie vollendet werden kann. Nicht so im Gebiete der Sittlichkeit; da heisst es überall: Nichts oder (28) Alles. Da ist in jedem Augenblicke von neuem die Frage von Seyn oder Nichtseyn. Ein Blitz der Willkühr kann hier für die Ewigkeit entscheiden, und wie es kommt, ganze Massen unsers Lebens vernichten, als ob sie nie gewesen wären und nie wiederkehren sollten, oder eine neue Welt ans Licht rufen. Wie die Liebe entspringt die Tugend nur durch eine Schöpfung aus Nichts. Aber eben darum muss man auch den Augenblick ergreifen; was er giebt, für die Ewigkeit bilden, und Tugend und Liebe, wo sie erscheinen, in Kunst und Wissenschaft verwandeln. Das kann nicht geschehen, ohne das Leben mit der Poesie und der Philosophie in Verbindung zu setzen. Nur dadurch ist es möglich, dem Einzigen, was Werth hat, Sicherheit und Dauer zu geben, so weit es in unsrer Macht ist. Nur dadurch kann auch die Bildung der Poesie und Philosophie auf einem vollkommen festen Grunde ruhen und die verschiedenen Vorzüge beyder vermählen.

Wo keine unerschütterliche Selbstständigkeit ist, da kann das Streben nach beständigem Fortschreiten den Geist leicht in die Welt zerstreuen, und das Gemüth verwirren, und nur gränzenlose Liebe im Mittelpunkte der Kraft wird die Kreise der menschlichen Thätigkeit bey jedem neuen Ausfluge weiter und mächtiger dehnen. Wo es an Tugend und an Liebe gebricht, da weiss der Hang zur Verbesserung von keiner Rückkehr in sich selbst und in die Vergangenheit, und entartet in wilde Zerstörungssucht; oder der bildende Trieb zieht sich, wenn er ein äusserstes erreicht hat, in die (29) Enge, und verlischt leise in sich selbst, wie es schon so oft in den Künsten geschah.

Eine gebildete Philosophie muss zwar auch eine natürliche, aber doch auch eine künstliche seyn. Da es nun, wie sich gezeigt hat, eben die *Bildung* der Philosophie ist, um die es Dir zu thun war: so hast Du sehr Recht, Dich nicht mit Deiner Naturphilosophie begnügen zu wollen, sondern das Höchste mit Ernst zu versuchen. Aber wie wird es möglich seyn, diesen Entschluss ausführbar zu machen?

Zu den sogenannten populären Philosophen hast Du kein Zutrauen. Und welchen Deutschen oder Engländischen der Art dürfte ich Dir wohl vorschlagen, da Voltaire's Witz und Rousseau's Beredsamkeit Dich über die häufige Gemeinheit der Gesinnungen und Ansichten in ihnen nicht hat verblenden können? Die zwey oder drey von unsrer Nazion, welche dieser Vorwurf nicht treffen würde, sind grade solche die nur Streifzüge in das Gebiet der Philosophie gethan haben und Deinem Bedürfnisse wenig Gnüge leisten könnten.

Die Abstraction ist ein künstlicher Zustand. Dies ist kein Grund gegen sie, denn es ist dem Menschen gewiss natürlich, sich dann und wann auch in künstliche Zustände zu versetzen. Aber es erklärt warum auch ihr Ausdruck künstlich ist. Man könnte es sogar zum Kennzeichen der strengen eigentlichen Philosophie machen, die nur Philosophie seyn will, und die übrigen Theile der menschlichen Thätigkeit vor der Hand bey Seite setzt, dass sie dem rohen menschlichen Sinne ohne (30) künstliche Hülfsmittel und Zubereitung unverständlich seyn muss.

Schwierigkeiten schrecken Dich so leicht nicht ab, und einige Anstrengung würdest Du nicht scheuen; doch würde es Dir schwer werden Dich an eine Theilung Deines Wesens zu gewöhnen. Ohne eine Mittelsperson vielleicht ganz unmöglich. Es müsste jemand seyn, der über dem künstlichen Denken die feinere Ausbildung des bloss natürlichen nicht vergessen hätte, dem es gleich interessant wäre dem Plato von fern mit Andacht zu folgen, oder in die Ansicht eines einfachen Menschen einzugehen, der nur so denkt, wie er lebt und ist. Für einige Philosophen getraute ich mir wohl diese Mittelsperson zu seyn, und sie Dir und Jedem, der nur sich selbst durch die Philosophie bilden will, um ein beträchtliches näher zu rücken.

Ich habe oft den Gedanken gehabt, ob es nicht möglich seyn sollte, die Schriften des berühmten Kant, der so oft über die Unvollkommenheit seiner Darstellung klagt, verständlich zu machen, ohne seinen Reichthum zu schmälern, oder ihm, wie es in Auszügen zu geschehen pflegt, Witz und Originalität zu rauben. Wäre es erlaubt seine Werke, versteht sich nach seinen eigenen Ideen, etwas besser zu ordnen; besonders im Periodenbau, und in Rücksicht der Episoden und Wiederholungen: so müssten sie so verständlich dadurch werden können, wie etwa Lessings. Man brauchte

sich dazu keine grössere Freyheiten zu erlauben, als ungefähr die, welche die alten Kritiker sich mit den classischen Dichtern nahmen, und ich denke man würde dann sehen dass (31) Kant auch bloss litterarisch genommen unter die classischen Schriftsteller unserer Nazion gehört.

Bey Fichte wäre ein solches Verfahren sehr überflüssig. Noch nie sind die Resultate der tiefsten und wie ins Unendliche fortgesetzten Reflexionen mit der Popularität und Klarheit ausgedrückt, die Du in seiner neuen Darstellung der Wissenschaftslehre finden würdest. Es ist mir interessant, dass ein Denker, dessen einziges grosses Ziel die Wissenschaftlichkeit der Philosophie ist, und der das künstliche Denken vielleicht mehr in seiner Gewalt hat, als irgend einer seiner Vorgänger, doch auch für die allgemeinste Mittheilung so begeistert seyn kann. Ich halte diese Popularität für eine Annäherung der Philosophie zur Humanität im wahren und grossen Sinne des Worts, wo es erinnert, dass der Mensch nur unter Menschen leben, und so weit sein Geist auch um sich greift, am Ende doch dahin wieder heimkehren soll. Er hat auch hierin seinen Willen mit eiserner Kraft durchgesetzt, und seine neuesten Schriften sind freundschaftliche Gespräche mit dem Leser, in dem treuherzigen schlichten Style eines Luther. Ich glaube nicht, dass man den rechten Dilettanten noch auf einem andern Wege zu seiner Philosophie führen dürfte, als er selbst es in jener neuen Darstellung gethan hat. Wenn ihn jemand gar nicht versteht, so liegt es bloss an der gänzlichen Verschiedenheit des Standpunktes. Das einzige Stück Arbeit, was etwa für mich übrig bliebe, wäre der Versuch, den nothwendigen und natürlichen Charakter des Philosophen überhaupt darzu-(32)stellen. Denn wenn Fichte mit allen Kräften seines Wesens Philosoph und für unser Zeitalter auch von Gesinnung und Charakter Urbild und Repräsentant der Gattung ist, so kann man ihn nicht ganz begreifen, ohne diese zu kennen, und zwar nicht bloss philosophisch, sondern auch historisch. So lange er aber Fichten selbst, wie er ist, und wird, nicht begriffe, würde der beste Dilettant zwar einiges in seiner Philosophie vollkommen fassen, in andres sich aber gar nicht finden können.

Vielleicht hieltest Du es aber für rathsamer, Dein Studium nicht mit der Philosophie des Zeitalters anzufangen, oder es doch nicht auf sie einzuschränken? — Ich würde im Ganzen nichts dagegen haben. Nur ist da bey den Philosophen des vorigen Jahrhunderts das scholastische Latein, und bey den alten, ausser der Schlechtigkeit der Uebersetzungen, auch noch die Nothwendigkeit so vieler historischen Kenntnisse und Notizen.

Wie man es anfangen müsste, um Dilettanten in den Plato einzuweihen, darüber bin ich noch nicht ins Klare, so viel ich auch hin und her gedacht habe. Doch bei Gott ist kein Ding

unmöglich, man muss nur recht wollen, und übrigens das Beste hoffen.

Den Spinosa kann ich Dir schon eher mit Zuversicht versprechen. Nicht so wohl etwas über ihn, als ihn selbst; eine Mittelgattung zwischen Auszug, Erklärung und Charakteristik. Eine vollständige Uebersetzung halte ich für zweckwidrig, weil die mathematische Form doch nicht bleiben darf, und auch ohne al-(33)len Schaden weggenommen werden kann. In einer Rücksicht würde Dir Spinosa leichter seyn, als die andern. Er war einzig und allein bemüht, seinen Geist in sich selbst zu vollenden, und seine Gedanken zu einem geordneten Werke zu verbinden. Er nimmt wenig Rücksicht auf die Meynungen anderer, und auf specielle Wissenschaften. Denn das bleibt die grösste Schwierigkeit, die durch keine Vermittlung und Milderung weggenommen werden kann. Die Philosophie ist nothwendig auch Philosophie der Philosophie, und selbst nichts anders als Wissenschaft der Wissenschaften. Ihr ganzes Wesen bestehet darin, die Kraft und den Geist, den sie zuerst den einzelnen Wissenschaften einhauchte, wechselsweise einzusaugen, und mächtiger auszuströmen, damit sie reicher wiederkehren. Man muss also alles wissen um etwas zu wissen, und man versteht keinen Philosophen, wenn man nicht alle versteht. Eben daraus siehst Du aber auch, dass die Philosophie unendlich ist, und nie vollendet werden kann. Und mit Rücksicht auf diese Unermesslichkeit des Wissens kann Dir der Unterschied zwischen Deinem Verstande und der Einsicht des künstlichsten und gelehrtesten Denkers nicht mehr so gross erscheinen, dass er Deinen Muth niederschlagen sollte. Wenn Du nur Sinn für das Höchste hast, so ist eure Erkenntniss bloss dem Grade nach verschieden, und ihr steht auf derselben Stufe. Ueberhaupt kömmt in der Philosophie wenig oder nichts auf die Form an, ja auch der Stoff und der Gegenstand macht es nicht. Es giebt Schriften, die ihrem Inhalte nach gar nicht (34) in diese Rubrik zu gehören scheinen, und doch mehr Geist des Universums und also Philosophie enthalten, als viele Systeme. Die Behandlung, der Charakter, der Geist ist alles, und durch die Herrschaft des Innern über das Aeussere, durch Ausbildung des Verstandes und der Gedanken und durch stete Beziehung auf das Unendliche können alle Studien und selbst die gewöhnlichste Lektüre philosophisch werden.

Komm' ich Dir nicht vor wie Johannes der Täufer, „welcher in die Welt gekommen war, nicht dass er wäre das Licht, sondern dass er redete vom Licht?“ — Ich raisonnire da in einem fort über die Philosophen, und wie ich diesen und jenen behandeln möchte, ohne selbst etwas zu leisten und zu machen, und rühme Dir vielleicht nur die andern, um selbst nichts thun zu dürfen.

Mündlich, liebe Freundin! weiss ich wohl wie ich nicht bloss über die Philosophie, sondern Philosophie selbst mit Dir reden

wollte. Ich würde den Anfang damit machen, Dich wo möglich an die ganze vollständige Menschheit zu erinnern, und Dein Gefühl derselben zum Gedanken zu erhöhen. Dann würde ich Dir zeigen, wie sich dieses unendliche Wesen und Werden in das theilt und das erzeugt, was wir Gott und Natur nennen. Du siehst, das würde auf eine Art von Theogonie und Kosmogonie hinauslaufen, und könnte also recht griechisch werden.

Ich würde dabey zuerst fast gar keine Rücksicht auf Geschichte der Philosophie nehmen und auch vom Geiste der einzelnen Wissenschaften nur das Unentbehr-(35)liche entlehnen, was eigentlich allgemein ist, was jeder weiss und wobey man gar nicht mehr an ihre Form und abgesonderte Existenz denkt. Freylich würde ich meinen Kreis allmählig beträchtlich erweitern. Ueberhaupt würde ich alles nach dem Augenblicke und seiner Stimmung modifiziren. Ich würde alles so viel als möglich an Deine eigenthümlichsten Ansichten und Meynungen anzuknüpfen suchen, und ich würde oft denselben Weg auf eine neue Weise durchlaufen. Aber die Unendlichkeit des menschlichen Geistes, die Göttlichkeit aller natürlichen Dinge, und die Menschlichkeit der Götter, würde das ewige grosse Thema aller dieser Variazionen bleiben. So hätten wir denn zu der Mannichfaltigkeit unsrer Philosophie auch Einheit. Eine Einheit, von der ich nicht fürchte, dass wir sie je verlieren könnten! Wenn man die hat, und also weiss, dass es im Ganzen und an sich genommen, nur eine untheilbare Philosophie giebt: so darf man sichs ohne Nachtheil gestehen, dass es mit Rücksicht auf die Bildung des Menschen durch sie unendlich viele Arten von Philosophie giebt. Die Mittheilung darf nun ihren ganzen Reichthum von Formen und Nuancen entfalten, und die Zeit der Popularität ist gekommen.

Ist es die Bestimmung des Autors, die Poesie und die Philosophie unter den Menschen zu verbreiten und für's Leben und aus dem Leben zu bilden: so ist Popularität seine erste Pflicht und sein höchstes Ziel. Freylich wird er um des Zweckes und seines eignen Geistes willen oft bei seinen Werken nur auf die Na-(36)tur der Sache und die Gesetze der Behandlung sehen dürfen, und dann auch im Ausdrucke ungewöhnlich und vielen unverständlich seyn müssen. Am liebsten aber wird er doch seine Thätigkeit nicht theilen und sich in die grosse Gesellschaft aller gebildeten Menschen mischen, weil er hier am unmittelbarsten an der ewig fortgehenden Schöpfung der Harmonie und der Humanität Theil nehmen kann. Er wird sich dann auch nicht durch eine ungesellige und unnatürliche Sprache auszeichnen wollen. Er braucht das gar nicht und kann sich doch nie unter die Menge verlieren. Denn wo sie Enthusiasmus beseelt, da bildet sich aus den gewöhnlichsten, einfachsten und verständlichsten Worten und Redensarten wie von selbst eine Sprache in der Sprache. Wo dann das Ganze wie

aus einem Gusse ist, da fühlt der gleichartige Sinn den lebendigen Hauch und sein begeisterndes Wehen und der ungleichartige Sinn wird doch nicht gestört. Denn das ist das schönste an diesem schönen Sanskrit eines Hemsterhuys oder Plato, dass nur die es verstehen, die es verstehen sollen.

Vor der Entweihung muss man sich dabey nicht fürchten. Niemals wenn es Beruf ist sich mitzutheilen oder öffentlich darzustellen. Ueberhaupt thäte, wer von dieser Furcht nicht frey ist, am besten, nur gleich diese Welt zu verlassen. Das ist meine geringste Sorge.

Gern also will ich, wenn es mir Zeit scheint, versuchen, was ich Dir mündlich andeuten wollte, auch schriftlich zu behandeln, und auch für andere Dilettan-(37)ten, was der Mensch als Mensch davon braucht, aus der gesammten Philosophie auszuwählen, und im Zusammenhange mit der grössten Popularität darzustellen. Da die Bedürfnisse so verschieden sind: so müsste ich freylich nach einem gewissen Durchschnitte streben und in Gedanken gleichsam für einen Doryphorus von Leser, ich meyne für einen durch und durch wohl proportionirten Leser schreiben. Aber ausserdem, dass ich vielleicht eine Reise machen müsste, um die besten Leser aufzusuchen, und aus ihnen, wie der alte Mahler in Kroton seine Venus aus den schönsten Mädchen der Stadt, jenes Ideal zusammen zu setzen, so ist auch eine solche Durchschnitts-Figur eben nicht die Person, für die ich mich vorzüglich begeistern könnte. Der Gedanke an Dich und einige andere Freunde wird kräftiger wirken.

Indessen hat das Bild eines so umfassenden Ganzen, wie diese Philosophie für den Menschen seyn würde, eine gewisse abschreckende Würde für mich, und wird sie wohl noch eine Zeit lang behalten. Zuerst dürfte ich mich daher an kleinere Versuche wagen, für die ich keinen rechten Namen weiss. Denke Dir Selbstgespräche über Gegenstände, die den ganzen Menschen angehen, oder doch mit einziger Rücksicht darauf; mit nicht mehr Analyse als in einem freundschaftlichen Briefe erlaubt ist; im Tone einer zusammenhängenden Conversation, etwa wie dieses Schreiben an Dich. Ich möchte es nicht sowohl Philosophie als Moral nennen, obgleich es von dem verschieden ist, was gewöhnlich so heisst. Um in der (38) Gattung zu leisten, was ich mir denke, müsste man vor allen Dingen ein Mensch seyn; dann freylich auch ein Philosoph.

Ich habe mich selbst überrascht, und werde nun gewahr, dass Du es eigentlich bist, die mich in die Philosophie einweiht. Ich wollte nur Dir die Philosophie mittheilen, der ernstliche Wunsch belohnte sich selbst, und die Freundschaft lehrte mich den Weg finden, sie mit dem Leben und der Menschheit zu verbinden. Ich habe sie dadurch gewissermassen mir selbst mitgetheilt, sie wird nun nicht mehr isolirt in meinem Geiste seyn, sondern ihre Begeisterung durch mein ganzes Wesen nach allen Seiten verbreiten.

Und was man durch diese innere Geselligkeit auch äusserlich mittheilen lernt, das wird durch jede noch so allgemeine Mittheilung uns selbst noch tiefer eigen.

Zum Danke dafür, werde ich, wenn Du nichts dagegen hast, auch diesen Brief gleich drucken lassen, und dann mit ganzer Liebe ausführen, was ich Dir entworfen habe. Lächle nicht über die vielen Projekte. Ein Projekt, was lebendig und ganz aus unserm Innersten entspringt, ist auch heilig und eine Art von Gott. Alle Thätigkeit, die nicht von den Göttern ausgeht, ist des Menschen unwürdig. Es ist also gut, sich in Vorrath zu setzen.

Gespräch über die Poesie.

(58) Alle Gemüther, die sie lieben, befreundet und bindet Poesie mit unauflöslichen Banden. Mögen sie sonst im eignen Leben das Verschiedenste suchen, einer gänzlich verachten, was der andre am heiligsten hält, sich verkennen, nicht vernehmen, ewig fremd bleiben; in dieser Region sind sie dennoch durch höhere Zauberkraft einig und in Frieden. Jede Muse sucht und findet die andre, und alle Ströme der Poesie fliessen zusammen in das allgemeine grosse Meer.

Die Vernunft ist nur eine und in allen dieselbe: wie aber jeder Mensch seine eigne Natur hat und seine eigne Liebe, so trägt auch jeder seine eigne Poesie in sich. Die muss ihm bleiben und soll ihm bleiben, so gewiss er der ist, der er ist, so gewiss nur irgend etwas Ursprüngliches in ihm war; und keine Kritik kann und darf ihm sein eigenstes Wesen, seine innerste Kraft rauben, um ihn zu einem allgemeinen Bilde ohne Geist und ohne Sinn zu läutern und zu reinigen, wie die Thoren sich bemühen, die nicht wissen was sie (59) wollen. Aber lehren soll ihn die hohe Wissenschaft ächter Kritik, wie er sich selbst bilden muss in sich selbst, und vor allem soll sie ihn lehren, auch jede andre selbständige Gestalt der Poesie in ihrer classischen Kraft und Fülle zu fassen, dass die Blüthe und der Kern fremder Geister Nahrung und Saame werde für seine eigne Fantasie.

Nie wird der Geist, welcher die Orgien der wahren Muse kennt, auf dieser Bahn bis ans Ende dringen, oder wähnen, dass er es erreicht: denn nie kann er eine Sehnsucht stillen, die aus der Fülle der Befriedigungen selbst sich ewig von neuem erzeugt. Unermesslich und unerschöpflich ist die Welt der Poesie wie der

A: Athenäum. Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Dritten Bandes Erstes Stück. Berlin, 1800. bei Heinrich Frölich. Nr. IV. S. 58—128. Dritten Bandes Zweites Stück Nr. II S. 169—187.
W: Friedrich Schlegel's sämmtliche Werke. Fünfter Band. Wien, 1823. S. 219—330. *(Nicht berücksichtigt.)*
W_1: Fried. v. Schlegel's sämmtliche Werke. Zweite Original-Ausgabe. Fünfter Band. Wien 1846. S. 165—246. *(Uebereinstimmend mit W; nicht berücksichtigt.)*

Reichthum der belebenden Natur an Gewächsen, Thieren und Bildungen jeglicher Art, Gestalt und Farbe. Selbst die künstlichen Werke oder natürlichen Erzeugnisse, welche die Form und den Namen von Gedichten tragen, wird nicht leicht auch der umfassendste alle umfassen. Und was sind sie gegen die formlose und bewusstlose Poesie, die sich in der Pflanze regt, im Lichte strahlt, im Kinde lächelt, in der Blüthe der Jugend schimmert, in der liebenden Brust der Frauen glüht? — Diese aber ist die erste, ursprüngliche, ohne die es gewiss keine Poesie der Worte geben würde. Ja wir alle, die wir Menschen sind, haben immer und ewig keinen andern Gegenstand und keinen andern Stoff aller Thätigkeit und aller Freude, als das eine Gedicht der Gottheit, dessen Theil und Blüthe auch wir sind — die Erde. Die Musik des unendlichen Spielwerks zu vernehmen, die Schönheit des (60) Gedichts zu verstehen, sind wir fähig, weil auch ein Theil des Dichters, ein Funke seines schaffenden Geistes in uns lebt und tief unter der Asche der selbstgemachten Unvernunft mit heimlicher Gewalt zu glühen niemals aufhört.

Es ist nicht nöthig, dass irgend jemand sich bestrebe, etwa durch vernünftige Reden und Lehren die Poesie zu erhalten und fortzupflanzen, oder gar sie erst hervorzubringen, zu erfinden, aufzustellen und ihr strafende Gesetze zu geben, wie es die Theorie der Dichtkunst so gern möchte. Wie der Kern der Erde sich von selbst mit Gebilden und Gewächsen bekleidete, wie das Leben von selbst aus der Tiefe hervorsprang, und alles voll ward von Wesen die sich fröhlich vermehrten; so blüht auch Poesie von selbst aus der unsichtbaren Urkraft der Menschheit hervor, wenn der erwärmende Strahl der göttlichen Sonne sie trifft und befruchtet. Nur Gestalt und Farbe können es nachbildend ausdrücken, wie der Mensch gebildet ist; und so lässt sich auch eigentlich nicht reden von der Poesie als nur in Poesie.

Die Ansicht eines jeden von ihr ist wahr und gut, in so fern sie selbst Poesie ist. Da nun aber seine Poesie, eben weil es die seine ist, beschränkt seyn muss, so kann auch seine Ansicht der Poesie nicht anders als beschränkt seyn. Dieses kann der Geist nicht ertragen, ohne Zweifel weil er, ohne es zu wissen, es dennoch weiss, dass kein Mensch schlechthin nur ein Mensch ist, sondern zugleich auch die ganze Menschheit wirklich und in Wahrheit seyn kann und soll. Darum geht (61) der Mensch, sicher sich selbst immer wieder zu finden, immer von neuem aus sich heraus, um die Ergänzung seines innersten Wesens in der Tiefe eines fremden zu suchen und zu finden. Das Spiel der Mittheilung und der Annäherung ist das Geschäft und die Kraft des Lebens, absolute Vollendung ist nur im Tode.

Darum darf es auch dem Dichter nicht genügen, den Ausdruck seiner eigenthümlichen Poesie, wie sie ihm angeboren und

angebildet wurde, in bleibenden Werken zu hinterlassen. Er muss streben, seine Poesie und seine Ansicht der Poesie ewig zu erweitern, und sie der höchsten zu nähern, die überhaupt auf der Erde möglich ist; dadurch dass er seinen Theil an das grosse Ganze auf die bestimmteste Weise anzuschliessen strebt: denn die tödtende Verallgemeinerung wirkt gerade das Gegentheil.

Er kann es, wenn er den Mittelpunkt gefunden hat, durch Mittheilung mit denen, die ihn gleichfalls von einer andern Seite auf eine andre Weise gefunden haben. Die Liebe bedarf der Gegenliebe. Ja für den wahren Dichter kann selbst der Verkehr mit denen, die nur auf der bunten Oberfläche spielen, heilsam und lehrreich seyn. Er ist ein geselliges Wesen.

Für mich hatte es von jeher einen grossen Reiz mit Dichtern und dichterisch Gesinnten über die Poesie zu reden. Viele Gespräche der Art habe ich nie vergessen, von andern weiss ich nicht genau, was der Fantasie und was der Erinnerung angehört; vieles ist wirklich darin, andres ersonnen. So das gegenwärtige, welches ganz verschiedene Ansichten gegen einan-(62)der stellen soll, deren jede aus ihrem Standpunkte den unendlichen Geist der Poesie in einem neuen Lichte zeigen kann, und die alle mehr oder minder bald von dieser bald von jener Seite in den eigentlichen Kern zu dringen streben. Das Interesse an dieser Vielseitigkeit erzeugte den Entschluss, was ich in einem Kreise von Freunden bemerkt und anfänglich nur in Beziehung auf sie gedacht hatte, allen denen mitzutheilen, die eigne Liebe im Busen spüren und gesonnen sind, in die heiligen Mysterien der Natur und der Poesie kraft ihrer innern Lebensfülle sich selbst einzuweihen.

Amalia und Camilla geriethen so eben über ein neues Schauspiel in ein Gespräch, das immer lebhafter wurde, als zwey von den erwarteten Freunden, die wir Marcus und Antonio nennen wollen, mit einem lauten Gelächter in die Gesellschaft traten. Nachdem jene beyden hinzugekommen, war diese nun so vollständig als sie sich gewöhnlich bey Amalien zu versammeln pflegte, um sich frey und froh mit ihrer gemeinschaftlichen Liebhaberey zu beschäftigen. Ohne Verabredung oder Gesetz fügte es sich meistens von selbst, dass Poesie der Gegenstand, die Veranlassung, der Mittelpunkt ihres Beysammenseyns war. Bisher hatte bald dieser bald jener unter ihnen ein dramatisches Werk oder auch ein andres vorgelesen, worüber dann viel hin und her geredet, und manches Gute und Schöne gesagt ward. Doch fühlten bald alle mehr oder minder einen gewissen Mangel bey dieser Art der Unterhaltung. Amalia bemerkte den Umstand zuerst und wie ihm zu helfen seyn mögte. Sie (63) meynte, die Freunde wüssten nicht klar genug um die Verschiedenheit ihrer Ansichten. Dadurch werde die Mittheilung

verworren, und schwiege mancher gar, der sonst wohl reden würde. Jeder, oder zunächst nur wer eben am meisten Lust habe, solle einmal seine Gedanken über Poesie, oder über einen Theil, eine Seite derselben von Grund des Herzens aussprechen, oder lieber ausschreiben, damit man's schwarz auf weiss besitze, wie's jeder meyne. Camilla stimmte ihrer Freundin lebhaft bey, damit wenigstens einmal etwas neues geschähe, zur Abwechslung von dem ewigen Lesen. Der Streit, sagte sie, würde dann erst recht arg werden; und das müsse er auch, denn eher sey keine Hoffnung zum ewigen Frieden.

Die Freunde liessen sich den Vorschlag gefallen und legten sogleich Hand ans Werk, ihn auszuführen. Selbst Lothario, der sonst am wenigsten sagte und stritt, ja oft Stundenlang bey allem was die andern sagen und streiten mochten, stumm blieb und sich in seiner würdigen Ruhe nicht stören liess, schien den lebhaftesten Antheil zu nehmen, und gab selbst Versprechungen, etwas vorzulesen. Das Interesse wuchs mit dem Werk und mit den Vorbereitungen dazu, die Frauen machten sich ein Fest daraus, und es wurde endlich ein Tag festgesetzt, an dem jeder vorlesen sollte, was er bringen würde. Durch alle diese Umstände war die Aufmerksamkeit gespannter, als gewöhnlich; der Ton des Gesprächs indessen blieb ganz so zwanglos und leicht wie er sonst unter ihnen zu seyn pflegte.

Camilla hatte mit vielem Feuer ein Schauspiel beschrieben und gerühmt, was am Tage zuvor gegeben war. (64) Amalia hingegen tadelte es, und behauptete, es sey von Kunst ja von Verstand durchaus keine Ahndung darin. Ihre Freundin gab dies sogleich zu; aber, sagte sie, es ist doch wild und lebendig genug, oder wenigstens können es gute Schauspieler, wenn sie guter Laune sind, dazu machen. — Wenn sie wirklich gute Schauspieler sind, sagte Andrea, indem er auf seine Rolle und nach der Thüre sah, ob die fehlenden nicht bald kommen würden; wenn sie wirklich gute Schauspieler sind, so müssen sie eigentlich alle gute Laune verlieren, dass sie die der Dichter erst machen sollen. — Ihre gute Laune, Freund, erwiederte Amalia, macht Sie Selbst zum Dichter; denn dass man dergleichen Schauspielschreiber Dichter heisst, ist doch nur ein Gedicht, und eigentlich viel ärger als wenn die Komödianten sich Künstler nennen oder nennen lassen. — Gönnt uns aber doch unsre Weise, sagte Antonio, indem er sichtbar Camillens Parthey nahm; wenn sich einmal durch glücklichen Zufall ein Funken von Leben, von Freude und Geist in der gemeinen Masse entwickelt, so wollen wirs lieber erkennen, als uns immer wiederholen, wie gemein nun eben die gemeine Masse ist. — Darüber ist ja grade der Streit, sagte Amalia; gewiss es hat sich in dem Stück von dem wir reden, gar nichts weiter entwickelt, als was sich fast alle Tage da entwickelt; eine gute Portion Albernheit. Sie fing hierauf an, Beyspiele anzuführen, worin sie aber bald

gebeten wurde nicht länger fortzufahren, und in der That bewiesen sie nur zu sehr was sie beweisen sollten.

Camilla erwiederte dagegen, dieses treffe sie gar nicht, denn sie habe auf die Reden und Redensarten der (65) Personen im Stück nicht sonderlich Acht gegeben. — Man fragte sie, worauf sie denn geachtet habe, da es doch keine Operette sey? — Auf die äussre Erscheinung, sagte sie, die ich mir wie eine leichte Musik habe vorspielen lassen. Sie lobte dann eine der geistreichsten Schauspielerinnen, schilderte ihre Manieren, ihre schöne Kleidung, und äusserte ihre Verwunderung, dass man ein Wesen wie unser Theater so schwer nehmen könne. Gemein sey da in der Regel freylich fast alles; aber selbst im Leben, wo es einem doch näher träte, mache ja oft das Gemeine eine sehr romantische und angenehme Erscheinung. — Gemein in der Regel fast alles, sagte Lothario. Dieses ist sehr richtig. Wahrlich, wir sollten nicht mehr so häufig an einen Ort gehen, wo der von Glück zu sagen hat, der nicht vom Gedränge, von üblem Geruch oder von unangenehmen Nachbaren leidet. Man foderte einmal von einem Gelehrten eine Inschrift für das Schauspielhaus. Ich würde vorschlagen, dass man darüber setzte: Komm Wandrer und sieh das Platteste; welches dann in den meisten Fällen eintreffen würde.

Hier wurde das Gespräch durch die eintretenden Freunde unterbrochen, und wären sie zugegen gewesen, so dürfte der Streit wohl eine andre Richtung und Verwicklung gewonnen haben, denn Marcus dachte nicht so über das Theater, und konnte die Hoffnung nicht aufgeben, dass etwas rechtes daraus werden müsse.

Sie traten, wie gesagt, mit einem unmässigen Gelächter in die Gesellschaft, und aus den letzten (66) Worten, die man hören konnte, liess sich schliessen, dass ihre Unterhaltung sich auf die sogenannten classischen Dichter der Engländer bezog. Man sagte noch einiges über denselben Gegenstand, und Antonio, der sich gern bey Gelegenheit mit dergleichen polemischen Einfällen dem Gespräch einmischte, das er selten selbst führte, behauptete, die Grundsätze ihrer Kritik und ihres Enthusiasmus wären im Smith über den Nationalreichthum zu suchen. Sie wären nur froh, wenn sie wieder einen Classiker in die öffentliche Schatzkammer tragen könnten. Wie jedes Buch auf dieser Insel ein Essay, so werde da auch jeder Schriftsteller, wenn er nur seine gehörige Zeit gelegen habe, zum Classiker. Sie wären aus gleichem Grund und in gleicher Weise auf die Verfertigung der besten Scheeren stolz wie auf die der besten Poesie. So ein Engländer lese den Shakspeare eigentlich nicht anders wie den Pope, den Dryden, oder wer sonst noch Classiker sey; bey dem einen denke er eben nicht mehr als bey dem andern. — Marcus meynte, das goldne Zeitalter sey nun einmal eine moderne Krankheit, durch die jede Nation hindurch müsse, wie die Kinder durch die Pocken. — So müsste man den Versuch

machen können, die Kraft der Krankheit durch Inoculation zu schwächen, sagte Antonio. Ludoviko, der mit seiner revoluzionären Philosophie das Vernichten gern im Grossen trieb, fing an von einem System der falschen Poesie zu sprechen, was er darstellen wolle, die in diesem Zeitalter besonders bey Engländern und Franzosen grassirt habe und zum Theil noch grassire; der tiefe gründliche (67) Zusammenhang aller dieser falschen Tendenzen, die so schön übereinstimmen, eine die andre ergänzen und sich freundschaftlich auf halbem Wege entgegenkommen, sey eben so merkwürdig und lehrreich als unterhaltend und grotesk. Er wünschte sich nur Verse machen zu können, denn in einem komischen Gedicht müsste sich, was er meyne, eigentlich erst recht machen. Er wollte noch mehr davon sagen, aber die Frauen unterbrachen ihn und foderten den Andrea auf, dass er anfangen möchte; sonst wäre des Vorredens kein Ende. Nachher könnten sie ja desto mehr reden und streiten. Andrea schlug die Rolle auf und las.

Epochen der Dichtkunst.

Wo irgend lebendiger Geist in einem gebildeten Buchstaben gebunden erscheint, da ist Kunst, da ist Absonderung, Stoff zu überwinden, Werkzeuge zu gebrauchen, ein Entwurf und Gesetze der Behandlung. Darum sehn wir die Meister der Poesie sich mächtig bestreben, sie auf das vielseitigste zu bilden. Sie ist eine Kunst, und wo sie es noch nicht war, soll sie es werden, und wenn sie es wurde, erregt sie gewiss in denen die sie wahrhaft lieben, eine starke Sehnsucht, sie zu erkennen, die Absicht des Meisters zu verstehen, die Natur des Werks zu begreifen, den Ursprung der Schule, den Gang der Ausbildung zu erfahren. Die Kunst ruht auf dem Wissen, und die Wissenschaft der Kunst ist ihre Geschichte.

(68) Es ist aller Kunst wesentlich eigen, sich an das Gebildete anzuschliessen, und darum steigt die Geschichte von Geschlecht zu Geschlecht, von Stufe zu Stufe immer höher ins Alterthum zurück, bis zur ersten ursprünglichen Quelle.

Für uns Neuere, für Europa liegt diese Quelle in Hellas, und für die Hellenen und ihre Poesie war es Homeros und die alte Schule der Homeriden. Eine unversiegbare Quelle allbildsamer Dichtung war es, ein mächtiger Strom der Darstellung wo eine Woge des Lebens auf die andre rauscht, ein ruhiges Meer, wo sich die Fülle der Erde und der Glanz des Himmels freundlich spiegeln. Wie die Weisen den Anfang der Natur im Wasser suchen, so zeigt sich die älteste Poesie in flüssiger Gestalt.

Um zwey verschiedene Mittelpunkte vereinigte sich die Masse der Sage und des Gesanges. Hier ein grosses gemeinsames Unternehmen, ein Gedränge von Kraft und Zwiespalt, der Ruhm des

Tapfersten; dort die Fülle des Sinnlichen, Neuen, Fremden, Reizenden, das Glück einer Familie, ein Bild der gewandtesten Klugheit, wie ihr endlich die erschwerte Heimkehr dennoch gelingt. Durch diese ursprüngliche Absonderung ward das vorbereitet und gebildet, was wir Ilias und Odyssee nennen, und was in ihr eben einen festen Anhalt fand, um vor andern Gesängen der gleichen Zeit für die Nachwelt zu bleiben.

In dem Gewächs der Homerischen sehen wir gleichsam das Entstehen aller Poesie; aber die Wurzeln entziehn sich dem Blick, und die Blüthen und (69) Zweige der Pflanze treten unbegreiflich schön aus der Nacht des Alterthums hervor. Dieses reizend gebildete Chaos ist der Keim, aus welchem die Welt der alten Poesie sich organisirte.

Die epische Form verdarb schnell. Statt dessen erhob sich, auch bey den Joniern, die Kunst der Jamben, die im Stoff und in der Behandlung der grade Gegensatz der mythischen Poesie, und eben darum der zweyte Mittelpunkt der hellenischen Poesie war, und an und mit ihr die Elegie, welche sich fast eben so mannichfach verwandelte und umgestaltete wie das Epos.

Was Archilochus war, muss uns ausser den Bruchstücken, Nachrichten und Nachbildungen des Horatius in den Epoden, die Verwandtschaft der Komödie des Aristophanes und selbst die entferntere der römischen Satire vermuthen lassen. Mehr haben wir nicht, die grösste Lücke in der Kunstgeschichte auszufüllen. Doch leuchtet es jedem, der nachdenken will, ein, wie es ewig im Wesen der höchsten Poesie liege, auch in heiligem[a]) Zorn auszubrechen, und ihre volle Kraft an dem fremdesten Stoff, der gemeinen Gegenwart zu äussern.

Dieses sind die Quellen der hellenischen Poesie, Grundlage und Anfang. Die schönste Blüthe umfasst die melischen, chorischen, tragischen und komischen Werke der Dorer, Aeolier und Athener von Alkman und Sappho bis zum Aristophanes. Was uns aus dieser wahrhaft goldenen Zeit in den höchsten Gattungen der Poesie übrig geblieben ist, trägt mehr oder minder einen schönen oder grossen Styl, die Lebens-(70)kraft der Begeisterung und die Ausbildung der Kunst in göttlicher Harmonie.

Das Ganze ruht auf dem festen Boden der alten Dichtung, eins und untheilbar durch das festliche Leben freyer Menschen und durch die heilige Kraft der alten Götter.

Die melische Poesie schloss sich mit ihrer Musik aller schönen Gefühle zunächst an die jambische, in welcher der Drang der Leidenschaft, und die elegische, in welcher der Wechsel der Stimmung im Spiel des Lebens so lebendig erscheinen, dass sie für den Hass und die Liebe gelten können, durch welche das ruhige Chaos der homerischen Dichtung bewegt ward zu neuen Bildungen und

a) heiligen A

Gestaltungen. Die chorischen Gesänge hingegen neigten sich mehr zum heroischen Geist des Epos, und trennten sich eben so einfach nach dem Uebergewicht von gesetzlichem Ernst oder heiliger Freyheit in der Verfassung und Stimmung des Volks. Was Eros der Sappho eingab, athmete Musik; und wie die Würde des Pindaros gemildert wird durch den fröhlichen Reiz gymnastischer Spiele, so ahmten die Dithyramben in ihrer Ausgelassenheit auch wohl die kühnsten Schönheiten der Orchestik nach.

Stoff und Urbilder fanden die Stifter der tragischen Kunst im Epos, und wie dieses aus sich selbst die Parodie entwickelte, so spielten dieselben Meister, welche die Tragödie erfanden, in Erfindung Satyrischer Dramen.

Zugleich mit der Plastik entstand die neue Gat-(71)tung, ihr ähnlich in der Kraft der Bildung und im Gesetz des Gliederbaus.

Aus der Verbindung der Parodie mit den alten Jamben und als Gegensatz der Tragödie entsprang die Komödie, voll der höchsten Mimik die nur in Worten möglich ist.

Wie dort Handlungen und Begebenheiten, Eigenthümlichkeit und Leidenschaft, aus der gegebnen Sage zu einem schönen System harmonisch geordnet und gebildet wurden, so ward hier eine verschwenderische Fülle von Erfindung als Rhapsodie kühn hingeworfen, mit tiefem Verstand im scheinbaren Unzusammenhang.

Beyde Arten des attischen Drama griffen aufs wirksamste ins Leben ein, durch ihre Beziehung auf das Ideal der beyden grossen Formen, in denen das höchste und einzige Leben, das Leben des Menschen unter Menschen erscheint. Den Enthusiasmus für die Republik finden wir beym Aeschylos und Aristophanes, ein hohes Urbild schöner Familie in den heroischen Verhältnissen der alten Zeit liegt dem Sophokles zum Grunde.

Wie Aeschylos ein ewiges Urbild der harten Grösse und des nicht ausgebildeten Enthusiasmus, Sopkokles aber der harmonischen Vollendung ist: so zeigt schon Euripides jene unergründliche Weichlichkeit, die nur dem versunkenen Künstler möglich ist, und seine Poesie ist oft nur die sinnreichste Declamation.

Diese erste Masse hellenischer Dichtkunst, das alte Epos, die Jamben, die Elegie, die festlichen Gesänge und Schauspiele; das ist die Poesie selbst. Alles, was (72) noch folgt, bis auf unsre Zeiten, ist Ueberbleibsel, Nachhall, einzelne Ahndung, Annäherung, Rückkehr zu jenem höchsten Olymp der Poesie.

Die Vollständigkeit nöthigt mich zu erwähnen, dass auch die ersten Quellen und Urbilder des didaskalischen Gedichts, die wechselseitigen Uebergänge der Poesie und der Philosophie in dieser Blüthezeit der alten Bildung zu suchen sind: in den naturbegeisterten Hymnen der Mysterien, in den sinnreichen Lehren der gesellig sittlichen Gnome, in den allumfassenden Gedichten des Empedokles und andrer Forscher, und etwa in den Symposien, wo das philosophische

Gespräch und die Darstellung desselben ganz in Dichtung übergeht.

Solche einzig grosse Geister wie Sappho, Pindaros, Aeschylos, Sophokles, Aristophanes kamen nicht wieder; aber noch gabs genialische Virtuosen wie Philoxenos, die den Zustand der Auflösung und Gährung bezeichnen, welcher den Uebergang von der grossen idealischen zur zierlichen gelehrten Poesie der Hellenen bildet. Ein Mittelpunkt für diese war Alexandrien. Doch nicht hier allein blühte ein classisches Siebengestirn tragischer Dichter; auch auf der attischen Bühne glänzte eine Schaar von Virtuosen, und wenn gleich die Dichtkünstler in allen Gattungen Versuche in Menge machten, jede alte Form nachzubilden oder umzugestalten, so war es doch die dramatische Gattung vor allen, in welcher sich die noch übrige Erfindungskraft dieses Zeitalters durch eine reiche Fülle der sinnreichsten und oft seltsamen neuen Verbindungen und Zusammensez-(73)zungen zeigte, theils im Ernst, theils zur Parodie. Doch blieb es auch wohl in dieser Gattung beym Zierlichen, Geistvollen, Künstlichen, wie in den andern, unter denen wir nur das Idyllion, als eine eigenthümliche Form dieses Zeitalters erwähnen; eine Form, deren Eigenthümliches aber fast nur im Formlosen besteht. Im Rhythmus und manchen Wendungen der Sprache und Darstellungsart folgt es einigermassen dem epischen Styl; in der Handlung und im Gespräch den dorischen Mimen von einzelnen Scenen aus dem geselligen Leben in der lokalsten Farbe; im Wechselgesange den kunstlosen Liedern der Hirten; im erotischen Geist gleicht es der Elegie und dem Epigramm dieser Zeit, wo dieser Geist selbst in epische Werke einfloss, deren viele jedoch fast nur Form waren, wo der Künstler in der didaskalischen Gattung zu zeigen suchte, dass seine Darstellung auch den schwierigsten trockensten Stoff besiegen könne; in der mythischen hingegen, dass man auch den seltensten kenne, und auch den ältesten ausgebildetsten neu zu verjüngen und feiner umzubilden wisse; oder in zierlichen Parodien mit einem nur scheinbaren Objekt spielte. Ueberhaupt ging die Poesie dieser Zeit entweder auf die Künstlichkeit der Form, oder auf den sinnlichen Reiz des Stoffs, der selbst in der neuen attischen Komödie herrschte; aber das wollüstigste ist verloren.

Nachdem auch die Nachahmung erschöpft war, begnügte man sich neue Kränze aus den alten Blumen zu flechten, und Anthologien sind es, welche die hellenische Poesie beschliessen.

(74) Die Römer hatten nur einen kurzen Anfall von Poesie, während dessen sie mit grosser Kraft kämpften und strebten, sich die Kunst ihrer Vorbilder anzueignen. Sie erhielten dieselben zunächst aus den Händen der Alexandriner; daher herrscht das Erotische und Gelehrte in ihren Werken, und muss auch, was die Kunst betrifft, der Gesichtspunkt bleiben, sie zu würdigen. Denn

der Verständige lässt jedes Gebildete in seiner Sphäre, und beurtheilt es nur nach seinem eignen Ideale. Zwar erscheint Horatius in jeder Form interessant, und einen Menschen von dem Werth dieses Römers würden wir vergeblich unter den spätern Hellenen suchen; aber dieses allgemeine Interesse an ihm selbst ist mehr ein moralisches[a]) als ein Kunsturtheil, welches ihn nur in der Satire hoch stellen kann. Eine herrliche Erscheinung ists wenn die römische Kraft mit der hellenischen Kunst bis zur Verschmelzung Eins wird. So bildete Propertius eine grosse Natur durch die gelehrteste Kunst; der Strom inniger Liebe quoll mächtig aus seiner treuen Brust. Er darf uns über den Verlust hellenischer Elegiker trösten, wie Lucretius über den des Empedokles.

Während einiger Menschenalter wollte alles dichten in Rom, und jeder glaubte, er müsse die Musen begünstigen und ihnen wieder aufhelfen; und das nannten sie ihre goldne Zeit der Poesie. Gleichsam die taube Blüthe in der Bildung dieser Nation. Die Modernen sind ihnen darin gefolgt; was unter Augustus und Maecenas geschah, war eine Vorbedeutung auf die Cinquecentisten Italiens. Ludwig der vier-(75)zehnte versuchte denselben Frühling des Geistes in Frankreich zu erzwingen, auch die Engländer kamen überein, den Geschmack unter der Königin Anna für den besten zu halten, und keine Nation wollte fernerhin ohne ihr goldnes Zeitalter bleiben; jedes folgende war leerer und schlechter noch als das vorhergehende, und was sich die Deutschen zuletzt als golden eingebildet haben, verbietet die Würde dieser Darstellung näher zu bezeichnen.

Ich kehre zurück zu den Römern. Sie hatten, wie gesagt, nur einen Anfall von Poesie, die ihnen eigentlich stets widernatürlich blieb. Einheimisch war bey ihnen nur die Poesie der Urbanität, und mit der einzigen Satire haben sie das Gebiet der Kunst bereichert. Es nahm dieselbe unter jedem Meister eine neue Gestalt an, indem sich der grosse alte Styl der römischen Geselligkeit und des römischen Witzes bald die classische Künheit des Archilochos und der alten Komödie aneignete, bald aus der sorglosen Leichtigkeit eines Improvisatore zur saubersten Eleganz eines correcten Hellenen bildete, bald mit Stoischem Sinn und im gediegensten Styl zur grossen alten Weise der Nation zurückkehrte, bald sich der Begeisterung des Hasses überliess. Durch die Satire erscheint in neuem Glanz, was noch von der Urbanität der ewigen Roma im Catullus lebt, im Martialis, oder sonst einzeln und zerstreut. Die Satire giebt uns einen römischen Standpunkt für die Produkte des römischen Geistes.

Nachdem die Kraft der Poesie so schnell erloschen als zuvor gewachsen war, nahm der Geist der Mensch-(76)schen eine andre Richtung, die Kunst verschwand im Gedränge der alten und der

[a]) romantisches A

neuen Welt, und über ein Jahrtausend verstrich, ehe wieder ein grosser Dichter im Occident aufstand. Wer Talent zum Reden hatte, widmete sich bey den Römern gerichtlichen Geschäften, und wenn er ein Hellene war, hielt er populäre Vorlesungen über allerley Philosophie. Man begnügte sich, die alten Schätze jeder Art zu erhalten, zu sammeln, zu mischen, abzukürzen und zu verderben; und wie in andern Zweigen der Bildung, so zeigt sich auch in der Poesie nur selten eine Spur von Originalität, einzeln und ohne Nachdruck; nirgends ein Künstler, kein classisches Werk in so langer Zeit. Dagegen war die Erfindung und Begeisterung in der Religion um so reger; in der Ausbildung der neuen, in den Versuchen zur Umbildung der alten, in der mystischen Philosophie müssen wir die Kraft jener Zeit suchen, die in dieser Rücksicht gross war, eine Zwischenwelt der Bildung, ein fruchtbares Chaos zu einer neuen Ordnung der Dinge, das wahre Mittelalter.

Mit den Germaniern strömte ein unverdorbener Felsenquell von neuem Heldengesang über Europa, und als die wilde Kraft der Gothischen Dichtung durch Einwirkung der Araber mit einem Nachhall von den reizenden Wundermährchen des Orients zusammentraf, blühte an der südlichen Küste gegen das Mittelmeer ein fröhliches Gewerbe von Erfindern lieblicher Gesänge und seltsamer Geschichten, und bald in dieser bald in jener Gestalt verbreitete sich mit der heiligen (77) lateinischen Legende auch die weltliche Romanze, von Liebe und von Waffen singend.

Die katholische Hierarchie war unterdessen ausgewachsen; die Jurisprudenz und die Theologie zeigte manchen Rückweg zum Alterthum. Diesen betrat, Religion und Poesie verbindend, der grosse Dante, der heilige Stifter und Vater der modernen Poesie. Von den Altvordern der Nation lernte er das eigenste und sonderbarste, das heiligste und das süsseste der neuen gemeinen Mundart zu classischer Würde und Kraft zusammenzudrängen, und so die provenzalische Kunst der Reime zu veredeln; und da ihm nicht bis zur Quelle zu steigen vergönnt war, konnten ihm auch Römer den allgemeinen Gedanken eines grossen Werkes von geordnetem Gliederbau mittelbar anregen. Mächtig fasste er ihn, in Einen Mittelpunkt drängte sich die Kraft seines erfindsamen Geistes zusammen, in Einem ungeheuren Gedicht umfasste er mit starken Armen seine Nation und sein Zeitalter, die Kirche und das Kaiserthum, die Weisheit und die Offenbarung, die Natur und das Reich Gottes. Eine Auswahl des Edelsten und des Schändlichsten was er gesehn, des Grössten und des Seltsamsten, was er ersinnen konnte; die offenherzigste Darstellung seiner selbst und seiner Freunde, die herrlichste Verherrlichung der Geliebten; alles treu und wahrhaftig im Sichtbaren und voll geheimer Bedeutung und Beziehung aufs Unsichtbare.

Petrarca gab der Canzone und dem Sonett Vollendung und Schönheit. Seine Gesänge sind der Geist seines Lebens, und ein Hauch

beseelt und bildet sie zu (78) Einem untheilbaren Werk; die ewige Roma auf Erden und Madonna im Himmel als Wiederschein der einzigen Laura in seinem Herzen versinnlichen und halten in schöner Freyheit die geistige Einheit des ganzen Gedichts. Sein Gefühl hat die Sprache der Liebe gleichsam erfunden, und gilt nach Jahrhunderten noch bey allen Edlen, wie Boccaccio's Verstand eine unversiegbare Quelle merkwürdiger meistens wahrer und sehr gründlich ausgearbeiteter Geschichten für die Dichter jeder Nation stiftete, und durch kraftvollen Ausdruck und grossen Periodenbau die Erzählungs-Sprache der Conversazion zu einer soliden Grundlage für die Prosa des Romans erhob. So streng in der Liebe Petrarca's Reinheit, so materiell ist Boccaccio's Kraft, der es lieber wählte, alle reizende Frauen zu trösten, als eine zu vergöttern. In der Canzone durch fröhliche Anmuth und geselligen Scherz nach dem Meister neu zu seyn, gelang ihm glücklicher als diesem, in der Vision und Terzine dem grossen Dante ähnlich zu werden.

Diese drey sind die Häupter vom alten Styl der modernen Kunst; ihren Werth soll der Kenner verstehn, dem Gefühl des Liebhabers bleibt grade das Beste und Eigenste in ihnen hart oder doch fremd.

Aus solchen Quellen entsprungen, konnte bey der vorgezognen Nation der Italiäner der Strom der Poesie nicht wieder versiegen. Jene Erfinder zwar liessen keine Schule sondern nur Nachahmer zurück: dagegen entstand schon früh ein neues Gewächs. Man wandte die Form und Bildung der nun wieder (79) zur Kunst gewordnen Poesie auf den abentheuerlichen Stoff der Ritterbücher an, und so entstand das Romanzo der Italiäner, ursprünglich schon zu geselligen Vorlesungen bestimmt, und die alterthümlichen Wundergeschichten durch einen Anhauch von geselligem Witz und geistiger Würze zur Groteske laut oder leise verwandelnd. Doch ist dieses Groteske selbst im Ariosto, der das Romanzo wie Boyardo mit Novellen, und nach dem Geist seiner Zeit mit schönen Blüthen aus den Alten schmückte, und in der Stanze eine hohe Anmuth erreichte, nur einzeln, nicht im Ganzen, das kaum diesen Namen verdient. Durch diesen Vorzug und durch seinen hellen Verstand steht er über seinem Vorgänger; die Fülle klarer Bilder und die glückliche Mischung von Scherz und Ernst macht ihn zum Meister und Urbilde in leichter Erzählung und sinnlichen Fantasien. Der Versuch, das Romanzo durch einen würdigen Gegenstand und durch classische Sprache zur antiken Würde der Epopöe zu erheben, das man sich als ein grosses Kunstwerk aller Kunstwerke für die Nation, und nach seinem allegorischen Sinn noch besonders für die Gelehrten dachte, blieb, so oft er auch wiederhohlt wurde, nur ein Versuch, der den rechten Punkt nicht treffen konnte. Auf einem andern ganz neuen, aber nur einmal anwendbaren Wege gelang es dem Guarini, im Pastorfido, dem grössten ja einzigen Kunstwerke der Italiäner nach

jenen Grossen, den romantischen Geist und die classische Bildung zur schönsten Harmonie zu verschmelzen, wo-(80)durch er auch dem Sonett neue Kraft und neuen Reiz gab.

Die Kunstgeschichte der Spanier, die mit der Poesie der Italiäner aufs innigste vertraut waren, und die der Engländer, deren Sinn damals für das Romantische, was etwa durch die dritte vierte Hand zu ihnen gelangte, sehr empfänglich war, drängt sich zusammen in die von der Kunst zweyer Männer, des Cervantes und Shakspeare, die so gross waren, dass alles übrige gegen sie nur vorbereitende, erklärende, ergänzende Umgebung scheint. Die Fülle ihrer Werke und der Stufengang ihres unermesslichen Geistes wäre allein Stoff für eine eigne Geschichte. Wir wollen nur den Faden derselben andeuten, in welche bestimmte Massen das Ganze zerfällt, oder wo man wenigstens einige feste Punkte und die Richtung sieht.

Da Cervantes zuerst die Feder statt des Degens ergriff, den er nicht mehr führen konnte, dichtete er die Galatea, eine wunderbar grosse Composition von ewiger Musik der Fantasie und der Liebe, den zartesten und lieblichsten aller Romane; ausserdem viele Werke, so die Bühne beherrschten, und wie die göttliche Numancia des alten Kothurns würdig waren. Dieses war die erste grosse Zeit seiner Poesie; ihr Charakter war hohe Schönheit, ernst aber lieblich.

Das Hauptwerk seiner zweyten Manier ist der erste Theil des Don Quixote, in welchem der fantastische Witz und eine verschwenderische Fülle kühner Erfindung herrschen. Im gleichen Geist und wahrscheinlich auch um dieselbe Zeit dichtete er auch viele (81) seiner Novellen, besonders die komischen. In den letzten Jahren seines Lebens gab er dem herrschenden Geschmack im Drama nach, und nahm es aus diesem Grunde zu nachlässig; auch im zweyten Theil des Don Quixote nahm er Rücksicht auf Urtheile; es blieb ihm ja doch frey, sich selbst zu genügen, und diese an die erste überall angebildete Masse des einzig in zwey getrennten und aus zweyen verbundenen Werks, das hier gleichsam in sich selbst zurückkehrt, mit unergründlichem Verstand in die tiefste Tiefe auszuarbeiten. Den grossen Persiles dichtete er mit sinnreicher Künstlichkeit in einer ernsten, dunkeln Manier nach seiner Idee vom Roman des Heliodor; was er noch dichten wollte, vermuthlich in der Gattung des Ritterbuchs und des dramatisirten Romans, so wie den zweyten Theil der Galatea zu vollenden, verhinderte ihn der Tod.

Vor Cervantes war die Prosa der Spanier im Ritterbuch auf eine schöne Art alterthümlich, im Schäferroman blühend, und ahmte im romantischen Drama das unmittelbare Leben in der Sprache des Umgangs scharf und genau nach. Die lieblichste Form für zarte Lieder, voll Musik oder sinnreicher Tändeley, und die

Romanze, gemacht um mit Adel und Einfalt edle und rührende alte Geschichten[a]) ernst und treu zu erzählen, waren von Alters her in diesem Lande einheimisch. Weniger war dem Shakspeare vorgearbeitet; fast nur durch die bunte Mannichfaltigkeit der Engländischen Bühne, für die bald Gelehrte, bald Schauspieler, Vornehme und Hofnarren arbeiteten, wo Mysterien aus der Kindheit des Schauspiels oder (82) altenglische Possen mit fremden Novellen, mit vaterländischen Historien und andern Gegenständen wechselten; in jeder Manier und in jeder Form, aber nichts was wir Kunst nennen dürften. Doch war es für den Effekt und selbst für die Gründlichkeit ein glücklicher Umstand, dass früh schon Schauspieler für die Bühne arbeiteten, die doch durchaus nicht auf den Glanz der äussern Erscheinung berechnet war, und dass im historischen Schauspiel die Einerleyheit des Stoffs, den Geist des Dichters und des Zuschauers auf die Form lenken musste.

Shakspeare's frühste Werke[1]) müssen mit dem Auge betrachtet werden, mit welchem der Kenner die Alterthümer der italiänischen Mahlerkunst verehrt. Sie sind ohne Perspektive und andre Vollendung, aber gründlich, gross und voll Verstand, und in ihrer Gattung nur durch die Werke aus der schönsten Manier desselben Meisters übertroffen. Wir rechnen dahin den Locrinus, wo der höchste Kothurn in Gothischer Mundart mit der derben altenglischen Lustigkeit grell verbunden ist, den göttlichen Perikles, und andre Kunstwerke des einzigen Meisters, die der Aberwitz seichter Schriftgelehrten ihm gegen alle Geschichte abgesprochen, oder die Dummheit derselben nicht anerkannt hat. Wir (83) setzen, dass diese Produkte früher sind als der Adonis und die Sonette, weil keine Spur darin ist von der süssen lieblichen Bildung, von dem schönen Geist, der mehr oder minder in allen spätern Dramen des Dichters athmet, am meisten in denen der höchsten Blüthe. Liebe, Freundschaft und edle Gesellschaft wirkten nach seiner Selbstdarstellung eine schöne Revoluzion in seinem Geiste; die Bekanntschaft mit den zärtlichen Gedichten des bey den Vornehmen beliebten Spenser gab seinem neuen romantischen Schwunge Nahrung, und dieser mochte ihn zur Lektüre der Novellen führen, die er mehr als zuvor geschehn war, für die Bühne mit dem tiefsten Verstande umbildete, neu construirte und fantastisch reizend dramatisirte. Diese Ausbildung floss nun auch auf die historischen Stücke zurück, gab ihnen mehr Fülle, Anmuth und Witz, und hauchte allen seinen Dramen den romantischen Geist

[1]) Ueber die sogenannten unächten Stücke von Shakspeare und die Beweise ihrer Aechtheit dürfen wir den Freunden des Dichters eine ausführliche Untersuchung von Tieck versprechen, dessen gelehrte Kenntniss und originelle Ansicht derselben die Aufmerksamkeit des Verfassers zuerst auf jene interessante kritische Frage lenkte.

[a]) Geschichte A

ein, der sie in Verbindung mit der tiefen Gründlichkeit am eigensten charakterisirt, und sie zu einer romantischen Grundlage des modernen Drama constituirt, die dauerhaft genug ist für ewige Zeiten.

Von den zuerst dramatisirten Novellen erwähnen wir nur den Romeo und Love's labour's lost, als die lichtesten Punkte seiner jugendlichen Fantasie, die am nächsten an Adonis und die Sonette gränzen. In drey Stücken von Heinrich dem Sechsten und Richard dem Dritten sehn wir einen stätigen Uebergang aus der ältern noch nicht romantisirten Manier in die grosse. An diese Masse adstruirte er die von Richard dem Zweyten bis Heinrich dem Fünften; und dieses (84) Werk ist der Gipfel seiner Kraft. Im Macbeth und Lear sehn wir die Gränzzeichen der männlichen Reife und der Hamlet schwebt unauflöslich im Uebergang von der Novelle zu dem was diese Tragödien sind. Für die letzte Epoche erwähnen wir den Sturm, Othello und die römischen Stücke; es ist unermesslich viel Verstand darin, aber schon etwas von der Kälte des Alters.

Nach dem Tode dieser Grossen erlosch die schöne Fantasie in ihren Ländern. Merkwürdig genug bildete sich nun sogleich die bis dahin roh gebliebene Philosophie zur Kunst, erregte den Enthusiasmus herrlicher Männer und zog ihn wieder ganz an sich. In der Poesie dagegen gab es zwar vom Lope de Vega bis zum Gozzi manche schätzbare Virtuosen, aber doch keine Poeten, und auch jene nur für die Bühne. Uebrigens wuchs die Fülle der falschen Tendenzen in allen gelehrten und populären Gattungen und Formen immer mehr. Aus oberflächlichen Abstractionen und Räsonnements, aus dem misverstandenen Alterthum und dem mittelmässigen Talent entstand in Frankreich ein umfassendes und zusammenhängendes System von falscher Poesie, welches auf einer gleich falschen Theorie der Dichtkunst ruhete; und von hier aus verbreitete sich diese schwächliche Geisteskrankheit des sogenannten guten Geschmackes fast über alle Länder Europa's. Die Franzosen und die Engländer constituirten sich nun ihre verschiedenen goldenen Zeitalter, und wählten sorgfältig als würdige Repräsentanten der Nation im Pantheon des Ruhms ihre Zahl von Classikern aus (85) Schriftstellern, die sämmtlich in einer Geschichte der Kunst keine Erwähnung finden können.

Indessen erhielt sich doch auch hier wenigstens eine Tradition, man müsse zu den Alten und zur Natur zurückkehren, und dieser Funken zündete bey den Deutschen, nachdem sie sich durch ihre Vorbilder allmählig durchgearbeitet hatten. Winkelmann lehrte das Alterthum als ein Ganzes betrachten, und gab das erste Beyspiel, wie man eine Kunst durch die Geschichte ihrer Bildung begründen solle. Goethe's Universalität gab einen milden Widerschein von der Poesie fast aller Nationen und Zeitalter; eine unerschöpflich lehrreiche Suite von Werken, Studien, Skizzen,

Fragmenten, Versuchen in jeder Gattung und in den verschiedensten Formen. Die Philosophie gelangte in wenigen kühnen Schritten dahin, sich selbst und den Geist des Menschen zu verstehen, in dessen Tiefe sie den Urquell der Fantasie und das Ideal der Schönheit entdecken, und so die Poesie deutlich anerkennen musste, deren Wesen und Daseyn sie bisher auch nicht geahndet hatte. Philosophie und Poesie, die höchsten Kräfte des Menschen, die selbst zu Athen jede für sich in der höchsten Blüthe doch nur einzeln wirkten, greifen nun in einander, um sich in ewiger Wechselwirkung gegenseitig zu beleben und zu bilden. Das Uebersetzen der Dichter und das Nachbilden ihrer Rhythmen ist zur Kunst und die Kritik zur Wissenschaft geworden, die alte Irrthümer vernichtet und neue Aussichten in die Kenntniss des Alterthums eröff-(86) net, in deren Hintergrunde sich eine vollendete Geschichte der Poesie zeigt.

Es fehlt nichts, als dass die Deutschen diese Mittel ferner brauchen, dass sie dem Vorbilde folgen, was Goethe aufgestellt hat, die Formen der Kunst überall bis auf den Ursprung erforschen, um sie neu beleben oder verbinden zu können, und dass sie auf die Quellen ihrer eignen Sprache und Dichtung zurückgehn, und die alte Kraft, den hohen Geist wieder frey machen, der noch in den Urkunden der vaterländischen Vorzeit vom Liede der Nibelungen bis zum Flamming und Weckherlin bis jetzt verkannt schlummert: so wird die Poesie, die bey keiner modernen Nation so ursprünglich ausgearbeitet und vortrefflich erst eine Sage der Helden, dann ein Spiel der Ritter, und endlich ein Handwerk der Bürger war, nun auch bey eben derselben eine gründliche Wissenschaft wahrer Gelehrten und eine tüchtige Kunst erfindsamer Dichter seyn und bleiben.

Camilla. Sie haben die Franzosen ja fast gar nicht erwähnt.

Andrea. Es ist ohne besondre Absicht geschehn; ich fand eben keine Veranlassung.

Antonio. Er hätte an dem Beyspiel der grossen Nation wenigstens zeigen können, wie man eine seyn kann, ohne alle Poesie.

Camilla. Und darstellen wie man ohne Poesie lebt.

(87) Ludoviko. Er hat mir durch diese Tücke auf eine indirekte Art mein polemisches Werk über die Theorie der falschen Poesie vorwegnehmen wollen.

Andrea. Es wird nur auf Sie ankommen, so habe ich, was Sie thun wollen nur leise angekündigt.

Lothario. Da Sie bey Erwähnung der Uebergänge aus Poesie in Philosophie und aus Philosophie in Poesie, des Plato als Dichter erwähnten, wofür die Muse Ihnen lohne, horchte ich nachher auch auf den Namen des Tacitus. Diese durchgebildete Vollendung des Styls, diese gediegene und helle Darstellung, die wir in den grossen

Historien des Alterthums finden, sollte dem Dichter ein Urbild seyn. Ich bin überzeugt, dieses grosse Mittel liesse sich noch gebrauchen.

Marcus. Und vielleicht ganz neu anwenden.

Amalia. Wenn das so fortgeht, wird sich uns, ehe wirs uns versehen, eins nach dem andern in Poesie verwandeln. Ist denn alles Poesie?

Lothario. Jede Kunst und jede Wissenschaft die durch die Rede wirkt, wenn sie als Kunst um ihrer selbst willen geübt wird, und wenn sie den höchsten Gipfel erreicht, erscheint als Poesie.

Ludoviko. Und jede, die auch nicht in den Worten der Sprache ihr Wesen treibt, hat einen unsichtbaren Geist, und der ist Poesie.

Marcus. Ich stimme in vielen ja fast in den meisten Punkten mit Ihnen überein. Nur wünschte ich, Sie hätten noch mehr Rücksicht auf die Dichtarten genommen; oder um mich besser auszudrücken, ich (88) wünschte, dass eine bestimmtere Theorie derselben aus Ihrer Darstellung hervorginge.

Andrea. Ich habe mich in diesem Stück ganz in den Gränzen der Geschichte halten wollen.

Ludoviko. Sie könnten sich immerhin auch auf die Philosophie berufen. Wenigstens habe ich noch in keiner Eintheilung den ursprünglichen Gegensatz der Poesie so wiedergefunden, als in Ihrer Gegeneinanderstellung der epischen und der jambischen Dichtungsart.

Andrea. Die doch nur historisch ist.

Lothario. Es ist natürlich, dass wenn die Poesie auf eine so grosse Weise entsteht, wie in jenem glücklichen Lande, sie sich auf zwiefache Art äussert. Sie bildet entweder eine Welt aus sich heraus, oder sie schliesst sich an die äussre, welches im Anfang nicht durch Idealisiren sondern auf eine feindliche und harte Art geschehen wird. So erkläre ich mir die epische und die jambische Gattung.

Amalia. Mich schauderts immer, wenn ich ein Buch aufschlage, wo die Fantasie und ihre Werke Rubrikenweise classifizirt werden.

Marcus. Solche verabscheuungswürdige Bücher wird Ihnen niemand zumuthen zu lesen. Und doch ist eine Theorie der Dichtarten grade das, was uns fehlt. Und was kann sie anders seyn als eine Classifikation, die zugleich Geschichte und Theorie der Dichtkunst wäre?

Ludoviko. Sie würde uns darstellen wie und auf welche Weise die Fantasie eines — erdichteten (89) Dichters, der, als Urbild, der Dichter aller Dichter wäre, sich kraft ihrer Thätigkeit durch diese selbst nothwendig beschränken und theilen muss.

Amalia. Wie kann aber dieses künstliche Wesen zur Poesie dienen?

Lothario. Sie haben bis jetzt eigentlich wenig Ursache, Amalia, über dergleichen künstliches Wesen bey Ihren Freunden zu klagen. Es muss noch ganz anders kommen, wenn die Poesie wirklich ein künstliches Wesen werden soll.

Marcus. Ohne Absonderung findet keine Bildung Statt, und Bildung ist das Wesen der Kunst. Also werden Sie jene Eintheilungen wenigstens als Mittel gelten lassen.

Amalia. Diese Mittel werfen sich oft zum Zweck auf, und immer bleibt es ein gefährlicher Umweg, der gar zu oft den Sinn für das Höchste tödtet, ehe das Ziel erreicht ist.

Ludoviko. Der rechte Sinn lässt sich nicht tödten.

Amalia. Und welche Mittel zu welchem Zweck? Es ist ein Zweck, den man nur gleich oder nie erreichen kann. Jeder freye Geist sollte unmittelbar das Ideal ergreifen und sich der Harmonie hingeben, die er in seinem Innern finden muss, sobald er sie da suchen will.

Ludoviko. Die innere Vorstellung kann nur durch die Darstellung nach aussen, sich selbst klarer und ganz lebendig werden.

(90) Marcus. Und Darstellung ist Sache der Kunst, man stelle sich wie man auch wolle.

Antonio. Nun so sollte man die Poesie auch als Kunst behandeln. Es kann wenig fruchten, sie in einer kritischen Geschichte so zu betrachten, wenn die Dichter nicht selbst Künstler und Meister sind, mit sichern Werkzeugen zu bestimmten Zwecken auf beliebige Weise zu verfahren.

Marcus. Und warum sollten sie das nicht? Freylich müssen sie es und werden es auch. Das wesentlichste sind die bestimmten Zwecke, die Absonderung wodurch allein das Kunstwerk Umriss erhält und in sich selbst vollendet wird. Die Fantasie des Dichters soll sich nicht in eine chaotische Ueberhauptpoesie ergiessen, sondern jedes Werk soll der Form und der Gattung nach einen durchaus bestimmten Charakter haben.

Antonio. Sie zielen schon wieder auf Ihre Theorie der Dichtarten. Wären Sie nur erst damit im Reinen.

Lothario. Es ist nicht zu tadeln, wenn unser Freund auch noch so oft darauf zurückkommt. Die Theorie der Dichtungsarten würde die eigenthümliche Kunstlehre der Poesie seyn. Ich habe oft im Einzelnen bestätigt gefunden, was ich im Allgemeinen schon wusste: dass die Principien des Rhythmus und selbst der gereimten Sylbenmasse musikalisch sind; was in der Darstellung von Charakteren, Situationen, Leidenschaften das Wesentliche, Innere ist, der Geist, dürfte in den bildenden und zeichnenden Künsten einheimisch (91) seyn. Die Diction selbst, obgleich sie schon unmittelbarer mit dem eigenthümlichen Wesen der Poesie zusammenhängt, ist ihr mit der Rhetorik gemein. Die Dichtungsarten sind eigentlich die Poesie selbst.

Marcus. Auch mit einer bündigen Theorie derselben bliebe noch vieles zu thun übrig, oder eigentlich alles. Es fehlt nicht an Lehren und Theorien, dass und wie die Poesie eine Kunst seyn und werden solle. Wird sie es aber dadurch wirklich? — Diess könnte nur auf dem praktischen Wege geschehn, wenn mehre Dichter sich vereinigten eine Schule der Poesie zu stiften, wo der Meister den Lehrling wie in andern Künsten tüchtig angriffe und wacker plagte, aber auch im Schweiss seines Angesichts ihm eine solide Grundlage als Erbschaft hinterliesse, auf die der Nachfolger dadurch von Anfang an im Vortheil nun immer grösser und kühner fortbauen dürfte, um sich endlich auf der stolzesten Höhe frey und mit Leichtigkeit zu bewegen.

Andrea. Das Reich der Poesie ist unsichtbar. Wenn ihr nur nicht auf die äussre Form seht, so könnt ihr eine Schule der Poesie in ihrer Geschichte finden, grösser als in irgend einer andern Kunst. Die Meister aller Zeiten und Nationen haben uns vorgearbeitet, uns ein ungeheures Capital hinterlassen. Diess in der Kürze zu zeigen, war der Zweck meiner Vorlesung.

Antonio. Auch unter uns und ganz in der Nähe fehlt es nicht an Beyspielen, dass ein Meister, vielleicht ohne es zu wissen und zu wollen, den Nachfolgern gewaltig vorarbeitet. Wenn Vossens eigne Gedichte längst aus der Reihe der Dinge verschwun-(92)den sind, wird sein Verdienst als Uebersetzer und Sprachkünstler, der eine neue Gegend mit unsäglicher Kraft und Ausdauer urbar gemacht, um so heller glänzen, je mehr seine vorläufigen Arbeiten durch nachfolgende, bessere übertroffen werden, weil man dann einsehn wird, dass diese nur durch jene möglich gemacht worden waren.

Marcus. Bey den Alten gab es auch im eigentlichsten Sinne Schulen der Poesie. Und ich will es nicht leugnen, ich hege die Hoffnung, dass diess noch jetzt möglich sey. Was ist wohl ausführbarer, und was zugleich wünschenswürdiger, als ein gründlicher Unterricht in der metrischen Kunst? Aus dem Theater kann gewiss nicht eher etwas rechtes werden, bis ein Dichter das Ganze dirigirt, und viele in einem Geiste dafür arbeiten. Ich deute nur auf einige Wege zur Möglichkeit, meine Idee auszuführen. Es könnte in der That das Ziel meines Ehrgeizes seyn, eine solche Schule zu vereinigen, und so wenigstens einige Arten und einige Mittel der Poesie in einen gründlichen Zustand zu bringen.

Amalia. Warum wieder nur Arten und Mittel? — Warum nicht die ganze eine und untheilbare Poesie? — Unser Freund kann gar nicht von seiner alten Unart lassen; er muss immer sondern und theilen, wo doch nur das Ganze in ungetheilter Kraft wirken und befriedigen kann. Und ich hoffe, Sie werden doch Ihre Schule nicht so ganz allein stiften wollen?

Camilla. Sonst mag er auch sein eigner Schü-(93)ler bleiben, wenn er allein der Meister seyn will. Wir wenigstens werden uns auf die Art nicht in die Lehre geben.

Antonio. Nein gewiss, Sie sollen nicht von einem Einzelnen allein despotisirt werden, liebe Freundin; wir müssen Sie alle nach Gelegenheit belehren dürfen. Wir wollen alle Meister und Schüler zugleich seyn, bald dieses bald jenes wie es sich trifft. Und mich wird wohl das letzte am häufigsten treffen. Doch wäre ich gleich dabey, ein Schutz- und Trutzbündniss von und für die Poesie einzugehn, wenn ich nur die Möglichkeit einer solchen Kunstschule derselben einsehn könnte.

Ludoviko. Die Wirklichkeit würde das am besten entscheiden.

Antonio. Es müsste zuvor untersucht und ins Reine gebracht werden, ob sich Poesie überhaupt lehren und lernen lässt.

Lothario. Wenigstens wird es eben so begreiflich seyn, als dass sie überhaupt durch Menschenwitz und Menschenkunst aus der Tiefe ans Licht gelockt werden kann. Ein Wunder bleibt es doch; ihr mögt euch stellen wie ihr wollt.

Ludoviko. So ist es. Sie ist der edelste Zweig der Magie, und zur Magie kann der isolirte Mensch sich nicht erheben; aber wo irgend Menschentrieb durch Menschengeist verbunden zusammenwirkt, da regt sich magische Kraft. Auf diese Kraft habe ich gerechnet; ich fühle den geistigen Hauch wehen in der Mitte der Freunde; ich lebe nicht in Hoffnung sondern in Zu-(94)versicht der neuen Morgenröthe der neuen Poesie. Das übrige hier auf diesen Blättern, wenn es jetzt Zeit ist.

Antonio. Lassen Sie uns hören. Ich hoffe, wir finden in dem was Sie uns geben wollen, einen Gegensatz für Andrea's Epochen der Dichtkunst. So können wir dann eine Ansicht und eine Kraft als Hebel für die andre gebrauchen, und über beyde desto freyer und eingreifender disputiren, und wieder auf die grosse Frage zurückkommen, ob sich Poesie lehren und lernen lässt.

Camilla. Es ist gut, dass Ihr endlich ein Ende macht. Ihr wollt eben alles in die Schule nehmen und seyd nicht einmal Meister über die Redensarten, die Ihr führt; so dass ich nicht übel Lust hätte, mich zur Präsidentin zu constituiren und Ordnung im Gespräch zu schaffen.

Antonio. Nachher wollen wir Ordnung halten, und im Nothfalle an Sie appelliren. Jetzt lassen Sie uns hören.

Ludoviko. Was ich Euch zu geben habe und was mir sehr an der Zeit schien, zur Sprache zu bringen, ist eine

Rede über die Mythologie.

Bey dem Ernst, mit dem Ihr die Kunst verehrt, meine Freunde, will ich Euch auffordern, Euch selbst zu fragen: Soll die Kraft der Begeisterung auch in (95) der Poesie sich immerfort einzeln versplittern und wenn sie sich müde gekämpft hat gegen das widrige Element, endlich einsam verstummen? Soll das höchste

heilige immer namenlos und formlos bleiben, im Dunkel dem Zufall überlassen? Ist die Liebe wirklich unüberwindlich, und giebt es wohl eine Kunst, die den Namen verdiente, wenn diese nicht die Gewalt hat, den Geist der Liebe durch ihr Zauberwort zu fesseln, dass er ihr folge und auf ihr Geheiss und nach ihrer nothwendigen Willkühr die schönen Bildungen beseelen muss? —

Ihr vor allen müsst wissen, was ich meyne. Ihr habt selbst gedichtet, und Ihr müsst es oft im Dichten gefühlt haben, dass es Euch an einem festen Halt für Euer Wirken gebrach, an einem mütterlichen Boden, einem Himmel, einer lebendigen Luft.

Aus dem Innern herausarbeiten das alles muss der moderne Dichter, und viele haben es herrlich gethan, aber bis jetzt nur jeder allein, jedes Werk wie eine neue Schöpfung von vorn an aus Nichts.

Ich gehe gleich zum Ziel. Es fehlt, behaupte ich, unsrer Poesie an einem Mittelpunkt, wie es die Mythologie für die der Alten war, und alles Wesentliche, worin die moderne Dichtkunst der antiken nachsteht, lässt sich in die Worte zusammenfassen: Wir haben keine Mythologie. Aber setze ich hinzu, wir sind nahe daran eine zu erhalten, oder vielmehr es wird Zeit, dass wir ernsthaft dazu mitwirken sollen, eine hervorzubringen.

Denn auf dem ganz entgegengesetzten Wege wird (96) sie uns kommen, wie die alte ehemalige, überall die erste Blüthe der jugendlichen Fantasie, sich unmittelbar anschliessend und anbildend an das nächste, lebendigste der sinnlichen Welt. Die neue Mythologie muss im Gegentheil aus der tiefsten Tiefe des Geistes herausgebildet werden; es muss das künstlichste aller Kunstwerke seyn, denn es soll alle andern umfassen, ein neues Bette und Gefäss für den alten ewigen Urquell der Poesie und selbst das unendliche Gedicht, welches die Keime aller andern Gedichte verhüllt.

Ihr mögt wohl lächeln über dieses mystische Gedicht und über die Unordnung, die etwa aus dem Gedränge und der Fülle von Dichtungen entstehn dürfte. Aber die höchste Schönheit, ja die höchste Ordnung ist denn doch nur die des Chaos, nämlich eines solchen, welches nur auf die Berührung der Liebe wartet, um sich zu einer harmonischen Welt zu entfalten, eines solchen wie es auch die alte Mythologie und Poesie war. Denn Mythologie und Poesie, beyde sind Eins und unzertrennlich. Alle Gedichte des Alterthums schliessen sich eines an das andre, bis sich aus immer grössern Massen und Gliedern das Ganze bildet; alles greift in einander, und überall ist ein und derselbe Geist nur anders ausgedrückt. Und so ist es wahrlich kein leeres Bild, zu sagen: die alte Poesie sey ein einziges, untheilbares, vollendetes Gedicht. Warum sollte nicht wieder von neuem werden, was schon gewesen ist? Auf eine andre Weise versteht sich.. Und warum nicht auf eine schönere, grössere? —

Ich bitte Euch, nur dem Unglauben an die Mög-(97)lichkeit einer neuen Mythologie nicht Raum zu geben. Die Zweifel von allen Seiten und nach allen Richtungen sollen mir willkommen seyn, damit die Untersuchung desto freyer und reicher werde. Und nun schenkt meinen Vermuthungen ein aufmerksames Gehör! Mehr als Vermuthungen kann ich Euch nach der Lage der Sache nicht geben wollen. Aber ich hoffe, diese Vermuthungen sollen durch euch selbst zu Wahrheiten werden. Denn es sind, wenn Ihr sie dazu machen wollt, gewissermassen Vorschläge zu Versuchen.

Kann eine neue Mythologie sich nur aus der innersten Tiefe des Geistes wie durch sich selbst herausarbeiten, so finden wir einen sehr bedeutenden Wink und eine merkwürdige Bestätigung für das was wir suchen in dem grossen Phänomen des Zeitalters, im Idealismus! Dieser ist auf eben die Weise gleichsam wie aus Nichts entstanden, und es ist nun auch in der Geisterwelt ein fester Punkt constituirt, von wo aus die Kraft des Menschen sich nach allen Seiten mit steigender Entwicklung ausbreiten kann, sicher sich selbst und die Rückkehr nie zu verlieren. Alle Wissenschaften und alle Künste wird die grosse Revoluzion ergreifen. Schon seht Ihr sie in der Physik wirken, in welcher der Idealismus eigentlich schon früher für sich ausbrach, ehe sie noch vom Zauberstabe der Philosophie berührt war. Und dieses wunderbare grosse Faktum kann Euch zugleich ein Wink seyn über den geheimen Zusammenhang und die innre Einheit des Zeitalters. Der Idealismus, in praktischer Ansicht (98) nichts anders als der Geist jener Revoluzion, die grossen Maximen derselben, die wir aus eigner Kraft und Freyheit ausüben und ausbreiten sollen, ist in theoretischer Ansicht, so gross er sich auch hier zeigt, doch nur ein Theil, ein Zweig, eine Aeusserungsart von dem Phänomene aller Phänomene, dass die Menschheit aus allen Kräften ringt, ihr Centrum zu finden. Sie muss wie die Sachen stehn, untergehn oder sich verjüngen. Was ist wahrscheinlicher, und was lässt sich nicht von einem solchen Zeitalter der Verjüngung hoffen? — Das graue Alterthum wird wieder lebendig werden, und die fernste Zukunft der Bildung sich schon in Vorbedeutungen melden. Doch das ist nicht das, worauf es mir zunächst hier ankommt: denn ich möchte gern nichts überspringen und Euch Schritt vor Schritt bis zur Gewissheit der allerheiligsten Mysterien führen. Wie es das Wesen des Geistes ist, sich selbst zu bestimmen und im ewigen Wechsel aus sich heraus zu gehn und in sich zurückzukehren; wie jeder Gedanke nichts anders ist, als das Resultat einer solchen Thätigkeit: so ist derselbe Process auch im Ganzen und Grossen jeder Form des Idealismus sichtbar, der ja selbst nur die Anerkennung jenes Selbstgesetzes ist, und das neue durch die Anerkennung verdoppelte Leben, welches die geheime Kraft desselben durch die unbeschränkte Fülle neuer Erfindung, durch die allgemeine Mittheilbarkeit und

durch die lebendige Wirksamkeit aufs herrlichste offenbart. Natürlich nimmt das Phänomen in jedem Individuum eine andre Gestalt an, wo denn oft der Erfolg hinter unsrer Erwartung zurückbleiben muss. Aber was nothwendige Gesetze (99) für den Gang des Ganzen erwarten lassen, darin kann unsre Erwartung nicht getäuscht werden. Der Idealismus in jeder Form muss auf eine oder die andre Art aus sich herausgehn, um in sich zurückkehren zu können, und zu bleiben was er ist. Deswegen muss und wird sich aus seinem Schooss ein neuer eben so gränzenloser Realismus erheben; und der Idealismus also nicht bloss in seiner Entstehungsart ein Beyspiel für die neue Mythologie, sondern selbst auf indirekte Art Quelle derselben werden. Die Spuren einer ähnlichen Tendenz könnt ihr schon jetzt fast überall wahrnehmen; besonders in der Physik, der es an nichts mehr zu fehlen scheint, als an einer mythologischen Ansicht der Natur.

Auch ich trage schon lange das Ideal eines solchen Realismus in mir, und wenn es bisher nicht zur Mittheilung gekommen ist, so war es nur, weil ich das Organ dazu noch suche. Doch weiss ich, dass ichs nur in der Poesie finden kann, denn in Gestalt der Philosophie oder gar eines Systems wird der Realismus nie wieder auftreten können. Und selbst nach einer allgemeinen Tradition ist es zu erwarten, dass dieser neue Realismus, weil er doch idealischen Ursprungs seyn, und gleichsam auf idealischem Grund und Boden schweben muss, als Poesie erscheinen wird, die ja auf der Harmonie des Ideellen und Reellen beruhen soll.

Spinosa, scheint mirs, hat ein gleiches Schicksal, wie der gute alte Saturn der Fabel. Die neuen Götter haben den Herrlichen vom hohen Thron der Wissen-(100)schaft herabgestürzt. In das heilige Dunkel der Fantasie ist er zurückgewichen, da lebt und haust er nun mit den andern Titanen in ehrwürdiger Verbannung. Haltet ihn hier! Im Gesang der Musen verschmelze seine Erinnrung an die alte Herrschaft in eine leise Sehnsucht. Er entkleide sich vom kriegerischen Schmuck des Systems, und theile dann die Wohnung im Tempel der neuen Poesie mit Homer und Dante und geselle sich zu den Laren und Hausfreunden jedes Gottbegeisterten Dichters.

In der That, ich begreife kaum, wie man ein Dichter seyn kann, ohne den Spinosa zu verehren, zu lieben und ganz der seinige zu werden. In Erfindung des Einzelnen ist Eure eigne Fantasie reich genug; sie anzuregen, zur Thätigkeit zu reizen und ihr Nahrung zu geben, nichts geschickter als die Dichtungen andrer Künstler. Im Spinosa aber findet Ihr den Anfang und das Ende aller Fantasie, den allgemeinen Grund und Boden, auf dem Euer Einzelnes ruht und eben diese Absonderung des Ursprünglichen, Ewigen der Fantasie von allem Einzelnen und Besondern muss Euch sehr willkommen seyn. Ergreift die Gelegenheit und schaut hin! Es wird

Euch ein tiefer Blick in die innerste Werkstätte der Poesie gegönnt. Von der Art wie die Fantasie des Spinosa, so ist auch sein Gefühl. Nicht Reizbarkeit für dieses und jenes, nicht Leidenschaft die schwillt und wieder sinket; aber ein klarer Duft schwebt unsichtbar sichtbar über dem Ganzen, überall findet die ewige Sehnsucht einen Anklang aus (101) den Tiefen des einfachen Werks, welches in stiller Grösse den Geist der ursprünglichen Liebe athmet.

Und ist nicht dieser milde Widerschein der Gottheit im Menschen die eigentliche Seele, der zündende Funken aller Poesie? — Das blosse Darstellen von Menschen, von Leidenschaften und Handlungen macht es wahrlich nicht aus, so wenig wie die künstlichen Formen; und wenn Ihr den alten Kram auch Millionenmal durch einander würfelt und über einander wälzt. Das ist nur der sichtbare äussere Leib, und wenn die Seele erloschen ist, gar nur der todte Leichnam der Poesie. Wenn aber jener Funken des Enthusiasmus in Werke ausbricht, so steht eine neue Erscheinung vor uns, lebendig und in schöner Glorie von Licht und Liebe.

Und was ist jede schöne Mythologie anders als ein hieroglyphischer Ausdruck der umgebenden Natur in dieser Verklärung von Fantasie und Liebe?

Einen grossen Vorzug hat die Mythologie. Was sonst das Bewusstseyn ewig flieht, ist hier dennoch sinnlich geistig zu schauen, und festgehalten, wie die Seele in dem umgebenden Leibe, durch den sie in unser Auge schimmert, zu unserm Ohre spricht.

Das ist der eigentliche Punkt, dass wir uns wegen des Höchsten nicht so ganz allein auf unser Gemüth verlassen. Freylich, wem es da trocken ist, dem wird es nirgends quillen; und das ist eine bekannte Wahrheit, gegen die ich am wenigsten gesonnen bin mich aufzulehnen. Aber wir sollen uns überall an das Gebildete anschliessen und auch das Höchste durch die Berührung des Gleichartigen, Aehnlichen, oder bey (102) gleicher Würde Feindlichen entwickeln, entzünden, nähren, mit einem Worte bilden. Ist das Höchste aber wirklich keiner absichtlichen Bildung fähig; so lasst uns nur gleich jeden Anspruch auf irgend eine freye Ideenkunst aufgeben, die alsdann ein leerer Name seyn würde.

Die Mythologie ist ein solches Kunstwerk der Natur. In ihrem Gewebe ist das Höchste wirklich gebildet; alles ist Beziehung und Verwandlung, angebildet und umgebildet, und dieses Anbilden und Umbilden eben ihr eigenthümliches Verfahren, ihr innres Leben, ihre Methode wenn ich so sagen darf.

Da finde ich nun eine grosse Aehnlichkeit mit jenem grossen Witz der romantischen Poesie, der nicht in einzelnen Einfällen, sondern in der Construction des Ganzen sich zeigt, und den unser Freund uns schon so oft an den Werken des Cervantes und des Shakspeare entwickelt hat. Ja, diese künstlich geordnete Verwirrung, diese reizende Symmetrie von Widersprüchen, dieser wunderbare

ewige Wechsel von Enthusiasmus und Ironie, der selbst in den kleinsten Gliedern des Ganzen lebt, scheinen mir schon selbst eine indirekte Mythologie zu seyn. Die Organisazion ist dieselbe und gewiss ist die Arabeske die älteste und ursprüngliche Form der menschlichen Fantasie. Weder dieser Witz noch eine Mythologie können bestehn ohne ein erstes Ursprüngliches und Unnachahmliches, was schlechthin unauflöslich ist, was nach allen Umbildungen noch die alte Natur und Kraft durchschimmern lässt, wo der naive Tiefsinn den Schein des Verkehrten (103) und Verrückten, oder des Einfältigen und Dummen durchschimmern lässt. Denn das ist der Anfang aller Poesie, den Gang und die Gesetze der vernünftig denkenden Vernunft aufzuheben und uns wieder in die schöne Verwirrung der Fantasie, in das ursprüngliche Chaos der menschlichen Natur zu versetzen, für das ich kein schöneres Symbol bis jetzt kenne, als das bunte Gewimmel der alten Götter.

Warum wollt Ihr Euch nicht erheben, diese herrlichen Gestalten des grossen Alterthums neu zu beleben? — Versucht es nur einmal die alte Mythologie voll vom Spinosa und von jenen Ansichten, welche die jetzige Physik in jedem Nachdenkenden erregen muss, zu betrachten, wie Euch alles in neuem Glanz und Leben erscheinen wird.

Aber auch die andern Mythologien müssen wieder erweckt werden nach dem Maass ihres Tiefsinns, ihrer Schönheit und ihrer Bildung, um die Entstehung der neuen Mythologie zu beschleunigen. Wären uns nur die Schätze des Orients so zugänglich wie die des Alterthums! Welche neue Quelle von Poesie könnte uns aus Indien fliessen, wenn einige deutsche Künstler mit der Universalität und Tiefe des Sinns, mit dem Genie der Uebersetzung, das ihnen eigen ist, die Gelegenheit besässen, welche eine Nation, die immer stumpfer und brutaler wird, wenig zu brauchen versteht. Im Orient müssen wir das höchste Romantische suchen, und wenn wir erst aus der Quelle schöpfen können, so wird uns vielleicht der Anschein von südlicher Gluth, der uns jetzt in der spanischen Poesie so rei-(104) zend ist, wieder nur abendländisch und sparsam erscheinen.

Ueberhaupt muss man auf mehr als einem Wege zum Ziel dringen können. Jeder gehe ganz den seinigen, mit froher Zuversicht, auf die individuellste Weise, denn nirgends gelten die Rechte der Individualität — wenn sie nur das ist, was das Wort bezeichnet, untheilbare Einheit, innrer lebendiger Zusammenhang — mehr als hier, wo vom Höchsten die Rede ist; ein Standpunkt, auf welchem ich nicht anstehen würde zu sagen, der eigentliche Werth ja die Tugend des Menschen sey seine Originalität. —

Und wenn ich einen so grossen Accent auf den Spinosa lege, so geschieht es wahrlich nicht aus einer subjektiven Vorliebe (deren Gegenstände ich vielmehr ausdrücklich entfernt gehalten habe) oder um ihn als Meister einer neuen Alleinherrschaft zu erheben; sondern

weil ich an diesem Beyspiel am auffallendsten und einleuchtendsten meine Gedanken vom Werth und der Würde der Mystik und ihrem Verhältniss zur Poesie zeigen konnte. Ich wählte ihn wegen seiner Objektivität in dieser Rücksicht als Repräsentanten aller übrigen. Ich denke darüber so. Wie die Wissenschaftslehre nach der Ansicht derer, welche die Unendlichkeit und die unvergängliche Fülle des Idealismus nicht bemerkt haben, wenigstens eine vollendete Form bleibt, ein allgemeines Schema für alle Wissenschaft: so ist auch Spinosa auf ähnliche Weise der allgemeine Grund und Halt für jede individuelle Art von Mystizismus; und dieses denke ich werden auch (105) die bereitwillig anerkennen, die weder vom Mystizismus noch vom Spinosa sonderlich viel verstehn.

Ich kann nicht schliessen, ohne noch einmal zum Studium der Physik aufzufodern, aus deren dynamischen Paradoxien jetzt die heiligsten Offenbarungen der Natur von allen Seiten ausbrechen.

Und so lasst uns denn, beym Licht und Leben! nicht länger zögern, sondern jeder nach seinem Sinn die grosse Entwickelung beschleunigen, zu der wir berufen sind. Seyd der Grösse des Zeitalters würdig, und der Nebel wird von Euren Augen sinken; es wird helle vor Euch werden. Alles Denken ist ein Diviniren, aber der Mensch fängt erst eben an, sich seiner divinatorischen Kraft bewusst zu werden. Welche unermessliche Erweiterungen wird sie noch erfahren; und eben jetzt. Mich däucht wer das Zeitalter, das heisst jenen grossen Process allgemeiner Verjüngung, jene Principien der ewigen Revoluzion verstünde, dem müsste es gelingen können, die Pole der Menschheit zu ergreifen und das Thun der ersten Menschen, wie den Charakter der goldnen Zeit die noch kommen wird, zu erkennen und zu wissen. Dann würde das Geschwätz aufhören, und der Mensch inne werden, was er ist, und würde die Erde verstehn und die Sonne.

Dieses ist es, was ich mit der neuen Mythologie meyne.

Antonio. Ich erinnerte mich während Ihrer Vorlesung an zwey Bemerkungen, die ich oft habe (106) hören müssen, und die mir nun weit klarer geworden sind als zuvor. Die Idealisten versicherten mich aller Orten, Spinosa sey wohl gut, nur sey er durch und durch unverständlich. In den kritischen Schriften fand ich dagegen, jedes Werk des Genie's sey zwar dem Auge klar, dem Verstande aber ewig geheim. Nach Ihrer Ansicht gehören diese Aussprüche zusammen, und ich ergötze mich aufrichtig an ihrer absichtslosen Symmetrie.

Lothario. Ich möchte unsern Freund darüber zur Rede stellen, dass er die Physik so einzig zu nennen schien, da er sich doch stillschweigends überall auf die Historie gründete, die wohl der eigentliche Quell seiner Mythologie seyn dürfte, eben so sehr

als die Physik; wenn es anders erlaubt ist, einen alten Namen für etwas zu brauchen, was eben auch noch nicht existirt. Ihre Ansicht des Zeitalters indessen scheint mir so etwas, was den Namen einer historischen Ansicht in meinem Sinne verdient.

Ludoviko. Man knüpft da zunächst an, wo man die ersten Spuren des Lebens wahrnimmt. Das ist jetzt in der Physik.

Marcus. Ihr Gang war etwas rasch. Im Einzelnen würde ich Sie oft bitten müssen, mir mit Erläuterungen Stand zu halten. Im Ganzen aber hat Ihre Theorie mir eine neue Aussicht über die didaktische, oder wie unser Philologe sie nennt, über die didaskalische Gattung gegeben. Ich sehe nun ein, wie dieses Kreuz aller bisherigen Eintheilungen nothwendig zur Poesie gehört. Denn unstreitig ist das (107) Wesen der Poesie eben diese höhere idealische Ansicht der Dinge, sowohl des Menschen als der äussern Natur. Es ist begreiflich, dass es vortheilhaft seyn kann, auch diesen wesentlichen Theil des Ganzen in der Ausbildung zu isoliren.

Antonio. Ich kann die didaktische Poesie nicht für eine eigentliche Gattung gelten lassen, so wenig wie die romantische. Jedes Gedicht soll eigentlich romantisch und jedes soll didaktisch seyn in jenem weitern Sinne des Wortes, wo es die Tendenz nach einem tiefen unendlichen Sinn bezeichnet. Auch machen wir diese Foderung überall, ohne eben den Namen zu gebrauchen. Selbst in ganz populären Arten wie z. B. im Schauspiel, fodern wir Ironie; wir fodern, dass die Begebenheiten, die Menschen, kurz das ganze Spiel des Lebens wirklich auch als Spiel genommen und[a]) dargestellt sey. Dieses scheint uns das Wesentlichste, und was liegt nicht alles darin? — Wir halten uns also nur an die Bedeutung des Ganzen; was den Sinn, das Herz, den Verstand, die Einbildung einzeln reizt, rührt, beschäftigt und ergötzt, scheint uns nur Zeichen, Mittel zur Anschauung des Ganzen, in dem Augenblick, wo wir uns zu diesem erheben.

Lothario. Alle heiligen Spiele der Kunst sind nur ferne Nachbildungen von dem unendlichen Spiele der Welt, dem ewig sich selbst bildenden Kunstwerk.

Ludoviko. Mit andern Worten: alle Schönheit ist Allegorie. Das Höchste kann man eben weil es unaussprechlich ist, nur allegorisch sagen.

(108) Lothario. Darum sind die innersten Mysterien aller Künste und Wissenschaften ein Eigenthum der Poesie. Von da ist alles ausgegangen, und dahin muss alles zurückfliessen. In einem idealischen Zustande der Menschheit würde es nur Poesie geben; nämlich die Künste und Wissenschaften sind alsdann noch eins. In unserm Zustande würde nur der wahre Dichter ein idealischer Mensch seyn und ein universeller Künstler.

a) uns A

Antonio. Oder die Mittheilung und Darstellung aller Künste und aller Wissenschaften kann nicht ohne einen poetischen Bestandtheil seyn.

Ludoviko. Ich bin Lothario's Meynung, dass die Kraft aller Künste und Wissenschaften sich in einem Centralpunkt begegnet, und hoffe zu den Göttern, Euch sogar aus der Mathematik Nahrung für Euren Enthusiasmus zu schaffen, und Euren Geist durch ihre Wunder zu entflammen. Ich zog die Physik aber auch darum vor, weil hier die Berührung am sichtbarsten ist. Die Physik kann kein Experiment machen ohne Hypothese, jede Hypothese auch die beschränkteste, wenn sie mit Consequenz gedacht wird, führt zu Hypothesen über das Ganze, ruht eigentlich auf solchen, wenn gleich ohne Bewusstseyn dessen der sie gebraucht. — Es ist in der That wunderbar, wie die Physik, sobald es ihr nicht um technische Zwecke, sondern um allgemeine Resultate zu thun ist, ohne es zu wissen, in Kosmogonie geräth, in Astrologie, Theosophie oder wie Ihrs sonst nennen wollt, kurz in eine mystische Wissenschaft vom Ganzen.

(109) Marcus. Und sollte Plato von dieser nicht eben so viel gewusst haben als Spinosa, der mir wegen seiner barbarischen Form nun einmal nicht geniessbar ist.

Antonio. Gesetzt, Plato wäre auch was er doch nicht ist, eben so objektiv in dieser Hinsicht als Spinosa: so war es doch besser, dass unser Freund den letzten wählte, um uns den Urquell der Poesie in den Mysterien des Realismus zu zeigen, grade weil bey ihm an keine Poesie der Form zu denken ist. Dem Plato hingegen ist die Darstellung und ihre Vollkommenheit und Schönheit nicht Mittel, sondern Zweck an sich. Darum ist schon seine Form, streng genommen, durchaus poetisch.

Ludoviko. Ich habe in der Rede selbst gesagt, dass ich den Spinosa nur als Repräsentanten anführe. Hätte ich weitläuftiger seyn wollen, so würde ich auch vom grossen Jacob Böhme geredet haben.

Antonio. An dem Sie zugleich hätten zeigen können, ob sich die Ideen über das Universum in christlicher Gestalt schlechter ausnehmen, als die alten, die Sie wieder einführen wollen.

Andrea. Ich bitte die alten Götter in Ehren zu halten.

Lothario. Und ich bitte sich an die Eleusinischen Mysterien zu erinnern. Ich wünschte, ich hätte meine Gedanken darüber zu Papiere gebracht, um sie Euch in der Ordnung und Ausführlichkeit vorlegen zu können, welche die Würde und Wichtigkeit des Gegenstandes erfodert. Nur durch die Spuren von den (110) Mysterien habe ich den Sinn der alten Götter verstehn lernen. Ich vermuthe, dass die Ansicht der Natur die da herrschte, den jetzigen Forschern, wenn sie schon reif dazu sind, ein grosses Licht anzünden würde. Die kühnste und kräftigste, ja ich möchte fast

sagen die wildeste und wüthendste Darstellung des Realismus ist die beste. — Erinnern Sie mich wenigstens daran, Ludoviko, dass ich Ihnen bey Gelegenheit das orphische Fragment bekannt mache, welches von dem doppelten Geschlecht des Zeus anfängt.

Marcus. Ich erinnre mich einer Andeutung im Winkelmann, aus der ich vermuthen möchte, dass er dieses Fragment eben so hoch geachtet wie Sie.

Camilla. Wäre es nicht möglich, dass Sie, Ludoviko, den Geist des Spinosa in einer schönen Form darstellen könnten; oder besser noch Ihre eigne Ansicht, das was Sie Realismus nennen?

Marcus. Das letzte würde ich vorziehn.

Ludoviko. Wer etwa dergleichen im Sinne hätte, würde es nur auf die Art können und seyn wollen wie Dante. Er müsste, wie Er, nur Ein Gedicht im Geist und im Herzen haben, und würde oft verzweifeln müssen ob sichs überhaupt darstellen lässt. Gelänge es aber, so hätte er genug gethan.

Andrea. Sie haben ein würdiges Vorbild aufgestellt! Gewiss ist Dante der einzige, der unter einigen begünstigenden und unsäglich vielen erschwerenden Umständen durch eigne Riesenkraft, er selbst ganz allein, eine Art von Mythologie, wie sie damals möglich war, erfunden und gebildet hat.

(111) Lothario. Eigentlich soll jedes Werk eine neue Offenbarung der Natur seyn. Nur dadurch, dass es Eins und Alles ist, wird ein Werk zum Werk. Nur dadurch unterscheidet sichs vom Studium.

Antonio. Ich wollte Ihnen doch Studien nennen, die dann in Ihrem Sinne zugleich Werke sind.

Marcus. Und unterscheiden sich nicht Gedichte, die darauf berechnet sind, nach aussen zu wirken, wie z. B. vortreffliche Schauspiele, ohne so mystisch und allumfassend zu seyn, schon durch ihre Objektivität von Studien, die zunächst nur auf die innere Ausbildung des Künstlers gehn, und sein letztes Ziel, jene objektive Wirkung nach aussen erst vorbereiten?

Lothario. Sind es bloss gute Schauspiele, so sind es nur Mittel zum Zweck; es fehlt ihnen das Selbständige, Insichvollendete, wofür ich nun eben kein ander Wort finde als das von Werken, und es darum gern für diesen Gebrauch behalten möchte. Das Drama ist im Vergleich mit dem was Ludoviko im Sinne hat, nur eine angewandte Poesie. Doch kann, was in meinem Sinne ein Werk heisst, in einem einzelnen Fall sehr wohl auch objektiv und dramatisch in Ihrem Sinne seyn.

Andrea. Auf die Weise würde unter den alten Gattungen nur in der epischen ein Werk in Ihrem grossen Sinne möglich seyn.

Lothario. Eine Bemerkung, die in sofern richtig ist, dass im Epischen das eine Werk auch das einzige zu seyn pflegt. Die tragischen und komischen (112) Werke der Alten hingegen, sind nur Variazionen, verschiedene Ausdrücke, eines und desselben Ideals.

Für den systematischen Gliederbau, die Construction und Organisazion bleiben sie die höchsten Muster, und sind, wenn ich so sagen darf, die Werke unter den Werken.

Antonio. Was ich zum Gastmahl beytragen kann, ist eine etwas leichtere Speise. Amalia hat mir schon verziehn und erlaubt, dass ich meine besondern Belehrungen an sie allgemein machen darf.

Brief über den Roman.

Ich muss, was ich gestern zu Ihrer Vertheidigung zu sagen schien, zurücknehmen, liebe Freundin! und Ihnen so gut als völlig Unrecht geben. Sie selbst geben es sich am Ende des Streites darin, dass Sie Sich so tief eingelassen, weil es gegen die weibliche Würde sey, aus dem angebohrnen Element von heiterm Scherz und ewiger Poesie zu dem gründlichen oder schwerfälligen Ernst der Männer sich, wie Sie es richtig nannten, herabzustimmen. Ich stimme Ihnen gegen Sie selbst bey, dass Sie Unrecht haben. Ja ich behaupte noch ausserdem, dass es nicht genug sey, Unrecht anzuerkennen; man muss es auch büssen, und die wie mirs scheint, ganz zweckmässige Busse dafür, dass Sie Sich mit der Kritik gemein gemacht haben, soll nun seyn, dass Sie Sich die Geduld abnöthigen, (113) diese kritische Epistel über den Gegenstand des gestrigen Gesprächs zu lesen.

Ich hätte es gleich gestern sagen können, was ich sagen will; oder vielmehr ich konnte es nicht, meiner Stimmung und der Umstände wegen. Mit welchem Gegner hatten Sie zu thun, Amalia? Freylich versteht er das, wovon die Rede war, recht sehr wohl und wie sichs für einen tüchtigen Virtuosen nicht anders gebührt. Er würde also darüber sprechen können so gut wie irgend einer, wenn er nur überhaupt sprechen könnte. Dieses haben ihm die Götter versagt; er ist, wie ich schon sagte, ein Virtuose und damit gut; die Grazien sind leider ausgeblieben. Da er nun so gar nicht ahnden konnte, was Sie im innersten Sinne meynten, und das äusserliche Recht so ganz auf seiner Seite war, so hatte ich nichts angelegeners, als mit ganzer Stärke für Sie zu streiten, damit nur das gesellige Gleichgewicht nicht völlig zerstört würde. Und überdem ists mir natürlicher, wenn es ja seyn muss, schriftliche Belehrungen zu geben als mündliche, die nach meinem Gefühl die Heiligkeit des Gesprächs entweihen.

Das unsrige fing damit an, dass Sie behaupteten, Friedrich Richters Romane seyen keine Romane, sondern ein buntes Allerley von kränklichem Witz. Die wenige Geschichte sey zu schlecht dargestellt um für Geschichte zu gelten, man müsse sie nur errathen. Wenn man aber auch alle zusammennehmen und sie rein erzählen

wolle, würde das doch höchstens Be-(114)kenntnisse geben. Die Individualität des Menschen sey viel zu sichtbar, und noch dazu eine solche!

Das letzte übergehe ich, weil es doch wieder nur Sache der Individualität ist. Das bunte Allerley von kränklichem Witz gebe ich zu, aber ich nehme es in Schutz und behaupte dreist, dass solche Grotesken und Bekenntnisse noch die einzigen romantischen Erzeugnisse unsers unromantischen Zeitalters sind.

Lassen Sie mich bey dieser Gelegenheit ausschütten, was ich lange auf dem Herzen habe!

Mit Erstaunen und mit innerm Grimm habe ich oft den Diener die Haufen zu Ihnen hereintragen[a]) sehn. Wie mögen Sie nur mit ihren Händen die schmutzigen Bände berühren? — Und wie können Sie den verworrnen, ungebildeten Redensarten den Eingang durch Ihr Auge in das Heiligthum der Seele verstatten? — Stundenlang Ihre Fantasie an Menschen hingeben, mit denen von Angesicht zu Angesicht nur wenige Worte zu wechseln Sie Sich schämen würden? — Es frommt wahrlich zu nichts, als nur die Zeit zu tödten und die Imaginazion zu verderben! Fast alle schlechten Bücher haben Sie gelesen von Fielding bis zu Lafontaine. Fragen Sie Sich selbst was Sie davon gehabt haben. Ihr Gedächtniss selbst verschmäht das unedle Zeug, was eine fatale Jugendgewohnheit Ihnen zum Bedürfniss macht, und was so emsig herbeygeschafft werden muss, wird sogleich rein vergessen.

Dagegen erinnern Sie Sich noch vielleicht, dass es eine Zeit gab, wo Sie den Sterne liebten, sich oft (115) ergötzten, seine Manier anzunehmen, halb nachzuahmen, halb zu verspotten. Ich habe noch einige scherzhafte Briefchen der Art von Ihnen, die ich sorgsam bewahren werde. — Sterne's Humor hat Ihnen also doch einen bestimmten Eindruck gegeben; wenn gleich eben keine idealisch schöne, so war es doch eine Form, eine geistreiche Form, die Ihre Fantasie dadurch gewann, und ein Eindruck, der uns so bestimmt bleibt, den wir so zu Scherz und Ernst gebrauchen und gestalten können, ist nicht verloren; und was kann einen gründlichern Werth haben als dasjenige, was das Spiel unsrer innern Bildung auf irgend eine Weise reizt oder nährt.

Sie fühlen es selbst, dass Ihr Ergötzen an Sterne's Humor rein war, und von ganz andrer Natur, als die Spannung der Neugier, die uns oft ein durchaus schlechtes Buch, in demselben Augenblick, wo wir es so finden, abnöthigen kann. Fragen Sie Sich nun selbst, ob Ihr Genuss nicht verwandt mit demjenigen war, den wir oft bey Betrachtuug der witzigen Spielgemählde empfanden, die man Arabesken nennt. — Auf den Fall, dass Sie sich selbst nicht von allem Antheil an Sterne's Empfindsamkeit frey sprechen können, schicke ich Ihnen hier ein Buch, von dem ich Ihnen aber,

[a]) herumtragen A

damit Sie gegen Fremde vorsichtig sind, voraussagen muss, dass es das Unglück oder das Glück hat, ein wenig verschrien zu seyn. Es ist Diderot's Fataliste. Ich denke, es wird Ihnen gefallen, und Sie werden die Fülle des Witzes hier ganz rein finden von sentimentalen Beymischungen. Es ist mit Verstand angelegt, und mit sichrer Hand ausgeführt. (116) Ich darf es ohne Uebertreibung ein Kunstwerk nennen. Freylich ist es keine hohe Dichtung, sondern nur eine — Arabeske. Aber eben darum hat es in meinen Augen keine geringen Ansprüche; denn ich halte die Arabeske für eine ganz bestimmte und wesentliche Form oder Aeusserungsart der Poesie.

Ich denke mir die Sache so. Die Poesie ist so tief in dem Menschen gewurzelt, dass sie auch unter den ungünstigsten Umständen immer noch zu Zeiten wild wächst. Wie wir nun fast bey jedem Volk Lieder, Geschichten im Umlauf, irgend eine Art wenn gleich rohe Schauspiele im Gebrauch finden: so haben selbst in unserm unfantastischen Zeitalter, in den eigentlichen Ständen der Prosa, ich meyne die sogenannten Gelehrten und gebildeten Leute, einige Einzelne eine seltne Originalität der Fantasie in sich gespürt und geäussert, obgleich sie darum von der eigentlichen Kunst noch sehr entfernt waren. Der Humor eines Swift, eines Sterne, meyne ich, sey die Naturpoesie der höhern Stände unsers Zeitalters.

Ich bin weit entfernt, sie neben jene Grossen zu stellen; aber Sie werden mir zugeben, dass wer für diese, für den Diderot Sinn hat, schon besser auf dem Wege ist, den göttlichen Witz, die Fantasie eines Ariost, Cervantes, Shakspeare verstehn zu lernen, als ein andrer, der auch noch nicht einmal bis dahin sich erhoben hat. Wir dürfen nun einmal die Foderungen in diesem Stück an die Menschen der jetzigen Zeit nicht zu hoch spannen, und was in so kränklichen Verhältnissen aufgewachsen ist, kann selbst natürlicherweise (117) nicht anders als kränklich seyn. Diess halte ich aber, so lange die Arabeske kein Kunstwerk sondern nur ein Naturprodukt ist, eher für einen Vorzug, und stelle Richtern also auch darum über Sterne, weil seine Fantasie weit kränklicher, also weit wunderlicher und fantastischer ist. Lesen Sie nur überhaupt den Sterne einmal wieder. Es ist lange her, dass Sie ihn nicht gelesen haben, und ich denke er wird Ihnen etwas anders vorkommen wie damals. Vergleichen Sie dann immer unsern Deutschen mit ihm. Er hat wirklich mehr Witz, wenigstens für den, der ihn witzig nimmt: denn er selbst könnte sich darin leicht Unrecht thun. Und durch diesen Vorzug erhebt sich selbst seine Sentimentalität in der Erscheinung über die Sphäre der Engländischen Empfindsamkeit.

Wir haben noch einen äussern Grund diesen Sinn für das Groteske in uns zu bilden, und uns in dieser Stimmung zu erhalten.

Es ist unmöglich, in diesem Zeitalter der Bücher nicht auch viele, sehr viele schlechte Bücher durchblättern, ja sogar lesen zu müssen. Einige unter diesen sind, darauf darf man mit einiger Zuversicht rechnen, glücklicherweise immer von der albernen Art, und da kommt es wirklich nur auf uns an, sie unterhaltend zu finden, indem wir sie nämlich als witzige Naturprodukte betrachten. Laputa ist nirgends oder überall, liebe Freundin; es kommt nur auf einen Akt unsrer Willkühr und unsrer Fantasie an, so sind wir mitten darin. Wenn die Dummheit eine gewisse Höhe erreicht, zu der wir sie jetzt, wo sich alles schärfer sondert, meistens gelangen sehn, so gleicht sie (118) auch in der äussern Erscheinung der Narrheit. Und die Narrheit, werden Sie mir zugeben, ist das lieblichste, was der Mensch imaginiren kann, und das eigentliche letzte Princip alles Amüsanten. In dieser Stimmung kann ich oft ganz allein für mich über Bücher, die keinesweges dazu bestimmt scheinen, in ein Gelächter verfallen, was kaum wieder aufhören will. Und es ist billig, dass die Natur mir diesen Ersatz giebt, da ich über so manches, was jetzt Witz und Satire heisst, durchaus nicht mitlachen kann. Dagegen werden mir nun gelehrte Zeitungen z. B. zu Farçen, und diejenige welche sich die allgemeine nennt, halte ich mir ganz ausdrücklich, wie die Wiener den Casperle. Sie ist aus meinem Standpunkte angesehen, nicht nur die mannigfaltigste von allen, sondern auch in jeder Rücksicht die unvergleichlichste: denn nachdem sie aus der Nullität in eine gewisse Plattheit gesunken, und aus dieser ferner in eine Art von Stumpfheit übergegangen war, ist sie zuletzt auf dem Wege der Stumpfheit endlich in jene närrische Dummheit verfallen.

Dieses ist im Ganzen für Sie schon ein zu gelehrter Genuss. Wollen Sie aber, was Sie leider nicht mehr lassen können, in einem neuen Sinn thun, so will ich nicht mehr über den Bedienten schelten, wenn er die Haufen aus der Leihbibliothek bringt. Ja ich erbiete mich selbst für dieses Bedürfniss Ihr Geschäftsträger zu seyn, und verspreche Ihnen eine Unzahl der schönsten Komödien aus allen Fächern der Litteratur zu senden.

(119) Ich nehme den Faden wieder auf: denn ich bin gesonnen Ihnen nichts zu schenken, sondern Ihren Behauptungen Schritt vor Schritt zu folgen.

Sie tadelten Jean Paul auch, mit einer fast wegwerfenden Art, dass er sentimental sey.

Wollten die Götter, er wäre es in dem Sinne wie ich das Wort nehme, und es seinem Ursprunge und seiner Natur nach glaube nehmen zu müssen. Denn nach meiner Ansicht und nach meinem Sprachgebrauch ist eben das romantisch, was uns einen sentimentalen Stoff in einer fantastischen Form darstellt.

Vergessen Sie auf einen Augenblick die gewöhnliche übel berüchtigte Bedeutung des Sentimentalen, wo man fast alles unter

dieser Benennung versteht, was auf eine platte Weise rührend und thränenreich ist, und voll von jenen familiären Edelmuthsgefühlen, in deren Bewusstseyn Menschen ohne Charakter sich so unaussprechlich glücklich und gross fühlen.

Denken Sie dabey lieber an Petrarca oder an Tasso, dessen Gedicht gegen das mehr fantastische Romanzo des Ariost, wohl das sentimentale heissen könnte; und ich erinnre mich nicht gleich eines Beyspiels, wo der Gegensatz so klar und das Uebergewicht so entschieden wäre wie hier.

Tasso ist mehr musikalisch und das Pittoreske im Ariost ist gewiss nicht das schlechteste. Die Mahlerey ist nicht mehr so fantastisch, wie sie es bey vielen Meistern der venetianischen Schule, wenn ich meinem Gefühl trauen darf, auch im Correggio und viel-(120)leicht nicht bloss in den Arabesken des Raphael, ehedem in ihrer grossen Zeit war. Die moderne Musik hingegen ist, was die in ihr herrschende Kraft des Menschen betrifft, ihrem Charakter im Ganzen so treu geblieben, dass ichs ohne Scheu wagen möchte, sie eine sentimentale Kunst zu nennen.

Was ist denn nun dieses Sentimentale? Das was uns anspricht, wo das Gefühl herrscht, und zwar nicht ein sinnliches, sondern das geistige. Die Quelle und Seele aller dieser Regungen ist die Liebe, und der Geist der Liebe muss in der romantischen Poesie überall unsichtbar sichtbar schweben; das soll jene Definiton sagen. Die galanten Passionen, denen man in den Dichtungen der Modernen, wie Diderot im Fatalisten so lustig klagt, von dem Epigramm bis zur Tragödie nirgends entgehn kann, sind dabey grade das wenigste, oder vielmehr sie sind nicht einmal der äussre Buchstabe jenes Geistes, nach Gelegenheit auch wohl gar nichts oder etwas sehr unliebliches und liebloses. Nein, es ist der heilige Hauch, der uns in den Tönen der Musik berührt. Er lässt sich nicht gewaltsam fassen und mechanisch greifen, aber er lässt sich freundlich locken von sterblicher Schönheit und in sie verhüllen; und auch die Zauberworte der Poesie können von seiner Kraft durchdrungen und beseelt werden. Aber in dem Gedicht, wo er nicht überall ist, oder überall seyn könnte, ist er gewiss gar nicht. Er ist ein unendliches Wesen und mit nichten haftet und klebt sein Interesse nur an den Personen, den Begebenheiten und Situazionen und den individuellen (121) Neigungen: für den wahren Dichter ist alles dieses, so innig es auch seine Seele umschliessen mag, nur Hindeutung auf das Höhere, Unendliche, Hieroglyphe der Einen ewigen Liebe und der heiligen Lebensfülle der bildenden Natur.

Nur die Fantasie kann das Räthsel dieser Liebe fassen und als Räthsel darstellen; und dieses Räthselhafte ist die Quelle von dem fantastischen in der Form aller poetischen Darstellung. Die Fantasie strebt aus allen Kräften sich zu äussern, aber das Göttliche

kann sich in der Sphäre der Natur nur indirekt mittheilen und äussern. Daher bleibt von dem, was ursprünglich Fantasie war, in der Welt der Erscheinungen nur das zurück was wir Witz nennen.

Noch eines liegt in der Bedeutung des Sentimentalen, was grade das Eigenthümliche der Tendenz der romantischen Poesie im Gegensatz der antiken betrifft. Es ist darin gar keine Rücksicht genommen auf den Unterschied von Schein und Wahrheit, von Spiel und Ernst. Darin liegt der grosse Unterschied. Die alte Poesie schliesst sich durchgängig an die Mythologie an, und vermeidet sogar den eigentlich historischen Stoff. Die alte Tragödie sogar ist ein Spiel, und der Dichter, der eine wahre Begebenheit, die das ganze Volk ernstlich anging, darstellte, ward bestraft. Die romantische Poesie hingegen ruht ganz auf historischem Grunde, weit mehr als man es weiss und glaubt. Das erste beste Schauspiel, das Sie sehn, irgend eine Erzählung, die Sie lesen; wenn eine geistreiche Intrigue darin ist, können Sie fast mit Gewissheit darauf rechnen, (122) dass wahre Geschichte zum Grunde liegt, wenn gleich vielfach umgebildet. Boccaz ist fast durchaus wahre Geschichte, eben so andre Quellen, aus denen alle romantische Erfindung hergeleitet ist.

Ich habe ein bestimmtes Merkmahl des Gegensatzes zwischen dem Antiken und dem Romantischen aufgestellt. Indessen bitte ich Sie doch, nun nicht sogleich anzunehmen, dass mir das Romantische und das Moderne völlig gleich gelte. Ich denke es ist etwa eben so verschieden, wie die Gemählde des Raphael und Correggio von den Kupferstichen die jetzt Mode sind. Wollen Sie sich den Unterschied völlig klar machen, so lesen Sie gefälligst etwa die Emilia Galotti, die so unaussprechlich modern und doch im geringsten nicht romantisch ist, und erinnern sich dann an Shakspeare, in den ich das eigentliche Centrum, den Kern der romantischen Fantasie setzen möchte. Da suche und finde ich das Romantische, bey den ältern Modernen, bey Shakspeare, Cervantes, in der italiänischen Poesie, in jenem Zeitalter der Ritter, der Liebe und der Mährchen, aus welchem die Sache und das Wort selbst herstammt. Dieses ist bis jetzt das einzige, was einen Gegensatz zu den classischen Dichtungen des Alterthums abgeben kann; nur diese ewig frischen Blüthen der Fantasie sind würdig die alten Götterbilder zu umkränzen. Und gewiss ist es, dass alles vorzüglichste der modernen Poesie dem Geist und selbst der Art nach dahinneigt; es müsste denn eine Rückkehr zum Antiken seyn sollen. Wie unsre Dichtkunst mit dem Roman, so fing (123) die der Griechen mit dem Epos an und löste sich wieder darin auf.

Nur mit dem Unterschiede, dass das Romantische nicht sowohl eine Gattung ist als ein Element der Poesie, das mehr oder minder herrschen und zurücktreten, aber nie ganz fehlen darf. Es

muss Ihnen nach meiner Ansicht einleuchtend seyn, dass und warum ich fodre, alle Poesie solle romantisch seyn; den Roman aber, in sofern er eine besondre Gattung seyn will, verabscheue.

Sie verlangten gestern, da der Streit eben am lebhaftesten wurde, eine Definition, was ein Roman sey; mit einer Art, als wüssten Sie schon, Sie würden keine befriedigende Antwort bekommen. Ich halte dieses Problem eben nicht für unauflöslich. Ein Roman ist ein romantisches Buch. — Sie werden das für eine nichtssagende Tautologie ausgeben. Aber ich will Sie zuerst nur darauf aufmerksam machen, dass man sich bey einem Buche schon ein Werk, ein für sich bestehendes Ganze denkt. Alsdann liegt ein sehr wichtiger Gegensatz gegen das Schauspiel darin, welches bestimmt ist angeschaut zu werden: der Roman hingegen war es von den ältesten Zeiten für die Lektüre, und daraus lassen sich fast alle Verschiedenheiten in der Manier der Darstellung beyder Formen herleiten. Das Schauspiel soll auch romantisch seyn, wie alle Dichtkunst; aber ein Roman ists nur unter gewissen Einschränkungen, ein angewandter Roman. Der dramatische Zusammenhang der Geschichte macht den Roman im Gegentheil noch keineswegs zum Ganzen, zum (124) Werk, wenn er es nicht durch die Beziehung der ganzen Composition auf eine höhere Einheit, als jene Einheit des Buchstabens, über die er sich oft wegsetzt und wegsetzen darf, durch das Band der Ideen, durch einen geistigen Centralpunkt wird.

Diess abgerechnet, findet sonst so wenig ein Gegensatz zwischen dem Drama und dem Roman Statt, dass vielmehr das Drama so gründlich und historisch wie es Shakspeare z. B. nimmt und behandelt, die wahre Grundlage des Romans ist. Sie behaupteten zwar, der Roman habe am meisten Verwandtschaft mit der erzählenden ja mit der epischen Gattung. Dagegen erinnre ich nun erstlich, dass ein Lied eben so gut romantisch seyn kann als eine Geschichte. Ja ich kann mir einen Roman kaum anders denken, als gemischt aus Erzählung, Gesang und andern Formen. Anders hat Cervantes nie gedichtet, und selbst der sonst so prosaische Boccaccio schmückt seine Sammlung mit einer Einfassung von Liedern. Giebt es einen Roman, in dem diess nicht Statt findet und nicht Statt finden kann, so liegt es nur in der Individualität des Werks, nicht im Charakter der Gattung; sondern es ist schon eine Ausnahme von diesem. Doch das ist nur vorläufig. Mein eigentlicher Einwurf ist folgender. Es ist dem epischen Styl nichts entgegengesetzter als wenn die Einflüsse der eignen Stimmung im geringsten sichtbar werden; geschweige denn, dass er sich seinem Humor so überlassen, so mit ihm spielen dürfte, wie es in den vortrefflichsten Romanen geschieht.

(125) Nachher vergassen Sie Ihren Satz wieder oder gaben ihn auf und wollten behaupten: alle diese Eintheilungen führten

zu nichts; es gebe nur Eine Poesie, und es komme nur darauf an, ob etwas schön sey; nach der Rubrik könne nur ein Pedant fragen. — Sie wissen, was ich von den Classificationen, die so im Umlauf sind, halte. Aber doch sehe ich ein, dass es für jeden Virtuosen durchaus nothwendig ist, sich selbst auf einen durchaus bestimmten Zweck zu beschränken; und in der historischen Nachforschung komme ich auf mehre ursprüngliche Formen, die sich nicht mehr in einander auflösen lassen. So scheinen mir im Umkreise der romantischen Poesie selbst Novellen und Mährchen z. B., wenn ich so sagen darf, unendlich entgegengesetzt. Und ich wünsche nichts mehr, als dass ein Künstler jede dieser Arten verjüngen möge, indem er sie auf ihren ursprünglichen Charakter zurückführt.

Wenn solche Beyspiele ans Licht träten, dann würde ich Muth bekommen zu einer Theorie des Romans, die im ursprünglichen Sinne des Wortes eine Theorie wäre: eine geistige Anschauung des Gegenstandes mit ruhigem, heitern ganzen Gemüth, wie es sich ziemt, das bedeutende Spiel göttlicher Bilder in festlicher Freude zu schauen. Eine solche Theorie des Romans würde selbst ein Roman seyn müssen, der jeden ewigen Ton der Fantasie fantastisch wiedergäbe, und das Chaos der Ritterwelt noch einmal verwirrte. Da würden die alten Wesen in neuen Gestalten leben; da würde der heilige Schatten des Dante sich aus seiner Unterwelt erheben, Laura himmlisch (126) vor uns wandeln, und Shakspeare mit Cervantes trauliche Gespräche wechseln; — und da würde Sancho von neuem mit dem Don Quixote scherzen.

Das wären wahre Arabesken und diese nebst Bekenntnissen, seyen, behauptete ich im Eingang meines Briefs, die einzigen romantischen Naturprodukte unsers Zeitalters.

Dass ich auch die Bekenntnisse dazu rechnete, wird Ihnen nicht mehr befremdend seyn, wenn Sie zugegeben haben, dass wahre Geschichte das Fundament aller romantischen Dichtung sey; und Sie werden sich, wenn Sie darüber reflektiren wollen, leicht erinnern und überzeugen, dass das Beste in den besten Romanen nichts anders ist als ein mehr oder minder verhülltes Selbstbekenntniss des Verfassers, der Ertrag seiner Erfahrung, die Quintessenz seiner Eigenthümlichkeit.

Alle sogenannten Romane, auf die meine Idee von romantischer Form freylich gar nicht anwendbar ist, schätze ich dennoch ganz genau nach der Masse von eigner Anschauung und dargestelltem Leben, die sie enthalten; und in dieser Hinsicht mögen denn selbst die Nachfolger des Richardson, so sehr sie auf der falschen Bahn wandeln, willkommen seyn. Wir lernen aus einer Cecilia Beverley wenigstens, wie man zu der Zeit, da das eben Mode war, sich in London ennuyirte, auch wie eine britische Dame vor Delicatesse endlich zu Boden stürzt und sich blutrünstig fällt; das Fluchen, die Squire's und dergleichen sind im Fielding wie aus

dem Leben gestohlen, und der Wake-(127)field giebt uns einen tiefen Blick in die Weltansicht eines Landpredigers; ja dieser Roman wäre vielleicht, wenn Olivia ihre verlohrne Unschuld am Ende wieder fände, der beste unter allen Engländischen Romanen.

Aber wie sparsam und tropfenweise wird einem in allen diesen Büchern das wenige Reelle zugezählt! Und welche Reisebeschreibung, welche Briefsammlung, welche Selbstgeschichte wäre nicht für den, der sie in einem romantischen Sinne liest, ein besserer Roman als der beste von jenen? —

Besonders die Confessions gerathen meistens auf dem Wege des Naiven von selbst in die Arabeske, wozu sich jene Romane höchstens am Schluss erheben, wenn die bankerotten Kaufleute wieder Geld und Kredit, alle armen Schlucker zu essen bekommen, die liebenswürdigen Spitzbuben ehrlich und die gefallnen Mädchen wieder tugendhaft werden.

Die Confessions von Rousseau sind in meinen Augen ein höchst vortrefflicher Roman; die Heloise nur ein sehr mittelmässiger.

Ich schicke Ihnen hier die Selbstgeschichte eines berühmten Mannes, die Sie, so viel ich weiss, noch nicht kennen: die Memoirs von Gibbon. Es ist ein unendlich gebildetes und ein unendlich drolliges Buch. Es wird Ihnen auf halbem Wege entgegenkommen, und wirklich ist der komische Roman, der darin liegt, fast ganz fertig. Sie werden den Engländer, den Gentleman, den Virtuosen, den Gelehrten, den Hagestolzen, den Elegant vom guten Ton in seiner ganzen zierlichen Lächerlichkeit durch die Würde dieser histori-(128)schen Perioden so klar vor Augen sehn, wie Sie nur immer wünschen können. Gewiss man kann viel schlechte Bücher und viele unbedeutende Menschen durchsehn, ehe man so viel Lachstoff auf einem Haufen beysammen findet.[a])

(169) [b]) Nachdem Antonio diese Epistel vorgelesen hatte, fing Camilla an die Güte und Nachsicht der Frauen zu rühmen: dass Amalia ein solches Maass von Belehrung anzunehmen nicht für zu gering geachtet; und überhaupt wären sie ein Muster von Bescheidenheit, indem sie bey dem Ernst der Männer immer geduldig, und, was noch mehr sagen wolle, ernsthaft blieben, ja sogar einen gewissen Glauben an ihr Kunstwesen hätten. — Wenn Sie unter der Bescheidenheit diesen Glauben verstehn, setzte Lothario hinzu, diese Voraussetzung einer Vortrefflichkeit, die wir noch nicht selbst

[a]) findet. (Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke). A

[b]) Athenäum. Dritten Bandes Zweites Stück *unter der Ueberschrift:* Gespräch über die Poesie. (Fortsetzung).

besitzen, deren Daseyn und Würde wir aber zu vermuthen anfangen: so dürfte sie wohl die sicherste Grundlage aller edlen Bildung für vorzügliche Frauen seyn. — Camilla fragte, ob es für die Männer etwa der Stolz und die Selbstzufriedenheit sey; indem sich jeder meistens um so mehr für einzig hielte, je un-(170)fähiger er sey zu verstehen, was der andre wolle. — Antonio unterbrach sie mit der Bemerkung, er hoffe zum Besten der Menschheit, jener Glaube sey nicht so nothwendig als Lothario meyne; denn er sey wohl sehr selten. Meistens halten die Frauen, sagte er, so viel ich habe bemerken können, die Kunst, das Alterthum, die Philosophie und dergleichen für ungegründete Traditionen, für Vorurtheile, die sich die Männer unter einander weiss machen, um sich die Zeit zu vertreiben.

Marcus kündigte einige Bemerkungen über Goethe an, „Also schon wieder Charakteristik eines lebenden Dichters?“ fragte Antonio. Sie werden die Antwort auf Ihren Tadel in dem Aufsatze selbst finden, erwiederte Marcus, und fing an zu lesen.

Versuch über den verschiedenen Styl in Goethe's früheren und späteren Werken.

Goethe's Universalität ist mir oft von neuem einleuchtend geworden, wenn ich die mannichfaltige Art bemerkte, wie seine Werke auf Dichter und Freunde der Dichtkunst wirken. Der eine strebt dem Idealischen der Iphigenia oder des Tasso nach, der andre macht sich die leichte und doch einzige Manier der kunstlosen Lieder und reizenden Dramolets zu eigen; dieser ergötzt sich an der schönen und naiven Form des Hermann, jener wird ganz entzündet von der Begeistrung des Faust. Mir selbst bleibt der Meister der fasslichste (171) Inbegriff, um den ganzen Umfang seiner Vielseitigkeit, wie in einem Mittelpunkte vereinigt, einigermassen zu überschauen.

Der Dichter mag seinem eigenthümlichen Geschmacke folgen, und selbst für den Liebhaber kann das eine Zeitlang hingehn: der Kenner aber, und wer zur Erkenntniss gelangen will, muss das Bestreben fühlen, den Dichter selbst zu verstehen, d. h. die Geschichte seines Geistes, so weit diess möglich ist, zu ergründen. Es kann dieses freylich nur ein Versuch bleiben, weil in der Kunstgeschichte nur eine Masse die andre mehr erklärt und aufhellt. Es ist nicht möglich, einen Theil für sich zu verstehen; d. h. es ist unverständig, ihn nur im Einzelnen betrachten zu wollen. Das Ganze aber ist noch nicht abgeschlossen; und also bleibt alle Kenntniss dieser Art nur Annäherung und Stückwerk. Aber ganz aufgeben dürfen und können wir das Bestreben nach ihr dennoch nicht, wenn diese Annäherung, dieses Stückwerk ein wesentlicher Bestandtheil zur Ausbildung des Künstlers ist.

Es muss diese nothwendige Unvollständigkeit um so mehr eintreten bey der Betrachtung eines Dichters, dessen Laufbahn noch nicht geendigt ist. Doch ist das keineswegs ein Grund gegen das ganze Unternehmen. Wir sollen auch den mitlebenden Künstler als Künstler zu verstehen streben, und diess kann nur auf jene Weise geschehn; und wenn wir es wollen, so müssen wir ihn eben so beurtheilen, als ob er ein Alter wäre; ja er muss es für uns im Augenblick der Beurtheilung gewissermassen werden. Unwürdig aber wäre es, den (172) Ertrag unsers redlichen Forschens etwa deswegen nicht mittheilen zu wollen, weil wir wissen, dass der Unverstand des Pöbels diese Mittheilung nach seiner alten Art auf mannichfache Weise misdeuten wird. Wir sollen vielmehr voraussetzen, dass es mehre Einzelne giebt, die mit dem gleichen Ernst wie wir nach gründlicher Erkenntniss dessen streben, von dem sie wissen, dass es das rechte sey.

Ihr werdet nicht leicht einen andern Autor finden, dessen früheste und spätere Werke so auffallend verschieden wären, wie es hier der Fall ist. Es ist der ganze Ungestüm der jugendlichen Begeisterung und die Reife der vollendeten Ausbildung im schärfsten Gegensatze. Diese Verschiedenheit zeigt sich aber nicht bloss in den Ansichten und Gesinnungen, sondern auch in der Art der Darstellung und in den Formen, und hat durch diesen künstlerischen Charakter eine Aehnlichkeit theils mit dem was man in der Mahlerey unter den verschiedenen Manieren eines Meisters versteht, theils mit dem Stufengang der durch Umbildungen und Verwandlungen fortschreitenden Entwicklung, welchen wir in der Geschichte der alten Kunst und Poesie wahrnehmen.

Wer mit den Werken des Dichters einigermassen vertraut ist, und sie mit Aufmerksamkeit auf jene beyden auffallenden Extreme überdenkt, wird leicht noch eine mittlere Periode zwischen jenen beyden bemerken können. Statt diese drey Epochen im allgemeinen zu charakterisiren, welches doch nur ein unbestimmtes Bild geben würde, will ich lieber die Werke nennen, (173) die mir nach reiflichem Ueberlegen diejenigen zu seyn scheinen, deren jedes den Charakter seiner Periode am besten repräsentirt.

Für die erste Periode nenne ich den Götz von Berlichingen; Tasso ist es für die zweyte und für die dritte Herrmann und Dorothea. Alles dreyes Werke im vollsten Sinne des Worts, mehr und mit einem höhern Maass von Objektivität, als viele andre aus derselben Epoche.

Ich werde sie mit Rücksicht auf den verschiedenen Styl des Künstlers kurz durchgehn, und einige Erläuterungen aus den übrigen Werken für denselben Zweck hinzufügen.

Im Werther verkündigt die reine Absonderung von allem Zufälligen in der Darstellung, die gerade und sicher auf ihr Ziel und auf das Wesentliche geht, den künftigen Künstler. Er hat

bewundernswürdige Details; aber das Ganze scheint mir tief unter der Kraft, mit der im Götz die wackern Ritter der altdeutschen Zeit uns vor Augen gerückt, und mit der auch die Formlosigkeit, die denn doch zum Theil eben dadurch wieder Form wird, bis zum Uebermuth durchgesetzt ist. Dadurch bekommt selbst das Manierirte in der Darstellung einen gewissen Reiz, und das Ganze ist ungleich weniger veraltet als der Werther. Doch eines ist ewig jung auch in diesem, und ragt einzeln aus seiner Umgebung hervor. Dieses ist die grosse Ansicht der Natur, nicht bloss in den ruhigen sondern in den leidenschaftlichen Stellen. Es sind Andeutungen auf den Faust, und es hätte möglich seyn müssen, (174) aus diesen Ergiessungen des Dichters den Ernst des Naturforschers vorauszusagen.

Es war nicht meine Absicht, alle Produkte des Dichters zu classificiren, sondern nur die bedeutendsten Momente im Stufengange seiner Kunst anzugeben. Ich überlasse es daher Eurem eignen Urtheil, ob Ihr etwa den Faust wegen der altdeutschen Form, welche der naiven Kraft und dem nachdrücklichen Witz einer männlichen Poesie so günstig ist, wegen des Hanges zum Tragischen, und wegen andrer Spuren und Verwandtschaften zu jener ersten Manier zählen wollt. Gewiss aber ist es, dass dieses grosse Bruchstück nicht bloss wie die benannten drey Werke den Charakter einer Stufe repräsentirt, sondern den ganzen Geist des Dichters offenbart, wie seitdem nicht wieder; ausser auf andre Weise im Meister, dessen Gegensatz in dieser Hinsicht der Faust ist, von dem hier nichts weiter gesagt werden kann, als dass er zu dem Grössten gehört, was die Kraft des Menschen je gedichtet hat.

An Clavigo und andern minder wichtigen Produkten der ersten Manier ist mir das am merkwürdigsten, dass der Dichter so früh schon einem bestimmten Zwecke, einem einmal gewählten Gegenstande zu gefallen, sich genau und eng zu beschränken wusste.

Die Iphigenia möchte ich mir als Uebergang von der ersten Manier zur zweyten denken.

Das Charakteristische im Tasso ist der Geist der Reflexion und der Harmonie; nämlich dass alles auf ein Ideal von harmonischem Leben und harmonischer Bildung bezogen und selbst die Disharmonie in har-(175)monischem Ton gehalten wird. Die tiefe Weichlichkeit einer durchaus musikalischen Natur ist noch nie im Modernen mit dieser sinnreichen Gründlichkeit dargestellt. Alles ist hier Antithese und Musik, und das zarteste Lächeln der feinsten Geselligkeit schwebt über dem stillen Gemählde, das sich am Anfange und Ende in seiner eignen Schönheit zu spiegeln scheint. Es mussten und sollten Unarten eines verzärtelten Virtuosen zum Vorschein kommen: aber sie zeigten sich im schönsten Blumenschmuck der Poesie beynah liebenswürdig. Das Ganze schwebt in der Atmosphäre küntlicher Verhältnisse und Misverhältnisse vor-

nehmer Stände, und das Räthselhafte der Auflösung ist nur auf den Standpunkt berechnet, wo Verstand und Willkühr allein herrschen, und das Gefühl beinah schweigt. In allen diesen Eigenschaften finde ich den Egmont jenem Werk ähnlich oder auf eine so symmetrische Art unähnlich, dass er auch dadurch ein Pendant desselben wird. Auch Egmonts Geist ist ein Spiegel des Weltalls; die andern nur ein Wiederschein dieses Lichts. Auch hier unterliegt eine schöne Natur der ewigen Macht des Verstandes. Nur ist der Verstand im Egmont mehr ins Gehässige nüancirt, der Egoismus des Helden hingegen ist weit edler und liebenswürdiger als der des Tasso. Das Misverhältniss liegt schon ursprünglich in diesem selbst, in seiner Empfindungsweise; die andern sind mit sich selbst Eins und werden nur durch den Fremdling aus höhern Sphären gestört. Im Egmont hingegen wird alles, was Mislaut ist, in die Nebenpersonen gelegt. (176) Clärchens Schicksal zerreisst uns, und von Brakenburgs Jammer — dem matten Nachhall einer Dissonanz — möchte man sich beynah wegwenden. Er vergeht wenigstens, Clärchen lebt im Egmont, die andern repräsentiren nur. Egmont allein lebt ein höheres Leben in sich selbst, und in seiner Seele ist alles harmonisch. Selbst der Schmerz verschmilzt in Musik, und die tragische Katastrophe giebt einen milden Eindruck.

Aus den leichtesten, frischesten Blumengestalten hervor athmet derselbe schöne Geist jener beyden Stücke in Claudine von Villabella. Durch die merkwürdigste Umbildung ist darin der sinnliche Reiz des Rugantino, in dem der Dichter schon früh das romantische Leben eines lustigen Vagabunden mit Liebe dargestellt hatte, in die geistigste Anmuth verklärt, und aus der gröberen Atmosphäre in den reinsten Aether emporgehoben.

In diese Epoche fallen die meisten der Skizzen und Studien für die Bühne. Eine lehrreiche Folge von dramaturgischen Experimenten, wo die Methode und die Maxime des künstlerischen Verfahrens oft wichtiger ist, als das einzelne Resultat. Auch der Egmont ist nach des Dichters Ideen von Shakspeare's Römischen Stücken gebildet. Und selbst beym Tasso konnte er vielleicht zuerst an das einzige deutsche Drama gedacht haben, welches durchaus ein Werk des Verstandes ist (obgleich eben nicht des dramatischen), an Lessings Nathan. Es wäre diess nicht wunderbarer als dass der Meister, an dem alle Künstler (177) ewig zu studiren haben werden, in gewissem Sinne, der materiellen Entstehung nach ein Studium nach Romanen ist, die wohl vor einer strengen Prüfung weder einzeln als Werke, noch zusammen als eine Gattung gelten dürften.

Diess ist der Charakter der wahren Nachbildung, ohne die ein Werk kaum ein Kunstwerk seyn kann! Das Vorbild ist dem Künstler nur Reiz und Mittel, den Gedanken von dem was er bilden will, individueller zu gestalten. So wie Göthe dichtet, das heisst

nach Ideen dichten; in demselben Sinne, wie Plato fodert, dass man nach Ideen leben soll.

Auch der Triumph der Empfindsamkeit geht sehr weit ab vom Gozzi, und in Rücksicht der Ironie weit über ihn hinaus.

Wohin Ihr Meisters Lehrjahre stellen wollt, überlasse ich Euch. Bey der künstlichen Geselligkeit, bey der Ausbildung des Verstandes, die in der zweyten Manier den Ton angiebt, fehlt es nicht an Reminiscenzen aus der ersten, und im Hintergrunde regt sich überall der classische Geist, der die dritte Periode charakterisirt.

Dieser classische Geist liegt nicht bloss im Aeusserlichen: denn wo ich nicht irre, so ist sogar im Reineke Fuchs das Eigenthümliche des Tons, was der Künstler an das Alte angebildet hat, von derselben Tendenz wie die Form.

Metrum, Sprache, Form, Aehnlichkeit der Wendungen und Gleichheit der Ansichten, ferner das meistens südliche Colorit und Costüm, der ruhige weiche (178) Ton, der antike Styl, die Ironie der Reflexion, bilden die Elegien, Epigramme, Episteln, Idyllen zu einem Kreise, gleichsam zu einer Familie von Gedichten. Man würde wohl thun, sie als ein Ganzes und in gewissem Sinne wie ein Werk zu nehmen und zu betrachten.

Vieles von dem Zauber und Reiz dieser Gedichte liegt in der schönen Individualität, die sich darin äussert und zur Mittheilung gleichsam gehn lässt. Sie wird durch die classische Form nur noch pikanter.

In den Erzeugnissen der ersten Manier ist das Subjektive und das Objektive durchaus vermischt. In den Werken der zweyten Epoche ist die Ausführung im höchsten Grade objektiv. Aber das eigentlich Interessante derselben, der Geist der Harmonie und der Reflexion verräth seine Beziehung auf eine bestimmte Individualität. In der dritten Epoche ist beydes rein geschieden, und Herrmann und Dorothea durchaus objektiv. Durch das Wahre, Innige könnte es eine Rückkehr zur geistigen Jugend scheinen, eine Wiedervereinigung der letzten Stufe mit der Kraft und Wärme der ersten. Aber die Natürlichkeit ist hier nicht selbst eine natürliche Ergiessung, sondern absichtliche Popularität für die Wirkung nach Aussen. In diesem Gedicht finde ich ganz die idealische Haltung, die andre nur in der Iphigenia suchen.

Es konnte nicht meine Absicht seyn, in einem Schema seines Stufenganges alle Werke des Künstlers zu ordnen. Um diess durch ein Beispiel anschaulicher zu machen, erwähne ich nur, dass Prometheus (179) z. B. und die Zueignung mir würdig scheinen, neben den grössten Werken desselben Meisters zu stehn. In den vermischten Gedichten überhaupt liebt jeder leicht das Interessante. Aber für die würdigen Gesinnungen die hier ausgesprochen sind, lassen sich kaum glücklichere Formen wünschen, und der wahre

Kenner müsste im Stande seyn, allein aus einem solchen Stück die Höhe auf der alle stehn, zu errathen.

Nur vom Meister muss ich noch einige Worte sagen. Drey Eigenschaften scheinen mir daran die wunderbarsten und die grössten. Erstlich, dass die Individualität, welche darin erscheint, in verschiedne Strahlen gebrochen, unter mehrere Personen vertheilt ist. Dann der antike Geist, den man bey näherer Bekanntschaft unter der modernen Hülle überall wiedererkennt. Diese grosse Combination eröffnet eine ganz neue endlose Aussicht auf das, was die höchste Aufgabe aller Dichtkunst zu seyn scheint, die Harmonie des Classischen und des Romantischen. Das dritte ist, dass das eine untheilbare Werk in gewissem Sinn doch zugleich ein zwiefaches, doppeltes ist. Ich drücke vielleicht, was ich meyne, am deutlichsten aus, wenn ich sage: das Werk ist zweymal gemacht, in zwey schöpferischen Momenten, aus zwey Ideen. Die erste war bloss die eines Künstlerromans; nun aber ward das Werk, überrascht von der Tendenz seiner Gattung, plötzlich viel grösser als seine erste Absicht, und es kam die Bildungslehre der Lebenskunst hinzu, und ward der Genius des Ganzen. Eine eben so auffallende Duplicität ist sichtbar in den beyden künstlichsten und (180) verstandvollsten Kunstwerken im ganzen Gebiet der romantischen Kunst, im Hamlet und im Don Quixote. Aber Cervantes und Shakspeare hatten Jeder ihren Gipfel, von dem sie zuletzt in der That ein wenig sanken. Dadurch zwar, dass jedes ihrer Werke ein neues Individuum ist, eine Gattung für sich bildet, sind sie die einzigen, mit denen Goethe's Universalität eine Vergleichung zulässt. Die Art, wie Shakspeare den Stoff umbildet, ist dem Verfahren nicht unähnlich, wie Goethe das Ideal einer Form behandelt. Cervantes nahm auch individuelle Formen zum Vorbilde. Nur ist Goethe's Kunst durchaus progressiv, und wenn auch sonst ihr Zeitalter jenen günstiger, und es ihrer Grösse nicht nachtheilig war, dass sie von niemanden erkannt, allein blieb: so ist doch das jetzige wenigstens in dieser Hinsicht nicht ohne Mittel und Grundlagen.

Goethe hat sich in seiner langen Laufbahn von solchen Ergiessungen des ersten Feuers, wie sie in einer theils noch rohen theils schon verbildeten Zeit, überall von Prosa und von falschen Tendenzen umgeben, nur immer möglich waren, zu einer Höhe der Kunst heraufgearbeitet, welche zum erstenmal die ganze Poesie der Alten und der Modernen umfasst, und den Keim eines ewigen Fortschreitens enthält.

Der Geist, der jetzt rege ist, muss auch diese Richtung nehmen, und so wird es, dürfen wir hoffen, nicht an Naturen fehlen, die fähig seyn werden zu dichten, nach Ideen zu dichten. Wenn sie nach Goethe's Vorbilde in Versuchen und Werken jeder Art unermüdet (181) nach dem Bessern trachten; wenn sie sich die universelle Tendenz, die progressiven Maximen dieses Künstlers zu

eigen machen, die noch der mannigfaltigsten Anwendung fähig sind; wenn sie wie er das Sichre des Verstandes dem Schimmer des Geistreichen vorziehn: so wird jener Keim nicht verloren gehn, so wird Goethe nicht das Schicksal des Cervantes und des Shakspeare haben können; sondern der Stifter und das Haupt einer neuen Poesie seyn, für uns und die Nachwelt, was Dante auf andre Weise im Mittelalter.

Andrea. Es freut mich, dass in dem mitgetheilten Versuch endlich das zur Sprache gekommen ist, was mir gerade die höchste aller Fragen über die Kunst der Poesie zu seyn scheint. Nämlich die von der Vereinigung des Antiken und des Modernen: unter welchen Bedingungen sie möglich, in wie fern sie rathsam sey. Lasst uns versuchen, diesem Problem auf den Grund zu kommen!

Ludoviko. Ich würde gegen die Einschränkungen protestiren, und für die unbedingte Vereinigung stimmen. Der Geist der Poesie ist nur einer und überall derselbe.

Lothario. Allerdings der Geist! Ich möchte hier die Eintheilung in Geist und Buchstaben anwenden. Was Sie in Ihrer Rede über die Mythologie dargestellt oder doch angedeutet haben, ist, wenn Sie (182) wollen, der Geist der Poesie. Und Sie werden gewiss nichts dagegen haben können, wenn ich Metrum und dergleichen ja sogar Charaktere, Handlung, und was dem anhängt, nur für den Buchstaben halte. Im Geist mag Ihre unbedingte Verbindung des Antiken und Modernen Statt finden; und nur auf eine solche machte unser Freund uns aufmerksam. Nicht so im Buchstaben der Poesie. Der alte Rhythmus z. B. und die gereimten Sylbenmasse bleiben ewig entgegengesetzt. Ein drittes Mittleres zwischen beyden giebts nicht.

Andrea. So habe ich oft wahrgenommen, dass die Behandlung der Charaktere und Leidenschaften bey den Alten und den Modernen schlechthin verschieden ist. Bey jenen sind sie idealisch gedacht, und plastisch ausgeführt. Bey diesen ist der Charakter entweder wirklich historisch, oder doch so construirt als ob er es wäre; die Ausführung hingegen mehr pittoresk und nach der Art des Porträts.

Antonio. So müsst Ihr die Diction, die doch eigentlich wohl das Centrum alles Buchstabens seyn sollte, wunderlich genug zum Geist der Poesie rechnen. Denn obwohl auch hier in den Extremen jener allgemeine Dualismus sich offenbart, und im Ganzen der Charakter der alten sinnlichen Sprache und unsrer abstracten entschieden entgegengesetzt ist: so finden sich doch gar viele Uebergänge aus einem Gebiete in das andre; und ich sehe nicht ein, warum es deren nicht weit mehr geben könnte, wenn gleich keine völlige Vereinigung möglich wäre.

Ludoviko. Und ich sehe nicht ein, warum wir uns nur an das Wort, nur an den Buchstaben des Buchstabens halten, und ihm zu gefallen nicht anerkennen sollten, dass die Sprache dem Geist der Poesie näher steht, als andre Mittel derselben. Die Sprache, die, ursprünglich gedacht, identisch mit der Allegorie ist, das erste unmittelbare Werkzeug der Magie.

Lothario. Man wird beym Dante, bey Shakspeare und andern Grossen Stellen, Ausdrücke finden, die an sich betrachtet schon das ganze Gepräge der höchsten Einzigkeit an sich tragen; sie sind dem Geist des Urhebers näher als andre Organe der Poesie es je seyn können.

Antonio. Ich habe nur das an dem Versuch über Goethe auszusetzen, dass die Urtheile darin etwas zu imperatorisch ausgedrückt sind. Es könnte doch seyn, dass noch Leute hinter dem Berge wohnten, die von einem und dem andern eine durchaus andre Ansicht hätten.

Marcus. Ich bekenne es gern, dass ich nur gesagt habe, wie es mir vorkommt. Nämlich wie es mir vorkommt, nachdem ich aufs redlichste geforscht habe, mit Hinsicht auf jene Maximen der Kunst und der Bildung, über die wir im Ganzen einig sind.

Antonio. Diese Einigkeit mag wohl nur sehr relativ seyn.

Marcus. Es sey damit wie es sey. Ein wahres Kunsturtheil, werden Sie mir eingestehen, eine (184) ausgebildete, durchaus fertige Ansicht eines Werks ist immer ein kritisches Factum, wenn ich so sagen darf. Aber auch nur ein Factum, und eben darum ists leere Arbeit, es motiviren zu wollen, es müsste denn das Motiv selbst ein neues Factum oder eine nähere Bestimmung des ersten enthalten. Oder auch für die Wirkung nach Aussen, wo eben nichts übrig bleibt, als zu zeigen, dass wir die Wissenschaft besitzen, ohne welche das Kunsturtheil nicht möglich wäre, die es aber so wenig schon selbst ist, dass wir sie nur gar zu oft mit dem absoluten Gegentheil aller Kunst und alles Urtheils aufs vortrefflichste zusammen bestehn sehn. Unter Freunden bleibt die Probezeigung der Geschicklichkeit besser weg, und es kann doch am Ende in jeder auch noch so künstlich zubereiteten Mittheilung eines Kunsturtheils kein anderer Anspruch liegen, als die Einladung, dass jeder seinen eignen Eindruck eben so rein zu fassen und streng zu bestimmen suche, und dann den mitgetheilten der Mühe werth achte, darüber zu reflectiren, ob er damit übereinstimmen könne, um ihn in diesem Falle frey- und bereitwillig anzuerkennen.

Antonio. Und wenn wir nun nicht übereinstimmen, so heisst es am Ende: Ich liebe das Süsse. Nein, sagt der andre, ganz im Gegentheil, mir schmeckt das Bittre besser.

Lothario. Es darf über manches Einzelne so heissen und dennoch bleibt ein Wissen in Dingen der Kunst sehr möglich. Und

ich denke, wenn jene histo-(185)rische Ansicht vollendeter ausgeführt würde, und wenn es gelänge, die Principien der Poesie auf dem Wege, den unser philosophischer Freund versucht hat, aufzustellen: so würde die Dichtkunst ein Fundament haben, dem es weder an Festigkeit noch an Umfang fehlte.

Marcus. Vergessen Sie nicht das Vorbild, welches so wesentlich ist, uns in der Gegenwart zu orientiren, und uns zugleich beständig erinnert uns zur Vergangenheit zu erheben, und der bessern Zukunft entgegen zu arbeiten. Lasst wenigstens uns an jener Grundlage halten und dem Vorbilde treu bleiben.

Lothario. Ein würdiger Entschluss, gegen den sich nichts einwenden lässt. Und gewiss werden wir auf diesem Wege immer mehr lernen, uns über das Wesentliche einander zu verstehn.

Antonio. Wir dürfen also nun nichts mehr wünschen, als dass wir Ideen zu Gedichten in uns finden mögen, und dann das gerühmte Vermögen, nach Ideen zu dichten.

Ludoviko. Halten Sie es etwa für unmöglich, zukünftige Gedichte a priori zu construiren?

Antonio. Geben Sie mir Ideen zu Gedichten, und ich getraue mir, Ihnen jenes Vermögen zu geben.

Lothario. Sie mögen in ihrem Sinne Recht haben, das für unmöglich zu halten, was Sie meynen. — Doch weiss ich selbst aus eigner Erfahrung das Gegentheil. Ich darf sagen, dass einigemal der (186) Erfolg meinen Erwartungen von einem bestimmten Gedicht entsprochen hat, was auf diesem oder jenem Felde der Kunst nun eben zunächst nothwendig oder doch möglich seyn möchte.

Andrea. Wenn Sie dieses Talent besitzen, so werden Sie mir also auch sagen können, ob wir hoffen dürfen, jemals wieder antike Tragödien zu bekommen.

Lothario. Es ist mir im Scherz und auch im Ernst willkommen, dass Sie diese Aufforderung an mich richten, damit ich doch nicht bloss über die Meynung der andern meyne, sondern wenigstens Eins aus eigner Ansicht zum Gastmahl beytrage. — Wenn erst die Mysterien und die Mythologie durch den Geist der Physik verjüngt seyn werden, so kann es möglich seyn, Tragödien zu dichten, in denen alles antik, und die dennoch gewiss wären durch die Bedeutung den Sinn des Zeitalters zu fesseln. Es wäre dabey ein grösserer Umfang und eine grössere Mannichfaltigkeit der äussern Formen erlaubt ja sogar rathsam, ungefähr so wie sie in manchen Nebenarten und Abarten der alten Tragödie wirklich Statt gefunden hat.

Marcus. Trimeter lassen sich in unsrer Sprache so vortrefflich bilden wie Hexameter. Aber die chorischen Sylbenmasse sind, fürchte ich, eine unauflösliche Schwierigkeit.

Camilla. Warum sollte der Inhalt durchaus mythologisch und nicht auch historisch seyn?

(187) Lothario. Weil wir bey einem historischen Süjet nun einmal die moderne Behandlungsart der Charaktere verlangen, welche dem Geist des Alterthums schlechthin widerspricht. Der Künstler würde da auf eine oder die andre Art gegen die antike Tragödie oder gegen die romantische den kürzern ziehen müssen.

Camilla. So hoffe ich, dass Sie die Niobe zu den mythologischen Süjets rechnen werden.

Marcus. Ich möchte noch lieber um einen Prometheus bitten.

Antonio. Und ich würde unmassgeblich die alte Fabel vom Apollo und Marsyas vorschlagen. Sie scheint mir sehr an der Zeit zu seyn. Oder eigentlicher zu reden ist sie wohl immer an der Zeit in jeder wohl verfassten Litteratur.

Ueber die Unverständlichkeit.

(335) Einige Gegenstände des menschlichen Nachdenkens reizen, weil es so in ihnen liegt oder in uns, zu immer tieferem Nachdenken, und je mehr wir diesem Reize folgen und uns in sie verlieren, je mehr werden sie alle zu Einem Gegenstande, den wir, je nachdem wir ihn in uns oder ausser uns suchen und finden, als Natur der Dinge oder als Bestimmung des Menschen charakterisiren. Andre Gegenstände würden niemals vielleicht unsre Aufmerksamkeit erregen können, wenn wir in heiliger Abgeschiedenheit jenem Gegenstand aller Gegenstände ausschliesslich und einseitig unsre Betrachtung widmeten; wenn wir nicht mit Menschen im Verkehr ständen, aus deren gegenseitiger Mittheilung sich erst solche Verhältnisse und Verhältnissbegriffe erzeugen, die sich als Gegenstände des Nachdenkens bey genauerer Reflexion immer mehr vervielfältigen und verwickeln, also auch hierin den entgegengesetzten Gang befolgen.

(336) Was kann wohl von allem, was sich auf die Mittheilung der Ideen bezieht, anziehender seyn, als die Frage, ob sie überhaupt möglich sey; und wo hätte man nähere Gelegenheit über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit dieser Sache mancherley Versuche anzustellen, als wenn man ein Journal wie das Athenäum entweder selbst schreibt, oder doch als Leser an demselben Theil nimmt?

Der gesunde Menschenverstand, der sich so gern am Leitfaden der Etymologien, wenn sie sehr nahe liegen, orientiren mag, dürfte leicht auf die Vermuthung gerathen können, der Grund des Unverständlichen liege im Unverstand. Nun ist es ganz eigen an mir, dass ich den Unverstand durchaus nicht leiden kann, auch den Unverstand der Unverständigen, noch weniger aber den Unverstand der Verständigen. Daher hatte ich schon vor langer Zeit den Entschluss gefasst, mich mit dem Leser in ein Gespräch über

A: Athenäum. Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Dritten Bandes Zweites Stück. Berlin, 1880. bei Heinrich Frölich. Nr. VIII. S. 335—352.

diese Materie zu versetzen, und vor seinen eignen Augen, gleichsam ihm ins Gesicht, einen andern neuen Leser nach meinem Sinne zu construiren, ja wenn ich es nöthig finden sollte, denselben sogar zu deduciren. Ich meynte es ernstlich genug und nicht ohne den alten Hang zum Mystizismus. Ich wollte es einmal recht genau nehmen, wollte die ganze Kette meiner Versuche durchgehn, den oft schlechten Erfolg mit rücksichtsloser Offenheit bekennen, und so den Leser zu einer gleichen Offenheit und Redlichkeit gegen sich selbst allmählig hinleiten; ich wollte beweisen, dass alle Unverständlichkeit relativ, und darstellen, wie unver-(337)ständlich mir zum Beyspiel Garve sey; ich wollte zeigen, dass die Worte sich selbst oft besser verstehen, als diejenigen von denen sie gebraucht werden, wollte aufmerksam darauf machen, dass es unter den philosophischen Worten, die oft in ihren Schriften wie eine Schaar zu früh entsprungener Geister alles verwirren und die unsichtbare Gewalt des Weltgeistes auch an dem ausüben, der sie nicht anerkennen will, geheime Ordensverbindungen geben muss; ich wollte zeigen, dass man die reinste und gediegenste Unverständlichkeit gerade aus der Wissenschaft und aus der Kunst erhält, die ganz eigentlich aufs Verständigen und Verständlichmachen ausgehn, aus der Philosophie und Philologie; und damit das ganze Geschäft sich nicht in einem gar zu handgreiflichen Cirkel herumdrehen möchte, so hatte ich mir fest vorgenommen, dieses eine Mal wenigstens gewiss verständlich zu seyn. Ich wollte auf das hindeuten was die grössten Denker jeder Zeit (freylich nur sehr dunkel) geahndet haben, bis Kant die Tafel der Kategorien entdeckte und es Licht wurde im Geiste des Menschen; ich meyne eine reelle Sprache, dass wir aufhören möchten mit Worten zu kramen, und schauen alles Wirkens Kraft und Saamen. Die grosse Raserey einer solchen Kabbala, wo gelehrt werden sollte, wie des Menschen Geist sich selbst verwandeln und dadurch den wandelbaren ewig verwandelten Gegner endlich fesseln möge, ein dergleichen Mysterium durfte ich nun nicht so naiv und nakt darstellen, wie ich aus jugendlicher Unbesonnenheit die Natur der Liebe in der Lucinde zur ewigen (338) Hieroglyphe dargestellt habe. Ich musste demnach auf ein populäres Medium denken, um den heiligen, zarten, flüchtigen, luftigen, duftigen gleichsam imponderablen Gedanken chemisch zu binden. Wie sehr hätte er sonst misverstanden werden können, da ja erst durch seinen wohlverstandnen Gebrauch allen verständlichen Misverständnissen endlich ein Ende gemacht werden sollte? Zugleich hatte ich mit innigem Vergnügen die Progressen unsrer Nation bemerkt; und was soll ich erst von dem Zeitalter sagen? Dasselbe Zeitalter, in welchem auch wir zu leben die Ehre haben; das Zeitalter, welches, um alles mit einem Worte zu sagen, den bescheidnen aber vielsagenden Namen des kritischen Zeitalters verdient, so dass nun bald alles kritisirt seyn wird, ausser das

Zeitalter selbst, und dass alles immer kritischer und kritischer wird, und die Künstler schon die gerechte Hoffnung hegen dürfen, die Menschheit werde sich endlich in Masse erheben und lesen lernen.

Nur ganz kürzlich wurde dieser Gedanke einer reellen Sprache mir von neuem erregt, und eine glorreiche Aussicht öffnete sich dem innern Auge. Im neunzehnten Jahrhundert, versichert uns Girtanner, im neunzehnten Jahrhundert wird man Gold machen können; und ist es nicht schon mehr als Vermuthung, dass das neunzehnte Jahrhundert nun bald seinen Anfang nehmen wird? Mit löblicher Sicherheit und mit einer interessanten Erhebung sagt der würdige Mann: „Jeder Chemiker, jeder Künstler wird Gold machen: das Küchengeschirr wird von Silber, von (339) Gold seyn." — Wie gern werden nun alle Künstler sich entschliessen den kleinen unbedeutenden Ueberrest vom achtzehnten Jahrhundert noch zu hungern, und diese grosse Pflicht künftig nicht mehr mit betrübtem Herzen erfüllen; denn sie wissen, dass theils noch sie selbst in eigner Person, theils aber auch und desto gewisser ihre Nachkommen in kurzem werden Gold machen können. Dass gerade das Küchengeschirr erwähnt wird, hat zur Ursache, weil jener scharfsinnige Geist gerade das vorzüglich schön und gross an dieser Katastrophe findet, dass wir nun nicht mehr so viele verruchte Halbsäuren von gemeinen unedlen niederträchtigen Metallen wie Bley, Kupfer, Eisen und dergl. werden verschlucken dürfen. Ich sah die Sache aus einem andern Gesichtspunkte. Schon oft hatte ich die Objektivität des Goldes im Stillen bewundert, ja ich darf wohl sagen angebetet. Bey den Chinesen, dachte ich, bey den Engländern, bey den Russen, auf der Insel Japan, bey den Einwohnern von Fetz und Marokko, ja sogar bey den Kosacken, Tscheremissen, Baschkiren und Mulatten, kurz überall wo es nur einige Bildung und Aufklärung giebt, ist das Silber, das Gold verständlich und durch das Gold alles übrige. Wenn nun erst jeder Künstler diese Materien in hinreichender Quantität besitzt, so darf er ja nur seine Werke in Basrelief schreiben, mit goldnen Lettern auf silbernen Tafeln. Wer würde eine so schön gedruckte Schrift, mit der groben Aeusserung, sie sey unverständlich, zurückweisen wollen?

Aber alles das sind nur Hirngespinste oder Ideale: (340) denn Girtanner ist gestorben, und ist demnach für jetzt so weit davon entfernt Gold machen zu können, dass man vielmehr mit aller Kunst nur so viel Eisen aus ihm wird machen können, als nöthig wäre, sein Andenken durch eine kleine Schaumünze zu verewigen.

Ueberdem haben sich die Klagen über die Unverständlichkeit so ausschliesslich gegen das Athenaeum gerichtet, es ist so oft und so vielseitig geschehen, dass die Deduction am besten eben da ihren Anfang wird nehmen können, wo uns eigentlich der Schuh drückt.

Schon hat ein scharfsinniger Kunstrichter im Berliner Archiv der Zeit das Athenaeum gegen diese Vorwürfe freundschaftlich vertheidigt, und dabey das berüchtigte Fragment von den drey Tendenzen zum Beyspiel gewählt. Ein überaus glücklicher Gedanke! Gerade so muss man die Sache angreifen. Ich werde denselben Weg einschlagen, und damit der Leser um so leichter einsehen kann, dass ich das Fragment wirklich für gut halte, so mag es hier noch einmal stehen:

> „Die französische Revoluzion, Fichte's Wissenschaftslehre und Goethe's Meister sind die grössten Tendenzen des Zeitalters. Wer an dieser Zusammenstellung Anstoss nimmt, wem keine Revoluzion wichtig scheinen kann, die nicht laut und materiell ist, der hat sich noch nicht auf den hohen weiten Standpunkt der Geschichte der Menschheit erhoben. Selbst in unsern dürftigen Culturgeschichten, die meistens einer mit fortlaufendem Commentar begleiteten Variantensamm-(341)lung, wozu der classische Text verloren ging, gleichen, spielt manches kleine Buch, von dem die lärmende Menge zu seiner Zeit nicht viel Notiz nahm, eine grössere Rolle als alles, was diese trieb."

Dieses Fragment schrieb ich in der redlichsten Absicht und fast ohne alle Ironie. Die Art, wie es misverstanden worden, hat mich unaussprechlich überrascht, weil ich das Misverständnis von einer ganz andern Seite erwartet hatte. Dass ich die Kunst für den Kern der Menschheit, und die französische Revoluzion für eine vortreffliche Allegorie auf das System des transcendentalen Idealismus halte, ist allerdings nur eine von meinen äusserst subjektiven Ansichten. Ich habe es ja aber schon so oft und in so verschiednen Manieren zu erkennen gegeben, dass ich wohl hätte hoffen dürfen, der Leser würde sich endlich daran gewöhnt haben. Alles übrige ist nur Chiffernsprache. Wer Goethe's ganzen Geist nicht auch im Meister finden kann, wird ihn wohl überall vergeblich suchen. Die Poesie und der Idealismus sind die Centra der deutschen Kunst und Bildung; das weiss ja ein jeder. Aber wer es weiss, kann nicht oft genug daran erinnert werden, dass er es weiss. Alle höchsten Wahrheiten jeder Art sind durchaus trivial und eben darum ist nichts nothwendiger als sie immer neu, und wo möglich immer paradoxer auszudrücken, damit es nicht vergessen wird, dass sie noch da sind, und dass sie nie eigentlich ganz ausgesprochen werden können.

Bis hieher ist nun alles ohne alle Ironie, und (342) durfte von Rechtswegen nicht misverstanden werden; und doch ist es so sehr geschehen, dass ein bekannter Jakobiner, der Magister Dyk in Leipzig, sogar demokratische Gesinnungen darin hat finden wollen.

Etwas andres freylich ist noch in dem Fragment, welches allerdings misverstanden werden konnte. Es liegt in dem Wort

Tendenzen, und da fängt nun auch schon die Ironie an. Es kann dieses nemlich so verstanden werden, als hielte ich die Wissenschaftslehre zum Beyspiel auch nur für eine Tendenz, für einen vorläufigen Versuch wie Kants Kritik der reinen Vernunft, den ich selbst etwa besser auszuführen und endlich zu beendigen gesonnen sey, oder als wollte ich, um es in der Kunstsprache, welche für diese Vorstellungsart die gewöhnliche und auch die schicklichste ist, zu sagen, mich auf Fichte's Schultern stellen, wie dieser auf Reinholds Schultern, Reinhold auf Kants Schultern, dieser auf Leibnizens Schultern steht, und so ins unendliche fort bis zur ursprünglichen Schulter. — Ich wusste das recht gut, aber ich dachte, ich wollte es doch einmal versuchen, ob mir wohl jemand einen solchen schlechten Gedanken andichten werde. Niemand scheint es bemerkt zu haben. Warum soll ich Misverständnisse darbieten, wenn niemand sie ergreifen will? Ich lasse demnach die Ironie fahren und erkläre gerade heraus, das Wort bedeute in dem Dialekt der Fragmente, alles sey nur noch Tendenz, das Zeitalter sey das Zeitalter der Tendenzen. Ob ich nun der Meynung sey, alle diese Tendenzen würden durch mich selbst in Richtigkeit und (343) zum Beschluss gebracht werden, oder vielleicht durch meinen Bruder oder durch Tieck, oder durch sonst einen von unsrer Faction, oder erst durch einen Sohn von uns, durch einen Enkel, einen Urenkel, einen Enkel im sieben und zwanzigsten Gliede, oder erst am jüngsten Tage, oder niemals; das bleibt der Weisheit des Lesers, für welche diese Frage recht eigentlich gehört, anheim gestellt.

Goethe und Fichte, das bleibt die leichteste und schicklichste Formel für allen Anstoss, den das Athenaeum gegeben, und für alles Unverständniss, welches das Athenaeum erregt hat. Das beste dürfte wohl auch hier seyn, es immer ärger zu machen; wenn das Aergerniss die grösste Höhe erreicht hat, so reisst es und verschwindet, und kann das Verstehen dann sogleich seinen Anfang nehmen. Noch sind wir nicht weit genug mit dem Anstossgeben gekommen: aber was nicht ist kann noch werden. Ja auch jene Namen werden noch mehr als einmal wieder genannt werden müssen, und nur noch heute hat mein Bruder ein Sonett gemacht, welches ich mich nicht enthalten kann, dem Leser mitzutheilen, wegen der reizenden Wortspiele, die er (der Leser) fast noch mehr liebt als die Ironie:

Bewundert nur die feingeschnitzten Götzen,
Und lasst als Meister, Führer, Freund uns Goethen:
Euch wird nach seines Geistes Morgenröthen
Apollo's goldner Tag nicht mit ergötzen.

(344) Der lockt kein frisches Grün aus dürren Klötzen,
Man haut sie um, wo Feurung ist vonnöthen.
Einst wird die Nachwelt all die Unpoeten
Korrekt versteinert sehn zu ganzen Flötzen.

Die Goethen nicht erkennen, sind nur Gothen,
Die Blöden blendet jede neue Blüthe,
Und, Todte selbst, begraben sie die Todten.

Uns sandte, Goethe, dich der Götter Güte,
Befreundet mit der Welt durch solchen Boten,
Göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüthe.

Ein grosser Theil von der Unverständlichkeit des Athenaeums liegt unstreitig in der Ironie, die sich mehr oder minder überall darin äussert. Ich fange auch hier mit einem Texte an aus den Fragmenten im Lyceum:

„Die sokratische Ironie ist die einzige durchaus unwillkührliche und durchaus besonnene Verstellung. Es ist gleich unmöglich sie zu erkünsteln und sie zu verrathen. Wer sie nicht hat, dem bleibt sie auch nach dem offensten Geständniss ein Räthsel. Sie soll niemand täuschen, als die, welche sie für Täuschung halten, und entweder ihre Freude haben an der herrlichen Schalkheit, alle Welt zum Besten zu haben, oder böse werden, wenn sie ahnden, sie wären auch wohl mit gemeynt. In ihr soll alles Scherz und alles Ernst seyn, alles treuherzig offen und alles tief versteckt. Sie entspringt aus der Vereinigung von (345) Lebenskunstsinn und wissenschaftlichem Geist, aus dem Zusammentreffen vollendeter Naturphilosophie und vollendeter Kunstphilosophie. Sie enthält und erregt ein Gefühl von dem unauflöslichen Widerstreit des Unbedingten und des Bedingten, der Unmöglichkeit und Nothwendigkeit einer vollständigen Mittheilung. Sie ist die freyeste aller Licenzen, denn durch sie setzt man sich über sich selbst weg; und doch auch die gesetzlichste, denn sie ist unbedingt nothwendig. Es ist ein sehr gutes Zeichen, wenn die harmonisch Platten gar nicht wissen, wie sie diese stete Selbstparodie zu nehmen haben, den Scherz gerade für Ernst und den Ernst für Scherz halten."

Ein andres von jenen Fragmenten empfiehlt sich noch mehr durch seine Kürze:

„Ironie ist die Form des Paradoxen. Paradox ist alles was zugleich gut und gross ist."

Muss nicht jeder Leser, welcher an die Fragmente im Athenaeum gewöhnt ist, alles dieses äusserst leicht ja trivial finden? Und doch schien es damals manchem unverständlich, weil es noch eher neu war. Denn erst seitdem ist die Ironie an die Tagesordnung gekommen, nachdem in der Morgendämmerung des neuen Jahrhunderts diese Menge grosser und kleiner Ironien jeder Art aufgeschossen ist, so dass ich bald werde sagen können, wie

Boufflers von den verschiedenen Gattungen des menschlichen Herzens:

J'ai vu des coeurs de toutes formes,
Grands, petits, minces, gros, mediocres, énormes.

(346) Um die Uebersicht vom ganzen System der Ironie zu erleichtern, wollen wir einige der vorzüglichsten Arten anführen. Die erste und vornehmste von allen ist die grobe Ironie; findet sich am meisten in der wirklichen Natur der Dinge und ist einer ihrer allgemein verbreitetsten Stoffe; in der Geschichte der Menschheit ist sie recht eigentlich zu Hause. Dann kommt die feine oder die delikate Ironie; dann die extrafeine; in dieser Manier arbeitet Skaramuz, wenn er sich freundlich und ernsthaft mit jemand zu besprechen scheint, indem er nur den Augenblick erwartet, wo er wird mit einer guten Art einen Tritt in den Hintern geben können. Diese Sorte wird auch wohl bey Dichtern gefunden, wie ebenfalls die redliche Ironie, welche am reinsten und ursprünglichsten in alten Gärten angebracht ist, wo wunderbar liebliche Grotten den gefühlvollen Freund der Natur in ihren kühlen Schooss locken, um ihn dann von allen Seiten mit Wasser reichlich zu besprützen und ihm so die Zartheit zu vertreiben. Ferner die dramatische Ironie, wenn der Dichter drey Akte geschrieben hat, dann wider Vermuthen ein andrer Mensch wird, und nun die beyden letzten Acte schreiben muss. Die doppelte Ironie, wenn zwey Linien von Ironie parallel neben einander laufen ohne sich zu stören, eine fürs Parterre die andre für die Logen, wobey noch kleine Funken in die Coulissen fahren können. Endlich die Ironie der Ironie. Im allgemeinen ist das wohl die gründlichste Ironie der Ironie, dass man sie doch eben auch überdrüssig wird, wenn sie uns überall und immer wieder geboten wird. (347) Was wir aber hier zunächst unter Ironie der Ironie verstanden wissen wollen, das entsteht auf mehr als einem Wege. Wenn man ohne Ironie von der Ironie redet, wie es so eben der Fall war; wenn man mit Ironie von einer Ironie redet, ohne zu merken, dass man sich zu eben der Zeit in einer andren viel auffallenderen Ironie befindet; wenn man nicht wieder aus der Ironie herauskommen kann, wie es in diesem Versuch über die Unverständlichkeit zu seyn scheint; wenn die Ironie Manier wird, und so den Dichter gleichsam wieder ironirt; wenn man Ironie zu einem überflüssigen Taschenbuche versprochen hat, ohne seinen Vorrath vorher zu überschlagen und nun wider Willen Ironie machen muss, wie ein Schauspielkünstler der Leibschmerzen hat; wenn die Ironie wild wird, und sich gar nicht mehr regieren lässt.

Welche Götter werden uns von allen diesen Ironien erretten können? das einzige wäre, wenn sich eine Ironie fände, welche die Eigenschaft hätte, alle jene grossen und kleinen Ironien zu

verschlucken und zu verschlingen, dass nichts mehr davon zu sehen wäre, und ich muss gestehen dass ich eben dazu in der meinigen eine merkliche Disposition fühle. Aber auch das würde nur auf kurze Zeit helfen können. Ich fürchte, wenn ich anders, was das Schicksal in Winken zu sagen scheint, richtig verstehe, es würde bald eine neue Generation von kleinen Ironien entstehn: denn wahrlich die Gestirne deuten auf fantastisch. Und gesetzt es blieb auch während eines langen Zeitraums alles ruhig, so wäre doch nicht zu trauen. (348) Mit der Ironie ist durchaus nicht zu scherzen. Sie kann unglaublich lange nachwirken. Einige der absichtlichsten Künstler der vorigen Zeit habe ich in Verdacht, dass sie noch Jahrhunderte nach ihrem Tode mit ihren gläubigsten Verehrern und Anhängern Ironie treiben. Shakspeare hat so unendlich viele Tiefen, Tücken, und Absichten; sollte er nicht auch die Absicht gehabt haben, verfängliche Schlingen in seine Werke für die geistreichsten Künstler der Nachwelt zu verbergen, um sie zu täuschen, dass sie ehe sie sichs versehen, glauben müssen, sie seyen auch ungefähr so wie Shakspeare? Gewiss, er dürfte auch wohl in dieser Rücksicht weit absichtlicher seyn als man vermuthet.

Ich habe es schon indirekt eingestehen müssen, dass das Athenaeum unverständlich sey, und weil es mitten im Feuer der Ironie geschehen ist, darf ich es schwerlich zurücknehmen, denn sonst müsste ich ja diese selbst verletzen.

Aber ist denn die Unverständlichkeit etwas so durchaus Verwerfliches, und Schlechtes? — Mich dünkt das Heil der Familien und der Nationen beruhet auf ihr; wenn mich nicht alles trügt, Staaten und Systeme, die künstlichsten Werke der Menschen, oft so künstlich, dass man die Weisheit des Schöpfers nicht genug darin bewundern kann. Eine unglaublich kleine Portion ist zureichend, wenn sie nur unverbrüchlich treu und rein bewahrt wird, und kein frevelnder Verstand es wagen darf, sich der heiligen Gränze zu nähern. Ja das köstlichste was der Mensch (349) hat, die innere Zufriedenheit selbst hängt, wie jeder leicht wissen kann, irgendwo zuletzt an einem solchen Punkte, der im Dunkeln gelassen werden muss, dafür aber auch das Ganze trägt und hält, und diese Kraft in demselben Augenblicke verlieren würde, wo man ihn in Verstand auflösen wollte. Wahrlich, es würde euch bange werden, wenn die ganze Welt, wie ihr es fodert, einmal im Ernst durchaus verständlich würde. Und ist sie selbst diese unendliche Welt nicht durch den Verstand aus der Unverständlichkeit oder dem Chaos gebildet?

Ein andrer Trostgrund gegen die anerkannte Unverständlichkeit des Athenaeums liegt schon in der Anerkennung selbst, weil uns eben diese auch belehrte, das Uebel werde vorübergehend seyn. Die neue Zeit kündigt sich an als eine schnellfüssige, sohlenbeflügelte; die Morgenröthe hat Siebenmeilenstiefel angezogen. —

Lange hat es gewetterleuchtet am Horizont der Poesie; in eine mächtige Wolke war alle Gewitterkraft des Himmels zusammengedrängt; jetzt donnerte sie mächtig, jetzt schien sie sich zu verziehen und blitzte nur aus der Ferne, um bald desto schrecklicher wiederzukehren: bald aber wird nicht mehr von einem einzelnen Gewitter die Rede seyn, sondern es wird der ganze Himmel in einer Flamme brennen und dann werden euch alle eure kleinen Blitzableiter nichts mehr helfen. Dann nimmt das neunzehnte Jahrhundert in der That seinen Anfang, und dann wird auch jenes kleine Räthsel von der Unverständlichkeit des Athenaeums gelöst seyn. Welche Katastrophe! Dann wird es Leser geben die (350) lesen können. Im neunzehnten Jahrhundert wird jeder die Fragmente mit vielem Behagen und Vergnügen in den Verdauungsstunden geniessen können, und auch zu den härtesten unverdaulichsten keinen Nussknacker bedürfen. Im neunzehnten Jahrhundert wird jeder Mensch, jeder Leser die Lucinde unschuldig, die Genoveva protestantisch und die Didaktischen Elegien von A. W. Schlegel fast gar zu leicht und durchsichtig finden. Es wird sich auch hier bewähren, was ich in prophetischem Geiste in den ersten Fragmenten als Maxime aufgestellt habe:

> „Eine classische Schrift muss nie ganz verstanden werden können. Aber die welche gebildet sind und sich bilden, müssen immer mehr daraus lernen wollen.“

Die grosse Scheidung des Verstandes und des Unverstandes wird immer allgemeiner, heftiger und klarer werden. Noch viel verborgne Unverständlichkeit wird ausbrechen müssen. Aber auch der Verstand wird seine Allmacht zeigen; er der das Gemüth zum Charakter, das Talent zum Genie adelt, das Gefühl und die Anschauung zur Kunst läutert; er selbst wird verstanden werden, und man wird es endlich einsehen und eingestehen müssen, dass jeder das Höchste erwerben kann und dass die Menschheit bis jetzt weder boshaft noch dumm, sondern nur ungeschickt und neu war. Ich thue mir Einhalt um die Verehrung der höchsten Gottheit nicht vor der Zeit zu entweihen. Aber die grossen Grundsätze, die Gesinnungen, worauf es dabey ankommt, dürfen ohne Entweihung mitgetheilt (351) werden; und ich habe versucht das wesentliche davon auszudrücken, indem ich mich an einen eben so tiefsinnigen als liebenswürdigen Vers des Dichters anschloss, in derjenigen Form der Dichtung, welche die Spanier Glosse nennen; und es bleibt nun nichts zu wünschen übrig, als dass einer unsrer vortrefflichen Componisten die meinige würdig finden mag, ihr eine musikalische Begleitung zu geben. Schöneres giebt es nichts auf der Erde, als wenn Poesie und Musik in holder Eintracht zur Veredlung der Menschheit wirken.

Eines schickt sich nicht für alle,
Sehe jeder wie ers treibe,
Sehe jeder wo er bleibe,
Und wer steht dass er nicht falle.

Dieser weiss sich sehr bescheiden
Jener bläs't die Backen voll;
Dieser ist im Ernste toll,
Jener muss ihn noch beneiden.
Alle Narrheit kann ich leiden,
Ob sie genialisch knalle,
Oder blumenlieblich walle;
Denn ich werd' es nie vergessen,
Was des Meisters Kraft ermessen:
Eines schickt sich nicht für alle.

Um das Feuer zu ernähren,
Sind viel zarte Geister nöthig,
Die zu allem Dienst erbötig,
Um die Heiden zu bekehren.
Mag der Lärm sich nun vermehren,
Suche jeder wen er reibe,
(352) Wisse jeder was er schreibe,
Und wenn schrecklich alle Dummen
Aus den dunkeln Löchern brummen,
Sehe jeder wie ers treibe.

Ein'ge haben wir entzündet,
Die nun schon alleine flammen;
Doch die Menge hält zusammen,
Viel Gesindel treu verbündet.
Wer den Unverstand ergründet,
Hält sich alle gern vom Leibe,
Die gebohren sind vom Weibe.
Ist der Bienenschwarm erregt,
Den das neuste Wort bewegt,
Sehe jeder wo er bleibe.

Mögen sie geläufig schwatzen,
Was sie dennoch nie begreifen.
Manche müssen irre schweifen,
Viele Künstler werden platzen.
Jeden Sommer fliegen Spatzen,
Freuen sich am eignen Schalle:
Reizte diess dir je die Galle?
Lass sie alle selig spielen,
Sorge du nur gut zu zielen,
Und wer steht dass er nicht falle.

Nachricht von den poetischen Werken des Johannes Boccaccio.

Wenn man den Decamerone mit Aufmerksamkeit lieset, so sieht man darin nicht bloss entschiednes Talent, eine geübte und sichre Hand im Einzelnen, sondern man wird auch Absicht in der Bildung und Ordnung des Ganzen gewahr; ein deutlich gedachtes Ideal des Werks, mit Verstand ersonnen und verständig ausgeführt. Wo sich solcher Verstand vereinigt zeigt mit der instinctmässigen Gewalt über das Mechanische, die wohl schon allein aber mit Unrecht Genie genannt wird, da und nur da kann die Erscheinung hervorgehen, die wir Kunst nennen, und als einen Fremdling aus höhern Regionen verehren.

Die Kunst bildet, aber sie wird auch gebildet; (361) nicht nur das Gebildete, sondern der Bildende selbst ist ein organisches Ganzes, so gewiss er nur ein Künstler ist, und jeder Künstler hat seine Geschichte, welche zu begreifen, zu erklären und darzulegen das vorzüglichste Geschäft der Wissenschaft ist, die unter dem Namen der Kritik bis jetzt mehr gesucht wurde, als schon vorhanden war. Mit Recht interessirt uns die Entstehung des Gebildeten, ja es ist dies das einzige Interessante was es giebt für den, der sich zu der Ansicht des Ganzen erhoben hat, zu der Wahrheit die eins ist mit der Schönheit.

So kleinlich also auch das Geschäft manchem dünken mag, der das Grosse nur in grossen Massen sehen zu müssen glaubt; wir wissen, dass wir etwas thun, was zu thun nicht unbedeutend und nicht unwürdig ist, wenn wir das Eigenthümliche eines originellen Geistes mit aller Sorgfalt charakterisiren, sein Leben gleichsam in der Fantasie wiederholen, und an allen Erweiterungen und Beschränkungen seines Wesens Antheil nehmen. Wir werden uns

K: Charakteristiken und Kritiken. Von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Zweiter Band. Königsberg, bei Friedrich Nikolovius, 1801. Nr. IV. S. 360—400.

W: Friedrich Schlegel's sämmtliche Werke. Zehnter Band. Wien 1825. S. 3—36. *(Nicht berücksichtigt.)*

W_1: Fried. v. Schlegel's sämmtliche Werke. Zweite Original-Ausgabe. Achter Band. Wien 1846. S. 5—29. *(Uebereinstimmend mit W; nicht berücksichtigt.)*

auch seine fehlgeschlagnen Versuche nicht verbergen wollen; sie sind uns werth als nothwendige Stufen der Annäherung zu dem einzig Rechten, oder sie sind bedeutend, indem sie das Höhere bezeichnen, was hier hätte werden können, aber nicht geworden ist, weil es an den Bedingungen fehlte. Das Genie eines Dichters (362) kann oft durch seine falschen Tendenzen eben so sehr und mehr noch beglaubigt und dargestellt werden, als durch seine gelungensten Werke.

Ich glaubte höheren Sinn und höhere Absicht in der Umgebung, Zusammenstellung, Behandlung, ich glaubte den Künstler in dem Werke des Boccaccio gewahr zu werden, welches am allgemeinsten, ja fast ausschliessend unter allen übrigen allgemein gelesen wird; und diess lenkte meine Aufmerksamkeit auf diese.

Es ist mir gelungen, mit Ausnahme der einzigen Teseide, alle aufzutreiben, die Manni, der Commentator des Decamerone, kennt; wiewohl mehre derselben unter die litterarischen Seltenheiten[1] gezählt werden. Ob es vielleicht, in italiänischen Bibliotheken etwa, noch andre geben mag; das zu entscheiden, fehlte es mir an Hülfsmitteln, wie auch an der Gelegenheit, mehre Ausgaben zu conferiren, und alle dahinschlagenden litterarhistorischen Sammlungen zur Hand zu haben. Ich muss mich daher auch aus Nothwendigkeit auf das einschränken, was mir (363) ohnehin das nächste und interessanteste war; auf den Charakter der Werke selbst.

Da ihrer nicht wenige sind, und manche unter ihnen, wie schon gesagt, selten genug, so glaubte ich, würde es den Freunden der Poesie nicht unwillkommen sein, wenn ich ihnen, da ich einmal aus Neugier oder aus Wissbegier alle ganz und sorgfältig gelesen hatte, und die bedeutendsten mehremale, Rechenschaft gäbe von dem, was ich gefunden, und so den Ertrag der aufgewandten Zeit, so viel es sich thun liesse, gemeinnützig machte.

Meine Ansicht von dem Geist und der Kunst des Boccaz mögen sie als eine Zugabe betrachten. Indessen wird es einigen ein günstiges Vorurtheil für die unbekanntern Werke unsers Dichters geben können, dass auch unter den vernachlässigten Dramen des Cervantes eine Numantia sich findet, und unter den nicht bloss vernachlässigten, sondern ausdrücklich verworfnen Jugendwerken des Shakspeare so manches, was freilich denen zu hoch sein musste, die über den Dichter überhaupt nicht hätten mitsprechen sollen. Wollte man aber auch diese Analogie nichts gelten lassen, so würde sich leicht zeigen lassen, dass die zufälligen Umstände, welche einem Werke eines fruchtbaren Schriftstellers vor den andern den Vorzug der Beliebtheit geben, wodurch diese, wenn nur einige (364) Jahrhunderte verstreichen, unfehlbar in völlige Vergessenheit

[1]) Die Bekanntschaft mit zweien der seltensten, dem Urbano und der Amorosa Visione, verdanke ich dem für jede Litteratur so thätigen und auch mit der italiänischen so vertrauten Hrn. Bibliothekar Dassdorf in Dressden.

gerathen; dass diese Umstände, sage ich, keineswegs für die vorzügliche Vortrefflichkeit auch nur eine Wahrscheinlichkeit geben können, wie viel weniger denn die Autorität der falschen Kritiker, die ohne historischen Geist, oft auch ohne alles Gefühl rüstig drauf zu entscheiden und verdammen.

Bei diesem Geschlecht wird eine schiefe Ansicht wohl Jahrtausende unverändert oft mit denselben Worten nachgesprochen. So zum Beispiel das alte Dictum: der gute Redner pflege eben kein guter Dichter zu sein. Da Boccaz einmüthig von den Italiänern für einen grossen, ja den grössten Prosaisten gehalten wird, so lässt sich leicht denken, dass jener tiefsinnige Grundsatz auch auf ihn angewandt sei.

Dass diess unbedingt richtig wäre, konnte ich nicht glauben, auch da ich nur noch den Decamerone kannte; denn wer naive Lieder so leicht und zierlich dichten kann, wie die, mit denen Boccaz die Einfassung seines reichen Werks geschmückt hat, dem ist nicht alles Talent zur Poesie abzusprechen. Was wahr an jener Behauptung sei, was nicht, werden wir unten sehen.

Ehe ich die Gedichte selbst der Reihe nach durchgehe, muss ich mancher Beziehung wegen der Umstände seines Lebens mit einigen Worten erwähnen.

(365) Er lebte zu der Zeit, da die alte Litteratur in Italien wieder aufzuleben anfing, da die italiänische Poesie in der höchsten und herrlichsten Blüthe stand, und da die Dichtungen und Erzählungen der Franzosen und Provenzalen im Original oder in Uebersetzungen und Nachbildungen die Lieblingslektüre der höhern Stände in ganz Europa waren. Er ward gebohren 1313, acht Jahre vor dem Tode des Dante und neune nach der Geburt des Petrarca, mit dem er in einem und demselben Jahre 1374 starb. Er lebte für seine Kunst, und schon in früher Jugend durchbrach er alle Schranken, in die man ihn einengen und einem bürgerlichen Glück entgegenführen wollte. Seine äussern Verhältnisse waren abwechselnd, oft ungünstig; doch brauchten ihn die Florentiner mehrmals zu wichtigen Gesandtschaften. So geehrt bei allen Vornehmen und Fürsten seiner Zeit wie Petrarca war er nicht. Auch in der Liebe ist seine Eigenthümlichkeit der sentimentalen Zartheit des grössten Sonettendichters entgegengesetzt; und doch kann man von ihm wohl mit eben dem Rechte sagen wie von jenem, dass er nur für die Liebe lebte. Er war ausgezeichnet wohlgebildet und schön, welches er mehremal mit Wohlgefallen erwähnt, nicht aus unmännlicher Eitelkeit, sondern in Erinnerung, wie es scheint, an das viele Gute und Angenehme, was er (366) dadurch erlangt. Eine starke Sinnlichkeit war bei ihm verbunden mit einem festen Urtheil über die Absicht, die Natur und den Werth der Geliebten. Doch hinderte ihn seine vielseitige Empfänglichkeit nicht, Eine über alle zu erhöhen, die er Fiammetta genannt hat, und die wenigstens durch

die feurige Kühnheit, die der Name andeutet, der seinigen entsprach, durch die er zuerst sich ihre Gunst erwarb. Ihr eigentlicher Name war Maria, sie war eine natürliche Tochter des Königs Robert von Neapel, Gemahlin eines Grossen daselbst, Schwester und Freundin der Königin Johanna, deren unglückliches Schicksal sie theilte.

In Neapel lernte Boccaz sie kennen, und sichtbar ist der Einfluss, den die Reize der üppigen Gegend, noch verklärt durch den Glanz der feurigsten Liebe, auf seinen jugendlichen Sinn hatten, um ihn zur Poesie zu entfalten. Alle seine Gedichte der frühern Zeit sind der einzig Geliebten geweiht, auch wohl auf ihre Veranlassung geschrieben; ihr, der er noch als Mann, schon lange von ihr getrennt, ein herrliches Denkmahl setzte.

Unter den frühern Werken mache ich den Anfang mit der Teseide und dem Filostrato, und erinnere hier ein für allemal, dass für die Zeitfolge der Werke unsers Dichters sich historische Zeugnisse und (367) bestimmte Angaben in ihnen selbst, oder doch solche gegenseitige Beziehungen, die das Früher oder Später völlig entscheiden, genugsam finden, und wenn ja bei einem oder dem andern Werke, um die Stelle desselben zu bestimmen, der Styl mit in Betracht gezogen werden muss, so ist dieser in den Jugendversuchen und den spätern Werken so auffallend und deutlich verschieden, dass wenigstens kein Zweifel entstehen kann, zu welcher von beiden Perioden es zu rechnen sei.

In dem Filostrato einem romantisch-epischen Gedicht in ottave rime wird die sittsame Liebesgeschichte des guten Troilus und der tugendhaften Cressida erzählt, nebst der hülfreichen Freundschaft des edeln Pandarus, nach dem beim Shakspeare der, welcher seine gefälligen Dienste zur Verbindung der beiden Geschlechter hergiebt, a Pandar genannt wird, so dass der Name des guten Trojaners zum Begriff geworden ist. Shakspeare hat in dem bekannten Drama des gleichen Inhalts diesen, wie sich denken lässt, vielfach ausgebildet; dennoch ist der Charakter der Fabel beim Boccaz schon ganz derselbe, wenigstens für den ersten Theil. Es ist dieser Charakter eine gewisse zierliche Albernheit und eine leise, aber sehr durchgeführte Zweideutigkeit. Es geschieht eben nichts, und es ist doch eine Geschichte; es (368) werden Anstalten genug gemacht, aber es rückt nichts von der Stelle; es werden lange Reden gehalten, voll Edelmuth und in zierlicher Sprache, aber es ist eben nichts darin gesagt. Und dennoch unterhält uns das närrische Wesen, ja eben diese ironische Unbedeutendheit macht den eigentlichen Reiz davon, wie die innere Schalkheit bei dem sittsamen Ton der bis zum Pomphaften edelmüthigen Reden. Durch das Gebildete der italiänischen Sprache und dieser Form begünstigt tritt sogar dieses zierlich Groteske mehr heraus beim Boccaz; aber das seltsam Fantastische der raschen tragischen Katastrophe wird freilich

erst im Shakespeare deutlich verstanden, und erscheint im Boccaz ohne rechten Sinn.

Die Sprache ist leicht wie der Versbau, nicht sehr künstlich, aber klar im Periodenbau, äusserst fliessend und sehr behaglich zu lesen. Man darf wohl nicht eben ein Italiäner sein, um ganz bestimmt zu fühlen, wie ungleich künstlicher nicht nur die Stanze des Tasso sei, sondern auch die des Ariosto, selbst da wo er am nachlässigsten scheint. Aber sollte die unübertreffliche Grazie des einen und das classische Streben des andern den ganzen Charakter dieser Versart erschöpft haben? Sollte es nicht Fälle geben können, wo der Dichter, der die höchste Bildung derselben ganz in der Ge-(369)walt hätte, dennoch absichtlich zu der naiven Nachlässigkeit der ersten Versuche zurückkehrte, um das Innere des Ganzen auch in dieser Aeusserlichkeit auszudrücken und nachzubilden, etwa in einem Spiele der Parodie? — Wer das ergötzliche Werkchen zur guten Stunde gelesen hat, wird es gewiss auch von dieser Seite nicht anders wünschen können. Und man kann hier dem Verse sogar noch unabhängig von seiner Bestimmung für das Werk ein Verdienst für die Ausbildung der Art zuschreiben: denn es dürfte doch wohl mehr als Conjectur sein, dass Bojardo für die Schönheiten der Stanze, die er beim Pulci nicht fand, und wodurch er sich schon dem Ariost nähert, vorzüglich aus dem Boccaz viel gelernt habe; so dass dieser also wenigstens der erste Meister der Stanze bleibt, für deren Erfinder, wozu man ihn hat machen wollen, er nur unter bedeutenden Einschränkungen gelten kann. Es ist dieses nämlich von Italien zu verstehen, da es ja ältere provenzalische Stanzen gab; aber auch für Italien kann man es wohl nur auf die Vorzüglichkeit und entschiedne Wirkung seines Versuchs vor allen andern gleichzeitigen beziehen, ohne dass dadurch diese ganz ausgeschlossen oder auf Jahr und Tag bestimmt würde, wer chronologisch genau der erste sei.

(370) Es darf also unserm Dichter die Kunst der Verse nicht ganz abgesprochen werden; wollte man es mit dieser einmal so streng nehmen, dass die seinigen für nichts gelten könnten, so würde man leicht auf das Resultat kommen, dass es in gereimten Sylbenmaassen überall bis auf die jetzige Zeit nur Einen Verskünstler gegeben hat, den Petrarca. Zwar einzelne Gedichte im Cervantes sind mit eben so tiefsinniger Absichtlichkeit construirt und gebildet, aber nur einzelne. Die gepriesne Verskunst des Tasso und Ariosto dürfte nach diesem Maassstabe noch gar den Namen der Kunst nicht verdienen, und sich auf eine blosse Meisterschaft im Mechanischen reduciren. Dann müssen wir annehmen, die Stanze sei noch gar nicht vollendet: sonach fehlt es an einem Maassstab zur genauen Würdigung für das Verdienst des Boccaz um sie, provisorisch aber bleibt das der ersten Ausbildung ein sehr grosses. —

Wenn es bei einer zierlichen Behandlung ein artiges und sinnreiches Spiel der Fantasiė sein kann, moderne Ansichten und Sitten in einer modernen Form und mit moderner Leichtfertigkeit in das heroische Alterthum zu versetzen, und an die ehrwürdigen Namen der Helden anzudichten, so dürften doch die Fabeln, wo das Wesentliche der Geschichte selbst erfunden, modern erfunden ist, hiezu bei weitem am mei-(371)sten, ja fast ausschliessend günstig sein. Hier liegt die Parodie schon im Ganzen, so dass sie im Einzelnen sehr ausgespart werden kann, wodurch der Dichter von selbst auf das Zierliche geleitet und behütet wird, nicht ins Travestiren zu fallen.

Alles dieses lässt sehr viel Gutes von der Teseide vermuthen, gleichfalls einem epischromantischen Gedicht in ottave rime, worin die Geschichte zweier Thebaner, des Palemon und Arcitas zu den Zeiten des Theseus, und ihre Liebeshändel mit dessen Schwester Emilia erzählt sind. Leider habe ich davon nur einen gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts gemachten elenden Auszug in Prosa von Granucci gesehn. In dergleichen Auszügen ist der Charakter einer Fabel fast nie mit einiger Zuverlässigkeit zu erkennen. Etwas besser schon zeigt er sich in der Behandlung des Chaucer. Dieser scheint es besonders auf eine redliche, stillschweigende, aber deutliche Ironie angelegt zu haben, über die Naivheit, mit der die Heldin am Schluss, da der eine Ritter stirbt, nachdem sie denselben gebührend beweint hat, sogleich den andern nimmt. Ueberhaupt ist Simplicität, wie mich dünkt, und zwar eine fast colossale Simplicität der Charakter dieser Fabel; es sind manche simple Geschichten aus jener guten alten Zeit auf uns gekommen, aber (372) simpler als diese wird man nicht leicht eine finden. Uebrigens sind Gang und Umstände beim Chaucer wie beim Granucci; nur werden bei dem letztern in der Kürze noch viele Personen erwähnt, theils altmythische, theils neu erfundene, die beim Ch. gar nicht mehr vorkommen; zum Beweis von der reichen Entfaltung in der Teseide des Boccaz. Auch erwähnt Gr. unter dem, was er in seiner Thorheit wegschneiden zu müssen geglaubt, viele poetische Fictionen und aus dem Statius entlehnte thebanische Geschichten. Ein Umstand, der eine merkliche Verschiedenheit der Teseide von dem Filostrato andeutet, mit dem man sie nach allem übrigen sehr gleichartig vermuthen könnte. Es muss dieses Werk noch lange nach dem Autor sehr hoch geschätzt worden sein, da es wie der Pastor fido des Guarini und die Geschichte von Florio und Biancafiore ins Griechische übersetzt worden ist. Boccaz selbst bezieht sich auf dieses Werk im Decamerone, indem von Dioneo und Fiammetta in einer der Zwischenstellen gesagt wird, dass sie die Geschichte des Palemon und Arcitas besungen.

Der Filopono, ein Roman von grossem Umfang, ganz in Prosa, Bearbeitung einer der beliebtesten Geschichten des Mittel-

alters, die ins Spanische und auch ins Deutsche übertragen worden ist, kann jetzt (373) am schicklichsten folgen. Schon wenn man den Ameto lieset, von dem gleich mehr die Rede sein wird, sollte man glauben, das sei das erste Werk des Dichters in Prosa, so sehr hat diese in demselben das Gewaltsame, Schwerfällige, Unsichere und Uebertriebene eines ersten Versuchs an sich. Aber durch Vergleichung der allegorischen Episoden im Filopono mit den individuellen Beziehungen des Ameto wird es klar, dass dieser später sei. Einen ähnlichen Charakter hat die Prosa auch im Filopono, und nicht bloss diese, sondern auch die eingeflochtenen Reden und die ganze Behandlungsart des Vortrags ist mit grosser Kraft und Anstrengung den römischen Classikern nachgebildet, etwa einem Livius. Es contrastirt das freilich oft seltsam genug mit der kindlichen Einfalt des romantischen Mährchens. Aber auch in einer andern Rücksicht zeigt sich hier eine Neigung widerstrebende Dinge zu vereinigen. So versucht der Dichter im Anfange des Werks eben so wie im Ameto die katholische Ansicht in der Sprache der alten Mythologie auszudrücken. Juno ist ihm Marie, Pluto der Satan u. s. w. Da er nun aber in dem mehre Jahre später geschriebenen Schluss des Romans auf den Punct kommt, wo Florio nach der Geschichte ein Christ wird, lässt er ihn die heidnischen und namentlich die Grie-(374)chischen Götter feierlich abschwören. Ueberhaupt ist das Ganze nur als Tendenz zu betrachten, nicht als gelungenes Werk. Man könnte es kurz charakterisiren: es sei ein Versuch, den Roman und die Prosa zu der Hoheit des heroischen Gedichts zu erheben. Ein würdiges Ziel, auf dem Wege zu welchem der Dichter, so viel ich weiss, keinen Gefährten gefunden hat, als den einzigen freilich grösser gedachten und glücklicher vollendeten Persiles.

So betrachte ich dieses Buch. Gewiss ist's, dass die ursprüngliche Fabel darin sehr entstellt, ja ich darf wohl sagen, entschieden verdorben sei.

Sie ist noch vorhanden, die ursprüngliche Fabel von Florio und Blancheflure, in der deutschen Bearbeitung; von einem, der in einem andern Gedichte — Herr Flecke der gute Konrad — genannt wird, nach dem Französischen des Robert von Orleans[1]; s. den zweiten Band der Myllerschen Sammlung. Zwei schöne Kinder, an einem Tage gebohren, zusammen in aller Artigkeit und Poesie unterrichtet, die sich als Kinder schon lieben, ohne zu wissen, wie ihnen geschieht, dann mit jugendlicher Innigkeit und schuldloser Herzlichkeit an einan-(375)der hangen. Der alte König, der das nicht dulden kann, den Sohn nach Mantua schickt, und da auch das nicht helfen will, die Geliebte an Fremde verkauft, welche sie über das Meer zum Sultan von Babylonien bringen, wo sie natür-

[1]) Manche interessante Notizen darüber finden sich in Eschenburgs Denkmählern altdeutscher Dichtkunst.

licherweise als eine der seltensten Schönheiten in einem gewaltigen Thurm von einem grausamen Wärter sehr wohl verwahrt wird. Dann Florio, der freilich nun zu spät zurückkehrt, dem gesagt wird, sie sei gestorben, der sich an dem zur Bestätigung dieses Betrugs vom alten König errichteten prächtigen Grabmale sehr klagend gebehrdet, endlich von seiner Mutter die Wahrheit erfährt, schnell der Geliebten nachreist [1]), glücklicherweise seine Blancheflure sehr (376) bald findet, zu ihr gelangt und verborgen bei ihr lebt, im Genuss aller Liebesfreuden welche die Sittsamkeit erlaubt. Wie Blancheflure einst in seinen Armen einschläft, sie gefunden, grausam gefesselt und zum Richtplatz geführt werden. Wie der Sultan endlich durch ihre alles übertreffende Liebe im Wettstreit der Grossmuth sich erweichen lässt und ihnen das Leben schenkt, ja sogar ihr Freund wird und ihnen eine prächtige Hochzeit ausrichtet, wo dann unvermuthet Boten erscheinen, die den Florio eilends in seine Heimath zurückrufen, um den Thron des verstorbenen Königs zu besteigen. Wie er dann ein Christ geworden, immer glücklich mit seiner Blancheflure gelebt, im fünfunddreissigsten Jahre unter andern eine Tochter Namens Bertha gezeugt, die nachher mit Pipin die Mutter Karl des Grossen geworden, des besten Königs aller Zeiten; und wie endlich beide in einem Alter von hundert Jahren an einem Tage in ihr Grab gelegt seien. Dazu so manche artige Züge im einzelnen, wie Florio in einem Korb voll Rosen versteckt in das Serail getragen wird; wie der grausame Thurmwärter durch seine Neigung zum Schachspiel schlauer Weise zahm gemacht und gewonnen wird u. s. w. Das ist eine herzliche unschuldige Geschichte von rührender Einfalt und Schönheit, die nur mit stil-(377)ler Lieblichkeit erzählt werden darf, ohne sie putzen und schmücken zu wollen. Und nun jener classische Styl des Boccaz, diese Menge von hinzugedichteten Personen und Begebenheiten, die daher entstehende Weitläuftigkeit, und endlich die allegorischen Episoden!

Die weitläuftigste unter diesen ist jedoch an sich sehr vorzüglich und noch dadurch interessant, dass man den Decamerone hier gleichsam im Keime sieht. Es ist eine Gesellschaft, die sich nach altromantischer Sitte mit Questions d'amour beschäftigt, wo Frage

[1]) Beim Boccaz nimmt er in Beziehung auf die Mühseeligkeiten, denen er sich so willig unterzieht, und die als übereinstimmend mit seinem innern Gefühl ihm sogar willkommen sind, den Namen Filopono an, nach dem das Buch genannt ist. Da die Stelle in der diess gesagt wird, sich schwerlich für unächt erklären lässt, so ist dadurch der Streit über den Namen des Buchs entschieden. Gegen die Erklärungsart, welche Filocolo, wie das Buch wohl auch genannt wurde, für verdorben oder durch Misverstand aus Filocalo von χαλος gebildet hält, streitet noch der Umstand, dass schon ein allegorischer von dem Griechischen χαλος abgeleiteter Name in Filopono vorkömmt, nämlich Caleone. So heisst nämlich in den frühern Gedichten des Autors Fiammetta's Geliebter, in den spätern Pamphilo.

und Antwort meistens an eine sinnreiche Novelle geknüpft ist. Man trifft auch hier, wie sich denken lässt, die Fiammetta wieder. Beschreibungen weiblicher Gestalt und Kleidung sind beim Boccaz fast immer überaus schön. Diessmal verherrlicht er besonders das Feuer ihrer leuchtenden Augen, und den Eindruck, den sie auf ihn gemacht.

Ob ein Werk gelungen sei oder nicht, davon hat der Dichter, wenn es misslungen ist, nicht immer ein sichres Gefühl, und es kann treffen, dass er gerade, wenn es entschieden misslungen ist, dieses gar nicht gewahr wird. Aber der Tendenz, der Grösse seines Ziels wird er sich dennoch ganz bestimmt und klar bewusst sein können, und darnach denn den Werth dessen, was er hervorgebracht, rich-(378)tig eigentlich aber nach einer unrichtigen Prämisse, würdigen. So lässt sich die Tradition verstehen und glaubwürdig finden, dass Boccaz selbst auf den Filopono einen sehr hohen Werth gelegt und ihn dem Decamerone vorgezogen habe. Arbeit ist unstreitig mehr in jenem als in diesem.

Was sich im Filopono nur noch als Episode ankündigt, das ist im Ameto Inhalt des Ganzen. Es ist ein durchaus allegorischer Roman, worin im allgemeinen Costum pastoraler Darstellungen erzählt wird, wie ein roher Hirt durch die Liebe veredelt und gebildet sei. Das Wie dieser Bildung ist aber eben nicht weiter ausgebildet. Den grössten Raum des Buchs nehmen sieben Frauen ein, deren Kleidung und Gestalt ausführlich beschrieben wird, und deren jede ihre Herkunft, ihre Schicksale und besonders die Geschichte ihrer ersten Liebe erzählt und die Erzählung jedesmal mit einer Hymne in Terzinen an eine Göttin des Alterthums beschliesst. Ameto ist dabei nur Zuschauer und Zuhörer; das Buch beginnt und endigt mit allgemeinen Betrachtungen über die Liebe, und Zusammenhang oder Geschichte ist eben weiter nicht darin zu suchen. In der Geschichte der Frauen aber fühlt man die individuelle Wahrheit, und es braucht nicht erst errathen zu werden, dass Freundinnen des Dichters gemeint sind; (379) dennoch lösen sich alle sieben schliesslich in Allegorie auf und bedeuten die vier weltlichen und die drei geistlichen Tugenden. Die Geschichten sind sämmtlich im Costum der Mythologie erzählt, ja auch katholische Dinge werden in diese Sprache übersetzt, wie im Anfange des Filopono; es wird ein grosses Gewicht gelegt auf die Abkunft und die der Einzelnen wird immer wo möglich an die der Nationen geknüpft, und überhaupt ist die Erzählungsart und Sprache wie in der würdigsten Historie. Die eingemischten Verse sind nicht eben der glänzendste Theil des Ganzen, von dessen Seltsamkeit man sich nach diesen Zügen schon einigen Begriff wird machen können. Der Periodenbau in diesen Versen ist verworren, sie haben nicht die naive Anmuth seiner Stanzen und Canzonetten, und ungeachtet sie nur Gegenstände des classischen Alterthums im Costum desselben

behandeln, so sind sie doch auch weit entfernt von classischer Kraft und Würde; ja sie haben überhaupt keinen recht bestimmt construirten und deutlichen Charakter. Dagegen ist in der Prosa vieles zu loben und einiges unvergleichlich schön. Die Geschichten dürfen oft im Styl die Vergleichung mit dem grössten im Decamerone nicht scheuen. Unter den in diesen Geschichten charakterisirten Liebhabern ist die Figur des Dioneo, der jedem Le-(380)ser des Decamerone unvergesslich ist, schon mit besonderer Liebe und Keckheit gezeichnet. Aber worin sich Bocc. selbst übertroffen hat, das ist die Beschreibung von der Gestalt und der dem allegorischen Sinn gemässen Kleidung der sieben Frauen. So kunstreiche, hinreissende, gross gedachte Kleiderbeschreibungen wird man, den Cervantes ausgenommen, nicht leicht bei noch einem Dichter finden.

Es lässt sich denken, dass Fiammetta in dieser Auswahl edler und schöner Frauen nicht fehle. Sie bedeutet die Hoffnung, und erscheint mit Pfeil und Schleier im grünen Gewande, die Locken mit einem Schmuck von Gold und Perlen geziert, umwunden von einem Kranz rother und weisser Rosen. Sie erzählt die Kühnheit, durch die ihr Geliebter ihre Gunst gewonnen hatte: wie er sie, die an Stand und Geburt weit über ihn erhaben war, oft gesehen und gesprochen habe, aber nie allein und so, dass er ihr seine Liebe entdecken können; bis er einsmals in der Abwesenheit des Gemahls Mittel gefunden, sich in ihrem Schlafgemach zu verbergen, bloss von seiner Kühnheit und seinem Dolch begleitet; wie er sich ihr entdeckt, seine Liebe geschildert, die Entstehung derselben erzählt, und wie er fest entschlossen sei, sich zu tödten, wenn sie ihn nicht erhöre. Was beide sagen, Fiammetta's Ueberraschung und (381) heimliche Neigung, sein Ernst, seine hinreissenden Bitten, das alles ist mit der lebendigsten, glühendsten Wahrheit und Beredsamkeit dargestellt, und man findet es leicht begreiflich, dass das Feuer der seinigen alle Gegengründe besiegt hatte.

Boccaz hat diese Begebenheit noch einmal ausführlich darzustellen Gelegenheit gehabt, und er thut es mit etwas veränderten Umständen. Mehrmale noch bezieht er sich darauf und immer mit sichtbarer Liebe.

Das Buch ist nach einer Jahrszahl in der Geschichte der Emilia später als 1340 geschrieben, dürfte also unter die spätesten Jugendversuche des Dichters zu setzen sein.

Durch ihre Stellung im Ganzen ist Lya unter den sieben die Hauptperson; sie ist schon aus dem Dante als Sinnbild der Beschaulichkeit bekannt, und bedeutet hier den Glauben.

Ueberhaupt wirkte das Vorbild des Dante so mächtig auf seinen Geist, dass es auch ihn wie den Petrarca aus seiner eigentlichen Sphäre einmal heraus ziehen mochte. Als die unglückliche Frucht dieser Einwirkung von der Uebermacht fremder Geistesgrösse haben wir die Amorosa Visione zu betrachten, ein Gedicht

in Terzinen, das Ganze eine einfache Allegorie von Glück und Liebe u. s. w., (382) worin fast alle die berühmtesten erotischen Fabeln des Alterthums verwebt sind; aber sie sind nicht neu geworden in dieser veränderten Behandlung, welche die ungünstigsten Urtheile von der Poesie des Autors zu rechtfertigen scheinen könnte. Wenn uns schon die Trionfi des Petrarca keine gelungene Nachbildung scheinen, was sollen wir erst von dieser Vision sagen, die so tief unter jenen steht? Es ist das einzige Werk von ihm, welches mich Ueberwindung gekostet hat, zu Ende zu lesen. Uebrigens kommen alle die allegorischen Personen des Ameto auch hier vor und zwar als schon bekannte. Noch einer sonderbaren Spielerei muss ich erwähnen; die ersten Buchstaben jeder Terzine durch das ganze Gedicht bilden eine Art von Vorrede für dasselbe, die aus zwei Sonetten an Fiammetta und aus einer Canzonette an die Leser besteht.

Unter die Producte der männlichen Reife ist dem innern Charakter und auch der Zeit nach der Decamerone zu stellen, den ich als bekannt voraussetze: denn die erste Masse desselben erschien 1353, also da B. vierzig Jahre alt war. Auf diesen ist der Urbano zu beziehn, ein Roman, wo sich mancherlei Unglücksfälle nach langer Erwartung endlich mit Wiedererkennung und dergleichen in allgemeines Glück auflösen. Die Behandlung ist durchaus dieselbe, (383) wie in den grössern, ernsthaften Novellen im Decamerone, nur noch etwas ausführlicher, wodurch der Urbano beim Vergleich eher gewinnen als verlieren würde. Hat nun der Dichter, ehe er Novellen in Masse behandelte, es mit einer einzelnen versucht, oder nachher, in der Absicht sie mehr zu entfalten? Dann dürfte diese Absicht merklich und die Verschiedenheit grösser sein. Ich vermuthe daher das erste. Für einen Versuch hingegen, eine einzelne Novelle als für sich bestehendes Werk und ganz anders, als es dort geschehen war, poetisch und in dem geliebten mythischen Costum zu behandeln, möchte ich das Ninfale Fiesolano halten, um so mehr, da der darin erzählten Geschichte von Africo und Mensola nach Manni eine wahre zum Grunde liegen soll. Ein sehr gefälliges Gedicht, lebendig und kräftig; als versificirte Novelle, als epischromantisches Gedicht von so kleinem Umfang das einzige in seiner Art. Also B. selbst bestätigt durch sein Beispiel, was Cervantes und Shakspeare zur Genüge bewiesen haben, dass die Novelle auch einzeln und für sich bestehend muss interessiren können, dass es nicht gerade nothwendig ist, eine ganze Flora derselben in ein romantisches Symposium einzufassen, wie es im Decamerone so vortrefflich geschehen ist, dass es zu ausschliessend allgemeine Regel scheinen könnte. — (384) Die Stanze hat hier noch die alte naive Anmuth, aber mit der Sprache zugleich mehr Schwung. Man könnte stellenweise eine Aehnlichkeit finden mit der Manier des Poliziano in den berühmten Stanzen, aus denen Ariosto für seine

Verskunst so vieles gelernt hat, deren Styl aber doch in seinem geflügelten Schwung und alterthümlicher Kraft ohne Nachfolge in der italiänischen Poesie geblieben ist.

Aus derselben Zeit ungefähr, wie der Decamerone, ist einer Zeitbestimmung in dem Werke selbst zu Folge der Laberinto d'Amore oder Corbaccio; in ältern Zeiten sehr gelesen, und in viele Sprachen übersetzt. Der Styl ist vortrefflich und die Erfindung witzig; seine Beliebtheit verdankt das Werk aber vielleicht zum Theil mit dem Umstande, dass es sich als eigentliche Satire gegen das weibliche Geschlecht überhaupt so bestimmt rubriciren liess. Unter dieser Rubrik finde ich es als ein äusserst berühmtes Buch unter andern in einem alten Gedichte im spanischen Cançionero angeführt. Boccaz erzählt in eigner Person, wie er vor Liebe, da er mit Spott verschmäht ward, sehr unglücklich gewesen sei, so dass er sich habe umbringen wollen. Sein innrer Kampf, seine Selbstgespräche werden ausführlich dargestellt, und wie er sich endlich so weit beruhigt, dass er sich entschliesst, wieder unter Men-(385)schen zu gehen und einige gesellschaftliche Freuden sich gefallen zu lassen. Diess besänftigt ihn schon, und da er nun ruhiger einschlummert, hat er eine Vision, wie man sie sich leicht denken kann, worauf eben der Titel Labyrinth des Amor deutet. Da begegnet er einem alten Manne, dieser ist aber keine mythische Figur, sondern der verstorbene Ehegemahl der übermüthigen Dame in eigner Person. Der Alte hat eben keine idealische Ansicht der Frauen, sondern macht ihm eine solche mit der pünktlichsten Genauigkeit ausgeführte und ausführliche Beschreibung von allen den geistigen und körperlichen Gebrechen, ohne eines zu übergehen, mit denen diese Frau behaftet war, dass der Liebhaber dadurch ganz vollkommen wieder zur Vernunft gebracht wird. Allgemeine Ausfälle gegen das Geschlecht gehörten hier mit zur nothwendigen Rhetorik des Buchs: doch scheint es, hatte persönliche Rache, deren B. in solchen Verhältnissen sehr fähig war, den grössten Antheil an der Entstehung desselben.

Die Vita di Dante empfiehlt sich ausser den interessanten Nachrichten über jenen grossen Dichter durch eine männliche Beredsamkeit. Nicht als Biographie oder Charakteristik ist sie zu beurtheilen, sondern als Apologie, als Rede an die Florentiner; und dass sie als solche ihre Wirkung gethan, wird (386) am besten dadurch bewiesen, dass B. nachher von der Republik angestellt wurde, Vorlesungen über das göttliche Werk zu halten.

Merkwürdig ist auch die allgemeine Ansicht der Poesie in dieser Schrift. Er hält sie für eine irdische Hülle und körperliche Einkleidung der unsichtbaren Dinge und der göttlichen Kräfte, nennt sie gradezu eine Art von Theologie, die nur allgemein verständlicher und lieblicher sei, als die eigentlich so genannte. Zwar hat der Begriff der Allegorie nicht immer den hohen Sinn bei ihm,

den man vermuthen sollte, da er die Alten so weit doch schon kannte und da er den Dante vor sich hatte; sondern er belegt auch wohl mit diesem Namen den sinnbildlichen Vortrag bloss moralischer Lehren: aber dennoch bleibt es eine tüchtige fruchtbare Ansicht, unendlich reeller als die hohlen Begriffe, die uns von den verbildeten und im Geiste schaal gewordnen Ausländern gekommen und von der sogenannten kritischen Philosophie zu einer Wissenschaft, genannt Aesthetik, gestempelt worden sind; ich meine die ganz leeren Begriffe von Darstellung, wo noch gar kein Begriff von Natur vorhanden ist, und von Schönheit, wo der von der Gottheit so gut wie verloren scheint.

Dieselbe Ansicht der Poesie finden wir auch in (387) dem lateinischen Werke über die alte Mythologie wieder, das übrigens ausser unserm Kreise liegt, wie alles, was von Boccaz in der Geschichte der Philologie und der Wiederherstellung der alten Litteratur zu erzählen wäre. Nur das will ich erwähnen, dass für die Abfassung seiner lateinischen Schriften die des Petrarca, für den er eine so gränzenlose Verehrung äussert, und dessen Beispiel nicht ohne Einfluss gewesen zu sein scheinen.

Noch habe ich von der Fiammetta zu reden, dem herrlichen Denkmahl, was B., wie ich oben sagte, auf dem Gipfel seiner geistigen Kraft der Geliebten zur ewigen Verherrlichung setzte. Es ist eine in mehre Bücher abgetheilte, soll ich sagen Rede oder Erzählung, worin Fiammetta selber spricht, ihr kurzes Glück mit glühenden Farben schildert, und erzählt, wie es durch plötzliche Trennung zerstört worden. Diess ist jedoch nur der Anfang, den grössten Theil des Buchs nimmt ihr Schmerz über diese Trennung ein, ihr Verlangen, welches mit Liebe ausgeführt und mit allen Thorheiten, zu denen es sie lockt, dargestellt ist; wie sie von Eifersucht zerrissen dennoch wieder Hoffnung fasst, wie diese immer höher steigt, und endlich nah dem Ziele sie dennoch täuscht; wie nun der Schmerz immer tiefer gräbt, da sie nie wieder von dem Geliebten (388) hört, bis sie sich ruhig auf immer den ewig gleichen Schmerzen ergiebt. Es ist so gut wie keine äussre Geschichte, auch keine Charakteristik und Individualität; alles ist gross und allgemein, es ist nur Liebe, nichts als Liebe. Alles ist durchdrungen von Sehnsucht, von Klage und von tiefer verborgener Gluth. Verschmäht ist auch der Reiz, der aus der Nachbildung der weiblichen Manieren in der Schreibart entstehen kann, als unter der Hoheit dieser Elegie, die würdig wäre, zwischen den besten des Alterthums und den Gesängen des Petrarca auf dem Altare der Liebe zu ruhen.

Da ich nicht voraussetzen darf, dass jeder, der ein Urtheil zu haben glaubt, über das Göttliche in der einfachen Composition eines seinem Inhalte nach so äusserst subjektiven Werks mit mir übereinstimmen könne, so will ich von dem reden, worin jeder,

der es mit einigem Verstande lieset, es sogleich als das höchste und erste seines Urhebers anerkennen muss; von dem Styl. Er geht in einem Tone durch das ganze Buch fort, und auch der Reiz ist verschmäht, der aus dem Wechsel des Tons und der Farbe in der Sprache entsteht; und wenn Cervantes durch die Bildsamkeit seiner Prosa, durch den reichen Gebrauch, den er von jenem Wechsel, da ihm jeder Ton und jede Farbe zu Gebote ist, zu (389) machen versteht, bei der Grösse des Styls, zu der er sich, so oft es ihm gefällt, erheben kann, uns mehr bezaubert als Boccaz gewöhnlich etwa im Decamerone es vermag: so darf ich doch ohne Uebertreibung sagen, dass sich im Cervantes, dem grössten, ja vielleicht ausser Boccaz dem einzigen modernen Künstler der Prosa, keine Masse derselben von dieser gleichartigen Hoheit und innern Durchbildung und Ausbildung finde; und ohne Uebertreibung, dass das Vortrefflichste und Grösste, was der Decamerone aufzuweisen hat, nur als Annäherung oder Nachhall erscheinen kann gegen diese Würde und Schönheit. O möchte doch das Göttliche nicht immer verkannt sein und vergessen, so würde es von diesem Gebilde der einfachsten aber der höchsten Dichtkunst nicht eines litterarischen Berichtes bedürfen!

Nur Jahre lang nach dem Ameto konnte B. diese Höhe der Bildung im Styl erreichen. Aber übrigens ist nichts dagegen, dass das Werk sogar noch vor dem Decamerone gedichtet sei, und keine äussere Notiz kommt uns bei dieser Bestimmung zu Hülfe. Aber man mag es nun in der Zeitordnung vor oder nach dem Decamerone setzen: gewiss ist es, dass nach diesem Werke nur, worin alles eigen und (390) ganz sein ist, beurtheilt werden darf, was er als Dichter war und was er im Styl vermochte.

Von dem Decamerone eine Beschreibung zu geben, würde überflüssig sein. Die Einfassung des Werks muss denen, die bisher nur dieses allein vom B. kannten, nach dem, was ich von seinen übrigen berichtet habe, schon ungleich verständlicher sein, da wir die allmählige Entstehung dieser eigenthümlichen Lieblingsform des Boccaz, eine gründlich genaue, fast geometrisch geordnete Darstellung seines geselligen Kreises mit einem Kranz von lieblichen Geschichten zu durchflechten, in mehren Stufen nachweisen konnten. Die Charakteristik der Novellen müsste ins Einzelne gehn, da ja jede Novelle ihren specifisch verschiedenen Charakter, ihre eigne Signatur hat; ferner da viele von bedeutenden Meistern umgebildet sind, müsste die Nachbildung mit der Behandlung des B. verglichen werden, und diese mit ihren Quellen, die wir sehr oft nicht finden oder nicht haben können. Im Ganzen scheint es die beste Methode, Novellen zu charakterisiren, wenn man sie erneuert, wo die Charakteristik zugleich den Beweis ihrer Richtigkeit oder Unrichtigkeit mit sich führt. Fruchtbar wäre es für die Theorie, die Geschichte einer einzigen Novelle von besondrer Tiefe, die

etwa recht viele Umbildungen erfahren hat, des Beispiels wegen durch alle diese (391) durchzuführen; welches aber hier, wo unsre Absicht auf einen einzelnen Meister beschränkt ist, nicht Statt finden kann. Weniger überflüssig dürfte es sein, einige Worte zur Charakteristik der ganzen Gattung zu sagen, wodurch es uns wenigstens vielleicht gelingen wird, einiges Nachdenken darüber zu veranlassen.

Ich wähle dazu einen Weg, der sonderbar scheinen kann. Ich werde zuerst suchen die Tendenz des Dichters, der mit Recht als der Vater und Stifter der Novelle betrachtet wird, in eine Idee zusammenzufassen, ob diese etwa ein Licht über die tiefere Eigenheit der Gattung giebt.

Man kann den Charakter eines Dichters im Ganzen nie mit einiger Richtigkeit treffen, bevor man nicht den Kreis der Kunstgeschichte gefunden hat, zu dem er gehört, das grössere Ganze, von dem er selbst nur ein Glied ist. Man muss es mit solchen Constructionen, welche die einzige Grundlage jeder reellen Kunstgeschichte sind, eben so lange versuchen, bis man das Rechte endlich gefunden zu haben sich durch mancherlei Bestätigungen versichern kann. Hat man nur den Geist der Kunst überhaupt, von der eine Geschichte gesucht wird, und fehlt es dabei nur nicht an Ernst und unermüdlichem Studium, so wird man sich über schlechten Erfolg in (392) dem Versuch, die Entstehung des wirklich Gebildeten und die innere Organisation dieser Entstehung und Bildung zu begreifen, nicht beklagen dürfen. Ich erinnere dies nur, um die Art von Einstimmung anzudeuten, die ich für das Folgende erwarten darf.

Wenn es einleuchtet, dass Dante als Prophet und Priester der Natur und des katholischen Glaubens weit aus der Sphäre der übrigen italiänischen Poesie herausgegangen sei, ganz incommensurabel mit den andern grossen Dichtern dieser Nation bleibe, so dürfen wir, wenn wir die Poesie derselben als ein Ganzes betrachten wollen — was ich hier nur postulire, weil der Beweis, dass man sie so betrachten müsse, zu tief ausholen und zu weitläuftig ausfallen dürfte — wir dürfen, sage ich, in die Construction der italiänischen Poesie jenen Grossen nicht mit aufnehmen.

Aber auch Guarini ist freier von Nationalität wie irgend ein anderer italiänischer Dichter. Seine Tendenz geht weit ab von der ihrigen; er geht zuerst und zuletzt auf idealische Schönheit, auf Enthusiasmus für diese und auf die Fülle der Harmonie, nicht auf eine in der Tiefe oder Leichtigkeit unübertreffliche Darstellung und Virtuosität in dieser. Daher die classische Würde und Anmuth, die harmonische Bil-(393)dung seiner Sprache und Form, wonach Tasso nur strebte. Was man auch für das Gegentheil sagen mag, er ist ohne Vorgänger gewesen und ohne Nachfolger geblieben, steht einzig und allein da in der italiänischen Poesie.

Nicht so ist es mit dem Ariosto, Petrarca und Boccaz. Sie tragen alle in unverkennbaren Zügen das stärkste Gepräge jenes entschiedenen Nationalcharakters. Ihre Formen, ja ihre Manieren sind einheimisch geworden und geblieben in der italiänischen Poesie. Den grössten Theil der Litteratur derselben füllt die zahllose Schaar der Nachfolger, die sie gefunden haben, und von denen doch einige nicht unbedeutend sind, wenn auch nicht so bedeutend wie die Vorgänger, die etwa Ariost, ja auch Petrarca gehabt hat. In diesen Vorgängern und den bessern Nachfolgern ist die Tendenz mehr oder weniger dieselbe wie bei dem Meister der Manier; nur die Stufe der Kunst ist verschieden.

Meine Ansicht ist also diese. Dante, so sehr er Italiäner ist, liegt ganz ausser den Gränzen ihrer Nationalpoesie. Auch Guarini ist eine Episode in ihr, deren Umkreis und Inhalt Petrarca, Boccaz und Ariosto bezeichnen.

Warum ich dem Tasso in dieser Construction gar keine Stelle gebe, davon will ich hier, wo ich (394) nicht polemisiren möchte, die Ursache lieber durch Stillschweigen errathen lassen, als sie ausführen und beweisen.

Was in der Darstellung des Petrarca künstlerisch betrachtet, am stärksten auffällt, ist dieser überraschende, bewundernswürdige Grad von Objectivität bei einem so ganz subjectiven Inhalte. Wie die Schönheit auf der Harmonie von Form und Materie, so scheint die Darstellung, in welcher die grösste Künstlichkeit zu besitzen und zu zeigen gemeinschaftliche Tendenz jener Italiänischen Meister ist, auf dem Verhältniss des Objectiven und Subjectiven zu beruhen. Im Petrarca ist dieses bis zur Identität vereinigt. Ariosto neigt sich entschieden auf die Seite der Objectivität. Die subjective Beschaffenheit oder Beziehung fast aller Werke des Boccaz fällt in die Augen. Nehmen wir nun an, dass dies an sich nicht fehlerhaft, dass es vielmehr die eigentliche, also richtige Tendenz seiner Kunst war, das Subjective mit tiefster Wahrheit und Innigkeit rein ans Licht zu stellen, oder in klaren Sinnbildern heimlich anzudeuten, so wird es begreiflich, dass sie gerade in der Fiammetta in ihrem höchsten Glanze erscheint; und wenn es uns gelingt, den Charakter der Novelle mit diesem Begriff von der Tendenz des Künstlers in Beziehung zu setzen, so (395) werden wir einen Mittelpunct und gemeinschaftlichen Gesichtspunct für alle seine Werke gefunden haben, die man ganz richtig nur als Annäherungen und Vorbereitungen zur Fiammetta oder zur Novelle, oder als unwillkührliche Verbindungsversuche und zwischen beiden schwankende und schwebende Mittelglieder betrachten würde.

Ich behaupte, die Novelle ist sehr geeignet, eine subjective Stimmung und Ansicht, und zwar die tiefsten und eigenthümlichsten derselben indirect und gleichsam sinnbildlich darzustellen. Ich könnte mich auf Beispiele berufen und könnte fragen: Warum sind

denn unter den Novellen des Cervantes, obgleich alle schön sind, einige dennoch so entschieden schöner? Durch welchen Zauber erregen sie unser Innerstes und ergreifen es mit göttlicher Schönheit, als durch den, dass überall das Gefühl des Dichters, und zwar die innerste Tiefe seiner eigensten Eigenthümlichkeit sichtbar unsichtbar durchschimmert, oder weil er wie im Curioso impertinente Ansichten darin ausgedrückt hat, die eben ihrer Eigenthümlichkeit und Tiefe wegen entweder gar nicht oder nur so ausgesprochen werden konnten? Warum steht der Romeo auf einer höhern Stufe als andre dramatisirte Novellen desselben Dichters, als weil er in jugendliche Begeisterung ergossen in (396) ihm mehr als in jeder andern ein schönes Gefäss für diese fand, so dass er ganz davon angefüllt und durchdrungen werden konnte? — Auch bedarf es keiner Auseinandersetzung, um zu zeigen, dass diese indirecte Darstellung des Subjectiven für manche Fälle angemessener und schicklicher sein kann, als die unmittelbare lyrische, ja dass gerade das Indirecte und Verhüllte in dieser Art der Mittheilung ihr einen höhern Reiz leihen mag. Auf ähnliche Weise ist die Novelle selbst zu dieser indirecten und verborgenen Subjectivität vielleicht eben darum besonders geschickt, weil sie übrigens sich sehr zum Objectiven neigt, und wiewohl sie das Locale und das Costum gerne mit Genauigkeit bestimmt, es dennoch gern im Allgemeinen hält, den Gesetzen und Gesinnungen der feinen Gesellschaft gemäss, wo sie ihren Ursprung und ihre Heimath hat; weshalb sie auch in jenem Zeitalter vorzüglich blühend gefunden wird, wo Ritterthum, Religion und Sitten den edlern Theil von Europa vereinigten.

Aber es lässt sich diese Eigenschaft der Novelle auch aus ihrem ursprünglichen Charakter unmittelbar deduciren. Es ist die Novelle eine Anekdote, eine noch unbekannte Geschichte, so erzählt, wie man sie in Gesellschaft erzählen würde, eine Geschichte, die an und für sich schon einzeln interessiren kön-(397)nen muss, ohne irgend auf den Zusammenhang der Nationen, oder der Zeiten, oder auch auf die Fortschritte der Menschheit und das Verhältniss zur Bildung derselben zu sehen. Eine Geschichte also, die streng genommen, nicht zur Geschichte gehört, und die Anlage zur Ironie schon in der Geburtsstunde mit auf die Welt bringt. Da sie interessiren soll, so muss sie in ihrer Form irgend etwas enthalten, was vielen merkwürdig oder lieb sein zu können verspricht. Die Kunst des Erzählens darf nur etwas höher steigen, so wird der Erzähler sie entweder dadurch zu zeigen suchen, dass er mit einem angenehmen Nichts, mit einer Anekdote, die, genau genommen, auch nicht einmal eine Anekdote wäre, täuschend zu unterhalten und das, was im Ganzen ein Nichts ist, dennoch durch die Fülle seiner Kunst so reichlich zu schmücken weiss, dass wir uns willig täuschen, ja wohl gar ernstlich dafür interessiren lassen. Manche Novellen im Decamerone, die bloss Spässe und Einfälle sind,

besonders in dem letzten provinziell-florentinischen Theile desselben gehören zu dieser Gattung, deren schönste und geistreichste der Licenciado Vidriera von Cervantes sein dürfte. Aber da man es selbst in der besten feinen Gesellschaft mit dem was erzählt wird, wenn nur die Art anständig, fein und bedeutend ist, nicht eben so genau (398) zu nehmen pflegt, so liegt der Keim zu diesem Auswuchs schon in dem Ursprunge der Novelle überhaupt. Doch kann es eigentlich nie allgemeine Gattung werden, so reizend es auch als einzelne Laune des Künstlers sein mag, denn diese würde, wenn sie förmlich constituirt und häufig wiederholt würde, eben dadurch ihren eigenthümlichen Reiz verlieren müssen. Der andre Weg, der sich dem künstlichern Erzähler, dem vielleicht schon die ersten Blüthen vorweggenommen sind, zeigt, ist der, dass er auch bekannte Geschichten durch die Art, wie er sie erzählt und vielleicht umbildet, in neue zu verwandeln scheine. Es werden sich ihm eine grosse Menge darbieten, die etwas objectiv Merkwürdiges und mehr oder weniger allgemein Interessantes haben. Was anders soll die Auswahl aus der Menge bestimmen, als die subjective Anneigung, die sich allemal auf einen mehr oder minder vollkommnen Ausdruck einer eignen Ansicht, eines eignen Gefühles gründen wird? Und welchem Erzähler einzelner Geschichten ohne innern, weder historischen noch mythischen Zusammenhang, würden wir wohl lange mit Interesse zuhören, wenn wir uns nicht für ihn selbst zu interessiren anfingen? Man isolire diese natürliche Eigenheit der Novelle, man gebe ihr die höchste Kraft und Ausbildung, und so (399) entsteht jene oben erwähnte Art derselben, die ich die allegorische nennen möchte, und die wenigstens, mag man sie so oder anders bezeichnen wollen, sich immer als der Gipfel und die eigentliche Blüthe der ganzen Gattung bewähren wird.

Entsteht nun die Frage, in welcher Novelle etwa Boccaz seine Individualität am vollständigsten ausgesprochen habe, so würde ich die Geschichte des Africo und der Mensola, das Ninfale Fiesolano nennen. Veredlung der rohen männlichen Jugendkraft durch die Liebe, eine kräftige glühende Sinnlichkeit und innige naive Herzlichkeit im Genuss, der durch plötzliche Trennung schnell unterbrochen wird, wodurch zerrissen die Liebenden den Schmerzen über solche Trennung sich bis zum Tode heftig überlassen; das sind überall die Grundzüge von Boccazens Liebe und seiner Ansicht derselben.

Aber gar viele andre Novellen noch im Decamerone werden demjenigen bedeutender und verständlicher sein, der sich dabei etwa an die Fiammetta oder auch wohl an den Corbaccio erinnern kann.

Da die Poesie bei den Neuern anfangs nur wild wachsen konnte, weil die ursprüngliche und natürlichste Quelle derselben, die Natur und der Enthusiasmus für die unmittelbare Idee derselben

in der Anschauung göttlicher Wirksamkeit, entweder (400) gewaltsam verschlossen war, oder doch nur sparsam sich ergoss: so musste, den Trennungen der Stände und des Lebens gemäss, neben der Romanze, die Helden- und Kriegsgeschichten für Alle, und der Legende, die Heiligengeschichten für das Volk sang oder erzählte, auch die Novelle in der modernen Poesie nothwendiger Weise entstehen mit und für die feine Gesellschaft der edlern Stände.

Da die Novelle ursprünglich Geschichte ist, wenn auch keine politische oder Culturgeschichte, und wenn sie es nicht ist, dieses nur als erlaubte, vielleicht nothwendige, aber immer doch nur einzelne Ausnahme angesehen werden muss: so ist auch die historische Behandlung derselben in Prosa mit dem Styl eines Boccaz die ursprünglichste; welches gar nicht gegen die mögliche Dramatisirung vielleicht aller Novellen streiten soll; aber doch demjenigen, der der Gegenstand dieses Versuchs war, den Ruhm vindiciren kann, als Vater und Meister der Gattung zu gelten.

[Abschluss des Lessing-Aufsatzes.]

— — — — — — — — — — — — — —

So schrieb ich vor beinah vier Jahren, mit der vorläufigen Absicht, den Nahmen des verehrten Mannes von der Schmach zu retten, dass er allen schlechten Subjecten zum Symbol ihrer Plattheit dienen sollte; und mit der tieferen, ihn wegzurücken von der Stelle, wohin ihn nur Unverstand und Missverstand gestellt hatte, ihn aus der Poesie und poetischen Kritik ganz wegzuheben und hinüber zu führen in jene Sphäre, wohin ihn selbst die Tendenz seines Geistes immer mehr zog, in die Philosophie, und ihn dieser, die seines Salzes bedurfte, zu vindiciren. Ich bin zufrieden mit dieser Absicht, zum Theil auch mit dem, was ich gethan habe, sie zu erreichen. Nur vollenden kann ich jetzt nicht auf (221) die Art, wie ich damals angefangen habe. Lasst mich also den Faden neu anknüpfen mit einem auch

Etwas das Lessing gesagt hat.[a])

Wenn kalte Zweifler selbst prophetisch sprechen,
Die klaren Augen nicht das Licht mehr scheuen,
Seltsam der Wahrheit Kraft in ihren Treuen
Sich zeigt, den Blitz umsonst die Wolken schwächen:
Dann wahrlich muss die neue Zeit anbrechen,
Dann soll das Morgenroth uns doch erfreuen,
Dann dürfen auch die Künste sich erneuen,
Der Mensch die kleinen Fesseln all' zerbrechen.

K: Charakteristiken und Kritiken. Von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Erster Band. Königsberg, bei Friedrich Nikolovius, 1801. S. 221—281. *(Unmittelbar anschliessend an den oben S. 140—164 abgedruckten Aufsatz* Ueber Lessing; *von S. 164 Z. 9 dieser Ausgabe nur durch drei Sternchen getrennt.)*

[a]) Etwas das Lessing . . . wengen Worte *(s. 416. z. 6): abgedruckt in*
G: Friedrich Schlegels Gedichte. Berlin, bei Julius Eduard Hitzig, 1809, S. 251. *(Mit einer einzigen Variante, s. 416 z. 2* blöde: blinde, *welche auf Druckfehler zu beruhen scheint, weil die späteren Drucke die ursprüngliche Lesart wieder aufnehmen.)*
W: Friedrich Schlegel's sämmtliche Werke. Neunter Band. Wien 1823. S. 17. *(Ohne Variante.)*
W_1: Fried. v. Schlegel's sämmtliche Werke. Zweite Original-Ausgabe. Zehnter Band. Wien 1846. S. 15. *(Uebereinstimmend mit W.)*

„Es wird das neue Evangelium kommen.“ —
So sagte Lessing, doch die blöde Rotte
Gewahrte nicht der aufgeschlossnen Pforte.
Und dennoch, was der Theure vorgenommen
Im Denken, Forschen, Streiten, Ernst und Spotte,
Ist nicht so theuer wie die wengen Worte.

Das ist es, das macht ihn mir so werth; und wenn er nichts bedeutendes gesagt hätte, als dies eine Wort, so müsste ich ihn schon darum eh-(222)ren und lieben. Und grade er musste es sagen, er, der ganz im klaren Verstande lebte, der fast ohne Fantasie war, ausser im Witz, er musste es sagen, mitten aus der dicht umgebenden Gemeinheit heraus, wie eine Stimme in der Wüste. —

Es sollte nun dem Plane gemäss in diesem Versuch der ausführlichere Beweis folgen, auch die Meinung sei irrig, Lessing für einen Kunstrichter zu halten; gegründet auf das Factum, dass es ihm an historischem Sinn und an historischer Kenntniss der Poesie fehlte. Und wie ist Einsicht auch bei kritischem Geiste in diesem Gebiete möglich, wenn es so ganz an Gefühl und Anschauung gebricht?

Wer bedarf noch des Beweises, dass die Franzosen keine Dichter haben und keine gehabt haben, man müsste denn etwa Büffon und vielleicht Rousseau so nennen wollen? Und doch kann, was Lessing gegen Corneille oder Voltaire sagt, nicht für Kritik gelten, wegen jener Mängel; soll es aber Polemik sein, so hat er bessere aufzuweisen, auch dürfte der Gegenstand eine andre fodern, nicht so schwerfällig vielleicht in den Anstalten zum Zweck, aber poetischer in der Form.

Hört doch endlich auf, an Lessing nur das zu rühmen, was er nicht hatte und nicht konnte, und (223) immer wieder seine falsche Tendenz zur Poesie und Kritik der Poesie, statt sie mit Schonung zu erklären und durch die Erklärung zu rechtfertigen, sie nur von neuem in das grellste Licht zu stellen. Und wenn ihr denn einmal nur bei dem stehen bleiben wollt, was wirklich in ihm zur Reife gekommen und ganz sichtbar geworden ist, so lasst ihn doch wie er ist, und nehmt sie, wie ihr sie findet, diese Mischung von Litteratur, Polemik, Witz und Philosophie.

Diese Mischung eben war es, die mich schon frühe zu ihm zog, und mich noch an ihn fesselt.

Ich möchte den Charakter derselben auf meine Weise ausdrücken, und meine Neigung dazu. Wie kann es besser geschehen, als durch eine Anthologie eigner Gedanken, die im Innern und Aeussern dahin zielen?

Es sei ein gefälliges Todtenopfer für den Unsterblichen, den ich mir frühe zum Leitstern erkohr.

Lasst auch mich der Sitte folgen, die immer allgemeiner wird, allegorische Namen zu lieben, und wenn andre Euch Blüthen oder

Früchte in köstlichen Gefässen reichen, diese fragmentarische Universalität ganz einfach Eisenfeile nennen, um so durch Ein Symbol noch an das Zerstückelte der, wie es schei-(224)nen möchte, formlosen Form zu erinnern und doch zugleich die innere Natur des Stoffs treffend genug zu bezeichnen.

Eisenfeile.[a])

1\.
Jedes Volk will etc. *[L 133 (2); oben S. 182.]*

2\.
Es ist unmöglich, jemanden etc. *[L 152 (74); oben S. 193.]*

3\.
Man muss das Brett etc. *[L 135 (10); oben S. 184.]*

4\.
Alles beurtheilen etc. *[L 159 (102); oben S. 197.]*

5\.
(225) Es ist indelikat etc. *[L 169 (127); oben S. 202.]*

6\.
Wie viel Autoren etc. *[L 150 (68); oben S. 192.]*

7\.
War nicht alles, etc. *[L 165 (118); oben S. 200.]*

8\.
Folgendes sind etc. *[L 158 (98); oben S. 196.]*

9\.
Wer nicht selbst etc. *[L 158 (99); oben S. 196.]*

10\.
(226) Es giebt so viele Schriftsteller, weil Lesen und Schreiben jetzt nur dem Grade nach verschieden sind.

11\.
Die beiden Hauptgrundsätze etc. *[L 137 (25); oben S. 186.]*

12\.
Zur Popularität gelangen etc. *[L 153 (79); oben S. 194.]*

[a]) *Bei der folgenden Auswahl aus den Lyceums- und Athenäumsfragmenten citire ich nur die Anfangsworte der einzelnen Fragmente, setze in Klammern die Seiten- und Nummernziffer des ersten Druckes bei (L bezeichnet das Lyceum, A das Athenäum) und verweise den Leser auf die Stelle, wo das Fragment in der vorliegenden Ausgabe gedruckt ist.*

13.

(227) Es hat etwas kleinliches, etc. *[L 154 (81); oben S. 194.]*

14.

In dem, was man etc. *[L 135 (12); oben S. 184.]*

15.

Die dramatische Form etc. *[A 6 (17); oben S. 206.]*

16.

(228) Das sicherste Mittel etc. *[A 7 (19); oben S. 206.]*

17.

Die Kantische Philosophie etc. *[A 7 (21); oben S. 206.]*

18.

Nicht selten ist das Auslegen etc. *[A 9 (25); oben S. 207.]*

19.

Uebersichten des Ganzen, etc. *[A 19 (72); oben S. 214.]*

20.

(229) Es giebt Menschen etc. *[A 23 (88); oben S. 216.]*

21.

Bei den Ausdrücken, etc. *[A 25 (99); oben S. 217.]*

22.

Man kann niemand zwingen, etc. *[A 37 (143); oben S. 225.]*

23.

(230) Seit mehr als einem Jahrhundert machte man in England Gedichte, Schauspiele, Romane, Historien und Essays aus Stroh. Endlich ist diese Erfindung auch auf das Papier selbst angewandt worden.

24.

Ein Gedicht oder ein Drama, etc. *[A 67 (245); oben S. 243.]*

25.

Sie jammern immer, etc. *[A 75 (275); oben S. 248.]*

26.

(231) Leibnitz liess sich etc. *[A 74 (270); oben S. 248.]*

27.

Vieles, was Dummheit scheint, etc. *[A 76 (278); oben S. 249.]*

28.

Wenn Verstand und Unverstand etc. *[A 81 (300); oben S. 252.]*

29.

(232) Noch bewundern die Philosophen etc. *[A 82 (301); oben S. 252.]*

30.
Ueber das geringste Handwerk etc. *[A 89 (321); oben S. 257.]*

31.
Das beständige Wiederholen etc. *[A 90 (322); oben S. 257.]*

32.
(233) Der gepriesne Salto mortale etc. *[A 101 (346); oben S. 263.]*

33.
Es ist noch ungleich gewagter, etc. *[A 102 (347); oben S. 263.]*

34.
Leibnitz bedient sich einmal, etc. *[A 105 (358); oben S. 265.]*

35.
(234) Der Instinct spricht dunkel etc. *[A 117 (382); oben S. 271.]*

36.
Wenn eine Kunst etc. *[A 106 (360); oben S. 266.]*

37.
(235) Um jemand zu verstehn, etc. *[A 123 (401); oben S. 275.]*

38.
Bei der Frage etc. *[A 123 (402); oben S. 275.]*

39.
Von einer guten Bibel etc. *[A 105 (357); oben S. 265.]*

40.
(236) Polemische Totalität etc. *[A 122 (399); oben S. 274.]*

41.
Opfre den Grazien etc. *[A 140 (431); oben S. 284.]*

42.
Man soll etc. *[A 73 (264); oben S. 247.]*

43.
Wenn jede rein willkührliche etc. *[A 119 (389); oben S. 272.]*

44.
(237) Es wäre zu wünschen, etc. *[A 101 (345); oben S. 263.]*

45.
Gott ist nach Leibniz etc. *[A 94 (333); oben S. 259.]*

46.
Classisch zu leben etc. *[A 38 (147); oben S. 226.]*

47.
(238) Werke, deren Ideal etc. *[A 30 (117); oben S. 221.]*

48.

Den Witz achten etc. *[A 31 (120); oben S. 221.]*

49.

Die wichtigsten wissenschaftlichen Entdeckungen etc. *[A 58 (220); oben S. 238, vgl. Lesarten.]*

50.

Es giebt eine Mikrologie etc. *[A 27 (109); oben S. 219.]*

51.

(239) Die Philosophen, etc. *[A 27 (112); oben S. 219.]*

52.

Dass man eine Philosophie etc. *[A 25 (103); oben S. 218.]*

53.

Man kann nur Philosoph werden, etc. *[A 15 (54); oben S. 211.]*

54.

Die, welche Profession etc. *[A 13 (41); oben S. 210.]*

55.

(240) Neu oder nicht neu etc. *[A 13 (45); oben S. 210.]*

56.

Die meisten Gedanken etc. *[A 12 (39); oben S. 209.]*

57.

Kant hat den Begriff etc. *[A 3 (3); oben S. 204.]*

58.

(241) Manches kritische Journal etc. *[L 134 (5); oben S. 184.]*

59.

Die Kritik ist die Kunst, die Scheinlebendigen in der Litteratur zu tödten.

60.

Eine gute Vorrede etc. *[L 134 (8); oben S. 184.]*

61.

Wenn der Autor etc. *[A 18 (66); oben S. 213.]*

62.

Das goldne Zeitalter der Litteratur würde dann sein, wenn keine Vorreden mehr nöthig wären.

63.

(242) Wenn manche mystische Kunstliebhaber, etc. *[L 148 (57); oben S. 191.]*

64.

Anmaassend ist es freilich etc. *[A 8 (23); oben S. 207, vgl. die Lesarten.]*

65.

(243) Sollte nicht unter andern etc. *[A 33 (123); oben S. 223.]*

66.

Einige gute Schriftsteller etc. *[L 139 (32); oben S. 186, vgl. die Lesarten.]*

67.

Wer etwas Unendliches etc. *[L 146 (47); oben S. 190.]*

68.

Ungern vermisse ich etc. *[L 154 (80); oben S. 194.]*

69.

Man hat von manchem etc. *[A 5 (12); oben S. 205.]*

70.

(244) Wenn gemeine Menschen etc. *[A 91 (326); oben S. 258.]*

71.

Dass ein Prophet etc. *[A 90 (323); oben S. 257.]*

72.

(245) Jeder rechtliche Autor etc. *[L 155 (85); oben S. 195.]*

73.

Heraklit sagte, etc. *[A 89 (318); oben S. 256.]*

74.

Die einfachsten und nächsten Fragen, etc. *[L 166 (121); oben S. 201.]*

75.

Es ist eine unbesonnene etc. *[L 167 (123); oben S. 201.]*

76.

(246) Maximen, Ideale, Imperative etc. *[L 153 (77); oben S. 194.]*

77.

Um über einen Gegenstand etc. *[L 140 (37); oben S. 187.]*

78.

(248) Es giebt Schriftsteller etc. *[L 147 (54); oben S. 191.]*

79.

Ein recht freier etc. *[L 147 (55); oben S. 191.]*

80.

Eins von beiden etc. *[L 139 (33); oben S. 187.]*

81.

Witz ist eine Explosion von gebundnem Geist. Ein Einfall ist etc. *[L 156 (90) und L 139 (34); oben S. 187 u. 195, vgl. die Lesarten.]*

82.

(249) Man soll von jedermann etc. *[L 136 (16); oben S. 185, vgl. die Lesarten.]*

83.

Hippel, sagt Kant, etc. *[L 144 (43); oben S. 189.]*

84.

Die harmonische Plattheit etc. *[L 157 (95); oben S. 196.]*

85.

(250) Was man gewöhnlich etc. *[L 160 (104); oben S. 197.]*

86.

Es giebt so viele etc. *[L 164 (114); oben S. 199.]*

87.

Poesie kann nur durch etc. *[L 165 (117); oben S. 200.]*

88.

Chamfort war, etc. *[L 163 (111); oben S. 199.]*

89.

(251) Der Zweck der Kritik etc. *[L 155 (86); oben S. 195.]*

90.

Die Demonstrationen etc. *[A 21 (82); oben S. 215.]*

91.

(252) Es giebt eine Rhetorik etc. *[A 35 (137); oben S. 224.]*

92.

(253) Man glaubt Autoren etc. *[A 111 (367); oben S. 268.]*

93.

Man betrachtet etc. *[A 119 (387); oben S. 272.]*

94.

In England ist der Witz etc. *[L 150 (67); oben S. 192.]*

95.

(254) Eine classische Schrift etc. *[L 136 (20); oben S. 185.]*

96.

Die Sokratische Ironie ist etc. *[L 161 (108); oben S. 198.]*

97.

(255) Ironie ist etc. *[L 146 (48); oben S. 190.]*

* * *

Und so nehmt denn mit und ohne Ironie, was Euch eben so dargeboten wurde; und haltet nur getrost die eine oder andre

dieser combinatorischen (256) Anregungen Eures ernstlichsten Nachdenkens würdig. Scheint Euch diese Anfoderung zu schwer und mancher der hingeworfnen Gedanken zu leicht: so zieht, wenn es möglich ist, in gewissenhafte Erwägung, dass vielleicht einiges mit Absicht so leicht sei, um denjenigen, für den auch das Schwere gesagt ist, in die jovialische Stimmung zu versetzen und darin zu erhalten, in der es den Sterblichen am ersten vergönnt ist, das imponderable Gewicht des wahren Ernstes und der ernsten Wahrheit zu empfinden; des wahren Ernstes, der in so vielen Fällen auch der wahre Scherz zu sein pflegt.

Ihr merkt schon an der feierlichen Wendung, dass es meine Absicht sei, Euch ein kritisches Lebewohl zu sagen.

Nicht dass ich gesonnen wäre, die rühmlich geführten Waffen der Ironie im Tempel der Polemik aufzuhängen und den Kampfplatz andern zu überlassen. Nein, ich werde es mir nicht versagen, mit den Werken der poetischen und der philosophischen Kunst wie bisher so auch ferner für mich und für die Wissenschaft zu experimentiren. Aber ich werde diese Beschäftigung, die meine Idiosynkrasie mir zum Gesetz macht, von nun an auf die beiden Zwecke einer Geschichte der Dichtkunst und einer Kritik der Philosophie durchaus beschränken. Die (257) letzte wird zum Theil Polemik sein müssen: so dass also auch von dieser Seite meine Bekehrung nicht als vollständig angesehn werden kann. Die Resignation wird vorzüglich nur darin bestehen, dass ich es der neuen Zeit und allem, was ihr angehört, von nun an überlassen werde, sich selbst zu kritisiren; ein Geschäft, das sie wahrscheinlich mit eben so viel Kraft und Muth, als Lust und Laune betreiben wird, wie so manches andre von grösserm Gewicht; es müsste denn sein, dass die Muse der Komödie es anders lenkte und auch von mir ein kleines Opfer leichter Saturnalien foderte.

Ich habe den Beschluss dieses Bruchstücks zu einer Vorrede des Ganzen bestimmt; denn es sollte der Natur der Sache gemäss mehr eine Nachrede als eine Vorrede sein. Aber werdet Ihr auch eine Reihe von Studien für ein Ganzes halten wollen, bloss deswegen, weil sie von Einem Geist beseelt, und in diesem nicht ohne Zusammenhang entstanden sind? Diess bleibe Euch und Eurer unbedingten Willkühr überlassen. Jene Einheit des Geistes aber kann ich nachweisen; in der unverkennbaren Tendenz aller jener Versuche und in der unwandelbaren Maxime.

Diese Tendenz ist: trotz eines oft peinlichen Fleisses im Einzelnen — seines Fleisses, sagt Les-(258)sing, darf sich jedermann rühmen — dennoch alles im Ganzen nicht sowohl beurtheilend zu würdigen, als zu verstehen und zu erklären.

Dass man im Kunstwerke nicht bloss die schönen Stellen empfinden, sondern den Eindruck des Ganzen fassen müsse; dieser Satz wird nun bald trivial sein, und unter die Glaubensartikel

gehören. Weiter noch gehn die Philosophen, und fodern, ja versuchen, sich selbst und andre im Ganzen zu verstehen, mag der Autor auch dieses Ganze, den gemeinsamen Geist in einen noch so geistlosen Buchstaben gehüllt, und in eine sehr complicirte Reihe vieler, vielleicht etwas confuser Schriften zerstreut haben. Aber auch das genügt mir bei weitem noch nicht; und ich denke, wenn ihr es wirklich erkannt habt, dass man das Werk nur im System aller Werke des Künstlers ganz verstehe, so werdet ihr es über kurz oder lang auch wohl anerkennen müssen, dass nur der den Geist des Künstlers kennt, der diejenigen gefunden hat, auf die er sich, äusserlich vielleicht durch Nationen und Jahrhunderte getrennt, unsichtbar dennoch bezieht, mit denen er ein Ganzes bildet, von dem er selbst nur ein Glied ist; werdet es anerkennen müssen, dass dieser organische Zusammenhang Aller das Genie von dem blossen Talent unterscheidet, welches eben da-(259)durch, dass es isolirt ist, sich als falsche Tendenz der Kunst und der Menschheit verräth. So muss auch das Einzelne der Kunst, wenn es gründlich genommen wird, zum unermesslichen Ganzen führen! Oder glaubt Ihr in der That, dass wohl alles andre ein Gedicht und ein Werk sein könne, nur die Poesie selbst nicht? —

Wollt Ihr zum Ganzen, seid Ihr auf dem Wege dahin, so könnt Ihr zuversichtlich annehmen, Ihr werdet nirgends eine natürliche Gränze finden, nirgends einen objectiven Grund zum Stillstande, ehe Ihr nicht an den Mittelpunct gekommen seid. Dieser Mittelpunct ist der Organismus aller Künste und Wissenschaften, das Gesetz und die Geschichte dieses Organismus. Diese Bildungslehre, diese Physik der Fantasie und der Kunst dürfte wohl eine eigne Wissenschaft sein, ich möchte sie Encyklopädie nennen: aber diese Wissenschaft ist noch nicht vorhanden.

Und eben weil sie noch nicht vorhanden ist, diese Wissenschaft, darf ich für meine im Geist derselben entworfnen kritischen Versuche und Bruchstücke die ernstlichste Aufmerksamkeit und Theilnahme fodern. Denn ihr mögt nun simple bloss passive Leser sein, oder was mir wahrscheinlicher ist, angehende Kritiker und also reagirende Leser, so wer-(260)det Ihr in ihnen, wenn Ihr es nur suchen wollt, nicht weniges finden können, was Euch über den eigentlichen Sinn Eures Geschäfts selbst entweder ein wahres Licht geben, oder doch den Schein des falschen Lichts vernichten kann.

Nur das Eine will ich noch über jene Encyklopädie sagen. Entweder hier ist die Quelle objectiver Gesetze für alle positive Kritik oder nirgends. Und wenn dem so ist, so kann, das folgt unmittelbar, wahre Kritik gar keine Notiz nehmen von Werken, die nichts beitragen zur Entwicklung der Kunst und der Wissenschaft; ja es ist sonach eine wahre Kritik auch nicht einmal möglich von dem, was nicht in Beziehung steht auf jenen Organismus

der Bildung und des Genies, von dem, was fürs Ganze und im Ganzen eigentlich nicht existirt.

Es kann der Fall sein, dass man sich des Beweises dieser Nichtexistenz und Nullität nicht überheben darf; und damit ist die Nothwendigkeit der Polemik auf eine Weise deducirt, die, weil sich jene einzelnen Fälle und das Dringende derselben sehr evident machen lassen, auf eine verhältnissmässig allgemeine Einstimmung rechnen darf. Mir aber ist die Polemik noch weit mehr als das, weit mehr als nur ein nothwendiges Uebel; wenn sie ist, wie (261) sie sein soll, so ist sie mir das Siegel von der lebendigsten Wirksamkeit des Göttlichen im Menschen, der Prüfstein eines reifen Verstandes. Sollte es nicht der Anfang aller Erkenntniss sein, das Gute und das Böse zu unterscheiden? So ist wenigstens mein Glaube; und wenn ich sehe, dass ein Mann in seiner eigenthümlichen Sphäre sich nur mit einer leichten und oberflächlichen Toleranz begnügt, und nicht das Herz hat, irgend etwas Ausgezeichnetes unbedingt zu verwerfen und als böses Princip zu setzen, so muss ich meiner Denkart gemäss denken, er sei noch eben nicht im Klaren, wenn er auch, was die äussere Erscheinung betrifft, vor lauter Klarheit leuchten sollte.

Rechtfertigen kann ich diesen Glauben hier nicht und diese Polemik; aber ich denke, meine Philosophie und mein Leben werden es. Hier kann ich vor der Hand nur die absolute *Subjectivität* alles dessen, was sich darauf bezieht, anerkennen, und Euch selbst die Maxime sagen, die mich leitete, um Es euch dadurch auf den Fall, dass Ihr mich verstehen wollt, ganz leicht zu machen. Es ging mein Bestreben nicht sowohl dahin, die grosse Menge der schwachen Subjecte, die in jeder Sphäre der Kunst ihre nichtige Thätigkeit zwecklos treibt, zu annihiliren, als vielmehr die Scheidung des gu-(262)ten und des bösen Princips bis auf die höchsten Stufen der Kraft und der Bildung fortzusetzen: denn dazu fand ich mich besonders berufen. Daher sind oft vielleicht grade dieselben die mit reifem Bedacht gewählten Gegenstände meiner Polemik, welche für andre, die es weniger genau nehmen, Ideale der Nachbildung sein können. Eben daher lernte ich mit Ironie bewundern.

Jene Maxime werde ich auch ferner befolgen, und um so weniger ist es nöthig, noch etwas darüber zu sagen. Um aber die Anerkennung der erwähnten Subjectivität desto entschiedner zu sanctioniren, schliesse ich das Ganze mit dem subjectivsten, was es geben kann, mit einem blossen Gedicht.

Nur von Lessing zuvor noch einige Worte, wiewohl auch das Gedicht ihn mit angeht, und die Stelle, die er darin einnimmt, den Grad und die Art der Ehrfurcht, die ich für ihn hege, besser als alles andre auszudrücken vermögen wird.

Und warum ehre ich denn nun den Mann so hoch, dem ich vieles ganz abspreche, was andre einzig an ihm loben?

Ich werde es Euch sehr kurz und sehr deutlich sagen können, und solltet Ihr dennoch wie bisher über Unverständlichkeit klagen, so hoffe ich Euch wenigstens klar zu machen, dass es nicht am (263) Ausdruck, sondern an der Sache liegt. Uebrigens bleibt mir auf diesen Fall nur der fromme Wunsch, dass Ihr doch einmal anfangen möchtet, das Verstehen zu verstehen; so würdet Ihr inne werden, dass der Fehler gar nicht da liegt, wo Ihr ihn sucht, und würdet Euch nicht mehr mit solchen confusen Begriffen und leeren Fantomen täuschen.

Ich ehre Lessing wegen der grossen Tendenz seines philosophischen Geistes und wegen der symbolischen Form seiner Werke. Wegen jener Tendenz finde ich ihn genialisch; wegen dieser symbolischen Form gehören mir seine Werke in das Gebiet der höhern Kunst, da eben sie — nach meiner Meinung — das einzige entscheidende Merkmal derselben ist.

Wenn Ihr versuchen wollt, Autoren oder Werke zu verstehen, d. h. sie in Beziehung auf jenen grossen Organismus aller Kunst und Wissenschaft genetisch zu construiren; so werdet Ihr bemerken, dass es vier Kategorien giebt, in die sich alles scheidet, was Ihr bei einer solchen Construction Charakteristisches in dem Phänomen der Kunstwelt findet; vier Begriffe, unter die sich das alles fügt: Form und Gehalt, Absicht und Tendenz. Aber nicht alle diese Kategorien sind auf jedes Werk, auf jeden Autor anwendbar.

(264) Alle Gedanken eines Spinosa, eines Fichte könnt Ihr auf einen einzigen Centralgedanken reduciren, und diese über die allgepriesne Consequenz eben so weit erhabne als ganz von ihr verschiedne Identität des ganzen Stoffs kann Euch lehren, dass dieser hier die Hauptsache sei, wenn Ihr die Bemerkung hinzunehmt, dass die Form selbst bei jedem dieser beiden kühnsten und vollendetsten Denker nur ein Ausdruck, Symbol und Wiederschein des Inhalts ist, nämlich des Wesentlichen, des einen und untheilbaren Mittelpuncts des Ganzen. Darum ist die Form des Einen die der Substanz und Permanenz, Gediegenheit, Ruhe und Einheit, die des andern Thätigkeit, Agilität, rastlose Progression, kurz der diametrale Gegensatz der ersten. Nach Absicht im Ganzen kann man nur bei einem Jakobi oder Kant fragen, weil diese keine Tendenz haben, oder welches eben so viel sagt, eine absolut falsche; eine Tendenz, die, mag es durch den verwickelten krummen Gang, der solchen Naturen eigen ist, noch so künstlich verhüllt und dem gemeinen Auge tief verborgen sein, zuletzt einzig und allein auf dasjenige sich beziehn lässt, was für den Philosophen durchaus keine Realität hat. Dergleichen Naturen habt ihr verstanden, wenn Ihr aus der Complexion der Nebenabsichten, an (265) denen sie so reich zu sein pflegen, die Centralabsicht des Ganzen gefunden habt; wo sich dann oft das Fantom von selbst in sein Nichts auf-

lösen würde. Nicht so bei jenen Grossen. Da könnt Ihr in einzelnen Werken vielleicht Absichten sehr klar und rein ausgedrückt finden. Im Ganzen werdet Ihr aber nie eine Absicht nachweisen und begründen können als die, das, was ihre Tendenz ist, unbedingt darzustellen oder unbedingt mitzutheilen. Da ist also die Tendenz alles.

Desgleichen bei Lessing, der den Spinosa liebte, wenn es gleich nicht möglich war, dass er ihn, ehe der Gegensatz seiner Ansicht entdeckt war, vollkommen verstehen und in diesem Sinne Spinosist sein konnte. Er liebte Spinosa, und Fichte muss ihn, seiner Denkart und seinen Grundsätzen gemäss, ehren. Das ist das beste Lob für Lessings Anlage zur Speculation. Da er nicht zu jenen grossen Erfindern gezählt werden kann, da er nur die *Skizze* eines vortrefflichen Philosophen blieb, so kann auch bei ihm nicht von dem Stoff, dem System seiner Gedanken die Rede sein. Desto mehr aber von der *Form*.

Zuvor muss ich nur Eins erinnern. Was Ihr in den philosophischen Büchern von der Kunst und von der Form gesagt findet, reicht ungefähr hin, (266) um die Uhrmacherkunst zu erklären. Von höherer Kunst und Form findet ihr auch nirgends nur die leiseste Ahndung, so wenig, wie einen Begriff von Poesie.

Das Wesen der höhern Kunst und Form besteht in der *Beziehung aufs Ganze*. Darum sind sie unbedingt zweckmässig und unbedingt zwecklos, darum hält man sie heilig wie das Heiligste, und liebt sie ohne Ende, wenn man sie einmal erkannt hat. Darum sind alle Werke Ein Werk, alle Künste Eine Kunst, alle Gedichte Ein Gedicht. Denn alle wollen ja dasselbe, das überall Eine und zwar in seiner ungetheilten Einheit. Aber eben darum will auch jedes Glied in diesem höchsten Gebilde des menschlichen Geistes zugleich das Ganze sein, und wäre dieser Wunsch wirklich unerreichbar, wie uns jene Sophisten glauben machen wollen, so möchten wir nur lieber gleich das nichtige und verkehrte Beginnen ganz aufgeben. Aber er ist erreichbar, denn er ist schon oft erreicht worden, durch dasselbe, wodurch überall der Schein des Endlichen mit der Wahrheit des Ewigen in Beziehung gesetzt und eben dadurch in sie aufgelöst wird: durch Allegorie, durch Symbole, durch die an die Stelle der Täuschung die *Bedeutung* tritt, das einzige Wirkliche im Dasein, weil nur der Sinn, der (267) Geist des Daseins entspringt und zurückgeht aus dem, was über alle Täuschung und über alles Dasein erhaben ist.

Gebt der gemeinen Kunst so viel Würde und so viel Anmuth als Ihr wollt: es wird nie die höhere daraus werden. Oder glaubt Ihr, dass ein mächtiger Baum aus Hülsen ohne Kern und Kraft emporwachsen könne? —

Und ihr mögt noch so sehr auf die Absonderung der Natur und der Kunst dringen: auf jenem falschen Wege wird es Euch in Ewigkeit nicht gelingen.

Für die höhere Kunst und ihren Begriff existirt diese Schwierigkeit gar nicht. Sie ist selbst Natur und Leben und schlechthin Eins mit diesen; aber sie ist die Natur der Natur, das Leben des Lebens, der Mensch im Menschen; und ich denke, dieser Unterschied ist für den, der ihn überhaupt wahrnimmt, warlich bestimmt und entschieden genug. Sollte aber dennoch jemand einen bestimmtern fodern zu müssen glauben, so wird er, was er fodert und glaubt, schwerlich sich selbst klar zu machen im Stande sein.

Jedes Gedicht, jedes Werk soll das Ganze bedeuten, wirklich und in der That bedeuten, und durch die Bedeutung und Nachbildung auch wirklich (268) und in der That sein, weil ja ausser dem Höheren, worauf sie deutet, nur die Bedeutung Dasein und Realität hat.

Habt Ihr diese symbolische Form noch nie wahrgenommen, habt Ihr noch nie unterschieden, ob ein Werk nach dem vegetabilischen oder nach dem animalischen Organismus construirt sei, könnt Ihr nicht wenigstens die Farbe und den Farbenton in einem Gedicht empfinden: so lasst es nur mit der Poesie, oder glaubt wenigstens ohne Scheu und Rücksicht, dass Euch noch einiges in diesem Gebiet, dessen Umfang nie ein Sterblicher ermessen wird, neu und unbekannt sei: denn das, was ich erwähnt habe, ist grade das Erste und Letzte, das Wesentliche und Höchste; damit nimmt der Begriff der höhern Kunst seinen Anfang.

Diese Kunst ist nur Eine. Darum fodre ich auch von dem philosophischen Werk eine symbolische Form; und denkt nur nicht, dass es mir an Beispielen fehlen würde, sie nachzuweisen. Ich könnte Philosophen anführen, bei denen alles kreisförmig ist; andre, die nur im Schema der Triplicität construiren können; auch Ellipsen wollte ich aufzeigen und noch manches andre, was Euch nur ein Spiel meines Witzes scheinen würde. Ich begnüge mich (269) zu bemerken, dass die bis jetzt vorhandnen philosophischen Formen mathematischer Art sind.

So auch Lessings Form, die Ihr selbst vielleicht für die höchste in dieser Sphäre anerkennen werdet.

Man nennt das Paradoxe zu Zeiten excentrisch. Es ist überhaupt eine löbliche Maxime, die Aussprüche des Gemeinsinns mit Absicht buchstäblicher zu nehmen, als sie gemeint sind; und grade hier ist es ganz besonders der Fall.

Giebt es wohl ein schöneres Symbol für die Paradoxie des philosophischen Lebens, als jene krummen Linien, die mit sichtbarer Stetigkeit und Gesetzmässigkeit forteilend immer nur im Bruchstück erscheinen können, weil ihr eines Centrum in der Unendlichkeit liegt?

Eine solche transcendente Linie war Lessing, und das war die primitive Form seines Geistes und seiner Werke.

Am klarsten und fasslichsten findet Ihr sie in Ernst und Falk, seinem gebildetsten, vollendetsten Product. Habt Ihr sie da

verstanden, so werdet Ihr sie auch wohl in der Erziehung des Menschengeschlechts sehen; und auch, in einem grössern Maassstabe sogar, aber mit den störenden Zusätzen eines nichtigen Stoffs oder einer fal-(270)schen Tendenz, im ganzen Anti-Götze, als Ein Werk betrachtet, und in der Dramaturgie; im grössten Maassstabe aber in dem Ganzen seiner litterarischen Laufbahn.

Dieselbe Form grade ist die des Plato; und Ihr werdet keinen einzelnen Dialog und keine Reihe von Dialogen verständlich construiren können, als nach jenem Symbol.

Was soll man zu dem Manne sagen, den sein Genie mitten aus dieser Gemeinheit und dieser Fülle von falschen Tendenzen grade in der Form des Ganzen der Höhe des erhabensten Philosophen und des kunstreichsten Redekünstlers näherte?

Herkules Musagetes.

Opfre dich selber zuvor und alles was sterblich der Muse,
 Freudig im flammenden Tod fühlend den göttlichen Geist.
So hab' ich frühe gedacht und werde ja fürder so denken:
 Denn wie reute den Mann, was er so männlich beschloss?
Schamlos mehret die Bücher, die schon im Druck sich erdrücken,
 Tinte vergiessend das Volk, immer noch thätig um Nichts.
Aber was schadet es viel? Ja wenn auch der Laie, der Sinn hat,
 Weg sich wendend vom Lärm alles zusammen verdammt,
Seh ich gelassen es an: denn ich weiss ja die alten Geschichten,
 (272) Wie es auch ehedem war, immer das Schöne verkannt.
Stellet mir selbst gegenüber den Mann, der gerüstet zum Kriege
 Höher den blinkenden Stahl als die Triumphe noch ehrt.
Ja, ich sehe den Stolz in der Brust und wie alles ihn nichts dünkt,
 Freudig die Fahne ihm fliegt, Thaten an Thaten gedrängt:
Denn ich empfinde des Herrlichen herrliches Loos und beneid' es,
 Hätte wohl selber wie gern rasch mit dem Leben gespielt,
Selber vom Auge, das lächelnd dem Freunde jetzt Freude nur leuchtet,
 Muth der muthigen Schaar, Schrecken dem Feinde geblitzt.
Andres beschlossen die Götter und willig nehm ich mein Schicksal,
 Trotz dem adlichen Neid froh und zufrieden im Muth.

Der Herkules Musagetes *ist abgedruckt in*
G: Friedrich Schlegel's Gedichte. Berlin, bei Julius Eduard Hitzig, 1809. S. 246—250 *(mit Varianten; nicht berücksichtigt).*
W: Friedrich Schlegel's sämmtliche Werke. Achter Band. Wien 1823. S. 307—313. *(Uebereinstimmend mit G; nicht berücksichtigt.)*
W_1: Fried. v. Schlegel's sämmtliche Werke. Zweite Original-Ausgabe. Neunter Band. Wien 1846. S. 265—269. *(Uebereinstimmend mit W; nicht berücksichtigt.)*

Nein, es verwirret mich nicht, dass so Göttliches da noch vorhanden,
Ach in jenem Bezirk, der mir auf ewig versagt.
(273) Nur wenn den Schutz den erbärmlichen gnädig die Herrscher uns reichen,
Regt in der Brust sich der Grimm, von uns zu werfen die Schmach.
Besser wir bleiben für uns im Dunkel gehasst und verachtet,
Als im ekeln Gemisch Hohes und Niedres zu sehn.
Wahrlich und wäre die Kunst ein Dendrit nur von besserem Leben,
Spräch ich: Wachse denn fort, wie die Natur dir gebeut.
Trauend der bildenden Kraft, die wohl einst noch den Lichtpunct,
Den der Wurm hier verlacht, strahlend zur Sonne verklärt.
Kühn drum wandl' ich auf einsamer Spur doch kundig des Weges,
Achte nicht auf den Staub folgend dem hellen Gestirn.
Klar erkenn' ich mich selbst und klar das ganze Verhältniss,
Alle die Häupter der Zeit, mitten im Kampf und am Ziel.
Lessing und Goethe, die haben die Bildung der Deutschen gegründet,
(274) Würdiger Quell warst du, heiliger Winkelmann, einst!
Was den beiden entrissen die Parce, das gab sie dem einen,
Kränzet die freundliche Stirn reichlich mit ewigem Grün.
Göttlich bewusstlos vernichtend, so kamest Du Fichte! von oben,
Blitztest mitten ins Volk, bald dann in Wolken verhüllt.
Anmuth gab Dir der Gott und den Tiefsinn künstlicher Dichtung,
Tiek, erfindsamer Freund. Werke verkünden Dich laut,
Und wohl schiene bestochen mein Lob, als rühmt' ich den Bruder,
Der im gediegenen Styl kunstreich die Farben vermischt,
Rührende Trauer und Schönheit verwebt in der herzlichen Klage.
Treue Pilaster der Kunst, seid mir Poeten gegrüsst!
Beide entzündet vereint denn der Dichtkunst blühende Iris,
Bis der leuchtende Glanz freudig die Erde umspannt!
(275) Euch, ja nur Euch verdank' ich des alten Wunsches Erfüllung,
Dass nun melodische Kraft brausend der Lippe entströmt.
Heiliger brannte die Flamme noch nie vom reinen Altare,
Als mir tief in der Brust glüht das erhabene Herz;
Und die so leicht wohl befriedigt der kleinen Vollendung sich freuen,
Alle wieg ich sie auf durch die erfindende Kraft.
Nur an der Sprache gebrach es, wenn Ihr sie nicht endlich gegeben,
Denen Aurora wohl selbst himmlische Farben verlieh,
Nachzubilden die kindlichen Spiele im Tiefsten der Seele.
O wie gesteh ich so gern, dass ich der Freunde bedarf!
Denn in den Freunden nur leb' ich, verbunden auf ewig mit jenen,
Die ich dankbar genannt, göttlicher Ritter! mit Dir
Eins zu werden gesinnt, wie ich schnell Dich liebend umfasste
(276) Redner der Religion, früher Novalis! auch Dich.
Fester umarm' ich Euch stets, und so lasst mir die Flammen gewähren;
Denn nicht Liebe allein schlägt ja in männlicher Brust.
So wie die Guten erkenn' ich die Schlechten; verschmähend die Menge
Wählt' ich die Stärkeren gern tödtend mit löblichem Hass.
Manchen schon traf ich, der innerlich faul, und es hat sich bestätigt,
Mancher ist tückisch gesinnt, dem ich die Larve zerbrach.
Sieben weiss ich, die ehret der Pöbel, für den sie auch gut sind;
Nur dass der bessre sich täuscht, reizt mich zu heiligem Zorn.
Redlich wurden die Kleinen geneckt, die ich auch nicht verschonte:
Dass das Gesindel mich hasst, hab ich ja wahrlich verdient.
Dennoch ist freundlich mein Sinn, und wie hab' ich freudig vernommen,
Was nur der Genius sprach, oft noch von keinem erkannt?
(277) Ja willkommen sind alle, die nur empfänglich sich zeigen;
Aber so redlich ihrs meint, höret das einzige Wort:
Freudig durchdringe Euch rasch, was die herrschenden Geister gebildet,
Nur bei den Wunden des Herrn, macht doch nicht alles gleich nach!

Auf und vernehme denn jeder die muthigen Lehren in Kürze,
Die mich das Leben gelehrt, Wahrheit und Liebe geweiht:
Willst Du leben der Kunst, so könne dem Leben entsagen,
Was dem Volke so scheint, fliehen wie langsamen Tod.
Wahrheit wolltest Du geben, zurück nur behalten die Liebe?
Wenn Du nicht beide verkennst, ist es noch dunkel in Dir.
Nicht nach dem Zweck und der Wirkung frag' und dem äussern Verhältniss,
Sondern von innen heraus bilde für sich nur das Werk.
Ehre die marmornen Männer; denn löblich sind sie von Ferne:
(278) Doch wenn Du glühend Dich nahst, friert auf der Lippe das Wort.
Siehst Du wo Liebe verborgen, so hauch ihr flammende Nahrung,
Dass der freudige Keim wachse zum Göttergebild.
Nicht den Schwächeren wähle zum Freund Dir, um weichlich zu ruhen:
Sondern wer gleich Dir an Geist kräftig Dich regt und ergänzt.
Bücher verschlingend, wie Cato der strenge bei nächtlicher Lampe,
Dräng der Jahrhunderte Mark mächtig zusammen in Dir.
Wie nach dem Golde im Schacht unermüdlich der Grabende suchet,
Grabe Du tief in das Buch, bis Du gefunden den Kern.
Jegliches werde zur Kunst Dir, gebildeter was Du berührest:
Wem das kleinste zu klein, dem ist auch grosses zu gross.
Ja auch das Werk, das theuer erkaufte, es bleibe Dir köstlich;
Aber so Du es liebst, gieb ihm Du selber den Tod,
(279) Haltend im Auge das Werk, das der Sterblichen keiner wohl endet:
Denn von des Einzelnen Tod blüht ja des Ganzen Gebild.
Lange schon kanntest den Stoff Du, den einen, dess Fülle unendlich;
Fasse nun auch ins Gemüth dieses Geheimniss der Form:
Kennst die bewegliche Drei Du noch nicht und der Viere Gebilde,
Wahrlich, so wollt' es der Gott, findest Du nimmer die Eins.
Schaust Du geschwungen die Bahn hinaus sich verlieren ins Weltall?
Wer, was unendlich sie treibt, kennt und die doppelte Kraft,
Mag im gefälligen Kreise noch schöner vollenden das Ganze;
Ist ja in jeglichem Kreis zwiefach die Mitte und eins.
Leis' auch entfaltet der Keim sich, es wachsen die Blätter und Zweige,
Bis der farbige Kelch liebend in Feuer sich schmückt.
Nur in des Lichtes Gestalt, das so golden die Sonne uns sendet,
(280) Hüllt sich blüthenbekränzt kindlich das innere Licht.
Wurde Dir Blume die Welt, Du selbst nur ein leuchtender Spiegel,
Fühlst Du ewig das Grün frisch in lebendiger Welt,
Ahndest von muthigen Wogen umflossen denn bald das Geheimniss,
Wie das gegliederte All zeugendem Wasser entsprang,
Siehst die Natur im freudigen Thier und im Ringen der Wollust,
Siehst das schwellende Herz trunken von heisserem Blut;
Und es ergreift, weil Du schauest die Gottheit, die süsse Begier Dich,
Göttlich zeugend das Werk ähnlich zu bilden dem All.
Seelig der Mann, der so grosses zu denken vermag und zu bilden,
Welches zu deuten ja kaum sterblicher Sprache vergönnt.
Ihm wird jegliche Form und alle Gewächse sein eigen,
Sinnreich kann er sie leicht bilden zur schönen Gestalt,
(281) Höher die Formen verbinden zur Form in leichtem Gewebe,
Ewig die Spiele erneun, künstlich verschlungen in Eins.
Wirket denn, Freunde, mit fröhlichem Muth; und zum Garten der Musen
Wandelt herkulische Kraft noch die germanische Flur.

Bayerische Staatsbibliothek München

Im Verlage von

Carl Konegen in Wien (Heinrichshof)

ist ferner erschienen:

Auf Reisen. Briefe eines Dilettanten. 25 Bogen. 8. 1882.
Preis: fl. 3 = M. 6.

Hittmair, Dr. A. Die partikel *be* in der mittel- und neuhochdeutschen verbal-composition. 18 Bogen. 8. 1882.
Preis: fl. 3 = M. 6.

Hitzinger, Dr. H., Ritter von. Leben, Wirken und Stipendienstiftung des Grafen von und zu Windhag. 5 Bogen. gr. 8. 1882. Preis: fl. 1 = M. 2.

Hultzsch, Dr. Eug. Glossar zum Bombay departemental third book of Sanskrit. 5 1/2 Bogen. kl. 8. 1882.
Preis: 90 kr. = M. 1.80.

Krauss, Dr. F. S. De praepositionum usu apud sex scriptores historiae Augustae. 7 Bogen. 8. 1882.
Preis: fl. 1.40 = M. 2.80.

Mekler, Dr. Sigofr. Lectionum Graecarum specimen. 2 Bogen. 8. 1882. Preis: 40 kr. = M. —.80.

Minor, Dr. J. Die Leiche und Lieder des Schenken Ulrich von Winterstetten. 5 Bogen. Lex. 8. 1882. Preis: fl. 1.50 = M. 3.

Minor, Dr. J. und **Dr. A. Sauer. Studien zur Goethe-Philologie.** 18 Bogen. gr. 8. 1880. Preis: fl. 3 = M. 6.

Pawel, Jar. Die literarischen Reformen des XVIII. Jahrhunderts in Wien. 3 Bogen. Lex. 8. 1881. Preis: 60 kr. = M. 1.20.

Walz, Dr. Mich. Gârel von dem blüenden Tal. 4 Bogen. Lex. 8. 1881. Preis: 50 kr. = M. 1.

18 f 30 Bg

Druck von Adolf Holzhausen,
k. k. Hof- und Universitäts-Buchdrucker in Wien.

KARL KRAUSBART
Buchbinderei
MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlegel, Friedrich von

Friedrich Schlegel 1794 - 1802 ; seine prosaischen Jugendschriften

Bd.: 2

1882

Opp. 553 v-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11662756-6